Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Printed in Germa

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst



50. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1891

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1891. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Pro Rege. S. 49.
Der Zusammenschluß aller Ordnungsparteien. S. 97.
Zum deutsch-österreichischen Handelsvertrage. S. 289.
Artikel 31 der Reichsverfassung. S. 337.
Sorgen. S. 385.
Zeichen des Umschwungs. S. 481.
Zwei Nekrologe. S. 571.
Die deutsche Einheit. S. 577.

Die wirtschaftlichen Grundlagen der russischen Machtstellung. S. 241.

Das eherne Lohngesetz. S. 106.
Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung. S. 193.
Die Frau und der Sozialismus. S. 389.
Wie ist der deutschen Landwirtschaft zu helfen? S. 529.
Zur Frage der Fleischeinfuhr. Von A. Eschenbach. S. 582.

Zur Frage des bürgerlichen Gesetzbuches. S. 293.

Randbemerkungen zur Dezemberkonferenz. Von Otto Schroeder. S. 1.
Die Überbürdung. S. 55.
Sollen wir das Beste vergessen? Ein Nachwort zur Schulkonferenz. Von Eduard Zarncke. S. 165.
Volksschule und Volksleben. S. 257.
Die Stenographie in der Schule. S. 353.
Der deutsche Sprachverein und die deutsche Schule. Von Wilhelm Swoboda. S. 484.

Geschichte und Kulturgeschichte

Berlin und sein Hof im Jahre 1696. Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Bichi aus Siena. S. 20. 71.
Die Bauernbefreiung in Preußen. S. 112.
Die rote Fahne. Von Friedrich Perle. S. 157.
Die Kirchenpolitik des großen Kurfürsten. S. 199.
Napoleon der Erste und die positivistische Geschichtschreibung. S. 306.
Die konservativen Elemente Frankreichs vor der großen Revolution. S. 343.

Litteratur. Theater

Otto Ludwig in Leipzig. Von Adolf Stern. S. 31 81.
Rosegger als Dramatiker. Von Moritz Necker. S. 90.
Zur Ehrenrettung Ernst Theodor Wilhelm Hoffmanns. Von H. Pröhle. S. 121.
Neue Lyrik. S. 223.
Judith Trachtenberg. S. 315.
Der neue Herr. S. 375.
Von allerlei Dichterinnen. S. 456.
Schuldig! S. 504.

Daudet als Humorist und Satiriker. Von Otto Buchwald. S. 179.
Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart. Von Ernst Groth. 7. Jean Richepin. S. 268.
Lord Tennysons neueste Lyrik. Von Ernst Groth. S. 417.
Hedda Gabler. S. 464.
Björnsons Ragni. S. 548.
Thermidor. S. 567.

Kunst

Die Rembrandt-Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinet. 3. S. 128.
Diego Velazquez und sein Jahrhundert. Von Adolf Rosenberg. S. 366.

Verschiedenes

Georg Theodor Coch. S. 6.
Amerikanische Philosophie. S. 11.
John Lothrop Motley. S. 145.
Die Seefischerei von Neufundland. Von Gustav Zacher. S. 187.
Ein topographischer Atlas von Leipzig. S. 216.
Das Dunkel der Zukunft. S. 246.
Rokokostudien. 1. Das Tabaksdöschen. S. 322. — 2. Die Muffe. S. 510.
Die deutschen Kinderheilstätten an der See. S. 399.
Ranke und Gentz. Von Eugen Guglia. S. 409.
Calati und Emin Pascha. Von Friedrich Ratzel. S. 433.
Geschichtsphilosophische Gedanken. 1. 2. S. 443. — 3. 4. S. 494. — 5. S. 537. — 6. S. 587.
Reiselitteratur. S. 453.
Modernes Zeugniswesen. S. 468.
Allerhand Sprachdummheiten. S. 556. 611.
Das Buch des Dr. Karl Peters. Von Friedrich Ratzel. S. 600.

(RECAP)

0907
.407
.5C
619446

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Berliner Presse. S. 38. — Grammatik und Logik. S. 40. — Alle Mann an Bord. S. 41. — Die Stichwahl in Bochum. S. 133. — Die Wehrkraft der ländlichen und der städtischen Bevölkerung. S. 134. — Junius. Philister über dir! S. 136. — Aus der Grillparzer-Ausstellung. S. 139. — Die Hetze gegen Bismarck. S. 192. — Aus Wilhelm Tauberts Jugendzeit. S. 232. — Ein neuer Nathan. S. 236. — Vom Fremdwörtertisch. S. 237. — Verein zur Abwehr des Antisemitismus. S. 280. — Der Rückgang der französischen Bevölkerung. S. 281. — Tolstoi und die moderne Gesellschaft. S. 283. — Spezimina und Versetzung. S. 284. — Etwas von Verlegernöten; an die Schulvorstände. S. 331. — Eine Volksschulfrage. S. 332. — Der Wahlkampf in Österreich. S. 379. — Der Postschluß in England. S. 381. — Musikalisches aus Leipzig. S. 381. — Ein Brief Kaiser Wilhelms I. S. 425. — Die Reichspolitik und das Ausland. S. 425. — Zur Berliner Kunstausstellung. S. 427. — Erwiderung. S. 428. — Die Pariser Reise. S. 473. — Ein Wort des Großen Kurfürsten? S. 474. — Gerichtliches Musterdeutsch. S. 475. — Auch deutsch! S. 475. — Osterexamen. S. 518. — Die zehn Altersstufen des Menschen. S. 523. — Auch eine Sprachdummheit. S. 524. — Das jüngste Pariser Abenteuer. S. 575. — Münchner Flugschriften. S. 617.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*P. Dehn, Österreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht. S. 6.
*P. Carus, Fundamental Problems. S. 11.
K. Lange, Der Papstesel. S. 42.
P. Albrecht, Lessings Plagiate. S. 43.
B. Litzmann, Friedrich Ludwig Schröder. S. 44.
H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. S. 45.
F. von Westenholz, Über Byrons historische Dramen. S. 46.
W. Wyl, Der Christus-Mayer. S. 47.
M. von Ebner-Eschenbach, Dorf- und Schloßgeschichten. S. 47.
Die Sozialdemokratie und der moderne Staat. S. 96.
A. von Marschall, Religiöse Weltanschauung. S. 96.
*G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung in den ältern Teilen Preußens. S. 112.
Junius. Philister über dir! S. 136.
M. Sering, Arbeiterausschüsse in der deutschen Industrie. S. 142.
A. Christian, Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer. S. 143.
M. G. Conrad, Gelüftete Masken. S. 143.
*A. Elze, Briefwechsel von J. L. Motley. S. 145.
*G. Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte. S. 216.
*A. von Schullern, Gedichte. S. 223.
*A. von Berger, Gesammelte Gedichte. S. 223.
H. Hoffmeister, Weihnachtskerzen. S. 236.
C. C. T. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben. S. 238.
J. J. David, Die Wiedergeborenen. S. 239.
E. Pötzl, Klein-Wiener. S. 240.
H. Wittenberg, Im Kampf mit Vorurteilen. S. 287.
F. Eussenhardt, Italien. S. 288.
*K. E. Franzos, Judith Trachtenberg. S. 315.
F. Sander, D. Friedrich Lücke. S. 334.
K. Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. S. 335.
J. Litten, Der Modedichter. S. 336.
*E. Guglia, Die konservativen Elemente Frankreichs. S. 343.
*C. Justi, Diego Velazquez und sein Jahrhundert. S. 366.
*A. Bebel, Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. S. 389.
*L. von Ranke, Zur eignen Lebensgeschichte. S. 409.
E. Widmann, Geschichtsel. S. 430.
*G. Casati, Zehn Jahre in Äquatoria. S. 433.
*B. Schulze-Smidt, Bleistiftskizzen. S. 453.
*Th. Sourbeck, Egyptische Straßenbilder. S. 453.
*A. von Seefeld, Dem Frühling entgegen. S. 453.
*J. Kurz, Phantasien und Märchen. S. 456.
*J. Frapan, Gedichte und Enge Welt. S. 456.
*H. Villinger, Auch ein Roman und andre Geschichten. S. 456.
O. Baumgarten, Evangelisch-soziale Zeitfragen. S. 476.
P. Heinze und R. Goette, Deutsche Poetik. S. 477.
R. M. Werner, Lyrik und Lyriker. S. 478.
L. Rosner, Erinnerungen an Anzengruber. S. 480.
Fr. Holtze, Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg Preußen. S. 525.
Th. Brecht, Schwarz-Weiß-Rot. S. 526.
J. Hülsmann, Beiträge zur christlichen Erkenntnis. S. 527.
B. Carneri, Der moderne Mensch. S. 527.
*B. Björnson, Ragni. S. 548.
K. Peters, Die Emin-Pascha-Expedition. S. 600.
J. M. R. Lenz, Gedichte. S. 619.

Digitized by Google



Randbemerkungen zur Dezemberkonferenz

Am 18. März vorigen Jahres sprach der preußische Kultusminister zum erstenmale von dem Gedanken, die größten Gegner in der Schulfrage zu einer Konferenz einzuladen. Vielleicht, daß es gelinge, im lebendigen Kampfe der Worte gewisse einheitliche Linien zu finden, die auf litterarischem Wege nicht zu finden seien. Erläuternd fügte er am 20. März hinzu, er gedenke typische Vertreter der einzelnen Richtungen zu vereinigen, nicht damit sie einander tot machten oder die Verwirrung mehrten, und man schließlich sage: Am besten ists, es bleibt beim Alten, sondern damit sie sich in einer parlamentarisch geleiteten Kommission zu einander aussprächen, statt in großen Volksversammlungen. Zeit, Mitgliederliste und Fragebogen der Konferenz wurden erst im Laufe des November, kurz vor dem Eröffnungstage, bekannt. Inzwischen war, namentlich gegen Ende des Sommers, die litterarische Flut „vor der Entscheidung“ noch einmal zur Hochflut angeschwollen, „einer der namhaftesten Vorkämpfer der Reform“ hatte seine dritte Flugschrift fliegen lassen, zum Schutze des humanistischen Gymnasiums that sich eine neue Zeitschrift auf. Jetzt nahte die Entscheidung. In der That, die Listen der Namen und der Fragen enthielten schon eine Entscheidung. Man sah hier bereits ein ziemlich festes Programm, über das die Regierung nur vor den letzten entscheidenden Schritten noch einmal die Gutachten ruhiger und erfahrener Männer zu hören wünschte. Überwiegend waren es technische Fragen, so überwogen denn auch die Schultechniker. Und die Losung war: Maßvolle Reform des Gymnasiums, Beseitigung des Realgymnasiums, selbständiger Ausbau der lateinlosen Realschule, Verzicht auf einen sechsstufigen einheitlichen Unterbau. Und wenn der Form nach der Fragebogen manches hiervon noch offen ließ, so gab die Zusammensetzung der

Digitized by Google

Konferenz doch volle Gewißheit. Die Propheten der einheitlichen Mittelschule fehlten ganz, die Kämpen des Realgymnasiums fast ganz, das Feld gehörte dem Gymnasium.

Dieser friedliche Verein disputirender Gymnasiallente würde vermutlich die allgemeine Aufmerksamkeit nicht sonderlich beschäftigt haben ohne das energische persönliche Eingreifen des Kaisers. Die Tagesblätter hatten denn auch größtenteils ihre Erwartungen tief herabgestimmt, als die erste Rede des Kaisers plötzlich ganz unerwartete Töne anschlug. Wenigstens schien es so. Die erste Wirkung war betäubend. Zuerst das dumpfe Gefühl eines ungeheuern Schlages gegen den ganzen bisherigen Betrieb. Man hörte zunächst nur heraus: Das kann so nicht länger fortgehen! und: Die Gymnasien haben ihre Schuldigkeit nicht gethan! und: Ich weiß, wie es da zugeht! und: Im Lehrerpersonal giebt es viel unerzogene Leute!

Obgleich alle diese Dinge sich im lebendigen Zusammenhang der Rede doch etwas anders ausnahmen, übrigens der Kaiser ausdrücklich bemerkt hatte, daß sein Tadel sich jedenfalls auf keinen Menschen persönlich, sondern auf das System beziehe, so herrschte doch über den letzten der genannten Punkte allgemeine Bestürzung, nicht bloß in den Kreisen der unmittelbar betroffenen. Das Ansehen eines ganzen Standes schien schwer bedroht, und eines Standes, dem doch auch recht viel Männer angehören, die an Höhe des geistigen Lebens und an sittlicher Kraft hinter den Besten keines Standes zurückstehen. Einen Stand von Männern, die berufen sind, das heranwachsende Geschlecht zur Heranführung einer neuen Kultur geschickt zu machen, einen solchen Stand nicht zu den allerersten zu rechnen, liegt in einem Lande, das der Welt den Faust geschenkt hat, kein Grund vor. Indes alles hat seine Zeit, und der Stand der Gymnasiallehrer ist noch jung. Kein Wunder, daß er auch doppelt empfindlich ist. Mit desto freudigerem Danke werden die Gymnasiallehrer und ihre Freunde den Ausdruck des Vertrauens und der Wertschätzung vernommen haben, der aus der allerhöchsten Kabinetsordre vom 17. Dezember sprach — wofern es dessen zur Beruhigung der Gemüter noch bedurfte. Denn wenn ich einmal von meinen eignen Empfindungen reden darf: was mich in den schmerzlichen Tagen der Scham und der Niedergeschlagenheit wieder aufrichtete, war zweierlei. Erstens die herzliche, begeisterte Teilnahme, die unser Kaiser den großen Aufgaben des Lehrerberufs zuwendet. Und dann die Anhänglichkeit des hohen Herrn an seinen eignen Lehrer und Erzieher. Durch das erste fühlte ich mich und meine Kollegen sozusagen zu Waffengefährten des Kaisers erhoben. In dem zweiten glaubte ich einen echten Hohenzollerzug zu erkennen, der geeignet ist, alle Mißdeutungen zu zerstreuen.

Genug des Persönlichen! Welches ist nun die Schulpolitik des Kaisers? Zuerst tritt uns entgegen die ungemein ernste Fürsorge für Gesundheit und körperliche Ausbildung der deutschen Jugend, ein Thema, das uns allen sehr

Digitized by Google

am Herzen liegt, doppelt wichtig in einer Zeit, die auch an die körperliche Leistungsfähigkeit der Nation größere Anforderungen stellt, als irgend eine frühere.

Weiter gehen die Meinungen aus einander in den Fragen des wissenschaftlichen Unterrichts. Wenn man hier den gewöhnlichen Zeitungsleser hört, so ist der Wille des Kaisers: Abschaffung des Unterrichts in den alten Sprachen! Man weiß den Kaiser abhold allen in unwiederbringlicher Vergangenheit liegenden, also abgelebten Idealen. Mögen wir auch zur Ausgestaltung unsers Ideals einzelne Züge aus längstvergangnen, dichterisch verklärten Zeiten borgen, die Seele des Ideals ist immer das nie dagewesene; das echte Ideal, das nicht bloß die träumende Phantasie, das auch den Willen angeht, liegt immer in der Zukunft. Als entschlossenen Anbahner einer bessern Zukunft, nicht als müßigen Romantiker kannte man den Kaiser; das genügte der landläufigen Logik, den hohen Herrn als fanatischen Gegner des humanistischen Gymnasiums zu gunsten andrer Schulformen auszuspielen. Man weiß jetzt, daß der Kaiser sich das verbeten hat, aber man begreift es nicht. Die Bedürfnisse des Lebens betonen und dennoch in erster Linie klassische Gymnasien fordern mit klassischer Bildung, das, in der Zeit der Verhöhnung des allgemein Menschlichen und der Vergötterung der modernen Technik, erschien so kühn, daß man allerlei Drehungen und Deutelungen brauchte, um es sich zurecht zu legen. Es ist nur der erste Schritt, so hieß es; es geht eben nicht alles mit einem male. Was ist denn, so fragte man (zum Beispiel in der Vossischen Zeitung vom 17. Dezember), was ist denn das Hauptargument der Gymnasialphilologen? Die formale Bildung, die Gymnastik des Geistes. Aber man war etwas zu spät aufgestanden. Die formale Bildung war das Mäntelchen, mit dem wir eine Zeit lang auch einen geisttötenden Betrieb der toten Sprachen dürftig drapirten. Übrigens hatten längst, und mit Recht, Mathematiker und Lehrer neuerer Sprachen dies Argument auch für ihre Übungen angesprochen. Es wirkt noch nach in den Köpfen der Gleichberechtigter, soweit sie den Satz verfechten von der völligen Gleichwertigkeit humanistischer und realistischer Bildung. Diesen Nachzüglern ist es völlig neu, daß einer die Lehre von der Gymnastik des Geistes verschmähen und doch ein Freund des Gymnasiums und der Erziehung der Deutschen durch Griechen und Römer sein kann.

Aber wir sollen, hält man uns aus des Kaisers Rede entgegen, junge Deutsche erziehen, nicht junge Griechen und Römer! Das Deutsche soll zur Basis gemacht werden. Ist es denn das nicht jetzt auch? Ich antworte: Mehr, als es scheint. Wenigstens giebt es einen lateinischen Unterricht, der ebenso gut deutscher Unterricht heißen könnte; und einem deutschen Gymnasiallehrer, der seinen Schiller und seinen Goethe kennt, möchte es schwer fallen, griechische Lektüre so zu treiben, daß sie nicht überall in die deutsche Litteratur mündet. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß die klassischen Philologen als

Digitized by Google

die beati possidentes sich manchen Sport gestattet haben auf Kosten der Minderbesitzenden. Und wenn einmal einer aus ihrer Mitte den Mut hatte, das Ding beim rechten Namen zu nennen, so durfte es seine wahre Meinung nicht sein, sondern nur ein schwächliches Zugeständnis an die Gegner. Doch davon vielleicht ein andermal. Für heute begnüge ich mich mit dem Ausdruck der Genugthuung darüber, daß der Kaiser sich in jenem Satze zwar das Argument der Feinde des Gymnasiums, aber nicht ihre Schlußfolgerungen angeeignet hat: der Kaiser hält also deutsche Bildung mit klassischem Unterrichte doch nicht für unvereinbar.

Der Hauptvorwurf, den der Kaiser den Gymnasien macht, betrifft den Kampf gegen die Sozialdemokratie. Der Kaiser ist überzeugt, daß er bei einer andern Erziehung der deutschen Gymnasialjugend der Bewegung schneller Herr werden würde. Hier ist denn auch wohl die Hauptquelle zu suchen seiner drängenden, stürmenden und, wie wir zuversichtlich hoffen, dereinst auch siegreichen Thatkraft, insbesondre seines so lebhaften und so ernsthaften Interesses für die Vorbildung der deutschen Jugend.

Ich glaube den Sinn der kaiserlichen Ansprachen zu treffen, wenn ich sie kurz bezeichne als einen Aufruf an die Gymnasien, über den Rahmen bloßer Gelehrtenschulen hinauszugehen. Deutschland hat seit einem Menschenalter aufgehört, nichts weiter zu sein, als das Land der Dichter und Denker. Aber dennoch ist jene Forderung ziemlich neu. Es ist schon viel, wenn unsre Gelehrten sich über den Fakultätsstandpunkt erheben. Und daß dies jüngst in den Erklärungen so vieler Universitäten geschehen ist, gereicht dem freien und weiten Blick des viel gescholtenen deutschen Universitätsprofessors zu hoher Ehre. Der Meister der Wissenschaft weiß, wie sehr bei jedem ernsthaften Thun der ganze Mensch beteiligt ist, wie unendlich sein „Fach," ja das Gedeihen auch der kleinsten Nervenfaser seines Spezialfachs abhängig ist von dem Gedeihen des ganzen geistigen Lebens. Und er selber hat mit seiner Wissenschaft zugleich alles menschlich hohe. Aber die unzähligen kleinern Kalibers? Für sie wird, was ihm Lebensodem und Quelle der höchsten Kraftentwicklung ist, leicht zur Quelle des Hochmuts und zum Deckmantel der Trägheit und der Liebloſigkeit. Und Hochmut und Liebloſigkeit der Obern sind eine schlimme Gefahr für den Bestand des Reiches, nicht minder verhängnisvoll, als Ruchloſigkeit und Gier der Untern. Hier hat der Kaiser in der That einen wunden Punkt unsrer gesamten höhern Bildung berührt.

Bei Erörterung der kaiserlichen Ansprachen ist die Richtigkeit der Bemerkung oft bestritten worden, daß die Jugend vor 1870 patriotischer gewesen sei, als jetzt. Ich selber habe anfangs zu den Zweiflern gehört, obgleich ich die Ehre habe, vor 1870 jung gewesen zu sein. Ich dachte an die mancherlei Kundgebungen des Deutschtums, den Antisemitismus, die Sprachreinigung, die Romane aus der Völkerwanderung, die Spielmannslieder und die Putzen-

Digitized by Google

ſcheiden; Kundgebungen, bei denen viel Häßliches mit unterlief, aber doch überall, ſo meinte ich, auch geſunde Regungen mitwirkten. Der Kaiſer wird tiefer blicken, er wird Spiel und heiligen Ernſt ſchärfer ſondern; er wird die agitatoriſche, die ſatzungsmäßige, die ſtiliſirte und manierirte Begeiſterung des Kopfes oder der niedern Inſtinkte zu ſcheiden wiſſen von der naturwüchſigen, ſtilleren, aber dafür auch zeugungskräftigeren und nachhaltigeren des Herzens, des ganzen Menſchen. Wie dem auch ſei, der Kaiſer vermißt in der Generation, die mit ihm jung war, alſo von etwa dreißig Jahren, das Material, mit dem er im Staate zur Überwindung der Sozialdemokratie arbeiten könnte. Nebenbei: die Gymnaſiallehrer im Alter von dreißig Jahren wird der Vorwurf kaum treffen. Sie ſind jetzt großenteils noch unbeſoldete oder faſt unbeſoldete, unſtet und flüchtig von einem Gymnaſium zum andern umgetriebene Hilfslehrer. Wären ſie Soldaten geworden, ſo ſtünden ſie vielleicht vorm Hauptmann. Daß im Fall eines Krieges gegen den äußern oder gegen einen innern Feind die deutſche Jugend vom zwanzigſten bis zum dreißigſten Jahre ihre Pflicht thun würde, daran iſt doch wohl keinen Augenblick zu zweifeln. Aber es handelt ſich um mehr: die deutſche Jugend ſoll fähig gemacht werden, zu begreifen, was auf dem Spiele ſteht, und willig, die Gefahr mit allen Kräften bannen zu helfen. Freilich: „Daran kann im Ernſt niemand denken, daß die Lehren der Sozialdemokratie in der Schule im einzelnen erörtert und etwa durch autoritäre Äußerungen oder in freier Diskuſſion widerlegt werden ſollen.“ Aber: „Zu einem klaren Verſtändnis vom Weſen des Staates, von dem Werden und den Fortſchritten unſers Staates“ durchdringen ſoll die Jugend. Das läßt ſich bis zu einem gewiſſen Grade erreichen. Erſtens durch eine ſchlichte Heimatskunde, wie ſie Münch in ſeinen trefflichen Aufſätzen beſchrieben hat (Über Unterrichtsziele und Unterrichtskunſt. Berlin, 1888). Zweitens, wie es ſchon jetzt nicht ganz ſelten geſchieht, durch anſchauliche, ans Herz greifende Bilder aus der Geſchichte, von der Seiſachtheia bis zur Bauernbefreiung. Drittens dadurch, daß man nicht abläßt von der Forderung gewiſſenhafter, bis an die Grenze des Vermögens getriebner Anſtrengung; denn der Staat braucht Männer, die nicht bloß bereit ſind, für ihn zu ſterben, ſondern, was mehr iſt, bis zur Erſchöpfung der Kraft für ihn zu leben. Viertens dadurch, daß wir die Primaner nicht durch Zwang zur Heuchelei, ſondern durch Freiheit zur Wahrhaftigkeit erziehen. Im übrigen iſt deutſche Treue ja kein eigner Lehrgegenſtand: Liebe zu Kaiſer und Reich, anhänglicher und brüderlicher Sinn, Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Arbeit, Vertrauen zu der Gutartigkeit der menſchlichen Natur, hier der Machthaber, dort der in abhängigerer Stellung dienenden, Einigkeit in dem Gefühl, daß alle nur dienen, die Machthaber am ſchwerſten, im ſtrengeren, verantwortlicheren Dienſt — dies alles liegt bei einem geſunden Familien- und Volksleben überall in der Luft, es traufpirirt bei jedem Unterricht eines

Digitized by Google

ernſten und friſchen Lehrers und wird ſelbſt bei unſerm Heere mehr erlebt, als in Inſtruktionsſtunden gelernt.

Die Nation wird es dereinſt dem jungen Kaiſer danken, daß er ſo kräftig auf das Ziel hingewieſen hat. Und die Gymnaſiallehrer ehrt es, daß er ſich gerade an ſie gewandt hat, damit ſie an ihrem Teil ihm helfen, das Volk durch die unzweifelhaft ſchwere Kriſis hindurchzuführen. Nach der Schlußanſprache und dem fröhlichen Sie volo, sic iubeo zu ſchließen, hält auch der Kaiſer, wenn er nur Einverſtändnis über das Hauptziel und wenn er guten Willen ſieht, mit ſeinem Danke nicht zurück. Ja es hat wohl noch keinen Feuergeiſt gegeben, der beim Abſchluß ſeines Lebenswerkes nicht auch für den Widerſtand der ſtumpfen Welt dankbar geweſen wäre.

Über die Verhandlungen ſelber, von denen wir bis jetzt nur aus den dürftigen Notizen des Reichsanzeigers wiſſen, wird ſich verſtändig erſt urteilen laſſen, wenn die ſtenographiſchen Berichte vorliegen.

Berlin Otto Schroeder

Georg Theodor Coch

Der erſte Teil eines groß angelegten Werkes von Paul Dehn: „Öſterreich-Ungarn in reichsdeutſchem Licht“ (München, G. Franzſcher Verlag), eines Werkes, das noch beſonders betrachtet zu werden verdient, iſt dem Andenken eines Mannes gewidmet, deſſen Name außerhalb Öſterreichs wenig bekannt iſt, des vor ungefähr Jahresfriſt in Konſtantinopel aus dem Leben geſchiednen Begründers der öſterreichiſchen Poſtſparkaſſe, Dr. Georg Theodor Coch. Wir können nicht beurteilen, ob dieſer Mann den begeiſterten Nachruf in jener Widmung in vollem Umfange verdient hat, noch ob die gegen ſeine Widerſacher erhobenen Anklagen vor einer völlig unparteiiſchen Beurteilung aufrechterhalten werden können. Es iſt die Feder eines perſönlichen Freundes und Verehrers, die die Leiſtungen und Schickſale des plötzlich aus ſeinem Wirkungskreiſe verdrängten, und, wie der Verfaſſer ſagt, an gebrochenem Herzen geſtorbenen Beamten ſchildert, und man nimmt daher dieſe Schilderung mit einiger Zurückhaltung auf. Aber aus dem beigebrachten aktenmäßigen Material geht wenigſtens zweierlei beſtimmt hervor: erſtens, daß der öſterreichiſche Staat dem Verſtorbenen eine ſegensreiche, allerſeits als Muſter angeſehene Einrichtung verdankt, und zweitens, daß er an deren weiterm Ausbau verhindert wurde, weil

Digitized by Google

die „Geldfürsten" dadurch in ihrem Geschäfte beeinträchtigt zu werden fürchteten. Es ist ja nichts Neues, daß die Ausführung großer staatsmännischer Gedanken durch kleinliche Hindernisse zum Scheitern gebracht wird, daß große Staatsmänner Gegnern weichen müssen, die im Verborgenen wirken; aber dieses neue Beispiel von dem Einfluß einer Macht, auf deren gefährliches Anwachsen erst unlängst in diesen Blättern hingewiesen worden ist (Auri sacra fames in Nr. 48), ist von solcher symptomatischen Bedeutung, daß es der allgemeinen Beachtung empfohlen werden muß.

Coch war als der Sohn eines protestantischen Geistlichen am 11. Februar 1842 zu Hesserode in Kurhessen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Kassel und Lausanne, widmete sich acht Jahre lang kaufmännischer Thätigkeit in Konstantinopel und entfaltete dann von 1866 bis zu seiner Berufung in den Staatsdienst „in Österreich in verschiednen Wirkungskreisen eine nach allen Richtungen hin anregende und ersprießliche Thätigkeit." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser über diese Thätigkeit keine genauere Auskunft giebt, auch nicht einmal andeutet, wodurch die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn gelenkt worden ist. Vielleicht durch die — bisher nicht veröffentlichten — Denkschriften, in denen er „seine genialen, weitausschauenden Gedanken und Vorschläge auf dem Gebiete praktischer Sozialpolitik, insbesondre über staatswirtschaftliche Organisationen des Finanzwesens und über gemeinwirtschaftliche Organisation der Gesellschaft, zunächst des Kreditwesens mit Hilfe genossenschaftlicher Verbände eingehend begründet und dargelegt hat." Genug, im Jahre 1882 betraute ihn der damalige Handelsminister mit der Einrichtung der Postsparkasse, die, wie versichert wird, bis in das Kleinste sein eigenstes Werk ist. Wir entsinnen uns, damals Äußerungen gelesen zu haben, die dieser Kasse nur den einen Nutzen zuerkennen wollten, daß durch sie die Ersparnisse des kleinen Mannes in Staatspapieren würden angelegt werden. Dieser Nutzen wäre neben der Erleichterung des Sparens, wenn man so sagen darf: der Verlockung zum Sparen, gewiß nicht gering anzuschlagen gewesen. Dem Vermögenden ist es immer leicht gemacht, sein Geld sofort zinstragend anzulegen, hier aber war die Gelegenheit geschaffen, täglich und in jedem Betrage das vorhandene Geld in Sicherheit zu bringen, täglich das nötige flüssig zu machen, ohne Weitläufigkeiten und Förmlichkeiten; und wenn kleine Summen, anstatt für Spekulationswerte oder gar für Lotterielose hingegeben zu werden, zur Anschaffung von Staatspapieren zusammengethan werden, so kann der Staatsbürger damit wohl zufrieden sein.

Allein für Coch war dies nur ein erster Schritt. Er gab jedem Einleger von mehr als hundert Gulden das Recht, sich des Checkverkehrs zu bedienen womit abermals eine Vergünstigung, von der sonst nur der Kapitalist Gebrauch machen konnte, weiten Kreisen zugänglich gemacht wurde. Die Geschäftswelt begriff sofort die hohe Bedeutung dieser Neuerung und machte

Digitized by Google

sie sich zu nutze, sodaß die Einführung des Clearingsystems, des Übertragens von einem Konto auf ein andres, des Ausgleichens von Forderungen, ohne daß bares Geld flüssig gemacht zu werden braucht, damit verbunden werden konnte. Nun wurden die Banken unruhig. Aber mit kluger Voraussicht hatte Coch die Sache auf seine Verantwortung durchgeführt. Denn wäre zuerst die Ermächtigung der Postsparkasse zu der Ausdehnung ihres Wirkungskreises von der Gesetzgebung verlangt worden, so würden die Geldmächte durch ihren unmittelbaren Einfluß und durch die von ihnen abhängige Presse die Bewilligung zu verhindern gesucht haben. Rückgängig ließ sich nun nichts mehr machen, da die Einrichtung rasch populär geworden war, man mußte sich vor der Hand begnügen, die Ungesetzlichkeit des Vorgehens zu bemäkeln, und gegen den Urheber der für die Allgemeinheit so wichtigen Maßregel Minen zu legen.

Dehn teilt Schriftstücke aus dem Anfange des Jahres 1883 mit, aus denen hervorgeht, daß Coch in der Verfügung über den Ankauf von Staatspapieren beschränkt werden sollte. Er erhielt die Weisung, bestimmte Papiere zu kaufen, die er eben damals nicht kaufen wollte, weil sich zuviel von diesen im Besitze der Kreditanstalt befand, die mithin den Preis bestimmen konnte. Er lehnte die Zumutung mit Berufung auf seine persönliche Verantwortlichkeit und mit der Begründung ab, daß er das Geld der Einleger nicht den Gefahren aussetzen könne, die mit der Spekulation verbunden sind. Die von ihm angebotene Entlassung wurde damals nicht angenommen, und er durfte glauben, auf seinem Wege fortschreiten zu können.

Sein Plan war, die Postsparkasse zur Sammelstelle für alle Gelder zu machen, die bei den verschiedenen Behörden und Ämtern lagern, sowie der Steuern und Zölle, damit die großen Summen dem Staate gleich vom Tage des Eingangs an Zinsen trügen. Er dachte an ein internationales Übereinkommen, durch das den Anweisungen der Postsparkasse die Eigenschaft von überall giltigen Kreditbriefen verschafft werden könnte. Er beabsichtigte, mit der Anstalt eine Spar- und Vorschußkasse für Staatsbeamte und Offiziere, später eine Lebens- und Rentenversicherung zu verbinden, endlich durch Ausgabe von Goldscheinen die Verringerung des Goldagios und die Regelung der Valuta anzubahnen.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese Einrichtungen den wohlthätigsten Einfluß hätten gewinnen können. Das nächst dem Nationalitätenhader schwerste Gebrechen, an dem der österreichische Staat krankt, ist die von John Russell einmal mit einem starken aber treffenden Ausdrucke belegte Abhängigkeit des Staatskredits von den verschiednen Ringen der „Hochfinanz"; gegen dieses Abhängigkeitsverhältnis richteten sich die Pläne Cochs, und es ist begreiflich, daß die großen Geschäftshäuser, die um ihren bescheidnen bürgerlichen Gewinn an künftigen Staatsanlehen besorgt waren, alle Hebel in Bewegung setzten.

Digitized by Google

um eine ihnen so gefährliche Reformthätigkeit im Keime zu ersticken. Dies gelang. Am 18. März 1886 erhielt Coch einen unerbetenen Urlaub und den Auftrag, die Leitung des Postsparkassenamtes sofort einem mit der Verwaltung interimistisch betrauten Beamten zu übergeben. „Mit der Stellvertretung Cochs, heißt es bei Dehn, wurde eine Persönlichkeit beauftragt, die neun Monate später wegen Stellenvermittlungskorruption pensionirt werden mußte. Unter diesen Umständen konnte Coch als gewissenhafter Mann für die scheinbar vorübergehende Stellvertretung die Verantwortlichkeit nicht tragen und sah sich genötigt, seine Entlassung einzureichen." Er schied ohne irgend welche Ehren oder Auszeichnungen und erhielt anstatt der Pension eine Abfindungssumme, „die zu nennen Staat und Volk von Österreich beleidigen würde." Die ihm in Aussicht gestellte Tantieme vom Reingewinn ist ihm nicht ausgezahlt worden. Seine Enthebung wurde in einem Tone mitgeteilt, die vermuten ließ, daß auf seiner Amtsführung ein Makel hafte, und beeinflußte Blätter haben sich nicht entgehen lassen, dieser Meinung durch offne oder versteckte Anschuldigungen Nahrung zu geben. Dagegen soll der Kaiser persönlich ihm Zufriedenheit und Vertrauen zu erkennen gegeben haben. Daß er durch die Bankiers gestürzt worden sei, sprach ein Börsenblatt offen aus.

Die Darstellung Dehns, der wir hier gefolgt sind, hat fühlbare Lücken, die auszufüllen wenigstens zum Teil nicht in des Verfassers Macht liegen mochte. Es ist doch kaum ernst zu nehmen, daß der Finanzminister als Vorwand für sein Drängen auf Entfernung Cochs den Verlust benutzt habe, den der Staat an — Stempelgebühren erleiden würde durch die Erweiterung des Wirkungskreises der Postsparkasse. Der Verfasser bringt auch mit der Entlassung Cochs den Rücktritt des Handelsministers Pino in Verbindung. Da wäre es doch von Wichtigkeit, zu erfahren, ob die damals allgemein gegen Pino erhobenen Anschuldigungen ebenfalls unbegründet gewesen sind, ob etwa der Minister weichen mußte, weil er sich nicht herbeilassen wollte, einen so tüchtigen Mann zu entlassen, oder inwiefern sonst der Sturz beider zusammengehangen hat. Bezeichnend ist allerdings, daß nach Pinos und Cochs Entlassung die Bestimmung getroffen wurde, daß die Gelder der Postsparkasse „im Einvernehmen mit dem Finanzministerium" angelegt werden sollen, sodaß die Vermittlung der Privatbanken in Anspruch genommen werden muß, wenn der Finanzminister dies für wünschenswert hält. Oder wie ein Abgeordneter, Dr. Pattai, sich ausdrückte, „die Finanzverwaltung soll die Bankinstitute bestimmen, von welchen man die Wechsel annimmt, welche ein Geschenk aus dem Volksvermögen erhalten, welche den billigen Eskompte in der Postsparkasse bekommen, um einen teuern Eskompte wieder auszugeben"; die Gesetznovelle sei „ein Versuch, das Geld, das den Sparpfennig der Bevölkerung darstellt, wieder dem großen Bankenkapital dienstbar zu machen, welches zum großen Teile die Börsenspekulationen macht, welches die Beteiligungen an die Presse

Digitized by Google

hinausgiebt, welches zum großen Teil an der Depravation unsrer Verhältnisse schuld ist." Derselbe Abgeordnete stellte bei späterer Gelegenheit das selbständige Eingreifen Cochs auf eine Linie mit den ohne Befehl ausgeführten erfolgreichen Unternehmungen, für die der österreichische Soldat das Kreuz des Maria-Theresienordens erhält, und auch andre Abgeordnete sahen sich gemüßigt, die Schöpfung Cochs in höchst anerkennender Weise zu besprechen. Eine unmittelbar nach seiner Entlassung an das Abgeordnetenhaus gelangte Eingabe von angesehenen Kaufleuten und Industriellen rühmte, die Organisation der Anstalt sei von kaufmännischem Geiste durchweht, die Leitung habe „den Bedürfnissen und Wünschen der Geschäftswelt ein feinfühliges Verständnis entgegengebracht," sie nannte die Errichtung der Anstalt „ein epochemachendes Ereignis für Österreich." Auch Zahlen sprechen. An dem Clearingverkehre nahmen 1889 gegen 12000 Einleger teil, und in dem genannten Jahre belief sich das Reinerträgnis für den Staat auf 733000 Gulden.

Ist dies alles richtig, so steht man trotz allem Überraschenden in der neuern Geschichte in diesem Falle ratlos da. Daß nach dem unglücklichen Kriege von 1859 die Träger des zusammengebrochenen Systems nach Prügelknaben in andern Kreisen suchten, einen von den wenigen Staatsmännern, die Bleibendes geschaffen haben und das schaffen wollten, wozu man sich dann entweder zu spät oder doch unter viel ungünstigeren Umständen entschließen mußte, in den Tod trieb, ist immer noch weniger wunderbar und — tragisch, als die Opferung eines thatkräftigen Arztes, nur um einen Krebsschaden nicht loszuwerden!

An Brucks Schicksal erinnert das Cochs auch in manchen Einzelheiten. Beide waren aus Deutschland gekommen, und das scheint in den Augen mancher Österreicher ein nicht zu sühnendes Unrecht zu sein. Beide blieben ihrer Nationalität treu, und beide bemühten sich im Interesse Österreichs wie Deutschlands ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Staaten herzustellen. Von Bruck ist bekannt, daß er vor vierzig Jahren auf eine Zolleinigung hinarbeitete und noch kurz vor seinem Tode den innigen Anschluß an Deutschland empfahl; von Coch aber versichert Dehn, er habe „als Vertrauensmann des Grafen Fritz Dürckheim nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß an höchster Stelle zu Wien die Erkenntnis von der Aufrichtigkeit der deutschen Reichsregierung, mit Österreich-Ungarn ein inniges Freundschaftsbündnis zu schließen, zum Durchbruche kam." Es wird ihm doch diese Thätigkeit nicht etwa zum Verbrechen gemacht worden sein?

Digitized by Google

Amerikanische Philosophie

Bruder Jonathan ist bekanntlich ein frommer Mann. Gehört er keiner der fünfzig oder hundert denominations an, so zählt er sich zur „großen Kirche," wie sich die Gesamtheit aller derer nennt, die sich ihr Christentum aus der Bibel selbst zurechtmachen. Er ist fromm, teils weil die von den puritanischen Vätern ererbte strenge Sonntagsfeier außer Kirchengehen keine Zerstreuung gestattet, teils weil bei dem gänzlichen Mangel ästhetischer Anlage und wissenschaftlicher Durchbildung das Bibellesen und Sektenwesen als einzige Form der Befriedigung des idealen Bedürfnisses übrig bleibt, teils aus Opposition gegen die „atheistischen" Deutschen, die sich so mancher Staat durch einen langweiligen Sonntag und durch Schließung der Bierhäuser vom Leibe zu halten sucht. Daneben spielt dann auch jener Gedanke eine Rolle, der sich in den frommen Stiftungen des Mittelalters oft mit so kindlicher Offenherzigkeit ausspricht, daß es praktisch sei, nach einem wie immer verbrachten Leben für ein gutes Plätzchen im Jenseits zu sorgen. In der Presse macht die Kirchlichkeit des Landes wenigstens einmal in der Woche Staat; weil über sonntägliche Lustbarkeiten wenig zu berichten ist, pflegen die Montagsnummern der großen Zeitungen den Gedankengang der Predigten der gerade fashionabelsten Reverends mitzuteilen.

Gleich neben diesen Predigtauszügen findet man jedoch, wie sich das bei einem so fortgeschrittenen Volke von selbst versteht, auch Aufsätze über die neuesten Errungenschaften der Natur- und Geisteswissenschaften, die teils zwischen dem alten und dem neuen Glauben zu vermitteln suchen, teils auf den alten keine Rücksicht mehr nehmen. Einen entschiedenen Schritt nach links hat der Open Court in Chicago durch Aufnahme einer Reihe von philosophischen Aufsätzen gemacht, die dann unter dem unten genannten Titel in Buchform erschienen sind.*) Eine bequemere Brücke konnte dem Yankee für den Fall, daß er von seinem äußerlichen Christentume offen zum Atheismus überzugehen wünscht, nicht gebaut werden. Die Philosophie des Verfassers, der übrigens

*) Fundamental Problems. The method of philosophy as a systematic arrangement of knowledge by Dr. Paul Carus. Chicago, the Open Court Publishing Company, 1889.

Digitized by Google

seinen Namen und seiner Vorliebe für Kant und Goethe nach zu urteilen ein geborner Deutscher sein muß, ist klar, verständlich, platt und matter of fact, wie es der Yankee fordert. Mit dem „klar und verständlich" soll natürlich, zumal hier, wo es sich um Philosophie handelt, nicht etwa ein Tadel ausgedrückt werden. Überhaupt schicken wir der Kritik, die wir an dem System des Dr. Carus zu üben gedenken, die Bemerkung voraus, daß sein Buch, litterarisch betrachtet, vortrefflich ist. In einer Reihe in sich abgeschlossener, schön, klar und anziehend geschriebner Aufsätze werden die wichtigsten philosophischen Fragen mit Sachkenntnis und unter Berücksichtigung der neuern philosophischen Litteratur Englands und Deutschlands, aber in Anlehnung an Kant behandelt und wird dem Leser ein formell abgerundetes Weltbild dargeboten. Als Einleitung in die Philosophie möchten wir es freilich nicht empfehlen, wie der Verleger thut, für Anfänger ist es ein gefährliches Buch; die meisten, die es zur Hand nehmen, werden sich dem Eindrucke des Durchsichtigen, Vollständigen, Abgerundeten, den dieser Gedankenbau macht, gefangen geben, sich darin wohnlich einrichten und darüber hinaus nichts weiter verlangen.

Sein Credo hat der Verfasser, der gegen das Wort Credo lebhaften Protest erheben wird, auf dem Titelblatte mit den Worten ausgesprochen: „Kein Agnostizismus, sondern positives Wissen, keine Mystik, sondern klares Denken, weder Supernaturalismus noch Materialismus, sondern Monismus, kein Dogma, sondern Religion, kein Credo, sondern Glauben." Legen wir gleich den Kern dieses neuesten Glaubens vor. Die Welt, d. h. der Inbegriff alles Wirklichen, liegt erkennbar vor unsern Augen, und jenseits der Welt giebt es nichts. Daher hat der Skeptizismus keine Berechtigung. In dem Agnostizismus, wie Huxley seine Verzichtleistung auf die Erkenntnis der letzten Ursache nennt, eine Verzichtleistung übrigens, mit der Kant den Neueren vorangegangen ist, findet der Skeptizismus seinen letzten Schlupfwinkel. Das Forschen nach der Weltursache beruht wie die Verzichtleistung darauf auf einem Mißverständnis des Begriffs der Ursächlichkeit. Das Kausalitätsgesetz hat nur innerhalb der Welt Geltung. Es besagt weiter nichts, als daß jedem gegenwärtigen Zustand eines Dinges ein andrer vorhergegangen, und daß der Wechsel der Zustände an eine bestimmte Reihenfolge gebunden ist. Daß die Welt in einem gegebnen Augenblicke so oder anders gemischt und gestaltet ist, hat seine Ursache in ihrem unmittelbar vorhergegangenen Zustande; aber zu fragen, wie es komme, daß überhaupt eine Welt, und zwar gerade diese Welt da ist, das hat keinen Sinn, die Welt ist einmal da, und wir sind Teile davon, basta! Auch hat es keinen Sinn, die Dinge für bloße Erscheinungen anzusehen, hinter denen sich ihr eigentliches, der Wahrnehmung unzugängliches Wesen verberge. Wenn diese Einbildung auch neuere Philosophen narrt, so trägt Kant keine Schuld daran; der hat vielmehr dieser Art von Metaphysik

Digitized by Google

oder Ontologie den Todesstoß versetzt, indem er lehrte, daß nur die Erscheinungswelt Gegenstand der Philosophie sei. Mit dem Worte Erscheinung ist nicht etwa gemeint, daß sie ein leerer, täuschender Schein, eine indische Maya sei. Die Welt und die Dinge sind einfach, was sie zu sein scheinen.

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale.

Daher genügt dem Verfasser auch Comte noch nicht, dem er aber für die Erfindung des Wortes Positivismus dankbar ist, das er für seine eigne Lehre als zutreffende Bezeichnung in Anspruch nimmt. „Das modernste aller Gespenster, sagt er, geht unter dem Namen des Unerkennbaren um. Die Spukgeister hat die Wissenschaft gebannt [nicht so ganz!], aber ihr zum Trotz kehrt der Aberglaube zurück in Gestalt der Idee von einem unbestimmten und unbestimmbaren Etwas, das ein unerforschliches Geheimnis sein soll. Manche fürchten es als die Macht, die im verborgnen waltet, manche verehren es als den Inbegriff aller Vollkommenheit, manche lieben es als den Gegenstand ihrer unaussprechlichen Sehnsucht, fast alle aber werfen sich nieder und beten es an. Es ist der Baal der modernen Philosophie, der Fetisch, dessen Herrschaft die Bilderstürmer des neunzehnten Jahrhunderts nicht abzuschütteln vermögen." Für Carus giebt es nichts Unerklärliches, nichts Geheimnisvolles; selbst die Unendlichkeit von Zeit und Raum ist ihm die einfachste Sache von der Welt. Nur in der Mathematik ist die Anwendung des Wortes „unendlich" berechtigt, z. B. für die periodischen Dezimalbrüche. Auf körperliche Gegenstände angewandt — und der Raum ist nur an körperlichen Gegenständen vorhanden — ist es nur ein dichterischer Ausdruck für unermeßlich oder unmeßbar. So sprechen wir von der unendlichen Meerestiefe, obwohl wir recht gut wissen, daß sie ihre Grenzen hat. Die Welt ist ein wirklich vorhandner Gegenstand von einer bestimmten Größe, die weder vermehrt noch vermindert werden kann, wenn wir sie auch nicht auszumessen vermögen.

Das ist nun beinahe kindisch. Aber der Mann kennt seine Amerikaner! Er weiß, daß ihnen die Dollarjagd nicht Zeit läßt, mit dem alten Philosophen zu fragen: Wie, wenn ich an der Grenze des Weltalls stünde? Könnte ich dann noch einen Pfeil ins Leere abschießen? Und wie dann, wenn es eine solche Grenze überhaupt nicht giebt? Kant hat eben Recht, wenn er die Raum- und Zeitfrage zu den unlösbaren Antinomien rechnet, die dem Menschen gebieterisch zurufen: Halt ein mit deiner Zwergenvernunft, erkenne deine Ohnmacht, falle nieder und bete an!

Daß das amerikanische Treiben die Seele in einen Zustand hinabdrücken kann, wo sie solcher Empfindungen nicht mehr fähig ist, glauben wir gern. Sie ist dann eben ein niedrigeres Wesen geworden, als die Seelen Homers und der Verfasser der Veden und der Bibel waren. Sie sieht es natürlicher-

Digitized by Google

weise als eine Verirrung des Kausalitätstriebes an, wenn jemand nach dem Ursprung der Welt fragt, wie sie es für die unbegreiflichste aller Dummheiten und vielleicht für eine „sittliche Verirrung" hält, wenn jemand einen Dollar liegen läßt, weil er nicht Lust hat, ihn aus dem Schmutze herauszuwühlen. So ist denn für Carus die Metaphysik nicht die Wissenschaft von dem, was hinter den Dingen liegt, von den Entstehungsgründen der Erscheinungen und dem Wesen der Dinge, sondern nur die formale, mathematische Seite der Wissenschaft, die Gesamtheit aller Sätze, denen eine innewohnende Notwendigkeit unbedingte Geltung verleiht, sodaß sie durch keine Erfahrung widerlegt werden können. Er glaubt sich mit dieser Begriffsbestimmung auf Kant berufen zu dürfen. Das Begreifen der Dinge, sagt Carus, geht nicht etwa durch die Dinge hindurch zu Gründen, die hinter ihnen liegen. Wenn das „Begreifen" darin bestünde, so wäre die Welt allerdings unbegreiflich. Sondern das Wort meint nur, daß erstens „von den Dingen in unserm Gehirn ein Bild vorhanden ist in Gestalt eines empfindenden Nervengewebes, das unter Umständen bewußt werden kann." [Das ist falsch ausgedrückt: das Nervengewebe ist keine Bildergalerie; die Bilder wohnen nur in unsrer Seele.] Und das Wort meint zweitens eine systematische Anordnung dieser Bilder. Das eine wollen wir Carus zugestehen, daß er mit dem zweiten Satze das Wesen der Naturwissenschaften richtig angiebt, die in der That nichts andres leisten, als daß sie den Erscheinungen im systematischen Teile ihren richtigen Platz neben einander und im dynamischen ihren richtigen Platz hinter einander anweisen.

Während Carus das durch uralte Erfahrung erwiesene Bedürfnis der Menschenseele, nach dem Urquell des Weltalls und ihrem eignen jenseitigen Urquell zu fragen, einfach leugnet, erklärt er mit der den Monisten eignen Unfehlbarkeitsmiene die Wesenseinheit aller Dinge für eine unabweisbare Forderung der Vernunft, obwohl, abgesehen von den Scharen gewöhnlicher gläubiger Christen, auch Männer wie Lotze in ihrem Geiste diese Forderung gar nicht vorgefunden haben. Lotze kann die nicht begreifen, die, während doch „alles Leben aus der Mannichfaltigkeit verschiedner und entgegengesetzter Wirkungen fließt, unter dem Vorwande nötiger Einheit eine traurige Monotonie des Daseienden verlangen. Es mag wohl sein, daß andre Gründe die vermeintliche Trennung unglaublich machen, aber in jenem bloß formellen Fehler eines Mangels an Einheit liegt ein Motiv zu solcher Behauptung nicht, und wir würden uns nicht im mindesten bedenken, falls die Thatsachen der Erfahrung eine ähnliche Annahme nötig machten, die Anzahl solcher getrennter Gattungen des Realen noch weit über diese Duplizität von Körper und Geist zu vermehren" (Medizinische Psychologie S. 23). Der Sache nach scheint Carus ja mit Lotze und Leibniz übereinzustimmen, indem auch er das Geistesleben und den Mechanismus der Körperwelt als zwei verschiedne Seiten desselben Weltwesens ansieht und schon die kleinsten Teile dieses Wesens, die er lieber

Digitized by Google

Monaden als Atome nennt, für belebt hält. Aber einerseits ist sein Geist zu grob, um den Unterschied und die Unvergleichbarkeit jener zwei Daseinsformen des Seienden mit Lotzischer Schärfe und Feinheit richtig zu erfassen und darzustellen. Anderseits schreitet er mit seinem großen amerikanischen Plattfuß gelassen und ahnungslos über das Mysterium des Atombegriffes hinweg, das für ihn sowenig vorhanden ist, wie der Bacillus für den der Mikroskopie unkundigen Wilden. Während nämlich die atomistische Hypothese zwar in der Physik gar nicht entbehrt werden kann, bleibt ihr Grundbestandteil, der Atombegriff, das heißt der Begriff unkörperlicher punktueller Wesen, deren Zusammenwirken den Eindruck der Körperlichkeit hervorbringen soll, ein widerspruchsvoller Gedanke. Für Carus, der keine Geheimnisse kennt, ist es nun freilich eine Kleinigkeit, nicht allein wirklich bestehende Atome anzunehmen, sondern auch aus ihnen die ganze Welt aufzubauen. Given ether-waves of light and sensation, and in the long process of evolution an eye will be formed. Sind nur erst einmal die Ätherwellen und die Empfindung da, so muß sich im Laufe des Entwicklungsprozesses mit der Zeit notwendigerweise ein Auge bilden. Natürlich! Es gehören ja bloß drei oder vier Kleinigkeiten dazu, deren keines auch nur das mindeste Geheimnis enthält: Ätherwellen, ein empfindendes Wesen, ein Entwicklungsprozeß, und daß die drei richtig in einander greifen. Gebt diese vier Dinge einem kleinen Knaben in die Hand, und er braut euch sehende Augen zusammen, daß es eine Lust ist!

Die Herren vergessen immer, daß es einen ganz unfehlbaren Prüfstein für das Verstehen und Begreifen giebt. Was wir verstanden und begriffen haben, das können wir auch machen. Es fehlt uns vielleicht die Kraft oder Geschicklichkeit zur Ausführung, aber wir können doch sagen: Nun weiß ich, wies gemacht wird, und wäre ich nur ein andrer Kerl, als ich bin, so könnte ichs auch machen! Haben wir das Wesen des Distichons begriffen, so können wir selbst Distichen machen. Haben wir den Mechanismus einer Wanduhr begriffen, so können wir selbst eine bauen, vorausgesetzt, daß uns die Schwerkraft, die Bewegerin der ziehenden Gewichte, zur Verfügung steht. Die Schwerkraft begreifen wir nicht, könnten sie auch nicht beschaffen, wenn sie nicht vorhanden wäre. Aber ist sie vorhanden, auch in dem weitern Begriffe der Gravitation, so brauchen wir nur so groß zu sein, wie der Orion am Himmel, und entsprechend stark, und brauchen nur den archimedischen Standpunkt zu haben, dann bauen wir uns auch eine Weltuhr, ein Sonnensystem. Wenn uns die Naturphilosophen ein selbstfabrizirtes keimfähiges Samenkorn und ein selbstfabrizirtes lebendiges Hühnchen vorlegen werden, dann werden wir ihnen glauben, daß sie den chemischen, den organischen und den Bewußtseinsprozeß begriffen haben, und dann werden wir den Begriff des Geheimnisses verabschieden.

Digitized by Google

Für Philosophen dieser freilich auch bei uns heimischen amerikanischen Art hat denn auch der Gedanke keine Schwierigkeit, daß der erhabenste Menschengeist weiter nichts sei, als ein im Entwicklungsprozesse potenzirter Atomgeist. Das Wort „Entwicklung" verrichtet alle Dienste, obwohl man bekanntlich aus einem Papier- oder Zwirnknäuel nichts herauswickeln kann, was man nicht vorher hineingewickelt hat. Die Widerlegung durch die tägliche Erfahrung stört die Herren nicht. Wie wenig äußere Einwirkung hilft, wo die natürliche Anlage fehlt, das hat unser Volk längst in dem Sprichwort ausgedrückt: „Es flog ein Gänschen übern Rhein und kam als Gigak wieder heim." Woher aber die natürliche Anlage kommt, das eben ist das Geheimnis. Ererbt ist sie, sagt Carus mit den Evolutionisten. Das ist nicht wahr, oder doch nur zum Teil wahr. Genies sind nicht lediglich das Produkt ihrer Eltern. Große Komponisten stammen allerdings meistens aus Musikerfamilien, aber ihre Eingebungen lassen sich aus dem guten musikalischen Gehör und der Spielfertigkeit ihrer Väter nicht erklären. Wir altmodischen Philosophen bleiben bei der Ansicht, daß der größte Menschengeist das Geschöpf und Kunstwerk eines noch größern Geistes sein müsse, wie denn überhaupt das Kunstwerk stets kleiner, niemals größer als der Künstler ist.

Da es außer der platten Wirklichkeit dieser Welt überhaupt nichts giebt, so giebt es natürlich auch keinen Gott. Der Glaube an Gott ist ein, wie Carus großmütig zugesteht, achtungswerter und für seine Zeit nützlicher Aberglaube. Die Welt ist von Anfang an, durch sich selbst und mit Notwendigkeit ein Kosmos, ein geordnetes Ganzes. Will man noch von Gott sprechen, so kann man eben diese Eigenschaft der Welt, daß sie schön geordnet ist, oder, damit es schöner klingt, „die sittliche Weltordnung" Gott nennen, obwohl die Naturordnung und die sittliche Ordnung in eins zusammenfallen. Denn der Sieg im Kampfe ums Dasein liefert eben den Beweis für die größere Moralität des Siegers, sodaß also der reichste Mann des Jahrhunderts, Jay Gould, wohl auch der sittlichste sein mag! Die „Neue Freie Presse" sagte ihm zwar bei seinem letzten Börsenraubzuge nach, daß unter seinen ungezählten Millionen keine einzige sei, an der nicht das Blut vernichteter Existenzen klebte. Aber das thut ja wohl der Moralität keinen Eintrag, wenigstens wendet sich Carus ganz entschieden gegen jene „Lammsmoralität," die der Christenheit nicht wenig geschadet habe, an deren Empfehlung jedoch das Neue Testament keine Schuld trage. Wir sind darin mit Carus vollständig einverstanden, daß schafsmäßige Dummheit und Wehrlosigkeit zusammen noch kein Tugendideal ausmachen. Aber wir protestiren gegen seinen Versuch, die zwei Thatsachen zu verschleiern, daß der sittlich gute Mensch, ohne eine Spur von Anlage zur Schafsnatur, lediglich durch seine Grundsätze und seine Abneigung gegen das Schlechte dem Gewissenlosen gegenüber oft wehrlos gemacht wird, und daß rücksichtslose Gewaltthat in engern wie in weitern Kreisen oft auf lange hin siegreich bleibt.

Digitized by Google

Bessere Männer als Talbot sind zähneknirschend mit dem Ausrufe oder wenigstens dem Gedanken gestorben: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!“ Wahr ist an der Verbindung, die von den Evolutionisten zwischen Natur und Moral angenommen zu werden pflegt, nur so viel, daß in dem Wettstreit ums Dasein nicht bloß die schlechten, sondern auch die guten Anlagen gekräftigt werden, und daß die Macht der schlechten Triebe ein gewisses Maß nicht überschreiten darf, wenn sie nicht das Gemeinwesen zerstören soll, in dem sie herrschen. Wie zu erwarten war, sieht auch Carus im Polypenstaat und im Zellenstaate das Musterbild einer moralischen Gesellschaft (obwohl auf das alte Rom und das moderne England, deren Moralität ihm ganz besonders behagt, weit eher das Bild vom Hecht im Karpfenteiche paßt). Aber das Wesen der menschlichen Gesellschaft liegt eben darin, daß sie kein Bienen-, Polypen- oder Zellenstaat, sondern aus Einzelwesen zusammengesetzt ist, von denen jedes seine Charaktereigentümlichkeit dem Ganzen gegenüber geltend macht und geltend machen soll. Wird irgendwo einmal durch Despotismus von oben oder durch demokratische Gleichmacherei von unten jene vortreffliche Ordnung vorübergehend hergestellt, die alle Individualität vernichtet und die Einzelnen nur noch als belebte Maschinenteile thätig sein läßt, so ist damit auch allemal der Untergang dieses Gemeinwesens besiegelt. Nicht einmal dort, wo die strengste Ordnung und Unterordnung am unentbehrlichsten ist, im Kriegsheere, kann auf den frei waltenden Geist, auf die unberechenbare Mitwirkung glücklicher Einfälle, auf die Opposition reformatorischer Geister gegen Gewohnheit und Herkommen verzichtet werden.

Gleich den meisten Philosophen – unter den Ausnahmen ragen besonders Kant und Herbart hervor — versucht auch Carus sich und seine Leser zu überreden, daß die Moral, die praktische Philosophie, auf der theoretischen beruhe, daß demnach die Annahme der allein richtigen, d. h. seiner eignen Philosophie von der höchsten praktischen Wichtigkeit sei. Die alte Erfahrung, daß alle Philosophen zu derselben Moral gelangen, und daß die Sittensprüche, die sie ihrem Weltgedicht anzuhängen pflegen, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den zehn Geboten haben, ist also immer noch nicht kräftig genug, den Nachwuchs vor der Einbildung zu behüten, er habe die Aufgabe überkommen und gelöst, der Welt auf spekulativem Wege zur echten Sittlichkeit zu verhelfen. Die Sittlichkeit ruht unerschütterlich fest auf den sittlichen Ideen, die ebenso an- und eingeboren sind wie die ästhetischen Ideen und die Denkgesetze, und die sich bei allen gesellig lebenden Menschen im großen und ganzen übereinstimmend entwickeln. Religionen und philosophische Systeme, sofern letztere einigen Einfluß aufs Volk erlangen, bewirken eine strengere oder schlaffere Auffassung des Sittengesetzes, begünstigen mehr die eine oder die andre der sittlichen Ideen, aber diese selbst lassen sie unangetastet und vermehren ihre Zahl so wenig, als sie sie vermindern. Selbst wenn eine Religion zu den

Digitized by Google

gröbsten Verirrungen verleitet, fälscht sie nicht die sittlichen Ideen, sondern nur die Vorstellung des Gefüges von Zwecken und Mitteln, in das ihre Wirksamkeit eingreift. Als die Vornehmen der Karthager in Kriegsnöten einmal beschlossen, ihre Söhne nach der Väter Brauch dem Feuergott zu opfern, entsagten sie dadurch weder der Idee des Wohlwollens im allgemeinen, noch der Liebe zu ihren Kindern im besondern; vielmehr würde das Opfer ohne die grausame Verwundung ihrer Vaterherzen gar keinen Wert gehabt haben. Sie thaten nichts andres, als was heutige Eltern thun, wenn sie ihre Söhne fürs Vaterland den Kanonen des Feindes entgegenschicken. Nur darin irrten sie, daß sie jene nutzlose Verbrennung für ein Mittel zur Rettung des Vaterlandes hielten. Es ist richtig, daß religiöse und philosophische Irrtümer, wenn sie lange und nachhaltig auf ein Volk einwirken, Verwilderung oder Verweichlichung erzeugen können, aber an sich stoßen sie die Moralgrundsätze nicht um.

Die Bedeutung religiöser und philosophischer Vorstellungen für die Moral liegt darin, daß sie uns kräftige Beweggründe zum richtigen Handeln entweder liefern oder entziehen. Die christliche Religion ist vorzugsweise darum ein Segen, weil sie durch den unerschütterlichen Glauben an die göttliche Vergeltung und durch die Hoffnung auf das ewige Leben auch diejenigen zu Helden im Guten macht, denen weder die Antriebe des Ehrgeizes und der Herrschsucht, noch die Tröstungen der Philosophie zur Verfügung stehen: die Weiber, die Kinder und die Armen. Übrigens ist es mit dem Troste der Philosophie nicht weit her; er reicht gewöhnlich so lange, als der Philosoph bei gutem Gehalt und in einer bequem eingerichteten Schreibstube keinen Trost nötig hat, wie auch die Pessimisten die irdischen Genüsse nur so lange für Illusionen erklären, als sie ihr bescheidnes Teil daran genießen; während sie, wenn sie einmal acht Tage lang im Kerker fasten müßten, sofort inne werden würden, daß ein guter Braten, ein gutes Glas Wein, eine bequeme Wohnung und ein gutes Bett ganz und gar keine Illusionen, sondern ganz substantielle Güter sind. Daher ist auch die schöne Predigt des Herrn Carus über die Wertlosigkeit der irdischen Glückseligkeit und seine Mahnung, in der Pflichterfüllung Befriedigung zu suchen, nur für solche Leute, denen die Pflichterfüllung nebenbei auch jene irdischen Kleinigkeiten abwirft, die sie nicht zu suchen sich vielleicht überreden mögen. Bleiben diese in der Theorie geringschätzig behandelten Dinge aus, dann verfehlt der „Meliorismus“ des Herrn Carus seine Wirkung. Meliorismus nennt er den Glauben an die beständige Verbesserung — ja, wessen? —, zu dem er uns durch seine „evolutionistische und monistische“ Philosophie verhelfen will, während, wie er behauptet, der gewöhnliche Monismus der Materialisten und Idealisten zum Optimismus, der Dualismus notwendigerweise zum Pessimismus führe, was, nebenbei gesagt, offenbar der Erfahrung widerspricht. Was soll denn besser werden? Die materielle Lage der Menschen?

Digitized by Google

Dann ist ja der Verzicht auf das irdische Glück gar nicht nötig. Oder sollen Einsicht, Geisteskraft und Sittlichkeit beständig fortschreiten? Dann muß sich dieser Fortschritt doch auch in der Verbesserung der äußern Lage der Menschen zeigen; denn in einer sittlich vollkommnen und weisen Gesellschaft würde kein Mensch weder durch eigne noch durch fremde Schuld elend werden.

Der Christ sieht, daß die wirkliche Welt dem sittlichen Ideal, das er im Herzen trägt, nicht entspricht, darin ist er Pessimist. Er glaubt, daß die der Gerechtigkeit hienieden gewissermaßen nur probeweise und zur Aufmunterung gegönnten kleinen Siege den vollkommnen großen Sieg im Jenseits ankündigen, den er persönlich mit zu genießen hofft, darin ist er Optimist. Und daneben ist er ja auch ein wenig Meliorist, indem er selber nach seiner schwachen Kraft durch Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände an der Herbeiführung dieses Sieges arbeitet. Streicht man den Glauben an den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit, dann bleibt nichts übrig als ein hoffnungsloser Pessimismus, der zwar nicht unsittlich macht, der aber die sittliche Kraft lähmt, und darin besteht der verderbliche Einfluß des Atheismus. Es mag genug Menschen geben, deren Herz so gut geartet und deren Charakter so fest ist, daß sie aus bloßem Widerwillen gegen das Schlechte, ohne Hoffnung und ohne Furcht, zeitlebens edel und gut bleiben. Aber die Mehrzahl vermag jener Antriebe nicht zu entbehren. Und auch jene unverwüstlichen Naturen werden es doch kaum zur Begeisterung für das Gute bringen. Die hohen Worte über das Drama des Todes Christi, die Carus von seinem Standpunkte aus macht, sind hohle Worte. Ist Christus nicht auferstanden, sagt Paulus, so ist unsre Predigt vergeblich, und vergeblich euer Glaube; erfüllt sich unsre Hoffnung nicht, dann sind wir Christen elender als alle übrigen Menschen. Ohne die Auferstehung ist der Tod Christi ein Justizmord, ein Sieg der Ungerechtigkeit gleich vielen andern und hat nichts Erhebendes und nichts Tröstendes. Der spätere Sieg des Christentums kann in den Augen der Modernen keine Entschädigung für die in Christus unterlegene Wahrheit und Gerechtigkeit sein, weil sie die christlichen Ideen nicht als wahr anerkennen; und der Sieg des Guten ist eine leere Redensart, wenn die Guten zu Grunde gehn. Der Glaube an den persönlichen Gott und an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen bleibt eben eine Forderung der praktischen Vernunft, oder wie man auch sagen kann, des Herzens und des Lebens.

Das Buch ist, wir wiederholen es, sehr gefährlich, weil es den uralten Irrtum in neuem Aufputz sehr überzeugend darstellt und namentlich dem auch in Europa verbreiteten Amerikanergeiste mundgerecht macht, dem es ja ungemein schmeicheln muß, zu vernehmen, daß seine Praxis, sich um nichts zu kümmern, was sich nicht sehen, schmecken, greifen, messen, wägen und zählen läßt, Philosophie sei, und zwar die höchste und einzig wahre Philosophie. Wer darüber hinaus ist, sich durch eine so platte und bequeme Weisheit be-

Digitized by Google

stechen zu lassen, dem können wir diese Sammlung philosophischer Feuilletons empfehlen; sie werden ihm mancherlei Anregung und eine angenehme Unterhaltung gewähren, auch sein Verständnis der besprochnen Fragen erheblich fördern. Für Deutsche ist es zudem interessant, zu sehen, wie ein Amerikaner seinen Landsleuten die „Kritik der reinen Vernunft" auslegt.

Berlin und sein Hof im Jahre 1696

Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Bichi aus Siena

Was dieser Edelmann von einer Stadt, die jetzt die beachtenswerteste geworden ist, von Fürsten, die durch ihre politische Einsicht und durch die Stärke ihrer Waffen gleichsam die Schiedsrichter der Geschichte Europas geworden sind, schrieb, hat es nicht verdient, im Dunkel der Vergessenheit zu bleiben; sehr oft wird die Geschichte zur Lehrmeisterin, indem sie zum Nachdenken über die schnellen Umbildungen der Staaten anleitet.

Mit diesen Sätzen führt der Sproß eines der namhaftesten Geschlechter Italiens und Deutschlands die Veröffentlichung von Reiseerinnerungen ein, die ein Stammverwandter seines Hauses, Fra Alessandro Bichi, über Berlin und den kurbrandenburgischen Hof vor zweihundert Jahren niedergeschrieben hat. Sie mögen auch der nachstehenden Übersetzung als Leitwort dienen; wird es doch dem deutschen Leserkreise mehr noch als dem italienischen willkommen sein, zu erfahren, wie ein hochstehender, welterfahrener, unbefangen dreinschauender Vertreter unsrer südlichen Bundesgenossen zu einer Zeit über uns geurteilt hat, wo alles das, was wir jetzt besitzen und genießen, sich in seinen ersten Keimen entwickelte, wo noch niemand die heutige Größe und Bedeutung des hohenzollerischen Hauses und des brandenburgischen Landes zu ahnen und zu ermessen vermochte.

Wenige Zeilen werden genügen, mit dem Verfasser der Aufzeichnungen bekannt zu machen. Er entstammte einer alten, reich begüterten Familie der toskanischen Bergstadt Siena, jenes köstlichen Ortes, der trotz seiner Abgelegenheit durch die Schönheit seiner Lage wie durch die unendliche Fülle hervorragender Kunstschöpfungen einen Hauptreiz auf jeden ausübt, den ein gütiges Geschick über die Berge in das Land der Myrten und Orangen führt. Am

Digitized by Google

22. Oktober 1664 als Sohn des Marchese Metello Bichi und der Herzogin Viktoria Piccolomini geboren, genoß Alessandro eine sorgfältige Erziehung, zunächst in seiner Vaterstadt, sodann vom elften Lebensjahre an in Rom bei seinem Oheim, dem Monsignore, spätern Kardinal Carlo Bichi, und wurde 1681 in die Liste des Johanniterordens eingetragen. Aber erst 1692 trat er in die Dienste dieser mächtigen Brüderschaft wirklich ein, die damals noch der Bestimmung ihrer Stifter getreu den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzte und, aus dem heiligen Lande zwar verdrängt, doch bald hier bald dort einen ununterbrochenen Krieg gegen die Osmanen führte. Es war ein wild bewegtes Dasein, das Bichi als junger Ordensritter in den nächsten beiden Jahren führte. Malta, Sizilien, Süditalien, Korfu, Griechenland, Kleinasien u. s. w. lernte er in buntem Wechsel kennen, und in jedem Gefecht, das er zu bestehen hatte, lenkte er durch seine Tapferkeit, seine Kaltblütigkeit und seine Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Doch zog es ihn endlich wieder nach der alten Heimat zurück, und als er dort im November 1694 eintraf, fügte es das Schicksal, daß gerade seiner Mutter Bruder Lorenzo Piccolomini-Aragona und dessen Gattin Anna Vittoria Kolowrat aus Deutschland zum Besuche anwesend waren. Beide fanden großes Gefallen an ihm und beredeten ihn, sie zu begleiten. Er folgte ihnen und kam so im Jahre darauf nach ihrer Herrschaft Nachod in Böhmen, wo er mehrere Monate blieb, um Deutsch und Englisch zu lernen. Und von dort aus bereiste er nun Böhmen, Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Polen, Schweden, Dänemark, Holland, England, Flandern, Österreich und Tirol, besuchte die Höfe von Dresden, Berlin, Warschau, Stockholm, Kopenhagen, Haag, London, Wien und kehrte endlich im Juli 1697 heim.

Angeregt durch den großen Eifer, der sich in Siena inzwischen für die Erforschung vaterländischer Geschichte entfaltet hatte, machte er sich an die Ausarbeitung seiner Erinnerungen und Reiseerfahrungen, ohne jedoch, wie es scheint, an eine Veröffentlichung durch den Druck gedacht zu haben; die Form, in der uns seine Denkwürdigkeiten vorliegen, spricht zu sehr gegen eine solche Annahme. Vielleicht lag es ihm nur daran, sich selbst und seiner Familie ein schriftliches Denkmal von dem, was er gesehen und erlebt hatte, zu schaffen. Umso wertvoller aber sind seine Aufzeichnungen, sie spiegeln die Eindrücke, die er empfangen hatte, getreu wieder.

Von seinen spätern Lebensschicksalen ist nur zu erwähnen, daß er durch Familienrücksichten aus dem Orden austreten und ein ausgedehntes Fideikommiß mit dem Namen Ruspoli übernehmen mußte, daß er 1718 eine Dame aus dem Hause Bandini-Bardi heiratete, sich den öffentlichen Geschäften in Siena lebhaft widmete und am 10. April 1725 starb.

Vor drei Jahren fand Herr Francesco Bandini-Piccolomini in dem reichen Familienarchiv Forteguerri-Bichi in Siena jene Reiseerinnerungen. Das große

Digitized by Google

Interesse, das sie ihm einflößten, veranlaßte ihn, sie, soweit sie Berlin betrafen, dem Druck zu übergeben (sie erschienen ausgestattet mit den Ergebnissen eingehender Nachforschungen in der Rassegna nazionale, Februar 1888), und es veranlaßte ihn weiter, dem Schreiber dieser Zeilen, als er sich wissenschaftlicher Studien halber einige Tage in Siena aufhielt, die Bitte auszusprechen, für eine Übersetzung in einer angesehenen deutschen Zeitschrift zu sorgen. Mit Freuden ist dieser Wunsch erfüllt worden: der Verfasser, der Stoff und die liebenswürdige Persönlichkeit des Herausgebers haben für uns tedeschi entschieden etwas Sympathisches. Die begeisterte Vorliebe für Italien, die mit Recht jedem Deutschen von Klein auf gleichsam eingeimpft wird, erfährt hier einen angenehmen Wiederhall in den einfachen und doch warmen Worten, die der kampfgestählte und feingebildete Edelmann des Südens über unser brandenburgisches Herrscherhaus, über unser Volk und besonders über unser Heer ausspricht. Es ist ein lebendiges, anziehendes Bild, das sich vor unsern Augen entrollt, es findet sich mancher Zug darin, der dem Geschichtsfreund und dem Geschichtsforscher neu sein oder sich in neuem Lichte zeigen wird,*) und so wird man gern darüber die ungenügende Art der Darstellung, das häufige Abschweifen und die mangelnde Anordnung und Verteilung des Stoffes vergessen.

Die Übersetzung ist möglichst getreu; nur geringe und ganz unwesentliche Änderungen sind vorgenommen worden.

* * *

Ungefähr eine Wegstunde von Dresdorf kamen wir am 11. Mai 1696, vormittags elf Uhr, auf eine lange, seit kurzem in drei Reihen bepflanzte Landstraße, an deren Anfangspunkt wir Berlin zu Gesicht bekamen. Nachdem wir durch einen großen Marktflecken gekommen waren und zwei gute Meilen immer durch Sand zurückgelegt hatten, trafen wir um sechs Uhr abends durch das St. Georgsthor ein. Das Thor ist hübsch verziert, gut befestigt, mit einem breiten Graben, einer zu bequemem Schiffsverkehr aus zwei Teilen bestehenden Zugbrücke und einer zahlreichen Wachtmannschaft versehen, die nur nach dem Namen und der künftigen Wohnung fragt und dann ungehindert durchläßt. Ich besah mir die Soldaten, es waren alles schöne und ausgesuchte Leute. Indem ich meinen Weg durch die Hauptstraße der Stadt fortsetzte, kam ich an die Post, dann wandte ich mich zur Linken nach der am „Fischmarkt" gelegnen Nikolaikirche zu und begab mich in mein Logis bei dem Doktor Schmit, der ein schönes Haus hat, einen guten Tisch führt und Arzt

*) So weit man seine Mitteilungen nachprüfen kann, erweisen sie sich, einzelne Versehen abgerechnet (z. B. bei seinen Nachrichten über den Prinzen von Homburg), als durchaus zuverlässig; es gilt das insbesondre für die allgemein geschichtlichen Bemerkungen, mit denen er seine persönlichen Erlebnisse ergänzt. Weniger genau ist die Datirung.

Digitized by Google

und Bürgermeister ist. Ich mietete das Zimmer für einen halben Thaler auf den Tag; es standen darin zwei Betten, eins für mich und eins für die Diener. Das Kostgeld für die Mahlzeit betrug für mich sechs, für die Bedienten vier gute Groschen, also vierzig Groschen den Tag für drei Personen, ohne Getränke. Es wohnten da auch der dänische Gesandte und ein Kommissar des Königs von Schweden.

Berlin, die Hauptstadt der Markgrafschaft Brandenburg und kurfürstliche Residenz, liegt in der Mittelmark, indem man dieses ganze Land in drei Marken, nämlich in die Neu-, Alt- und Mittelmark teilt. Die Stadt liegt unter der Polhöhe 52° 40′, in einem fruchtbaren Landstrich; in ihrer Umgegend finden sich einige Seen und Wälder mit schönem Wildstand. Im ganzen genommen ist sie sehr groß und hat eine zahlreiche Einwohnerschaft; diese soll sich auf 100 000 Seelen belaufen und nimmt immer mehr zu, da das Volk besser als von andern Fürsten behandelt wird. Es wird an 6000 hierher geflüchtete französische Hugenotten geben; diese haben hier das Kunsthandwerk eingeführt und weiter ausgebildet. Die Straßen sind gerade, lang und breit, die Häuser schön und regelmäßig; überhaupt macht die Stadt einen sehr freundlichen Eindruck und ist eine der ersten in Deutschland. Erwähnung verdient eine wie eine Straße aussehende hölzerne Brücke, die einen Teil von Berlin mit Köln verbindet und auf den Fischmarkt mündet.*) Auf dieser stehen Häuser, Kaufläden, Mühlen und Säulengänge, weshalb man gar nicht erkennt, daß man es mit einer Brücke zu thun hat. Von der Spree wird die Stadt in zwei Teile geschieden, von denen der eine Berlin, der andre mit dem kurfürstlichen Schloß Köln genannt wird; beide verbindet eine schöne, neue, steinerne Brücke, die mit schönen Marmorstatuen geschmückt ist, die augenblicklich noch nicht alle aufgestellt sind. Dadurch, daß der Fluß einige Arme bildet, teilt er Köln wieder in zwei Hauptteile, die „Dorotheen- oder Neustadt“ und die „Friedrichsstadt.“ In der Neustadt befindet sich eine lange, breite Allee, auf der man im Sommer lustwandelt; auch die Kurfürstin erscheint da, ich habe sie dort zu Wagen, von nur zwei Gardisten und einem Pagen begleitet, gesehen. Sowohl die Neustadt, als auch die Friedrichsstadt sind seit zwanzig Jahren erst erbaut, aber trotzdem sind die Häuser dort niedrig und größtenteils in Fachwerk aufgeführt. In der Neustadt befindet sich der neue Marstall des Kurfürsten, ein großes Gebäude, das Raum für vierhundert Pferde hat. Neben diesem Teile Berlins erblickt man außerhalb der Mauern einen großen, aus lauter Tannen bestehenden Park,**) mit breiten, langen und geraden Wegen, von denen einer nach Spandau führt, ein andrer die Landstraße nach Hamburg ist. In diesem dem Volke nicht zugänglichen Park

*) Der bekannte Mühlendamm.

**) Den Tiergarten.

Digitized by Google

findet man jegliches Wild; die Spree durchfließt ihn und macht ihn zu einem wahrhaft königlichen Besitztum.

In Berlin sind viele Kirchen, so die Peters-, die Markus-, die Nikolai- und die Heiligegeistkirche; diese alle sind lutherisch. Eine einzige reformirte giebt es in der Nähe des Schlosses, in der die Reformirten und die Hugenotten Gottesdienst halten, und auf deren Turm eine große Glocke zu sehen ist, die beim Tode des Kurfürsten geläutet wird.

Die beiden genannten Bekenntnisse herrschen vor, doch giebt es auch noch andre, nur die Arianer werden nicht geduldet. Die Katholiken haben keinen öffentlichen Gottesdienst, obwohl ihrer ungefähr tausend sein mögen. Wenn der kaiserliche Gesandte, augenblicklich Graf Karl von Walstein, hier ist, werden alle gottesdienstlichen Verrichtungen in seiner Kapelle vorgenommen; ich hörte dort die Messe und wohnte der Predigt und dem Segen bei. Der Gesandte hat gewöhnlich einen Kaplan. Es hält sich jedoch in Berlin ein Dominikanerpater auf, der aus Albertstadt in Sachsen stammt, wo die Brüder von diesem Orden ein Kloster mit zwanzig Mönchen haben und freie Religionsübung genießen. Dieser Pater bewegt sich in Berlin als Nichtgeistlicher und lebt vollkommen ungekannt, um insgeheim bei den hier befindlichen Katholiken Priesterdienste zu verrichten, wenn der Gesandte nicht anwesend ist; denn der Kurfürst kann die Katholiken nicht leiden und duldet sie kaum an seinem Hofe. Der Kurfürst erklärt, er werde, falls der Kaiser seinem Gesandten in Wien die Abhaltung des Gottesdienstes in dessen Wohnung gestatte, ihn auch den hiesigen Katholiken freigeben. Juden giebt es wenige, im ganzen gegen sechzig. Der Kurfürst gehört zur kalvinischen, die Kurfürstin jedoch zur lutherischen Sekte.

Die Ketzer, besonders die Lutheraner, geben ihren Predigern Almosen, da diese keine andern Einkünfte haben; die kalvinischen Geistlichen dagegen werden vom Kurfürsten mit 800 Gulden jährlich besoldet. Seit kurzem haben Kalvinisten und Lutheraner den Brauch eingeführt, ihre Kinder nur zu taufen, und erst wenn diese im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren stehen und zum Abendmahl gehen müssen, wird von ihnen die Erklärung verlangt, zu welchem Glauben sie sich bekennen wollen; haben sie sich entschieden, so können sie nicht mehr übertreten, da unter ihnen der Satz gilt: Wer in einem Glauben nichts taugt, taugt auch in einem andern nichts. So spotten sie noch über die armen zum katholischen Bekenntnis übergetretenen!

Berlin ist durch sich selbst und durch seine Lage eine feste Stadt; und obgleich einfache Befestigungen nicht fehlen, hat es doch die namhaften und wohlverschanzten Festungen Spandau und Cliſtrin*) in der Entfernung von zwei und zehn Meilen zu Nachbarn. Trotzdem sieht man in Berlin ein großes Zeughaus, das eine Menge Kanonen enthält, die größtenteils den Polen,

*) Küſtrin.

Digitized by Google

Türken, Schweden und Franzosen als Kriegsbeute abgenommen worden sind; darunter befinden sich auch die bei der Erstürmung von Namur erbeuteten. Die holländischen Generalstaaten sind verpflichtet, dem Kurfürsten alljährlich eine Feldschlange zu stellen, man zählt deren schon an dreißig. Außerdem sieht man da noch viele Haubitzen und Mörser, von denen einer acht und einen halben Zentner wiegt. Augenblicklich läßt der Kurfürst vier gewaltige Hundertpfünder gießen, die nach den vier Weltgegenden genannt werden sollen. Das Zeughaus zerfällt in zwei Teile; doch wird jetzt zur Aufnahme des gesamten Geschützparks, sowie des in Spandau, Küstrin und andern Festungen befindlichen ein größeres gebaut.

Außerhalb des Stralchthores*) erblickt man eine große Windmühle, die einige Räder treibt, durch die drei Sägemühlen, gleich den Wasserschneidemühlen, in Betrieb gesetzt werden; jede enthält zwölf in einer Reihe um Bretterdicke von einander abstehende Sägen, sodaß in einer Viertelstunde drei Baumstämme in sechsunddreißig Bretter zerschnitten werden. Während diese Maschine die Stämme zersägt, treibt sie zugleich ein andres Rad, um dessen Achse ein Seil gewickelt ist, das auf diese Weise die Stämme an die Sägen heranzieht; mit geringer Anstrengung wird so in kurzer Zeit eine große Arbeit gethan. Ferner kommt Holz noch in Flößen hierher und wird von diesen in diejenigen Schneidemühlen geschafft, die am Rande eines von der Spree gebildeten Sumpfes und einer in ihn sich erstreckenden Landzunge liegen, also an einer Stelle, wo der Wind sehr sanft weht. Seine Kraft ist aber ganz außerordentlich; das merkt man, wenn man auf der Mühle herumgeht und sich die Maschine ansieht, am besten da, wo sich die Flügel drehen: infolge des Brausens des Windes und des Knirschens der Sägen scheint die Hölle entfesselt zu sein; sie ist übrigens sehr sehenswert. Die Mühle liegt eine drittel Meile von der Stadt entfernt; der Kurfürst verpachtet sie und zieht aus ihr 6000 Gulden jährlich. An dem Wege, der dorthin führt, ist, wie noch erwähnt werden mag, eine große Masse Brennholz aufgestapelt, das in Flößen und auf Kähnen hierher geschafft wird und seiner Feuergefährlichkeit wegen fern von der Stadt bleibt.

Neben dem Georgsthor befindet sich ein Kollegium, worin die französischen Réfugiés in ihrer Jugend Philosophie und andres treiben. Dicht daneben steht ein sehr schönes, für Tierhetzen neu erbautes Theater. Von seltenen Tieren ist gegenwärtig ein Ur da, d. h. ein wildlebender Stier, der an Gestalt unserm Hausrind gleicht, aber hochbeiniger ist und an den Wangen einen langbehaarten Auswuchs hat; seine Farbe ist dunkel, und die Hörner ähneln mehr denen unsrer Büffelkühe. Diese Tiere findet man in Preußen, wo sie in den Wäldern gejagt werden; es sollen äußerst wilde Tiere sein. Auch ich

*) Das Stralauer Thor.

Digitized by Google

halte sie dafür; als ich mir den Ur recht besah, bemerkte ich, daß bei dem Anblick der Umstehenden ihm die Augen zu funkeln begannen.

An den Häusern hierzulande sieht man weder Dachrinnen noch Dachziegel, sondern statt deren runde oder dreieckige Platten, die oben einen Knauf tragen, der dazu dient, sie an den Sparren festzuhalten, auf die kein Pflaster gelegt ist, wie es bei uns [in Italien] Brauch ist; jene Platten allein dienen als Dachziegel und Rinnen, daher sind die Dächer sehr leicht, und weil sie nach deutscher Art eine starke Neigung haben, hält sich weder Wasser noch Schnee lange Zeit auf ihnen.

Die Landfrauen pflegen im Sommer Strohhüte mit breiter und herunterhängender Krempe zu tragen. Diese Hüte sind sehr zweckmäßig, weil die Sonnenstrahlen nicht in die Augen fallen können. Außerdem tragen sowohl Männer als auch Frauen wegen des Sandes, der im Lande liegt, und wegen der ihn aufwirbelnden Winde, zu Fuße wie zu Wagen, Taschentücher vor dem Munde. Der Adel spricht ein gutes Deutsch, das niedere Volk jedoch ein sehr unrichtiges und mit schlechter Betonung; die am Hofe gebräuchlichste Sprache ist die französische.

In Berlin leben viele italienische und zwar größtenteils mailändische Kaufleute; außer diesen einige Maler, so Giovanni Battista Bangi, der Bruder des Antonio genannt lo Spadarino, ein Miniaturmaler aus Rom, und Domenico Cadorati aus Como, ein trefflicher Freskenmaler. Von Italienern traf ich ferner an den Sänger Signor Ferdinando Chiaravalle, einen Kastraten und Günstling der Kurfürstin. Ihm wird die Stelle etwa viertausend Thaler einbringen, ungerechnet den Gewinn in Hannover und Venedig, wenn er dort singt, was ihm weitere tausend Thaler abwerfen mag. Er ist aus Todi gebürtig; seine Mutter stammt aus dem Hause Signorini aus Siena. Er hat zwei Brüder und bei Capalbio Besitzungen. Das Haus Chiaravalle zählt zum Adel und zur Bürgerschaft Sienas und ist eins der ältesten Todis, ebenso wie das der Signori Degli Atti. Wegen solcher Vorzüge wird Signor Ferdinando zum Vorzimmer zugelassen. Er ist ein sehr höflicher und gewandter junger Mann und erzeigte mir viele Gefälligkeiten. Er wohnte bei der Madame Eyden.

Es hält sich ferner hier auf Signora Torelli, eine Sängerin aus Bologna; sie ist verheiratet, ist sehr häßlich, hat aber eine gute Stimme und bezieht einen Monatsgehalt von 150 Thaler und 100 Thalern Wohnungsgeld, nebst der Genehmigung, in Hannover zu singen. Dann lebt hier noch der Lautenspieler Reggieri aus Mantua, dessen Gehalt 400 Thaler jährlich beträgt.

Das kurfürstliche Schloß ist groß und in antikem Stil; die Seite, die auf die Spree hinausgeht, und der Hof sind im gothischen gehalten. Auf einer stufenlosen Wendeltreppe steigt man, wie in der Peterskirche zu Rom, sanft empor. Der Hof ist sehr schön und geschmackvoll; in der Mitte stehen

Digitized by Google

auf hölzernen Ständern fünf Laternen, um nachts den Eintretenden zu leuchten, was sehr zweckmäßig ist. Neben dem Hofe liegt der Garten mit Blumen und Früchten, parterres auf französisch, und im Hintergrunde ein schönes Theater. Mitten hindurch fließt ein Bach, über den eine Brücke führt, die mittels einiger Gegengewichte in zwei Teilen in die Höhe geht. Neben einem Teile des Gartens erblickt man ein im Bau begriffenes Gebäude, das zur Bibliothek bestimmt ist, und zwar in dem Teile unterhalb der Gallerie und des Korridors. Im Palast ist die Wohnung des Kurfürsten sehenswert, die reich ist an Möbeln und an Gemälden berühmter italienischer Maler, sowie die schön ausgestattete, aber aus kleinen Zimmern bestehende Wohnung der Kurfürstin. Ihr Schlafzimmer enthält vortreffliche Gemälde und prächtiges Porzellan auf chinesischen Schränken, der Fußboden ist parkettirt und nach savoyischer Sitte mit Wachs gebohnt. Der Alkoven ist ganz mit Gold ausgelegt und hat vorn ein schönes Geländer. Die Bibliothek und die Kunstkammer*) sind zwei Nischen, die eine voller Bücher, die andre voller Kuriositäten, wie Cameen, alte und seltene Münzen, verschiedne Tiere, sowie chinesische als auch europäische, recht schlüpfrige Gemälde, von denen einige die klösterliche Zucht und Keuschheit arg in Mißachtung bringen. Unter den Raritäten befindet sich ein Stück gelben Bernsteins im Gewicht von dreißig deutschen Pfund, und ein andres zwanzig Pfund schweres Stück weißen Bernsteins; bis jetzt sind bei dem Fischen des Bernsteins, das in der Ostsee an der Küste des dem Kurfürsten gehörigen Herzogtums Preußen betrieben wird, Stücke von größerem Gewicht nicht gefunden worden.

Die Reitbahn und der Marstall befinden sich nicht hier im Schlosse, sondern in einem eignen, sehr großen Gebäude, das für achthundert Pferde Raum haben wird, von dem aber bis jetzt erst die Hälfte, für vierhundert Pferde also, fertig ist. Der jetzige Kurfürst ist kein sonderlicher Liebhaber von Pferden; doch sah ich sehr schöne Dienstpferde.

Die kurfürstliche Livree ist aus blauem Tuch, mit karmoisinrotem Sammetbesatz und reicher Goldstickerei. Je nach der Wichtigkeit des Amtes unterscheiden sich die Röcke in der Stickerei, d. h. nur an den Ärmeln: bei dem einen sind sie der Länge, bei einem andern der Quere nach, bei einem dritten nur an den Aufschlägen gestickt. Die Pagen tragen dieselbe Livree; sie wird niemals, weder in der Stadt noch auf dem Lande, gewechselt.

In Brandenburg ist bei den Privatleuten kein großer Reichtum, wohl aber bei dem Fürsten, welcher über eine Million Thaler Einkünfte haben soll.

Außer den vielen Truppen, die in den Festungen liegen, kann der Kurfürst mit Leichtigkeit 24 000 Mann Infanterie und 6000 Mann Kavallerie auf die Beine bringen und in seinen Staaten ohne Beihilfe der Nachbarn unterhalten;

*) Der Grundstock des jetzigen königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin.

Digitized by Google

sobald er keinen Krieg führt, stellt er seine Truppen in den Sold andrer. Der Kurfürst hat 4000 Mann auf den Beinen, nämlich in Flandern, Italien und Ungarn. Mit dem Gewinn, der ihm aus der Stellung dieser Truppen zufließt, bezahlt er seine Leibgarden, weswegen es für die deutschen Fürsten von Nutzen ist, den Krieg in die Länge zu ziehen, doch nur für die, die damit nichts zu thun haben. Die Leibgarde ist drei Kompagnien stark, von denen eine 400 Mann zählt, ausgesuchte und vortrefflich ausgerüstete Leute; dazu kommt noch das Kadetten- und das Trabantenkorps. Alle diese Leibtruppen tragen prächtige Uniformen aus rotem Tuch, mit goldenen Knöpfen und einer Tresse am Hut. Der hiesige Hof wird für einen der glänzendsten in Europa gehalten.

In Deutschland giebt es, abgesehen vom Kaiser, keinen Fürsten, der mächtiger wäre als der Kurfürst von Brandenburg, oder dessen Staaten eine ebensolche Ausdehnung hätten. Er kann zweihundert Meilen weit auf seinem Grund und Boden wandern, von der holländischen bis an die kurländische Grenze, nämlich von Kleve bis durch das ganze Herzogtum Preußen, ohne daß ihm andre Fürsten, ausgenommen der Bischof von Münster auf drei oder vier Stunden, in die Quere kommen. Die kurfürstlichen Staaten enthalten 60 Städte, 38 Festungen, 17 säkularisirte Abteien, sehr viele Marktflecken und eine Unzahl von Dörfern. Das Wappen des Kurfürsten zerfällt in siebenundzwanzig Felder, die rings um das Szepter gruppirt sind; dieses letztere ist ein Privileg des Kurfürsten, da er bei Aufzügen und feierlichen Anlässen das kaiserliche Szepter trägt. Er hat auch den Titel: Erster Kammerherr des heiligen römischen Reiches, geht zur Rechten des Kurfürsten von Baiern und ist der vierte in der Rangordnung der Kurfürsten. Wenn der Kurfürst von Brandenburg dem Kaiser bei der Tafel aufwartet, reicht er Waschwasser und Handtuch.

Der Kurfürst wurde am 1. Juli 1657 geboren, und zwar aus der Ehe Friedrich Wilhelms, der 1688 starb, mit der 1667 verstorbenen Luise Henriette, der Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien; folglich ist er mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem König von England, nahe verwandt. Die noch lebenden Brüder des Kurfürsten sind: 1. Philipp Wilhelm, geboren 1669, Markgraf, was ein Titel für die Zweitgeborenen ist, mit 60 000 Thalern Apanage; 2. Albert Friedrich, geboren 1672, Großmeister des Johanniterordens (von dem ich noch näher berichten werde), mit 30 000 Thalern Einkünften; 3. Christian Ludwig, geboren 1677, in flandrischen Diensten stehend, mit einer Leibrente von 12 000 Thalern; die Schwestern sind: 1. Marie Emilie,*) vermählt mit dem Herzog Karl von Mecklenburg-Güstrow, in zweiter Ehe mit dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz; 2. Elisabeth

*) Amalie.

Digitized by Google

Sophie, geboren 1674, seit 1691 mit dem Herzog Kasimir von Kurland vermählt.

Der Kurfürst ist klein an Wuchs, etwas verwachsen, wortkarg und sehr eingezogen; er schwärmt für Bauten und liebt die Virtuosen. Er spricht nur deutsch und französisch, auch etwas lateinisch. In erster Ehe hatte er Elisabeth Henrike, die Tochter Wilhelms VI., des Markgrafen von Hessen, und der Hedwig Sophie von Brandenburg, zur Gemahlin; dieser Ehe ist eine Tochter, Ludovike Sophie, geboren am 29. September 1680, entsprossen. Diese ist eine treffliche Prinzessin; aber wenn die Natur sie mit Gaben des Geistes ausgestattet hat, so hat sie sich doch enthalten, ihr Schönheit des Körpers zu verleihen, denn sie ist sehr hager und unschön. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich der Kurfürst am 28. September 1684 mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, der Tochter des Kurfürsten Ernst August, die ihm am 4. August 1688 einen Sohn gebar, der den Namen Friedrich Wilhelm empfing; er ist der Kurprinz und ein sehr lebhafter und aufgeweckter Knabe.

Das brandenburgische Fürstenhaus stammt von den Grafen von Hohenzollern ab, die heute Reichsfürsten sind, und in Schwaben, um Ulm herum, Besitzungen haben. Es spaltet sich in drei Linien, nämlich in die kurfürstliche, in die der Markgrafen von Kulmbach, von der die Baireuthische eine Nebenlinie ist, und in die der Markgrafen von Ansbach.

Die Kurfürstin ist eine schöne Frau mit lebhaften, schwarzen Augen und etwas Neigung zur Starkleibigkeit; sie spricht sehr gut französisch und italienisch und hat im Deutschen den ihr angebornen Accent bewahrt. Sie ist von ausnehmender Liebenswürdigkeit und erweist den Ausländern, besonders den Italienern, manche ehrenvolle Auszeichnung. Gleich am ersten Abend, wo ich ihr meine Aufwartung machte, wünschte sie meine Teilnahme an der Unterhaltung, die immer in einem Spiel zu bestehen pflegt. Nach deren Beendigung erhob sie sich sofort zur Abendtafel, und als sie dabei an mir vorüber kam, sagte sie zu mir: Wollen Sie nicht an meinem Tischchen Platz nehmen? Sie bedient sich des Spieles nur als Vorwand, da sie sich bei dieser Gelegenheit mit allen, insbesondre mit den Italienern, scherzend unterhält. Übrigens war die Frage eine Einladung für den ganzen Abend; denn sobald ich in die Nähe ihres Tisches kam, war es, wohl oder übel, meine Pflicht, dort zu bleiben. Das Spiel geht um geringen Einsatz, sodaß sich viele Personen zusammen daran beteiligen, und erfordert keine Aufmerksamkeit. Es heißt ranoué und hat mit unsrer stafletta Ähnlichkeit.

Als ich mich der Kurfürstin vorstellen ließ, war sie eben im Begriff, das Spiel zu beginnen; deshalb wurde ich, nachdem sie von meinem Wunsch in Kenntnis gesetzt worden war, in leutseligster Weise sofort empfangen. Während des ganzen Abends hielt mich die Kurfürstin zum Zwecke der Unterhaltung mit ihr an ihren Sessel gebannt, wobei ich stand, und sie bald italienisch, bald

Digitized by Google

französisch, bald deutsch sprach. Von ihren Wohngemächern betritt man zuerst den Saal, an dessen Thür die Bedienten und zwei bewaffnete Posten stehen: dann folgt das Vorzimmer der Hofherren, dann das Audienzzimmer mit dem Baldachin, das Spiel- und das Schlafzimmer. Sie hat sechs Hoffräulein, deren Vorsteherin und eine Kammerfrau in ihren Diensten. Ihre Privatmahlzeit, an der der Kurfürst nicht teil nimmt, besteht aus zwei warmen Gerichten à la française, nämlich einer großen Schüssel in der Mitte, je zwei mittelgroßen am obern und am untern Ende der Tafel, vier Saucenschalen, die, zu zweien auf jeder Seite, zur Ausfüllung des leeren Platzes in der Mitte der länglich rundgeformten Tafel bestimmt sind. Neben den Saucenschalen stehen zwei niedrige Salzfässer, um vollkommene Harmonie herzustellen. Die Tafel hat Platz für acht Personen. Sobald der erste Gang vorbei ist, wird von neuem der ganze zweite, aus dem Braten bestehende aufgetragen, und dann werden die Früchte gereicht, die wegen ihrer geringen Menge mit dem Zuckerwerk gemischt werden. Dieser aus Früchten bestehende Gang gleicht hinsichtlich der Anordnung den früheren; doch statt auf silbernen Platten sind sie in einer Art aus Weidenruten geflochtenen Körben aufgebaut, und zwar derart, daß diese zusammengestellt eine gewisse Figur bilden und die Tafel ganz bedeckt wird. Außerdem wird mit diesen Früchten noch Zuckerwerk, bestehend in französischen Konfitüren und Eis aller Art, aufgetragen, und zwar auf verschiedenen Porzellantellern, die in Form von Pyramiden, deren Zahl bis drei geht, zusammengestellt sind. Nach Beendigung des Mahles erheben sich alle, und einer der Pagen, die an der Tafel bedienen, spricht, wie zu Beginn, das Gebet. Zu dieser Privattafel erhalten Einladung: der Haushofmeister der Kurfürstin, Herr Obrensench*), die Kammerfrau, einer der ersten Hofherren und einer der jüngeren Prinzen. Zu meiner Zeit erschienen der Markgraf Christian Ludwig und ein Prinz aus dem hessischen Hause. In Deutschland pflegt man sowohl die Kammerfrau, als auch den Haushofmeister, sowohl des Kurfürsten wie der Kurfürstin, desgleichen alle übrigen ersten Hofbeamten mit Excellenz anzureden.

(Schluß folgt)

*) Dobrzynski.

Digitized by Google

Otto Ludwig in Leipzig

Von Adolf Stern

Mit einem Schlage war im Oktober des Jahres 1839 der Einsiedler von Eisfeld aus der Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetische und musikalische Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und Musiklebens versetzt worden.*) An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er selbst, wie fest — mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidene Stadtwohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeschränkten Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gefeierten Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor seinem Landesherrn gestanden und als er sich, ein halbes Jahr später, zur Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl, endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen. Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen veränderten Lebensweise, überschlich den Thüringer, und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Lichtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, da er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Strome zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen

*) Dieser Aufsatz ist ein Bruchstück der Lebensbeschreibung Otto Ludwigs, die der neuen, von Neujahr 1891 ab im Verlage von F. W. Grunow erscheinenden Gesamtausgabe seiner Werke beigegeben werden wird. D. Red.

Digitized by Google

worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Otto Ludwig war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weithin sichtbaren Aufschwungs in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der liebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersetzenden, schöngeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und Sonnabendmotetten zuteil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des schöpferischen Vermögens des Komponisten auch nur ahnte, das Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias" und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte" entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris" geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war eben nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer besessen, dem großen Bach waren bescheidenere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordene Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unablässig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemeinsinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unablässig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeu-

Digitized by Google

tender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notenstechereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammengenommen vorhandene Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das litterarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhausischen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin“ und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das litterarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngre), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch“ und „Wunderbuch“ beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsenen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen“ Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigirten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt,“ abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion die namhafteste war), wie in ihren eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordenen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Mosen, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmloseren, aber einflußreichen Belletristen des Leipziger Parnasses: der Böhme Karl Herloßsohn, der die Zeitschrift „Der Komet,“ die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen,“ und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater,“ der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Moden“ redigirte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gährung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen

Digitized by Google

für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Litteraten" zur Zeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik sei es zur Übersetzerfron, sei es zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern," dem „Wandelstern," mit K. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer" Litteratur versuchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die litterarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gährungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher," zwar in Halle redigirt, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielverheißend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und litterarischen Versuche zunächst näher liegen mußte, als das Treiben der Litteratur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bachs Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gediehenen und gereiften Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturme erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffene Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß

Digitized by Google

ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen. Aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree." Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles gewonnen, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne gleichsam verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünschten und, soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn her herrschte und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art, warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen, wie in den reichen kunstsinnigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmungslosen Hast und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache, auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtsfeffen mit Gesangsquartett „bei Keils" im Löhrschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab:

Digitized by Google

„mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter," um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

So sicher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren" Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngerer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik" geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Clara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler," soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik" mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen," hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein

Digitized by Google

ſtärkeres Selbſtgefühl, klareres Erkennen deſſen, was er ſelbſt vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er ſich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelsſohn zu erheben. So ſtellte mit allen ſeinen leicht erſichtlichen Verſchiedenheiten und ſeinen unterirdiſchen geiſtigen Strömungen, ſeinen unvermeidlichen Menſchlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Muſikleben im Großen und Ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleiſteten und Beabſichtigten, durch den Reichtum der Beſtrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit beſcheidnen Stipendien ausgerüſtete neue Schüler Mendelsſohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Muſiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Otto Ludwig mit ebenſo gutem und feſtem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen nach jahrelangem Durſten zu ſchwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er ſich gleichwohl von vornherein kühler und kritiſcher, gleichſam unempfänglicher verhielt, ſo wirkten hierzu mannichfache Umſtände zuſammen. Sein Koffer mit den Singſpielen und den Balladenkompoſitionen langte von Eisfeld erſt nach Wochen an, und natürlicherweiſe wünſchte Mendelsſohn die Verſuche des ihm empfohlnen Talentes vor allem kennen zu lernen. Die erſten Wochen verſtrichen ungenützt für die Hauptſache, Ludwig gewann von ſeinem künftigen Lehrer zunächſt nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelsſohn-Bartholdy, ſchrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Waſungen, iſt ein ſehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat ſich in ſeine Phyſiognomie, ſeinen ſchwarzen Lockenkopf und ſeine ſchnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Muſikalien, die er ſehen möchte, nicht angekommen ſind.“ Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt geſehen hatte, ja ſelbſt der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den erſten Tagen empfing, ſeinen Erwartungen nicht entſprachen. Er hörte im erſten Konzert, das er beſuchte, Mendelsſohns „Meeresſtille und glückliche Fahrt“ — die „Originalromanteske“ ergriff ihn nicht — und darnach die Spohrſche „Weihe der Töne,“ zu der er bemerkte: „In Hildburghauſen klang ſie anders, das waren Töne der Weihe!“ Leicht möglich, daß die Spohrſche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber eben ſo denkbar iſt es, daß der Einſiedler von Eisfeld ſich zunächſt durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung geriſſen fühlte. Seine Schilderung des Rieſenſaales — als ſolcher erſchien ihm der alte Gewandhausſaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Briefe läßt auf etwas derart ſchließen. Und nun geſchah, was für ihn das ungünſtigſte werden mußte: er fiel, ſoweit es in Leipzig möglich war, in die Iſolirung zurück, zu der ihn ſein ſeitheriges

Digitized by Google

Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und Alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich, als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein „Töppchen“ getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat Ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!“

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Berliner Presse. Hätte die Bedeutung Bismarcks noch einer ausdrücklichen Bescheinigung bedurft, die Zeit seit seinem Rücktritte von den Staatsgeschäften würde diese hundertfach ausgestellt haben. Drei Vierteljahre sind vergangen, und noch kann weder Feind noch Fremd sich darein finden, daß der gewaltige Mann im Vollbesitze der Kraft feiern soll, während so schwere Fragen auf die Tagesordnung gebracht werden. Was geschieht und was nicht geschieht, giebt Anlaß zu Erinnerungen, Vergleichen und Vermutungen, wie die Dinge laufen würden, falls seine Hand noch am Ruder wäre. Ihm wurde einst Mangel an Ruhe, nervöse Hast und Ungeduld vorgeworfen; die das thaten, müssen heute, wenn sie es auch nicht eingestehen, mit Beschämung an ihr damaliges vorschnelles Urteil denken. Nicht minder die antiken Charaktere, die den vollen Brustton aufzuwenden pflegten, um jedem ihre Verachtung auszudrücken, der seiner überlegenen Einsicht eine Parteimeinung unterordnete. Oder vielmehr: sie müßten so empfinden, wenn die Schule des Parteilebens ihnen noch die Fähigkeit gelassen hätte, natürlich zu empfinden, selbständig zu denken.

Deutschland hat selten ein so trauriges Schauspiel geboten, wie im März und April, als der freisinnige Janhagel dem Begründer des neuen Reiches faule Äpfel nachwarf und Schimpfreden nachrief, und die Rotte nicht durch den Ausbruch der Entrüstung aller anständigen Menschen verscheucht wurde. Nicht einmal der denn doch begründete Haß der französischen Gassenblätter ließ sich zu gleicher Niedrigkeit herab. Wir haben damals aus dem Munde von Parisern, Polen und österreichischen Ultramontanen Äußerungen vernommen, die bewiesen, wie die Ehrenhaften unter unsern Feinden solches Treiben ansahen. Vielleicht regte sich bei ihnen stille Schadenfreude, dann aber hatten sie Anstand genug, sie wenigstens nicht laut werden zu lassen, sondern nur ihr Bedauern über so unerhörten Undank zu erkennen zu geben.

Nun endlich, sollte man meinen, habe die Parteiwut sich genugthun können.

Digitized by Google

Doch nein! Wir würden nichts darüber sagen, daß fortwährend noch die politischen Gegner Bismarck angreifen und es ihm gleichzeitig verübeln, wenn er gelegentlich eine Meinung zu äußern wagt: Habeant sibi! Aber seine Person gewaltsam in jeden Konflikt hineinzuzerren, mit dem er nichts, wenigstens unmittelbar nichts zu schaffen hat, und zwar nur hineinzuzerren, um ihn zu verdächtigen, zu verleumden, in seiner Privatehre zu beschimpfen — das geht doch über alles Maß und muß die größte Langmut erschöpfen. Die „Hamburger Nachrichten" nehmen in einer Frage Stellung gegen den Strom: Aha! Bismarck ist in Friedrichsruhe bei Hamburg, die genannte Zeitung hält zu ihm wie früher, folglich darf man vermuten, daß er den Artikel „inspirirt" habe, in der zweiten Zeile ist das bereits Gewißheit, in der dritten hat er ihn selbst geschrieben, und nun braucht man sich die schöne Gelegenheit zu einer neuen Illustration der Fabel vom toten Löwen nicht entgehn zu lassen. Bismarck ist noch der Ansicht, die Landwirtschaft dürfe nicht zu Grunde gerichtet werden — natürlich, er ist ja Großgrundbesitzer, er hat nur sein Privatinteresse im Auge, hat sich stets von diesem leiten lassen! Es ist zum Verwundern, daß noch niemand entdeckt hat, Bismarck habe Preußen zu den großen Kriegen getrieben, weil er schon auf die Dotationen spekulirte. Ganz Deutschland feiert in einmütiger Begeisterung und Dankbarkeit den großen Schlachtendenker, und diese edeln Seelen müssen das Nationalfest entweihen, indem sie ihn auf Kosten seines großen Genossen loben. Stöcker wird enthoben: wer ist der schuldige Teil in dieser Angelegenheit? Wer sonst als Bismarck, und zwar trägt er doppelte Verantwortung, weil er ihn zuerst ermuntert und ihm dann den Daumen aufs Auge gedrückt hat. Dem Freiherrn von Lucius wird der Fideikommißstempel erlassen: herrlich, denn das giebt einen Vorwand, in Erinnerung zu bringen, daß Bismarck einst die gleiche Vergünstigung genossen hat u. s. w.

Kann man sich dabei des Ekels erwehren?

Der Ton geht von Berlin aus, wo sich jetzt eine Sorte schreibender Menschen ansammelt, die bei allem Deutschthun nichts höheres kennt, als die Pariser Bohème, die Boulevard-Politik, die Boulevard-Journalistik, die Boulevard-Theater, die Boulevard-Cafés mit allem, was drum- und dranhängt. Und gegen diese Sorte lehnt sich die dortige anständige Presse nicht auf, obwohl sie sich dadurch der Gefahr aussetzt, mit ihr in einen Topf geworfen zu werden? Im Westen und Süden Deutschlands beobachtet man eine ganz andre Haltung. Und in ganz Deutschland fühlt sich jeder wahre Patriot im innersten verletzt durch das Treiben in der Reichshauptstadt und den andern Städten, die Berlin nachäffen, wie Berlin Paris. Überhaupt: wir gönnen Berlin alle Ehre und alle Vorrechte, die es der Politik Bismarcks verdankt, doch was die eigne Meinung und den eignen Geschmack betrifft, wahren wir unsre Reservatrechte. Zur Stellung von Provinzen in französischem Sinne werden sich die deutschen Länder niemals hinabdrücken lassen, das ist die gute Seite des Partikularismus, und dafür bürgt die Eigenart der Stämme, bürgt der Heimatsinn, bürgen Geschichte und Bedeutung der übrigen Städte, bürgen die Hochschulen, die über das Reich ausgesät sind. Hat man schon im alten Preußen dem spezifischen Berlinertum niemals die oft angestrebte Suprematie eingeräumt, um wie viel weniger in dem geeinten Deutschland! Und wenn die anständige Publizistik der Hauptstadt zu wenig Mut oder zu viel „Korpsgeist" hat, um sich in unzweideutiger Weise von einer Genossenschaft loszusagen, die ihr keine Ehre bringt, wenn sich Romanschriftsteller von Ruf nicht scheuen, ihren Namen dem Meistbietenden als Aushängeschild zu überlassen, mögen sie dadurch in noch so schlechte Gesellschaft geraten, wenn der in einem Briefe Viktor Hehns zitirte Berliner Zeitungsverleger

Digitized by Google

Recht behält, der seinen Mitarbeitern einprägte: „Schimpfen Sie! Der Berliner will, daß geschimpft werde! Aber schimpfen Sie so, daß uns kein Schade geschieht!“, wenn der großen Masse der Berliner das Gemisch von Demagogie, Servilität und Klatsch unentbehrliche Kost geworden ist, dann fällt der „Provinzpresse“ die Verpflichtung zu, um so entschiedner die gute Sache und den guten Ruf Deutschlands hochzuhalten, sich auch darin rein zu erhalten, daß ihre Blätter den Auslassungen der gekennzeichneten Art nicht einmal die Ehre der Erwähnung unter den „Zeitungsstimmen“ gewähren. Das sind sie ihren Lesern schuldig.

Grammatik und Logik. Zu dem Aufsatz „Die lateinischen und griechischen Pensa“ in Nr. 49 geht uns aus Lehrerkreisen folgende Zustimmung zu:

Wir Lehrer aus den höhern Schulen sehnen uns mit dem Verfasser nach Lösung aus den Fesseln, die uns an das unfruchtbare Gestein der Grammatik schmieden. Um so schmerzlicher fühlten wir uns von einer Wendung in der ersten Kaiserrede berührt, die Wirkungen von uns erwartet, wo die Kräfte gebunden sind. Die Verwaltung, die Aufsichtsbehörde, der Bureaukratismus trägt die Schuld, wenn das Leben im heutigen Schulbetriebe zum Teil erstarrt ist.

Auch die neuen Lehrpläne von 1882 haben an diesem Zustande wenig geändert, wenn sie auch das Lesen der alten Schriftsteller in den Vordergrund stellten. Denn das alterstrebte Ziel blieb bestehen: die Forderung der schriftlichen Übersetzungen in die alten Sprachen, fast in dem alten Umfange. Es war der unmerkliche Bruchteil einer Reform. Keine schriftlichen Arbeiten zu Gunsten der alten Sprachen! das muß nunmehr die Losung sein. Auch das jetzt in Aussicht genommene Werk der Unterrichtsreform wird kein gründliches sein, wenn man sich nicht zu dem Grundsatze bekennt: Die Arbeiten im Gebiete der alten Sprachen müssen samt und sonders Übersetzungen aus diesen ins Deutsche werden.

Die Urteile der Altphilologen gehen natürlich in dieser Hinsicht noch auseinander. Noch hält man die Meinung, das logische Denken werde vorzugsweise an der Grammatik geübt und nicht vielmehr an den Dingen, hartnäckig fest. Man verwechselt Grammatik und Logik, weil auch der herrschende Sprachgebrauch logisch ist. Denken aber ist eine Verdeutlichung von Vorstellungen und Begriffen. Wenn die lateinische Sprache so vortreffliche Waffen für das Geisteskurnier der Jugend darreicht, so besteht doch auch dieses in Erfassung von Begriffen, von Perioden, von Gedankenzusammenhängen. Hier muß die neue Schule einsetzen. Man wird aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche übersetzen und gewinnbringende Arbeit die Fülle haben. Auf den Ausbau der deutschen Sprache muß alles zielen, nicht auf die Fähigkeit der schnellen Vergegenwärtigung des altsprachlichen Ausdruckes zur Herstellung von schriftlichen Arbeiten in den alten Sprachen. Das Fremde zu verstehen und in der Muttersprache ausprägen zu lernen, das wird die Art des zukünftigen Betriebes der alten Sprachen sein. Dazu gehört Geist, Verständnis der eigenen Sprache, das ist geistbildende Thätigkeit.

Andrerseits hat der Verfasser jenes Aufsatzes darin Recht, daß die lebende Sprache vorzugsweise als gesprochene und geschriebene Sprache einen Wert hat für den Völkerverkehr. Wollte ein Volk diesen Nützlichkeitsstandpunkt verachten, so würde es seinen äußern Beruf verfehlen, besonders in der gegenwärtigen Kolonisationsperiode, wo die Erwerbswelt ihre Blicke gespannt auf das Ausland gerichtet hält. Dazu kommt, daß die rote Internationale einen lebhaftern Gedankenaustausch unterhält, als je eine kosmopolitische Periode der frühern Zeit. Und der auf höhern Schulen gebildete sollte die Sprache der Nachbarn entbehren können?

Digitized by Google

Daß er sie nicht alle lernen kann, ist kein Grund, sich nicht die wichtigeren ordentlich anzueignen.

Und nun zum Schluß: Hat die bisherige Forderung der Aufsichtsbehörde für die Abgangsprüfung gelautet: „Lesen und Übersetzen eines leichten Schriftstellers im Französischen genügt; im Lateinischen muß, bei möglichster Sicherheit im schriftlichen Ausdruck, ein Anfang im Sprechen gemacht sein," so werden in Zukunft diese Aufgaben einfach umgekehrt werden müssen. Und dazu wird es kommen.

Alle Mann an Bord. Von hochgeschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift:

Gestatten Sie einem eifrigen Leser Ihrer Zeitschrift, der auch hier im Auslande zu ihren Abonnenten zählt, zu dem Aufsatz: „Das Allgemeine Wahlrecht" in Nr. 44 eine kurze Bemerkung und zwar zu dessen drei letzten Worten: Alle Mann an Bord!

Dieser Ausdruck hat sich in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt, er wird — namentlich in letzterer Zeit — vielfach angewandt, jeder Zeitungsleser weiß, was damit gemeint ist, nur der Seemann, dessen Sprache er doch entnommen sein soll, versteht ihn nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem — auch in dem hier vorliegenden Falle — der Verfasser ihn verstanden wissen will.

Auf dem Schiffe, das einem drohenden Sturm entgegenfährt, wird die Besatzung „an Deck" gerufen, um die zur Abwendung der Gefahr nötigen Manöver auszuführen, d. h. es haben sich „alle Mann" aus den andern Schiffsräumen dorthin zu begeben, wo man sein muß, um der Gefahr entgegentreten zu können: „an Deck." Die Worte würden also richtig lauten: „Alle Mann an Deck." (Das entsprechende Kommando in der Kriegsmarine lautet nach dem Reglement: „Alle Mann auf, klar zum Manöver.")

Jeder, der auf dem Schiffe ist, befindet sich schon „an Bord," der Ruf: „Alle Mann an Bord" hat also für die Besatzung des Schiffes, die ja schon „an Bord" ist, keinen Sinn, er würde nur die, die sich noch nicht auf dem Schiffe befinden, auffordern, sich dorthin zu begeben, „an Bord" zu gehen.

Ich muß zugeben, daß die große Menge der Leser den Ausdruck so auffassen wird, wie der Verfasser ihn gemeint hat: Jedermann (im deutschen Reich) auf seinen Posten, um der dem (Reichs-) Schiffe drohenden Gefahr entgegenzutreten. Ja der richtig gewählte Ausdruck würde sogar wahrscheinlich nicht verstanden werden. Der Verfasser ist so weit in seinem Recht, er folgt dem Sprachgebrauche, wie er sich — zu Unrecht allerdings — ausgebildet hat. Entnimmt man aber dem Schiffsleben ein Bild, so muß auch der dafür gewählte Ausdruck dem Seegebrauch entsprechen und nicht laienhaft klingen, sonst wirkt er auf den Eingeweihten komisch, gerade wo er mit der meisten Emphase angewandt wird. Und diese Wirkung ist umso peinlicher, je mehr man sonst dem Verfasser zustimmen möchte zu allen seinen Ausführungen. Im gewöhnlichen Zeitungsdeutsch habe ich den Ausdruck oft gelesen, aber da läuft eben so manches mit unter.

Noch ein Bedenken allgemeiner Art habe ich aber gegen diese Ausdrucksweise. Der Schriftsteller, der in seine Darstellung ein Bild einflicht, will dadurch das, was er auszudrücken beabsichtigt, dem Verständnis seiner Leser näher bringen, es ihrer Phantasie im Bilde vorführen. Oder er wird da einen bildlichen Ausdruck, einen Vergleich anwenden, wo er dadurch etwas kürzer und knapper ausdrücken kann, als auf andre Weise. Daß nun die große Masse der Leser — wie auch der Verfasser selbst — der hier bildlich gedachten Situation fremd ist, zeigt die

Digitized by Google

falsche Ausdrucksweise. Läßt man da die bildliche Redeweise nicht besser weg, oder entnimmt den Vergleich einer dem Verständnisse der Leser geläufigern Situation?

Wir haben diese Zuschrift gern veröffentlicht. Bei der Häufigkeit, mit der gerade dieses Bild in letzterer Zeit in der Zeitungssprache verwertet wird, erweckt das Gesagte vielleicht allgemeineres Interesse und trägt mit dazu bei, den unglücklichen Ausdruck, wie er gekommen ist, wieder verschwinden zu lassen.

Litteratur

Der Papstesel. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters von Konrad Lange. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht

Der seltene Kupferstich, der in der Wittenberger Holzschnittkopie von 1523 durch Melanchthon und Luther die Bezeichnung „Papstesel" erhalten hat, ist in neuerer Zeit namentlich wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der graphischen Künste Gegenstand der Untersuchung gewesen. Das Monogramm W wurde zunächst auf den Goldschmied und Stecher Wenzel von Olmütz gedeutet, dann nahm Thausing, stets kühn in seinen Hypothesen und hartnäckig an ihnen festhaltend, es für Wolgemut in Anspruch, den er demzufolge zu einem Vorläufer der Reformation machte. W. Schmidt endlich hat dem mährischen Meister sein Eigentum zurückerstattet. Dafür wird letzterem der Ruhm, vor Dürer geätzt zu haben, abgesprochen, da die meisten Sachverständigen, die in der Lage gewesen sind, das Blatt zu prüfen, es als Stich erkannt haben. Diese Fragen behandelt Konrad Lange in den ersten Abschnitten seiner Schrift nur kurz, sehr eingehend und stellenweise weit ausholend erörtert er die Entstehung und Bedeutung der Darstellung. Bekanntlich zeigt diese ein Fabeltier mit Eselskopf, Rumpf einer Frau, schuppigen Armen und Beinen, Ochsenhuf und Adlerklaue als Füßen, einer bärtigen Maske über dem Hinterteil und in einen Drachenkopf ausgehendem Schweife; im Hintergrunde die Engelsburg, die Veste des Papstes, und die Torre di Nona, das damalige Staatsgefängnis, zwischen beiden den Tiberfluß, der das Ufer überspült, sodaß das Ungeheuer auf dem nassen Boden steht (dies scheint uns aus der Abbildung ganz deutlich hervorzugehen, während Lange meint, es stehe „auf einer Wasserfläche," was gerade zu seiner Deutung weniger stimmen würde); der Fluß trägt außer der Bezeichnung Tevere noch das Datum Januarii 1496. Dies bedeutet nicht die Zeit der Entstehung des Bildes, sondern die Überschwemmung in Rom, nach deren Verlaufen angeblich die abgebildete Mißgeburt gefunden wurde.

Lange schließt sich nun der Ansicht an, die auf Grund der fehlerhaften italienischen Aufschriften und des Umstandes, daß gegenüber den schriftlichen Nachrichten über das Fabelgeschöpf Rechts und Links vertauscht erscheinen, Wenzels Stich für die Kopie eines italienischen Blattes hält. Nach seiner sehr einleuchtenden Darstellung wäre zu vermuten, daß zuerst einfach nach der in Rom umlaufenden Beschreibung des merkwürdigen Fundes ein Bild komponirt und dies dann für ein Spottbild auf die unter der Herrschaft Alexanders VI. entwürdigte und durch

Digitized by Google

alles erdenkliche Unheil heimgesuchte Roma benutzt worden ist. Für diese Auffassung kommt ihm ein wohl gleichzeitiges Relief am Portal des Domes zu Como, das bisher unbeachtet geblieben ist, zu statten. Daß in Mähren damals eine entschieden antipäpstliche Strömung bestand, ist bekannt und wird von Lange noch durch verschiedne Zeugnisse bekräftigt. 1498 waren einige mährische Brüder in Rom, wurden mit einem Waldenser bekannt und brachten von dort Briefe mit nach Mähren; es ist immerhin wahrscheinlich, daß Meister Wenzel aus ihren Händen die römische Karrikatur empfangen und diese auf die Kupferplatte kopirt habe, sodaß der Abdruck im Gegensinne erscheinen mußte. Die Arbeit würde noch in dem genannten Jahre entstanden sein, da schon 1499 in Olmütz Inquisitoren bemüht waren, der Ketzerei ein Ende zu machen. Der an kulturgeschichtlichem Stoff sehr reichen, interessanten Untersuchung sind Lichtdrucke nach dem Stiche, nach dem Relief von Como und nach den Holzschnitten im „Papstesel," ferner im Anhange diese Flugschrift Melanchthons und Luthers, ein Auszug aus einem Olmützer lateinisch-deutschen Druckwerke Planctus ruine ecclesie und die gegen Luther gerichtete Deutung des Papsteselś aus Arnoldi Sorbini Tractatus de monstris (Paris, 1570) beigegeben.

Leszings Plagiate. Von Paul Albrecht, Dr. med. et phil., königlich preußischem Professor. Hamburg und Leipzig, P. Albrechts Selbstverlag

Auf den ersten Blick ist man versucht, diese Schrift, die auf dem Umschlage als „Erster Band. Erstes Heft. Erste Hälfte (Bogen 10 bis 14") eines auf zehn Bände zu dreißig Bogen berechneten Werkes bezeichnet ist, für eine Parodie anzusehen auf das in letzter Zeit beliebte Bemühen, an unsern großen Dichtern, wenn sie Protestanten waren, Sommersprossen, Leberflecke und Warzen zu entdecken. Allein sie ist ernst gemeint. In den Augen des Verfassers ist die ganze dichterische Thätigkeit „Leszings" („es ist dies die ursprüngliche, einzig richtige, von Gotthold Ephraim selbst angewandte Schreibweise seines Familiennamens") ein großer Diebstahl, sind seine Dramen „aus überall her entwendeten Flicken zusammengesetzte Flickendecken," war Gotthold Ephraim von der „Plagiomanie" besessen. Um dies zu beweisen, hat P. Albrecht einen ungeheuern Fleiß, dem man nur ein andres Ziel wünschen möchte, und augenscheinlich auch viel Geld aufgewandt, alle großen Bibliotheken ausgenutzt, so viel als möglich die Bücher, namentlich Schauspiele, die Lessing benutzt, d. h. bestohlen haben könnte, zusammengekauft, Unica im British Museum abschreiben lassen u. s. w.; und es ist ihm in der That gelungen, zu beweisen, daß von den zweihundert Sinngedichten Lessings sechs entweder Übersetzungen oder freie Bearbeitungen von Epigrammen aus dem Altertume, der Humanistenzeit, dem siebzehnten Jahrhundert sind (was man zum großen Teil ohnehin wußte), oder doch irgend eine Verwandtschaft mit solchen haben. In aller Unbefangenheit weist er die Wanderung gewisser Gedanken durch die Weltlitteratur nach, um Lessing als Freibeuter zu brandmarken. So, um nur ein Beispiel herauszugreifen, wird der Spott auf den vorsichtigen Krieger, der sein Leben für künftige Schlachten aufheben will, aus Aulus Gellius, Zinegref, Opitz, Logau zitirt — die alle sind rechtmäßige Besitzer, Lessing aber ist, indem er sich ebenfalls des Stoffes bemächtigt, ein Dieb. Daß mehrere Menschen unabhängig von einander auf denselben Gedanken verfallen können, so gut wie mehrere gleichzeitig die Schießbaumwolle erfunden haben, daß jemand, der sehr belesen ist und viel produzirt, in gutem Glauben einen fremden Gedanken, Vergleich, Witz als sein Eigentum ausgeben kann, das scheint der Verfasser gar nicht zu wissen. Daß

Digitized by Google

Lessing manchmal einem alten Epigramm eine neue Schlußwendung gegeben hat, entlastet ihn nicht. Scherzen, die man heutzutage dem Meidinger zuschreiben würde, spürt der Verfasser mit rührender Ausdauer nach. Vier Zeilen auf einen unblutigen Zweikampf müssen als Quelle das fünfstrophige Gedicht Gellerts „Der Selbstmord“ haben! Nicht einmal der Vergleich mit dem im Kreise herumgehenden Pferde und die Bemerkung, daß Lustspiele zum Weinen und Trauerspiele zum Lachen reizen können, dürfen ans Lessings eignem Acker gewachsen sein. Bekanntlich legt Schiller ziemlich genau die Worte des Prinzen Gonzaga von dem Vergessen des Künstlers über seinem Werke seiner Luise Miller in den Mund; ohne Zweifel wird Herr Albrecht Lessing deswegen schmähen, daß er Schiller schon zehn Jahre voraus beraubt habe. Zu dem Ergötzlichsten gehört unbedingt, daß zwei Kärtchen der Umgebung von London gegeben werden, um zu zeigen, daß es dort Ortschaften namens Barn Elms und Telham Hill giebt, Namen, die der vor keiner Missethat zurückschreckende Lessing annektirt und in Barnhelm (dessen Ursprung gerade in Hamburg nicht so schwer erklärbar sein sollte) und Tellheim verwandelt hat. Kurz nachher findet sich in dem vorgehefteten Prospekt eine Stelle, die zu bedenklich ist, als daß wir etwas beifügen möchten: „Psychiatrisch wird es auch von Interesse sein, zu sehen, daß es möglich war, einem vor fast 110 Jahren verstorbenen seine ganze geistige Thätigkeit während seiner letzten 35 Lebensjahre so haarscharf nachzurechnen.“

Wie vielseitig Herr Albrecht ist, lehrt ein Verzeichnis seiner Schriften am Schlusse des Heftes, „op. 1 bis 135,“ selbständige Bücher und Aufsätze in Zeitschriften, zumeist anatomischen und physiologischen Inhalts, doch auch ein Band Gedichte, philologische und theologische Untersuchungen befinden sich darunter. Eine Frucht der philologischen Studien scheint die eigentümliche Schreibung griechischer Namen mit lateinischen Lettern zu sein, wie: Loykianos.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte von Berthold Litzmann, Professor an der Universität Jena. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1890

Die vorliegende Monographie über den großen Schauspieler, den Leiter der Hamburger Bühne und dramatischen Schriftsteller F. L. Schröder, deren erster bis jetzt gedruckter Band nur bis 1767 reicht, die also sehr umfänglich zu werden verspricht, verdient großes Lob und erweckt zugleich große Bedenken. Rein als eine gute historische Arbeit betrachtet, die eine Fülle neuen Materials nicht bloß „beibringt,“ sondern auch verarbeitet und geistig belebt, lediglich darauf geprüft, ob der Verfasser einen selbständigen Standpunkt gegenüber der ausführlichen und noch immer wertvollen Biographie Schröders von F. L. W. Meyer von Bramstedt behauptet, läßt sich dem Litzmannschen Buche alles Gute nachrühmen. Als Kern- und Ausgangspunkt seiner Darstellung sieht der Verfasser die Stellung und Beziehung Schröders zu den litterarischen Fragen und Bewegungen seiner Zeit an und widmet sonach den Anfängen und Versuchen der deutschen Dramatiker im achtzehnten Jahrhundert eine so eingehende Beachtung, daß auch der, der mit dem Stoffe vertraut ist, noch genug neue Einzelheiten erfährt. Vergessene Namen und Titel tauchen auf, Darsteller und Darstellerinnen, die vor anderthalbhundert Jahren unsrer Großväter Großväter entzückt haben, erhalten wieder lebendige Züge, die Lampen vor den schlichten Brettern, auf denen Lessings „Miß Sara Sampson“ und Wielands „Johanna Gray“ zum erstenmale gespielt worden sind, werden gleichsam noch einmal angezündet. Litzmann versteht sich und andre in eine Zeit zurückzu-

Digitized by Google

versetzen, an die wir noch immer Anknüpfungen, von deren Tageslauf und Durchschnittsstimmungen wir aber bereits sehr undeutliche Begriffe haben. Auch wo die Darstellung des Werkes an Bekanntes anknüpft, frischt sie die Erinnerung an Zustände und Menschen wieder auf, und soweit überhaupt in der Gegenwart eine Geneigtheit vorhanden ist, sich mit einigem Behagen und ohne Nebenabsicht in vergangenes Leben zu versetzen, so weit darf das Litzmannsche Werk wohl auf dankbare Leser rechnen oder sollte wenigstens auf sie rechnen dürfen. Die Bedenken ergeben sich für jeden, der unsre Litteraturzustände einigermaßen kennt, von selbst. Die Zahl der „Gebildeten," die sich mit Überdruß und Gleichgiltigkeit von der hinter uns liegenden Welt und Litteratur abwenden, ist im erschreckenden Anwachsen begriffen, die Teilnahmlosigkeit auch für das Beste und Lebensvollste, das nicht von gestern und heute ist, breitet sich immer weiter aus. Und auf der andern Seite spannt die wissenschaftliche Darstellung der Vergangenheit ihre Forderungen an Zeit und Empfänglichkeit mit jedem Tage höher, die Litteratur über jede Einzelerscheinung, jede mitwirkende Persönlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts wächst in eine unglaubliche Breite, hunderte und aberhunderte von Spezialisten setzen voraus, daß die Gemeinde der Aufnahmefähigen sich jedem einzelnen Buche gegenüber in eine Gemeinde von Fachgenossen verwandeln könne. „Sie bauen in einem fort Chausseen, bis niemand mehr vor Weggeld reisen kann," hat Goethe in Vorahnung solcher Zustände gesungen. Noch schlimmer wäre es, wenn ohne weiteres vorausgesetzt würde, daß Bücher, wie das vorliegende, überhaupt von niemand gelesen werden sollten als von den Fachgenossen. Der Geschichts- und Litteraturfreund sieht sich immer enger zwischen die rohe „Aktualität" und die übersteigerten Forderungen der akademischen Wissenschaftlichkeit eingeklemmt, und keiner weiß, wo das Ding eine Grenze finden soll.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg und Leipzig, Schultzische Hofbuchhandlung. 1890

Seiner „Dramaturgie der Klassiker" und der spätern „Dramaturgie der Oper" hat Heinrich Bulthaupt in dem vorliegenden Bande einen dritten Teil folgen lassen, der sich mit den dramatischen Dichtungen Grillparzers, Hebbels, Otto Ludwigs, Gutzkows und Laubes, den hervorragendsten deutschen Dramatikern also seit Heinrich von Kleist, beschäftigt. Die Darstellungsmethode ist dieselbe wie in den frühern Veröffentlichungen Bulthaupts; die Untersuchung erstreckt sich jederzeit auf das Dichterische, das Dramatische und das Theatralische einer Schöpfung. Es ist ganz richtig, daß der Verfasser das eigentlich Dramatische und das theatralisch Darstellbare streng unterscheidet. Wenn er aber meint, daß das theatralische Element von den drei Elementen eines Dramas die geringste Ehre zu beanspruchen habe, und hinzusetzt: „Ist ein Werk nichts weiter als bühnenwirksam, dann hat es bescheiden vor jenen zurückzutreten, die diesen Vorzug entbehren, ihn aber durch dramatische Gewalt und dichterische Schönheit und Größe mehr als reichlich ersetzen," so hat er dabei nicht nur die edle Theaterpraxis, sondern in diesem Augenblicke auch die herrschende Anschauung des verehrlichen Publikums entschieden gegen sich, man fragt den Teufel nach poetischem und dramatischem Gehalt und lediglich nach der theatralischen Brauchbarkeit. Wenn Bulthaupt dann aber hinzufügt: „Nur vergesse man nie, daß das Fehlen des theatralischen Charakters von den dramatischen Dichtern fast niemals beabsichtigt, sondern daß es in den allermeisten Fällen das Zeichen der Schwäche und des Ungeschickes ist, das sich der bühnenmäßigen Zucht nicht hat anbequemen können," so bringt er offenbar zu wenig in Anschlag.

Digitized by Google

daß der Begriff „bühnenmäßige Zucht“ dehnbar wie Kautschuk ist und in zahllosen Fällen auf die Willkür von Intendanten, Regisseuren und Maschinenmeistern hinausläuft. Wie viel Dramen haben für untheatralisch gegolten, bis man es der Mühe wert fand, sie sorgfältig und wirklich in Szene zu setzen. Natürlich soll damit dem „fesselosen Flug der Phantasie“ und der poetischen Willkür, wie sie Grabbe und seine Genossen beliebt haben, nicht das Wort geredet werden, aber der vortrefflichste, so geistvolle als wohlmeinende Verfasser vergegenwärtige sich nur einmal, was im Augenblick vorgeht. Vor einem Jahrzehnt hätten neun Zehntel aller Bühnenleiter und drei Viertel aller Regisseure die Schauspiele des Norwegers Ibsen für schlechthin undarstellbar erklärt, und heute rühmen sie ihnen alle erdenklichen theatralischen Vorzüge nach. Wir haben keinen Grund, die Lobredner Ibsens abzugeben, aber aufführbar und wirksam im theatralischen Sinne waren die Stücke am Tage ihrer Vollendung so gut wie heute, nur die soziale Atmosphäre hat sich zu ihren Gunsten geändert, und darum sind sie „theatralisch“ geworden.

Dies ist vielleicht der einzige Punkt, in dem die feinabgewogenen, aus lebhafter poetischer Mitempfindung und entschiedner Einsicht quellenden Urteile Bulthaupts über einzelne Werke, Motive und Gestalten mit einer gewissen Reserve aufzunehmen sind. Im großen und ganzen könnte man nur wünschen, unsre Bildung hätte bereits eine Anschauung und Würdigung der poetischen Bestrebungen und Leistungen Grillparzers, Hebbels und Ludwigs, ein Bewußtsein von den Schranken Gutzkows und Laubes, wie sie aus der „Dramaturgie des Schauspiels“ zu uns sprechen. Die Arbeiten Bulthaupts sind ein erfreuliches Zeichen dafür, daß mitten in dem wüsten Getöse einer litterarischen Bewegung, die nur ein Heute, kein Gestern und kein Morgen kennt, sich sachlicher Ernst und lebendiges Unterscheidungsvermögen auch in dramatischen und theatralischen Fragen unter uns noch erhalten haben.

Über Byrons historische Dramen. Ein Beitrag zu ihrer ästhetischen Würdigung von Dr. Friedrich von Westenholz, Dozenten an der kgl. technischen Hochschule zu Stuttgart. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1890

Die vorliegende Monographie, die den Goethischen Ausspruch „Byron war meist unbewußt ein großer Dichter“ zum Motto hat, soll die angeblich herrschende Geringschätzung der Byronschen dramatischen Dichtungen bekämpfen, gelangt aber schließlich doch nur zu dem Ergebnis, daß die dramatische Muse an der Wiege des Dichters nicht den ersten Platz eingenommen, daß vielmehr erst die äußern Verhältnisse seines Lebens Lord Byron statt des Pinsels den Meißel in die Hand gedrückt haben, daß der Dichter sich auf einem falschen Standpunkte bezüglich der Anlage seiner Tragödien befunden, in der Ausführung aber gar manche dramatisch ungemein wirksame, noch mehr durch Schönheit „sich auszeichnende Szenen“ geschaffen und „in der Charakterführung durchweg den psychologisch sichern Blick des tiefen Kenners menschlicher Leidenschaften“ bewährt habe. Das ist nun unsers Wissens weder für „Marino Falieri,“ noch für „Sardanapal,“ namentlich aber für letztere Dichtung nicht geleugnet worden. Und was der Verfasser im Grunde beklagt, ist nicht die geringe Geltung, die der Dichter des „Childe Harold“ und des „Don Juan,“ des „Mazeppa“ und des „Kain“ als Dramatiker besitzt, er bestreitet nicht die Unmöglichkeit, die Dramen Byrons dem Repertoire einzufügen, sondern er meint, daß ihnen selbst das Interesse versagt werde, „das sie als Schöpfungen eines der größten Dichter schon an und für sich in Anspruch nehmen dürften.“ Da liegts eben. Die Gegenwart ist zweifelhaft geworden, ob sie den

Digitized by Google

Dichter des Weltschmerzes, das Vorbild der echten und unechten poetischen Titanen unsers Jahrhunderts wirklich noch zu den größten Dichtern rechnen soll. Auf alle Fälle ist die Teilnahme an Byron keine, die wächst und sich auch über die minder glücklichen Schöpfungen erstreckt, und die vorliegende Studie wird daran wenig ändern.

Der Christus-Mayer. Neue Studien aus Oberammergau von W. Wyl. Berlin, F. Fontane 1890.

Die Darstellungen des Oberammergauer Passionsspieles im verflossenen Sommer haben den traurigen Beweis geliefert, daß auch diese schöne und bedeutsame Überlieferung der Vergangenheit mit dem Untergange bedroht ist. Nach einander ist die Ammergauer Passion im schlimmsten Sinne Mode geworden, hat sich die wüsteste Spekulation und Sensationslust der Sache bemächtigt, hat sie in eine große Hatz und so weit als zumächst möglich in einen großen Humbug verwandelt. Schon 1880 war, wie wir aus eigner Erfahrung wissen, gegen die Verhältnisse und Zustände von 1871 ein häßlicher Abstand zu spüren. Zwischen 1880 und 1890 nun, wie auch die vorliegende Schrift teils unumwunden einräumt, teils durchblicken läßt, hat die Einmischungssucht außerhalb des Dorfes und des Spieles stehender Kreise, die Sucht nach materiellem Gewinn (der in dem gehofften Maße gar nicht eintreten kann, und wenn man für ein Ei fünfzig Pfennige verlangte!), die allgemeine Zeitleidenschaft des Aufbauschens und der Reklame dem Spiel nicht nur den Hauch der Frömmigkeit und der naiven Hingebung vielfach verwischt und das Ganze in eine Dunstwolke der unerquicklichsten Art eingehüllt. Daß noch immer viel von den guten Überlieferungen und Gewohnheiten, den ehrenhaften Gesinnungen früherer Zeit gerettet ist, glauben wir gern. Aber auf die Länge werden diese Bestandteile besserer Zeit der systematischen wie unbewußten Herabziehung und mißbräuchlichen Ausbeutung des letzten Überbleibsels der geistlichen Spiele kaum widerstehen können. Der Verfasser der vorliegenden Studien hat ein Herz und lebendige Teilnahme für die Ammergauer und ihre „Passion." Ist ihm nicht eingefallen, daß unter anderm auch das „Interviewen" und die Besprechung der dörflichen Darsteller als gefeierter Bühnenhelden Unheil anrichten kann und zum wahren Charakter der Spiele nicht paßt?

Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel, 1890

Wir wollen hier nur von der neu hinzugekommenen Novelle „Resel" sprechen, die ein Meisterstück der Form ist. Den Kontrast von Dorf und Schloß hat die Verfasserin in keiner andern Geschichte so reich und so eigentlich dargestellt, wie in dieser „Resel": bis in die feinsten Einzelheiten wird der Unterschied zwischen dem Leben der Dorf- und dem der Schloßbewohner gezeigt. Der Leibenschaft des Mädchens aus dem Volke wird kein warnender Schutz in Gestalt von Gouvernanten beigegeben, wie der jungen Komtesse im Schlosse oben. Das Mädchen im Dorfe darf frei nach der Wahl seines Herzens handeln, es ist bei aller Pietät doch urwüchsig, rücksichtslos, ungezwungen; die Ursprünglichkeit des Schloßfräuleins wird von den zahllosen Rücksichten auf Geld, Gesellschaft, Herkommen zerbrochen. Vorteile und Nachteile bleiben schließlich auf beiden Seiten gleich: die Unbändigkeit der bäuerischen Natur hat gerade so ihre Tragik wie die Gebundenheit der Vornehmen. Die Verfasserin nimmt kaum merklich Partei für die eine oder die andre. Das ist der Kontrast zwischen Schloß und Dorf. Die Art aber, wie er veranschaulicht wird, ist ganz merkwürdig. Der zwischen Dorf und Schloß vermittelnde

Digitized by Google

Oberförster erzählt der jungen Gräfin die seltsame Geschichte von der Resel in einer Ruhestunde nach der Jagd. Ihr, wie wir nach und nach merken, wenig geliebter Mann, ein blasirter Graf, mit einer frühen Glatze auf dem jungen Kopfe, sitzt dabei, schläft jedoch gelangweilt ein, während die Gräfin mit steigender Teilnahme der Erzählung des Oberförsters folgt. So ist also schon die äußere Situation, in der die Geschichte erzählt wird, in symbolischer Beziehung zu ihrem Inhalt. Außerdem spielt sich aber, während wir die Geschichte von der Resel vernehmen, gleichzeitig ein kleines Drama vor uns ab. Denn die Gräfin begleitet jeden Schritt mit lebhaften und unwillkürlichen Glossen, ungesucht vergleicht sie ihr eignes Schicksal mit dem der Resel, die Parallele wird bis zum Ende durchgeführt: wir haben zwei Schicksale erfahren, mittelbar und unmittelbar. Wie das gemacht ist, kann nicht genug bewundert werden. Die Verfasserin beherrscht die Geheimnisse der epischen Kunst wie gegenwärtig vielleicht kein zweiter deutscher Novellist. Da fällt kein überflüssiges Wort; jeder Satz atmet die ganze Atmosphäre dessen, der ihn spricht; es wird keine Seelenanalyse getrieben, sondern nur rein gestaltet. Darum sind diese räumlich so wenig ausgiebigen Novellen wahre Kunstwerke.

An unsre Freunde

Auch diesmal wieder richten wir zum Beginn des neuen Jahres an alle unsre Freunde, an alle, die die Richtung und die Bestrebungen der Grenzboten billigen, die herzliche Bitte, so viel als möglich durch mündliche Empfehlung zu ihrer Verbreitung beizutragen. Insbesondre bitten wir auch darum, dahin zu wirken, daß sie in größerer Anzahl in die Lesezirkel eingestellt werden. Aus den zahlreichen zustimmenden Briefen und Karten, die uns das ganze Jahr über zugehen, sehen wir fort und fort, wie spät die Grenzboten in die Hände mancher Leser kommen! Da freut sich einer im Dezember noch über einen Aufsatz in einer Juninummer — ist das wohl glaublich? Es ist ja gewiß sehr ehrenvoll und erfreulich für uns, wenn unsre Leser der Meinung sind, daß eine Grenzbotennummer auch nach einem halben Jahre noch nicht veraltet sei; dennoch, unser Wunsch und unser ganzes Sinnen und Trachten ist es, die Grenzboten so zu gestalten, daß sie frisch gelesen werden müssen. Darum nochmals: wo die Grenzboten in einem einzigen Exemplar monatelang, vierteljahrelang träge durch den Lesezirkel schleichen, da dringe man darauf, daß sie in mehreren Exemplaren eingestellt werden.

Verlag und Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Pro Rege

Wenn die Frage aufgeworfen wird, wo unsre öffentliche Meinung ihren Ausdruck findet, so wird sich, selbst die Summe aller unsrer Tagesblätter und Zeitungen zusammengenommen, noch ein unmeßbarer Rest finden, der sich in keiner der Schablonen unterbringen läßt, die uns die Musterkarte der Parteiauffassungen übermitteln. Es giebt im deutschen Reiche weit mehr Selbständigkeit des politischen Denkens, als bei flüchtigem Umhören zu Tage tritt, und die Lumpensammler der Tagesmeinungen gehen bei ihrem Rundgange durch die Gassen gerade an den Thüren vorüber, hinter denen am häuslichen Herde ein Feuer echter, in sich geschlossener, altüberkommener Überzeugungen heilig gehalten wird. In den abgeschlossenen Kreisen unsers höhern Beamtentums, in den der politischen Kannegießerei grundsätzlich abgewandten Reihen unsrer Offiziere, in einem sehr ansehnlichen Teile unsrer Gelehrtenwelt und in wenig zahlreichen, aber kenntlichen Gruppen der Großindustrie, des Handels, der Landwirtschaft wird die Parteipolitik nicht mitgemacht, wird in allen großen nationalen Fragen ohne Rücksicht auf Parteiparole Stellung gesucht und genommen.

Nun sagen wir wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß diese Stillen im Lande, gleich weit entfernt vom Hurrahrufen, wie von den Weherufen, die unsre politischen Klageweiber wie üblich ertönen lassen, zunächst noch eine reservirte und kritisch abwartende Haltung einnehmen. Wir haben in den letzten neun Monaten so vielerlei in Angriff genommen, so weit aussehende Fragen aufgeworfen und so viele politische Gedanken zur Erörterung gestellt, daß es trotz Kongreß, Kommissionen, Landtags- und Reichstagsverhandlungen sehr schwer fällt, die Tragweite unsrer Reformarbeit im einzelnen sowohl wie in ihrem Zusammenhange zu überschauen. Die durch den Kongreß der internationalen Behandlung zugewiesene soziale Frage ist, was diese Seite ihrer

Digitized by Google

einstigen Lösung betrifft, ins Stocken geraten, die höchst dankenswerten Versuche, die deutscherseits stattfanden, den ruhigen und besonnenen Teil der Arbeiterwelt für den Frieden mit der bestehenden Gesellschaftsordnung wiederzugewinnen, haben noch keine Früchte getragen, die sich pflücken ließen, und über die Folgen, die wir von der Aufhebung des Sozialistengesetzes zu erwarten haben, gehen die Meinungen urteilsfähiger Männer völlig aus einander. Während die einen Selbstzersetzung der Sozialdemokratie ankündigen, weisen die andern auf Anzeichen einer verstärkten Ausbreitung jener politischen Sektirerei hin, deren Absicht dahin gehe, in der Armee und auf dem flachen Lande Boden zu gewinnen. Die Schlaglichter, die von dem Sozialistentage zu Halle ausgegangen sind, und die Schlagworte, die durch die sozialdemokratischen Führer von der Tribüne des Reichstages aus den „Genossen" zugerufen wurden, üben die Wirkung eines Sauerteiges aus, der die Massen zur Gährung bringt, und wenn dazwischen aus eben diesen führenden Kreisen mit aller Entschiedenheit der Ruf ertönt: Nur immer fein ruhig, unter Einhaltung der gesetzlichen Schranken! so fragt man in den oben bezeichneten Gruppen, worin die größere Gefahr liege, in der geregelten Propaganda staatsstürzender Lehren, oder in den Ausschreitungen ungezügelter Leidenschaft. Das Problem ist so alt wie der Staat, und jedes Jahrhundert hat es in seiner Weise zu lösen versucht. Kein Wunder, daß auch heute der von unsrer Regierung eingeschlagene Weg gerade in Kreisen, die es ernst mit der Sache des Vaterlandes meinen, Bedenken erregt, und da diese Zeitschrift Aussicht haben dürfte, solchen Lesern zu Gesicht zu kommen, so ist es vielleicht am Platze, einmal eine oratio pro Rege vorzuführen, um Verstimmungen und offenbare Mißverständnisse zu beseitigen, in deren fernerem Fortbestehen wir eine Schädigung unsers Vaterlandes erblicken würden. Nicht der Ruf des profanum vulgus, sondern die Bedenken, die der durch Arbeit und Leben gereifte Mann in sich umwälzt, machen die öffentliche Meinung, die die Stärke oder die Schwäche einer Regierung bedeutet. Wann aber hätte Deutschland mehr als heute einer solchen Stütze bedurft?

In der Stellung des advocatus Diaboli wollen wir versuchen, den Bedenken unsrer besorgten Patrioten Ausdruck zu geben und sie, so gut wir vermögen, zu beschwichtigen; gelingt es auch nur, einen oder den andern schmerzenden Stachel auszuziehen, so wollen wir zufrieden sein.

Den Haupt- und Angelpunkt aller Sorge bildet der Rücktritt oder, wie man heute sagt, die Entlassung des Fürsten Bismarck. Nun liegt es uns fern, alte Wunden aufzureißen, wie es bei eingehender Behandlung des Konfliktes, der schließlich die Katastrophe herbeiführte, geschehen müßte. Die Thatsache liegt vor, wir müssen uns mit ihr zurechtfinden; es bleibt, abgesehen von den einzelnen Vorgängen, die sich zu einem Konflikte zuspitzten, der nicht mehr auszugleichen war, der psychologische Untergrund, der uns den

Digitized by Google

Schlüssel zum Verständnis bieten muß. Daß Fürst Bismarck in der verantwortlichen Stellung, die er ein volles Menschenalter lang behauptet hat, wie kein deutscher Staatsmann vor ihm, sich einen festgeschlossenen Kreis von politischen Überzeugungen gebildet hatte, an denen er mit all der Entschiedenheit festhielt, die seiner gewaltigen Willenskraft gemäß ist, sicherte ihm diese Stellung, solange er den Willen seines Königs und Kaisers in derselben Richtung zu erhalten vermochte, solange nicht nur über die letzten Ziele, sondern auch über die Mittel und Wege, sie zu erreichen, zwischen Kaiser und Kanzler Einklang bestand. Es ist ja bekannt, wie zu Zeiten des alten Kaisers hin und wieder dieser Einklang getrübt erschien, wie er aber schließlich stets wiederhergestellt wurde, und wenn heute die Zeit noch nicht gekommen ist, um historisch-kritisch festzustellen, wer in dem einen, und wer in dem andern Falle nachgegeben hat, läßt doch das berühmte Niemals! Kaiser Wilhelms keinen Zweifel darüber, daß in dem Augenblick der Entscheidung der Kanzler, seinen Platz unter Umständen behaupten konnte, die ihm keine Schmälerung seiner berechtigten Eigenart bedeuteten. Wer erinnert sich nicht der Besorgnis, die sich beim Beginn der Regierung Kaiser Friedrichs aller derer bemächtigte, die in der fortdauernden Machtstellung des Kanzlers eine Bürgschaft sahen für die Behauptung der nationalen Errungenschaften, welche die sechziger und siebziger Jahre uns gebracht hatten? Die Broschüre: „Auch ein Programm aus den neunundneunzig Tagen" hat ein so abschreckendes Bild dessen entrollt, was uns bedrohte, und dabei so viel Glauben gefunden, daß es verständlich ist, wenn mit dem Antritt der Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten, von dem ja allbekannt war, daß er gewissermaßen als Schüler des Kanzlers, jedenfalls aber als begeisterter Verehrer seiner staatsmännischen Größe zum Manne herangewachsen war, diese eine Sorge völlig und für immer beseitigt schien. Die Flitterwochen der neuen Regierung schienen diesen Glauben zu bestätigen. Aber das eine stellte sich doch sehr bald heraus: ein entschiedner Wille lebte auch in dem jungen Kaiser, und damit war die Frage gestellt, ob die neue Regierung in ihrem Gange einen Weg einschlagen würde, wie ihn etwa im Reiche der Natur das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte vorzeichnet, oder aber, ob die eine Kraft sich mit der andern zu gleichgerichteter Arbeitsleistung vereinigen würde. Die ersten großen politischen Kundgebungen Kaiser Wilhelms des Zweiten schienen das letztere zu verheißen: Die Friedensreise vor allem, die er an die fremden Höfe, und zwar zuerst nach Rußland hin unternahm, konnte so recht als der werkthätige Ausdruck der Gedanken des Fürsten Bismarck erscheinen; es ging kein Anlaß vorüber, bei dem sich der Kaiser nicht zu der Friedenspolitik des Kanzlers bekannt hätte. Nun geschah aber zweierlei: Kaiser Wilhelm schritt mit dem vollen Feuereifer seiner Natur an die Durchführung des Programmes, das er sich zur Abwendung der dem Staate vonseiten der Sozialdemokratie drohenden Gefahren gesetzt hatte, und

Digitized by Google

Fürst Bismarck, dem die eingeschlagenen Wege nicht die richtigen schienen, zog sich nach Friedrichsruh zurück, offenbar in der Vorstellung, von dort aus einem ihm bedenklichen zu raschen Vorschreiten auf der Bahn der Sozialreform besser entgegenwirken zu können als von Berlin aus. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß die Zeit dieses freiwilligen Verzichtes auf jeden unmittelbaren und persönlichen Einfluß den später folgenden Rücktritt des Kanzlers bereits unvermeidlich gemacht hat. Ein Versuch des Kaisers, in der Richtung vorzuschreiten, die einen Kompromiß ergeben hätte, und mit einem wesentlich abgeschwächten Sozialistengesetz weiterzuarbeiten, scheiterte an dem Widerspruch des Fürsten, nicht ohne einen Stachel zu hinterlassen; der Gegensatz steigerte sich an der verschiednen Stellung, die Kaiser und Kanzler zu der internationalen Konferenz einnahmen, welche in Berlin die Arbeiterfrage beriet, und die Tagungen des Staatsrates über den Arbeiterschutz können gleichfalls als weiteres Anzeichen der auseinandergehenden grundsätzlichen Anschauungen über die große Frage betrachtet werden, ob die Sozialdemokratie gewaltsam zu unterdrücken oder durch eine Reformgesetzgebung großen Stiles in ihren Grundlagen zu entwurzeln sei. Es war eine logische Folge, wenn diese Gegensätze sich schließlich zu einer Machtfrage zuspitzten, die bekanntlich in dem Entlassungsgesuch des Fürsten vom 18. März durch die Frage von der Aufrechterhaltung oder Beseitigung der Kabinetsordre vom 8. September 1852 über die Stellung des Ministerpräsidenten ihren entscheidenden Ausdruck fand. Die Genehmigung des Gesuches am 20. März entschied, wie nicht anders zu erwarten war, die Machtfrage zu Gunsten des Kaisers; wie die Dinge sich einmal gewandt hatten, war eine andre Entscheidung nicht mehr denkbar.

Wer nachträglich die Entwicklung überblickt, die Deutschland in der sozialen Frage genommen hat, kann nur bedauern, daß der Fürst in pessimistischer Auffassung es nicht für möglich hielt, den vom Kaiser in Sicht genommenen Weg einer Sozialreform mitzugehen; denn die befürchteten Gefahren sind nicht eingetreten.

Prüfen wir das, was von der gegenwärtigen Regierung erreicht worden ist, so können wir der Ansicht derer nicht beipflichten, die da meinen, daß die Beratungen der Berliner internationalen Konferenz wirkungslos verpufft seien. Es ist ja richtig, daß keinerlei bindende Abmachungen von Staat zu Staat getroffen worden sind. Der Entschluß Deutschlands aber, auf dem Wege der Sozialreform und des Arbeiterschutzes vorzugehen, hat doch insofern eine positive Wirkung gehabt, als die mit uns in den Fragen des wirtschaftlichen Lebens konkurrirenden Staaten, eben infolge jener Beratungen und ihrer weiten Öffentlichkeit, nicht in der Lage sind, durch eine härtere Anspannung der Arbeiterbevölkerung eine Lohn- und Arbeitskonkurrenz zu behaupten, die unsre Industrie und unsre sonstige wirtschaftliche Produktion nicht zu ertragen imstande wäre. Dafür sorgt der internationale Zusammenhang, in dem die

Digitized by Google

Arbeiterwelt des abendländischen Europas steht, ein Zusammenhang, den man als höchst gefährlich beklagen mag, der aber Thatsache ist und im vorliegenden Falle nützliche Früchte trägt.

Als weitere Beruhigung wirkten die Arbeiten des Staatsrats, die den Boden für eine leidenschaftslose Verständigung der meist interessirten Kreise bereiteten. Man kann wohl sagen, daß als Hauptergebnis jener Beratungen die Erkenntnis gewonnen worden ist, daß zwischen einer Arbeiterpartei als solcher und der sozialdemokratischen Partei scharf unterschieden werden müsse. Der Kaiser will der Vorstellung den Boden entreißen, als sei die Sozialdemokratie die eigentliche Arbeiterpartei; er will durch die Arbeiterschutzgesetzgebung den sozialdemokratischen Führern ihre Waffen entreißen, dem Staate selbst und den zu ihm stehenden staatserhaltenden Elementen die Führung zurückerobern über einen wirtschaftlich wie der Zahl nach hochbedeutsamen Teil des deutschen Volkes, der sich von dem Zusammenhang mit dem Staate, soweit irgend möglich, loszumachen begonnen hat.

Die Absicht muß jeder billigen, über die Mittel, sie zu verwirklichen, wird gestritten. Aber es scheint uns, daß für einen lähmenden Pessimismus schon deshalb eine innere Berechtigung nicht vorliegt, weil die in Angriff genommenen Reformarbeiten noch im Werden sind, und eine Übergangsstufe, wie wir sie durchmachen, kein Material zu allgemein giltigen Schlüssen bietet. Die ganze Reihe der Vorlagen, die heute in den Kommissionen des preußischen Landtages durchgearbeitet werden, steht in innerm Zusammenhang mit dem sozialpolitischen Programm des Kaisers, und dasselbe gilt von einem Teil der Reichstagsvorlagen. So bleibt als letztes die Wirkung, die man der Aufhebung des Sozialistengesetzes mit mehr oder minder Recht zuschreibt. Aber auch hier wird man keine Thatsachen anführen können, die eine Machterweiterung der Sozialdemokratie, wie sie prophezeit wurde, beweisen. An großen Worten der sozialdemokratischen Führer, an Feldzugsplänen, die sich gegen Armee und Landbevölkerung richten, fehlt es freilich nicht. Die Reklame, mit der die heute geduldeten sozialdemokratischen Parteiversammlungen ihre Arbeiten betreiben, hat vielfach erschreckt, aber anderseits doch auch das Bewußtsein wachgerufen, daß die Bekämpfung der Sozialdemokratie ein gemeinsames Interesse aller ist, denen die Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung am Herzen liegt. Der Gedanke, den Kaiser Wilhelm in Breslau im September vorigen Jahres Ausdruck gab: er hoffe, daß unsre Bürger endlich einmal aus dem Schlummer erwachen würden, in dem sie so lange gelegen hätten, und nicht bloß dem Staate und seinen Organen die Bekämpfung der umwälzenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen, gewinnt allmählich Aussicht auf Verwirklichung.

Wir meinen also, daß in dieser Hauptfrage unsers innern Staatslebens die pessimistische Auffassung ein einseitiges und ungerechtes Bild giebt, daß sie

Digitized by Google

jedenfalls nicht den Anspruch erheben darf, auf zwingende Gründe aufgebaut zu sein; sie ist mindestens verfrüht.

Ein ähnlicher Pessimismus tritt uns aber auch in der Beurteilung unsrer auswärtigen Verhältnisse entgegen, und auch hier wird ein Rundblick gut thun.

Wir betonten schon, daß die ersten politischen Thaten Kaiser Wilhelms sich in den Bahnen der Politik des Fürsten Bismarck bewegten. Auch heute liegen für die Behauptung, daß eine Abweichung von dem alten Kurse unsrer auswärtigen Politik stattgefunden habe, nur Mutmaßungen und nicht Thatsachen vor. Der Friede nach außen ist gewahrt worden, und die Friedensliebe des Kaisers selbst von russischer und von französischer Seite allgemein anerkannt worden. Die russische Reise im August vorigen Jahres geschah in der zweifellosen Absicht, nach dem Rücktritt des Fürsten einen möglichst klaren Beweis davon zu liefern, daß insbesondre die Politik, die der große Kanzler Rußland gegenüber stets verfolgt hatte, fortgesetzt werden solle, und wenn Rußland darauf mit der großen Demonstration der wolhynischen Manöver und mit neuen Maßregelungen der deutschen Elemente in Rußland geantwortet hat, so sind das Erscheinungen, die wir beinahe seit zwanzig Jahren geduldig über uns ergehen lassen, und über die wir heute nicht reden wollen. Der Dreibund ferner besteht nicht nur in seiner vollen bisherigen Stärke fort, sondern ist durch das neue Verhältnis, in dem wir zu England stehen, wesentlich befestigt worden. Das in weiten Kreisen der deutschen Nation höchst unpopuläre englisch-deutsche Abkommen ist, was besondrer Betonung bedarf, in seinen Grundzügen vor dem 20. März fertig gewesen. Neu hinzugekommen ist die Erwerbung von Helgoland, über deren Bedeutung einst der Erfolg entscheiden wird, wenn die Erfahrung des Krieges die Wichtigkeit der Insel dargethan haben wird. Der vorläufige Verzicht auf weitere Ausdehnung unsers Kolonialbesitzes in Afrika bedeutet aber mehr eine Einbuße an Spielraum für die Phantasie, als an praktischer kolonialer Arbeitsmöglichkeit. Auf dem völkerrechtlich gesicherten deutsch-afrikanischen Gebiete ist für ganze Geschlechter noch vollauf Arbeit und Raum, und was die Zukunft bringen mag, sollte uns heute nicht Sorge machen. Wer irgend die europäischen Konfliktsgebiete scharf ins Auge faßt, wird sich darüber klar werden, daß der Preis künftiger Kriegserrungenschaften nicht in Europa, sondern mit Kolonialboden bezahlt werden wird. Der praktische Gewinn, den uns das englische Abkommen auf europäischem Boden gebracht hat, liegt in der Befestigung unsers Bündnisses mit Italien, das ohne das Zuthun Englands auf die Dauer nicht zu behaupten gewesen wäre. Einen unbestreitbaren Erfolg aber hat unsre Politik auf der Brüsseler Konferenz errungen. Hier hatte Deutschland die Führung, und ihm vor allem ist es zu danken, wenn Holland in zwölfter Stunde nachgab und durch Unterzeichnung der Generalakten einem völkerrechtlichen Werke von hoher Bedeutung Geltung und Dauer sicherte. Weisen wir noch zum

Digitized by Google

Schluß darauf hin, daß unsre Verbindung mit Österreich durch eine wirtschaftliche Einigung neu befestigt werden wird, und daß unsre politischen Beziehungen zu allen übrigen europäischen Staaten ebenso freundschaftlich geblieben sind, wie sie es vor Jahresfrist waren, so fällt die Klage über den Rückgang unsrer Stellung in auswärtigen Dingen wohl in sich zusammen.

Damit soll keineswegs ein friedensseliger Optimismus gepredigt werden. Wir halten vielmehr die Gesamtlage Europas nach wie vor für schwül und gefährlich, und für unsre sicherste Stütze nach wie vor die eigne Machtstellung. Gilt auch der Friede heute für gesichert, so sind doch Überraschungen keineswegs ausgeschlossen, denn im Osten wie im Westen entscheiden darüber Personenfragen. Umsomehr aber gilt es, zusammenzustehen, um nicht ein Mißverständnis aufkommen zu lassen, das in seinen Wirkungen eine moralische und physische Schwächung bedeuten würde.

Die Überbürdung

Nachdem der Kaiser selbst den Herren Schulassessoren mit schneidigem Hieb in die Parade gefahren ist, werden sie wohl eine oder die andre Provinz ihres Reiches preisgeben und u. a. auch durch Streichung der lateinischen und griechischen Pensa den Herzenswunsch des bekümmerten Vaters und Humanisten in Nr. 49 der vorjährigen Grenzboten erfüllen müssen. Trotzdem fürchte ich, daß die Hauptursache der Überbürdung von allen Reformen unberührt bleiben wird. Um das, was ich meine, verständlicher zu machen, schicke ich einen kurzen Abriß der Geschichte meines eignen Schullebens voraus, der zeigen wird, wie ein Unterricht aussieht, der die Schüler nicht überbürdet.

Bis zum dreizehnten Lebensjahre besuchte ich die höhere Bürgerschule meines Vaterstädtchens. Die Klassen waren denen des Gymnasiums gleich benamset; der angehende ABC-Schütz trat in die „Sexta“ ein. „A gieht schun ei de Sexte,“ sagte die Mutter, wenn sie ihren siebenjährigen Sprößling vorstellte. In Sexta und Quinta saßen Knaben und Mädchen zusammen, es gab also auch Sextanerinnen. Sehr hübsch war die biblische Geschichtsstunde Sonnabends früh von acht bis neun in der Quinta. Der Lehrer nahm das Schulgeld ein, und wir lasen einstweilen biblische Geschichten nach folgendem Turnus. Der Lehrer rief einen Knaben auf. Dieser las, so lange er Lust hatte, und rief dann ein Mädchen. Diese rief wieder einen Knaben, und so fort. Bald entspannen sich zarte Beziehungen zwischen hüben und drüben

Digitized by Google

— Knaben und Mädchen saßen einander gegenüber —, und es wurden immer dieselben gerufen, sodaß die Lesung auf zwei bis drei Paare beschränkt blieb. Ob die plebs einmal Rebellion gemacht hat, um den Ring zu sprengen und ihren Anteil an dem von der Aristokratie freventlich monopolisirten heiligen Lande zurückzuerobern, oder ob sie uns diesen idealen Besitz unbeneidet überlassen und sich mit dem derberen Spaß entschädigt hat, an dem es auch nicht fehlte, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

In der „Quarte" saßen oder vielmehr räkelten sich nur Knaben, und was für Knaben! Hier sammelte sich nämlich alles an, was entweder nicht Lust oder nicht die Fähigkeit hatte, in die höhern Regionen des Wissens emporzusteigen. Unter einer Horde streikender Fabrikjungen kann es nicht roher und wilder zugehen, als wie es unter uns Quartanern zuging. Obwohl ich aber ein schwächliches Kerlchen war, habe ich doch nur mäßig Prügel bekommen, weil ich immer mit einigen Riesen gut befreundet war, die mich gegen die übrige Bande verteidigten. An Spaß fehlte es natürlich keinen Tag, namentlich für einen, der keine Schläge zu fürchten hatte, weder vom Lehrer noch von den Mitschülern. Ein Hauptspaß war im Sommer die Fußparade, die der Ordinarius wöchentlich einmal abhielt. Er setzte sich, mit dem Rohrstock bewaffnet, so auf die Kante einer Bank, daß er mit der gegenüberliegenden Fensternische einen Engpaß bildete. Durch diesen Engpaß mußte die Klasse im Gänsemarsch defiliren. Wir Bestiefelten schritten mit hochmütiger Gleichgiltigkeit hindurch, die Barfüßler aber, und die waren in der Mehrheit, nur dann, wenn sie ein reines Gewissen, d. h. in diesem Falle gewaschne Füße hatten. Die übrigen traf ein wohlgezielter Hieb, oder er traf sie auch nicht, wenn sie rechtzeitig mit kühnem Sprung über die gefährliche Stelle wegsetzten, und uns übrigen machten die geglückten wie die mißglückten Sprünge gleichen Spaß.

In der Tertia verursachte mir anfänglich das Französische große Schwierigkeit. Der Lehrer betrieb es nämlich nach Jacotots Methode und schrieb einen Satz nach dem andern aus dem Télémaque, ihn gleichzeitig aussprechend, an die Schultafel, ich aber war schon damals so kurzsichtig, daß ich nicht bis dahin sehen konnte. Hund und Igel können beim ersten Zusammenprall nicht verwunderter und erzürnter über einander sein, wie wir beiden: er über mein: Kalipso neppuwä se kongsoleh, und ich über seinen mir unverständlichen Zorn. Es dauerte ein Weilchen, ehe wir darauf kamen, woran es lag. Später bekamen wir ein gedrucktes Büchlein in die Hand, das besonders einem sehr gute Dienste that, der zu Schulzwecken das Stottern erlernt hatte (nebenbei bemerkt, die häufigste Ursprungsart dieser Krankheit). Beim Abhören des zum Auswendiglernen aufgegebnen Abschnittes pflegte der Lehrer vor der ersten Bank, auf deren einem Ende der Stammler saß, auf- und abzugehen. So lange jener den Rücken wandte, schaute dieser ins Buch und reichte dann

Digitized by Google

seinem Ca-ca-ca-lypso mit dem Erschnappten aus, so lange das Herwärtswandeln dauerte. Den übrigen Teil der Stunde stand der Herr Konrektor, wenn er nicht gerade etwas anzuschreiben oder nachzusehen hatte, unbeweglich wie ein Turm mitten vor seinem Schülerkarree, die Arme übereinandergeschlagen, in der rechten Hand den zugeklappten Télémaque (an der betreffenden Seite einen Finger zwischen die Blätter geklemmt). So oft zwei von uns die Köpfe zusammenstecken, flog plötzlich der Télémaque dazwischen, jeden mit einer Ecke treffend, ohne daß die lange Figur (Altlutheranertypus: hager, steif, die schlichten langen Haare hinter die Ohren gekämmt, hohe weiße Halsbinde, langer grüner Rock) ihre Stellung verändert hätte; auch die Arme blieben in derselben Lage; nur der Mund bewegte sich und begleitete den Meisterschuß mit den Worten: „Nicht schwatzen, Knabe!" Natürlich nannten wir den ehrwürdigen Herrn „die Kalypso." Geographie und Geschichte wurden von Herrn H., an dem wir mit großer Liebe hingen, sehr schön vorgetragen und vorgezeichnet. Lehrbücher hatten wir anfänglich gar nicht, die legten wir uns selbst an. Da gab es denn oft viel zu schreiben, und wir hielten wohl, um keine Zeit zu verlieren, einen freiwilligen Arrest ab und arbeiteten von zwölf bis zwei unser Geschichtspensum nach den in der Stunde gemachten Notizen aus. Dem einen oder dem andern brachte des Vaters Lehrjunge einen Topf voll Essen, das er mit den übrigen teilte. Für Geographie bekamen wir später den Schacht in die Hand. H. war auch Turnlehrer. Im Turnen war ich, weil durch beständige Kränklichkeit von körperlichen Übungen zurückgehalten, sehr ungeschickt, aber die Turnfahrten, Übungsmärsche, Exerzierübungen — bald auf dieser, bald auf jener Wiese — machten mir große Freude. Gebadet wurde, um auch dieses zu erwähnen, an jeder beliebigen, nicht allzu nahe an belebten Straßen gelegnen Stelle der beiden Flüsse, die das Städtlein umarmen. In der Rechenstunde machte das Wettrechnen viel Vergnügen. Ein Tischlerssohn blieb immer der schnellste, und nur mit der größten Anstrengung gelang es hie und da einem von uns andern, einmal früher mit dem richtigen Ergebnis herauszuplatzen. Die allgemeine Aufregung des Wettkampfes pflegten die Loseren für allerhand Unfug auszunutzen, an dem es auch sonst in Herrn W.s Stunden nicht fehlte. Dafür wurde dieser dann gehörig grob mit seinem dicken Stock, aber ohne jemals sein heiteres Phlegma zu verlieren. Ein Unglück hat er mit Zuschlagen niemals angerichtet, weil er sich nur die derbsten Knoten aussuchte, deren einer desto mehr zu lachen pflegte, je ärger die Hiebe herniedersausten; um nicht herauszuplatzen, hielt er sich die Nase zu, das Gesicht wurde von der Anstrengung beim Zurückhalten des Lachens ganz dunkelrot.

In der Sekunda fing die eigentliche Mathematik an, nachdem wir in der Quarta und Tertia schon ein wenig darauf vorbereitet worden waren. Beim Geometrieunterricht beobachtete der Rektor, Dr. K., folgende Methode. Nach-

Digitized by Google

dem er uns die ersten Begriffe und das Wesen des geometrischen Beweises klar gemacht hatte, diktirte er den nächstfolgenden Lehrsatz und sagte: „Sucht nun, ein jeder für sich, den Beweis.“ Dann ging er im Zimmer spazieren, ohne sich um uns zu kümmern. Nachdem sich einige gemeldet hatten, die den Beweis gefunden zu haben glaubten, ließ er sie, einen nach dem andern, das Gefundene an der Tafel demonstriren und merzte die etwa vorkommenden Fehlschlüsse aus. War ein unanfechtbarer Beweis vereinbart, so wurde zum folgenden Satze übergegangen. Auch übte er uns darin, die Figuren im Kopfe zu konstruiren; der Beweisende kehrte dann der Tafel, auf der ein andrer nach der Angabe des Beweisenden zeichnete, den Rücken. Daß es Lehrbücher der Geometrie, Physik und Chemie gebe, davon hatten wir keine Ahnung. Der Rektor brachte kein Buch in die Klasse mit, wir machten uns auch hier die Lehrbücher selbst. Die durchgenommenen Abschnitte wurden von einer Stunde zur andern im Diarium ausgearbeitet und sollten dann ins Reinheft eingetragen werden. Da der Rektor aber nur aller Vierteljahre einmal die Reinhefte einforderte, so ließ man diese Arbeit gewöhnlich liegen, bis er die bevorstehende Durchsicht ankündigte. Dann wurde das Ganze in wenigen Tagen zusammengeschrieben. Ich ließ mich in solchen Zeiten ein paar Tage hinter einander von der Mutter um vier Uhr oder noch früher wecken, was namentlich im Sommer sehr schön war, da ich vor dem Fenster, an dem ich schrieb, eine grüne Wiese, und blaue Berge als Hintergrund hatte. Bei Sachen, die zu begreifen den Schwächern schwer fiel, wurde gewöhnlich in Kompagnie gearbeitet, wobei die Schwachen sich von denen, die es weg hatten, vollends aufklären ließen. Das letzte, was ich auf dieser Schule in der Physik gelernt habe, war der Bau der Taschenuhr, und in der Chemie die Gasbereitung. Die Zeichnungen, die ich dazu gemacht habe, trage ich noch im Kopfe. An physikalischen Instrumenten und andern Lehrmitteln besaß die Anstalt — nichts. Ungezogenheiten und dumme Streiche kamen in des Rektors Stunden nicht vor. Er hat niemals ein böses Wort gesagt, noch weniger gestraft, und bewahrte stets dieselbe freundlich ernste Ruhe. Die Sache machte sich ganz von selbst. Wir fanden gleich in der ersten Stunde heraus, daß sich mit der ernsten Geistesarbeit, die hier zu leisten war, Allotria nicht vertrügen, und so unterblieben sie auch. Freilich war in dieser Klasse auch das Schülermaterial schon einigermaßen durchgesiebt. Doch haben wir es uns bei den andern Lehrern immer noch recht bequem gemacht, uns und ihnen. An schönen Sommernachmittagen fanden sich die Herren H. und W. mit uns in dem Verlangen zu schwänzen gewöhnlich zusammen. Wir erfanden die wunderbarsten Gründe, um uns auf eine Stunde frei zu bitten, und diese Gründe wurden fast immer stichhaltig befunden. Die Zeichenstunde wurde zwar niemals freigegeben, aber wenn wir das Zeichnen einmal satt hatten, dann setzten wir uns mit der Bitte: Nun erzählen Sie uns was! um Herrn W.

Digitized by Google

herum und plauderten mit ihm. Der steife und gewissenhafte Konrektor gab niemals eine Stunde frei — wir hätten gar nicht gewagt, ihn darum zu bitten —, aber er mußte uns bei schöner Schlittenbahn wie bei schönem Sommerwetter manchmal vom Kirchberge hereinholen, an dem die Schulgebäude um die Kirche herum malerisch hinauf liegen. Das Lateinische wurde ohne feste Methode von verschiednen Lehrern mit geringem Erfolge gelehrt; in der Prima lasen wir Cäsar und Ovid.

Acht Wochen nach Vollendung meines dreizehnten Lebensjahres stieg ich mit einem vierzehnjährigen Freunde in die Prima auf; die sechs Burschen, die wir dort als alten Bestand antrafen, waren sechzehnjährig. Für das Aufsteigen gab es an dieser Schule so wenig wie für die übrigen Dinge mechanisch gehandhabte Vorschriften. Es war zwar jeder Klasse im allgemeinen ihr Lehrstoff zugeteilt, aber es gab kein Lehrziel im heutigen Sinne, und noch weniger wurde der Schüler mit dem mechanischen Maßstabe der Fehlersummen gemessen. Was einer nicht lernen konnte oder mochte, das ließ er einfach ungelernt, und gefiel es einem in der „Quarte" oder „Terze" ganz ausnehmend, so blieb er ein paar Jahre drin sitzen, ohne daß es ihm zu besondrer Unehre oder Betrübnis gereicht hätte. Wer dagegen Eifer und Talent zeigte, stieg jedes Jahr auf. Die meisten gingen mit vierzehn Jahren aus der Quarta oder Tertia ab und in die Lehre. Die höher hinaufwollten und konnten, wurden später Kaufleute oder gingen zu dem damals im ersten Aufschwunge begriffenen Maschinenbau- und dem Eisenbahnfache über. Das Berechtigungswesen kannte man noch nicht. Man fragte nicht, von welcher Schule der junge Mann herkomme und was er für ein Zeugnis mitbringe, sondern wie er sich zu der Sache anstelle. Nicht wenige meiner damaligen Mitschüler, die heutzutage wegen Mangels der erforderlichen „Qualifikation" alle Zugänge zu mittlern und höhern Beamtenstellungen wie zum Ingenieurfach verrammelt finden würden, haben sehr gute Karriere gemacht. Daß es so etwas wie Schulräte, ein Provinzialschulkollegium und Inspektionen gebe, davon hatten wir keine Ahnung.

Man wird begreifen, daß sich unter diesen Umständen keiner von uns überbürdet fühlte. Lehrer und Schüler lebten und arbeiteten ein jeder nach seinem Temperament und seinen sonstigen Eigentümlichkeiten. Jeder beschäftigte sich am meisten mit dem, wozu er am meisten Lust hatte, und die Vernachlässigung des andern wurde ihm nicht als Verbrechen angerechnet. Jeder arbeitete in dem Tempo, das seiner Natur entsprach. Eilte er den andern voraus, so hielt ihn kein Pedant mit Berufung auf Regierungsverordnungen zurück; nahm er sich Zeit, so drangsalirte ihn niemand mit Strafen oder mit Aufstachelung des Ehrgeizes oder mit dem Hinweis auf die drohende Vernichtung der Existenz zur Eile. Die Schulstrafen bereiteten keinem auch nur das geringste Herzeleid, denn sie hatten schlechterdings keine Folgen fürs Leben.

Digitized by Google

Hiebe vom Lehrer thaten nicht mehr weh als die von Kameraden, und das Nachsitzen trug nicht, wie heute schon jede ins Klassenbuch eingetragene Rüge, den Charakter einer Kriminalstrafe, die für die Zukunft des Schülers verhängnisvoll werden kann, sondern war lediglich eine pädagogische Maßregel. So mußte ich in der Sekunda fast jeden Sonnabend über Mittag dableiben. Wir bekamen da nämlich die deutschen Aufsätze zurück, und meiner war zwar immer gut oder befriedigend, aber so schlecht geschrieben, daß ich ihn nochmals abschreiben mußte. Sobald ich damit fertig war, ging ich zum Herrn Konrektor hinüber, um das Heft vorzuzeigen. Das Zimmer, worin man schrieb, wurde nämlich nicht verschlossen, das Nachsitzen war ja nur zum Abschreiben notwendig und sollte nicht etwa ein Arrest sein. Eines Sonnabends überreichte ich das Heft mit den Worten: „Herr Konrektor, es ist wieder recht schlecht ausgefallen; ich hatte eine so schlechte Feder." Darauf sagte er: „Wart' ein bischen!" holte eine Feder und gab sie mir, indem er lächelnd sagte: „Hier hast du eine ganz gute Feder, da schreib es nur noch einmal ab!" Das störte die Gemütlichkeit und das gute Einvernehmen nicht im mindesten und hinderte nicht, daß ich der erste in der Klasse war und blieb. Ebenso wenig hatte es zu Hause unangenehme Folgen. Die Mutter war bald darauf eingerichtet und stellte mir jeden Sonnabend meine Erbsen warm. Genützt hat es freilich nichts, wie mir der Setzer bezeugen wird.*) Daß sich Jungen wegen erlittener Schulstrafen oder wegen Sitzenbleibens erhängen könnten, würde der damaligen Generation, wenn es jemand vorausgesagt hätte, unglaublich vorgekommen sein. Schulstrafen gehörten vielmehr zu den Ereignissen, die Abwechslung ins Schulleben brachten und es amüsant machten.

Nachdem ich ein halbes Jahr in der Bürgerschulprima gesessen hatte, siedelte ich in das Gymnasium zu G. über, wo ich wegen meiner Schwäche in der lateinischen Grammatik bis in die Quarta hinabrutschte. Hier wurde nun die Gemütlichkeit schon ziemlich stark vom kategorischen Imperativ beeinträchtigt. Im ersten Vierteljahre war ich zweimal so unglücklich, wegen Nichtanfertigung einer aufgegebenen schriftlichen Arbeit nachsitzen zu müssen. Noch erinnere ich mich lebhaft des Entsetzens, das mich ergriff, als ich die Schlüssel des Pedells klirren hörte, der mich einschloß. Das war ein wirklicher Arrest! Dazu empörte sich mein Inneres bei dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit. Ich arbeitete auch an der neuen Anstalt mit Vergnügen und meiner Ansicht nach mehr, als die strenge Verpflichtung auferlegte. Die beiden Kleinigkeiten, die mich ins Gefängnis brachten, hatte ich vergessen zu machen, und was kann man dafür, dachte ich, wenn einem etwas nicht einfällt? Aber die Strafe wirkte. Das Wort „vergessen" war seitdem für die Praxis aus

*) Ganz im Gegenteil, ich freue mich stets über die klare, deutliche, jeden Zweifel ausschließende Handschrift. Der Setzer.

Digitized by Google

meinem Wörterbuche gestrichen, und so widerlegte ich mich selbst durch einen Fortschritt in der psychologischen Erfahrung.

Immerhin ließen diese zwei Unfälle in meinem Herzen einen Stachel zurück; ich konnte zu den beiden Lehrern, die die Strafe über mich verhängt hatten, niemals Zuneigung fassen, wobei allerdings noch andre Gründe mitwirkten. Der eine der Herren war der Mathematiker, ein guter und liebenswürdiger, aber reizbarer junger Mensch und damals wenigstens der Aufgabe, die Jugend in die Geheimnisse der Mathematik einzuführen, noch nicht gewachsen. Später an eine Gewerbeschule versetzt, soll er ein sehr tüchtiger Lehrer geworden sein. Ich ließ ihn fühlen, daß ich diese Dinge trotz seiner Erklärung verstand, er aber konnte mir nichts anhaben, weil ich der einzige in der Klasse war und beinahe blieb (mit der Zeit entwickelte sich in einem Schüler unsers Jahrganges mathematisches Genie, und der wurde dann des Dr. F. Liebling), der von Mathematik einen Begriff hatte. So bildete sich zwischen uns ein Kriegsstand aus, der bis zur Abiturientenprüfung, wenn auch durch gegenseitiges höfliches Benehmen verdeckt, unverändert fortdauerte. Bei den schriftlichen Arbeiten für die Abgangsprüfung reichte mir der erwähnte Mitschüler, der vor mir saß, sein Konzept zur Vergleichung der Resultate. Dr. F. erspähte es und schoß wie ein Habicht auf mich zu: ich reichte ihm lächelnd meine eigne fertige Arbeit, und so kam er um die letzte Aussicht auf einen Triumph.

Der andre war der Grieche, das unübertreffliche Muster eines philologischen Pedanten. Einst stand er neben mir, während ich schrieb, und entdeckte einen Accentfehler. „Du stinkmadig fauler Kerl!“ brüllte er mich mit seiner Löwenstimme an, „ich werde dir aufs Fell steigen!“ Im Benehmen nämlich hatte er nichts Pedantisches, sondern war ein ganz urwüchsiger Wilder. Ungekämmt und ungewaschen, die ungebürsteten Kleider gar nicht oder schief zugeknöpft, so kam er in die Klasse gestürzt. Seine meist urkomischen Bewegungen kennzeichneten sich als Wirkungen unabgeschwächter animalischer Antriebe und standen nur ganz im allgemeinen unter der Oberleitung eines zwecksetzenden vernünftigen Willens. Hatte man nur erst den anfänglichen Schrecken überstanden, so bildete dann die abwechslungsvolle wunderliche Erscheinung einen nie versiegenden Quell täglicher Unterhaltung; bei jedem neuen Tableau, das er darbot, stießen wir einander, das Lachen verbeißend, leise an, und so standen sich beide Teile gut, denn er legte die seiner Person gewidmete Aufmerksamkeit als Interesse für den spiritus asper aus und nahm sie mit wohlgefälligem Schmunzeln entgegen. Zu leiden hatte man ja weiter nichts, wenn man sein tägliches Pensum erledigte, was für die Begabtern keine Hexerei war; die Schwächern freilich mußten viel nachsitzen und Strafarbeiten machen, bei der Versetzung war er es meistens, der ihnen das Genick brach.

Digitized by Google

Damit ist das Schlimmste erzählt; die andern Lehrer waren mild und genügsam. Der Ordinarius forderte zwar viel, war jedoch für mich wenigstens geradezu der gute Genius, der mich durch seine freie Auffassung und Behandlung aller Dinge in die Bürgerschulatmosphäre zurückzauberte. Für die vier Unterklassen (die Tertia war einjährig) bestand die Einrichtung, daß jeder Ordinarius seinen Jahrgang von Sexta bis Tertia führte und dann zur Sexta zurückkehrte, um eine neue Familie in Empfang zu nehmen, sodaß sich die vier Ordinarien immer hinter einander im Kreise herum bewegten. Unser Ordinarius B., den wir also auch noch in der Tertia hatten, unterrichtete uns in Latein, Deutsch und Naturgeschichte. Er war Schöngeist, Humanist, nebenbei ein wenig materialistisch angehauchter Naturwissenschaftler und abgesagter Feind alles pedantischen Regelwesens, von Leibesgestalt klein, aber rund und stark, schön von Angesicht, elegant und tüchtiger Turner. Im Vorlesen, Erzählen und Schildern war er Meister. Bald zauberte er uns italienisches Straßenleben, bald eine Theatervorstellung vor (z. B. eine von König Renés Tochter). Da er manchmal zwei oder drei Stunden hinter einander hatte, so benutzte er das, um uns längere Sachen, wie Hermann und Dorothea und Iphigenie auf Tauris, in einem Zuge vorzulesen. Ob der Stundenplan inne gehalten werde, darum kümmerte sich glücklicherweise kein Mensch. Seine Schilderung des perikleischen Zeitalters, wozu der Cornelius Nepos Gelegenheit gab, begeisterte mich zu einem Aufsatze, der wiederum ihn förmlich begeisterte — er las ihn der Klasse vor —, und wir wurden von dem Tage an die dicksten Freunde. Im Latein proklamirte er den Grundsatz, Grammatiklernen sei Unsinn, das Sprachgefühl müsse jedem die Grammatik eingeben, und wer keins habe, dem könne der Zumpt nicht helfen. Zur Einübung der nicht gelernten, nur durchgelesenen Regeln ließ er uns sehr viel aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, und zwar schriftlich, sodaß wir in der Tertia ungemein viel zu arbeiten hatten. Ich litt das ganze Jahr hindurch an Augenentzündung und auch noch andern Krankheiten, habe aber nicht eine Stunde Schule versäumt, am Ende des Schuljahres eine Prämie bekommen und — mich niemals überbürdet gefühlt. Für die Lektüre wählte er in Tertia den Justin — die Lehrer hatten darin freie Hand. Es wurde rasch hinter einander weg übersetzt, und zu Anfang jeder Stunde das in der vorhergehenden durchgenommene lateinisch frei wieder erzählt, so gut oder so schlecht es gehen wollte. Anfangs ging es natürlich schlecht, mit der Zeit besser. Die Specimina oder, wie sie damals hießen, Kompositionen fielen freilich nicht besonders glänzend aus. Einmal bestellte Dr. B. seine besten Lateiner in seine Wohnung und verteilte die Hefte der andern zum Korrigiren unter uns (die Klassen waren sehr stark). Zuerst ging er unsre eignen Arbeiten mit uns durch: ich hatte dreizehn Fehler. Außer einigem Erröten meinerseits und Kopfschütteln seinerseits hatte das weiter keine Folgen.

Digitized by Google

Die Schwachen haben von seinem Unterricht nicht viel profitirt, aber die gehören ja auch gar nicht aufs Gymnasium. Wir Bessern trugen einen solchen Vokabelschatz und eine solche Gewandtheit im Übersetzen davon, daß wir in der Untersekunda gründlich ausruhen konnten. Versetzung nach Obersekunda gab es nicht, es war also nicht der geringste Grund vorhanden, uns in denjenigen Fächern anzustrengen, die uns nicht interessirten. Dazu gehörte in erster Linie das Latein, wie der Ordinarius es betrieb. Der war auch Pedant, aber von ganz andrer Art als der Grieche: ein kleines, schwächliches, sehr furchtsames, sehr zierliches, herzensgutes und sehr kurzsichtiges Männchen. Von der Zeit her, wo er geschnupft hatte, war sein rechter Daumen noch ein wenig gelb geblieben, und an dem roch er zuweilen. Er stand gewöhnlich auf dem linken Beine, das rechte darum geschlagen, vor der ersten Bank, auf deren Pult er eine Hand stützte; in der andern hielt er den Livius oder Cicero oder Zumpt. Die Schüler kamen fast genau der alphabetischen Reihe nach dran, sodaß man seine Schonzeit in aller Seelenruhe mit Romanlesen oder Unterhaltung zubringen konnte. Auf den letzten Obersekundanerbänken, deren Insassen große Seelenverwandtschaft mit den Bürgerschulquartanern zeigten, wurde auch Karte gespielt, gefrühstückt und sogar die Schnapsflasche herumgereicht, natürlich nicht aus Neigung zum Schnaps, sondern nur des Unfugs wegen. Kam man unversehens dran, so wurde einem von dem ersten Besten, der gerade aufgepaßt hatte, gezeigt, an welcher Stelle der Vorgänger stehen geblieben war, und man übersetzte seinen Livius oder pro Roscio Amerino ex tempore herunter, daß es eine Freude war. Hatte der Herr Professor genug, so sagte er: „'s ist juht!" und zeichnete in seinen Katalog ein. Die Zensur, die man bekam, erkannte man deutlich an der Betonung des „'s ist juht!" Sie zeigte folgende Abstufungen: wohlklingender Flötenton (cantabile) mit Verbeugung; halbwarm von freundlichem Kopfnicken begleitet; kalt; scharf, kreischend, Abscheu ausdrückend, mit einem abwehrenden Bleistift dolchstich in die Luft.

Ordinarius der Prima war der Direktor Sch., der bei aller sonstigen Verschiedenheit mit dem Bürgerschulrektor K. das gemein hatte, daß er, ohne irgend welche Disziplinarmittel zu brauchen, bloß durch seine Persönlichkeit und seinen Unterricht tiefe und aufrichtige Hochachtung einflößte. Als ersten Aufsatz forderte er von den Unterprimanern jedesmal eine Selbstbiographie, die den innern Entwicklungsgang mit der Aufrichtigkeit einer Generalbeichte darlegen sollte. Ich habe darin u. a. erzählt, daß ich schon vor dem zwölften Jahre eine Menge für mein Alter höchst unpassende Romane verschlungen hätte (nebenbei bemerkt das beste Mittel, um im deutschen Aufsatz „gut" zu bekommen) und habe die Lehrer des Gymnasiums gerade so kritisirt, wie hier an dieser Stelle. Direktor Sch. wirkte vorzugsweise auf zweierlei hin: auf organische Verknüpfung aller Erkenntnisse (zu welchem Zwecke er u. a.

Digitized by Google

die Gegenstände, in denen er unterrichtete: lateinische und griechische Dichter, Französisch, deutsche Litteratur, deutschen Aufsatz, philosophische Propädeutik, in vielfache Verbindung mit einander zu bringen wußte) und auf selbständiges Urteil. Das letztere wurde dadurch geübt, daß er uns daran gewöhnte, über Gegenstände, die uns nicht ohne weiteres klar waren, namentlich in der Logik und Psychologie, ganz frei mit ihm zu disputiren. Nicht selten behielten wir Recht gegen ihn; zuweilen gestand er es in der nächsten Stunde zu mit den Worten: „N., ich habe mir die Sache überlegt, Sie haben doch Recht!" Er richtete auch eine Stunde für freien Vortrag ein. Der Vortragende hatte seine Behauptungen gegen die Angriffe der Opponenten zu verteidigen, und einer protokollirte die Verhandlung. Für die ganze Anstalt war Freitag von elf bis zwölf eine ästhetische Stunde angesetzt, die aus abwechselnden Gesängen und Vorträgen oder Deklamationen bestand. Die Schüler, die nichts dabei zu thun hatten, saßen vor dem Podium und hörten zu oder trieben, was sie Lust hatten.

Die letzten vier Jahre hindurch wohnte ich im Konvikt. Hier herrschte eine strenge, auf Selbstregierung, genauer gesagt, Regierung der jüngern Schüler durch die ältern, gegründete Hausordnung, im übrigen völlige Freiheit. Die freie Zeit war sehr reichlich bemessen, und niemand kümmerte sich darum, was wir in ihr trieben. Die einzige Beschränkung bestand darin, daß wir des Winters in der Zeit von sieben bis neun Uhr abends nicht ausgehen durften. Aber gearbeitet wurde da nicht, sondern geplaudert, oder Schach gespielt, oder gelesen, oder in dem geräumigen Hofe gespielt, oder auch gebalgt; im Speisesaale wurde oft gesungen und musizirt, zuweilen auch getanzt. Der Lärm im größten Arbeitszimmer, das den stolzen Namen Museum führte, war vor und nach den Studien meistens betäubend, aber der gegenüberwohnende Regens hatte nichts dagegen. Kam er einmal herein, um irgend etwas anzuordnen, so machten wir natürlich Honneurs. Wurde um fünf Uhr das Glockenzeichen zum Studium gegeben, so war es im ganzen Hause augenblicklich mäuschenstill. Früh vom Aufstehen (im Sommer um halb fünf, im Winter um halb sechs) bis zur Frühstückpause um sieben Uhr durfte nicht laut gesprochen werden. Der Gewohnheit des frühen Aufstehens und des Stillschweigens in den Morgenstunden bin ich bis heute treu geblieben. Nach dem Abendgebet verstummte das laute Gespräch wieder. Die Jüngern mußten zu Bett gehen und, falls sie noch arbeiten wollten, die Genehmigung des Zimmerältesten (Präfekten) dazu nachsuchen, auch ihr eignes Licht brennen. (Der Schüler, der alle Zimmer mit Lichtern zu versorgen hatte, führte den Titel Candelar.) Die Sekundaner und Primaner hatten das Recht, so lange sie wollten, aufzubleiben, zu arbeiten oder sich leise zu unterhalten. Gewöhnlich wurde diese Zeit zu irgend einem Lieblingsstudium benutzt, das einige Freunde gemeinsam betrieben. An Allotriis, zu dieser und zu andern Zeiten, fehlte es auch nicht, doch wurde

Digitized by Google

darin verständig Maß gehalten. Als Untersekundaner — der Philosoph muß ja alles kennen — habe ich das Kneipen und in einer geheimen Verbindung das politische Vereinstreiben (es war die Zeit von 1848—49) absolvirt, sodaß ich es später nicht mehr nötig hatte, Zeit damit zu verlieren.

Wenn man unter Erziehung die stete Beaufsichtigung und eine planmäßige Einwirkung auf die Sitten versteht, so haben wir gar keine genossen, und das ist, glaube ich, für Knaben und Jünglinge die denkbar beste. Was den Gehorsam anlangt, so haben wir jenen männlichen gelernt, der in der Unterordnung unter das Gesetz und in der Einfügung in eine vernünftige Ordnung besteht, im Unterschiede von dem kindlichen und weiblichen, der einer gebietenden Person geleistet wird. Und was den Charakter anlangt, so kann der doch nur durch Behauptung des eignen Willens und der eignen Grundsätze gegenüber den verschiednen einander widerstreitenden Einflüssen des Lebens gebildet werden, mag sich dieses Leben auch vorläufig auf die kleine Schülerwelt beschränken. Der gesellschaftliche Schliff, der uns vor der Hand abging, war später leicht nachzuholen. „Br., Sie sind ein ungeschliffener — Diamant!“ sagte der Direktor einmal zu einem von uns. Was nützt hingegen ein vorzeitiger Schliff, wenn er, wie oft geschieht, den werdenden Diamanten, den noch nicht gehärteten Willen selber mit fortnimmt? Ganz verlassen waren wir übrigens in dieser Beziehung doch nicht. Der Regens, der ein sehr feiner Mann und dabei sehr väterlich gesinnt war, machte uns gelegentlich mit seinen scherzhaften Andeutungen auf diese oder jene Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit aufmerksam, zog auch Schüler, die wegen der weiten Entfernung von Hause über Weihnachten in der Anstalt blieben, wie ich es zweimal gemacht habe, an seinen Familientisch. Diese Selbsterziehung hat sich bewährt; es sind, soweit ich den Lebensweg meiner Schulkameraden zu verfolgen vermag, aus den meisten tüchtige Männer geworden. Von den weit sorgfältiger beaufsichtigten jungen Leuten heutiger Zeit scheinen mir verhältnismäßig mehr unterzugehen; freilich trägt daran auch der Umstand mit die Schuld, daß das Leben täglich schwieriger wird.

Keine Aufsichtsbehörde belästigte uns und die Lehrer. Der Schulrat, ein beinahe kindischer alter Mann, wurde, wenn er die Abiturientenprüfung abhielt, von Lehrern und Schülern als Null behandelt. Inspektionen gab es nicht; auch dachte der Direktor nicht daran, den Unterricht der ihm untergebenen Lehrer zu inspiziren. Im Jahre 1853 trat ein neuer strammer Provinzialschulrat sein Amt an, und das gemütliche „Ländlich, sittlich“ hatte in seinem Reich ein Ende. Ich schätze mich glücklich, daß ich die Abgangsprüfung schon ein Jahr vorher gemacht hatte.

Die Leser wissen nun schon, was ich meine. Die alten Sprachen sind nicht schuld an der Überbürdung, obwohl ihre falsche Behandlung allerdings dazu beiträgt. An sich aber macht den kleinen Knaben das Auswendiglernen

Digitized by Google

Vergnügen, und es ist ihnen ziemlich gleichgiltig, ob sie deutsche Verse oder lateinische Vokabeln oder das Linnésche System oder die Beschreibung des Pferdes auswendig lernen und herplappern müssen: „Der Rumpf ist walzenförmig.“ (So steht nämlich in manchen Beschreibungen; als ob nicht mit Ausnahme der Austern und Seesterne alle organischen Wesen die Grundform der Walze zeigten, und als ob nicht gerade bei einem fein gebauten Pferde diese Grundform am wenigsten erkennbar wäre!) Auch das Übermaß der häuslichen Arbeiten macht es noch nicht, obwohl allerdings darin viel gesündigt wird, namentlich, wenn die Lehrer nicht auf den Stundenplan Rücksicht nehmen, und manchmal auf den einen Tag eine nicht zu bewältigende Menge, auf einen andern gar nichts fällt. Auch heute giebt es, wie ich bestimmt weiß, Gymnasien, an denen die talentvollen Schüler mit ihren Arbeiten ganz bequem fertig werden; unbegabte Knaben aber gehören eben nicht aufs Gymnasium. Stramme Arbeit ist dem gesunden Menschen Bedürfnis. Staatsmänner und politische Agitatoren pflegen bei ihrer „aufreibenden“ Arbeit täglich dicker zu werden. Ihre Nerven fangen sie erst dann an zu fühlen, wenn die Widerstände, auf die sie stoßen, unüberwindlich sind, und wenn der „Erfolg“ ausbleibt.

Was — um mich naturwissenschaftlich auszudrücken — so viel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität. Vom sechsten bis zum neunzehnten Jahre, oder wenn er einigemal sitzen bleibt, bis zum einundzwanzigsten Jahre wird der heutige Sohn besserer Familien in einen geistigen Schraubstock eingezwängt, der zeitweise auch zum körperlichen wird, und in dem er sich nicht rühren noch regen oder doch nur nach Vorschrift rühren und regen darf. Es ist alles vorgeschrieben, bis auf die Farben der Schreibhefte, die Zahl der Blätter darin und die Zahl der Linien auf jedem Blatt; nichts bleibt der freien Wahl überlassen. Ob dumm oder klug, schnell oder langsam, phantasievoll oder zum Rechnen oder Beobachten angelegt, der Knabe muß täglich mit den übrigen genau dasselbe Pensum durchmachen, in jedem Fache genau dasselbe leisten wie seine Kameraden und von seinem Wissen und Können genau in der vorgeschriebenen Form Rechenschaft ablegen. Alle müssen genau dasselbe Klassenziel erreichen oder wenigstens erreicht zu haben scheinen, indem sie durchschnittlich nicht mehr als vier Fehler im deutschen (orthographischen), lateinischen, französischen und Rechenspezimen haben dürfen, wenn sie weiter kommen wollen. Zuweilen wirkt die Ungleichheit des Alters einigermaßen ausgleichend, wenn nämlich schwächer begabte ältere und talentvolle jüngere Knaben in einer Klasse sitzen. Kommen dagegen talentvollere ältere und unbegabtere jüngere Schüler zusammen, so multiplizieren sich die Ungleichheiten, und die talentvolleren, die zu Dingen gezwungen werden, über die sie hinaus sind, fühlen sich ganz ebenso „überbürdet“ wie die schwachen. Dazu kommt die ungleiche Begabung für die verschiedenen Fächer. Das Verständnis für den Sinn des mathematischen

Digitized by Google

Beweises, für den Bau einer Sprache, für die Schönheit eines Gedichts, für Naturschönheit und Kunstschönheit, für das Spiel der im menschlichen Leben wirksamen Kräfte, wie die Weltgeschichte es darstellt oder darstellen soll, das alles geht, jedes zu seiner Zeit, dem Schüler oft ganz plötzlich auf, wie die Knospe über Nacht aufplatzt, und was bis zu diesem Zeitpunkte an Lehre und Übung aufgewendet wurde, ist verlorne Mühe. Und zwar gehen diese Lichter weder allen in demselben Lebensalter, noch allen in derselben Reihenfolge, noch überhaupt alle allen auf; wie ja auch die Blumen verschiedene Zeiten des Aufblühens haben und an Gestalt, Größe, Duft und Farbe verschieden sind. Der Zwang zur Gleichartigkeit kann nicht anders als verkrüppelnd wirken, und diese gewaltsame Verkrüppelung wird als Überbürdung empfunden.

Dazu kommt ferner die eiserne Disziplin und die kriminalistische Behandlung jeder Übertretung, jeder Kinderei, vielleicht auch schon jeder unbequemen Äußerung eines selbständigen Willens. Während man heutzutage im allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen verstehe und daher vom Staate bemuttert werden müsse, fordert man vom zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles gebotene und verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachteilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß. Wie könnten heutige Eltern die gesunde Erziehungspraxis der Frau Regel Amrhein beobachten, die ihren Georg, wenn sie sah, daß er im Begriff stand, eine Dummheit zu begehen, ruhig hineintappen ließ? Das alles zusammengenommen erzeugt die Empfindung eines beständigen Druckes, ähnlich dem Druck bei beginnender Gehirnerweichung, die oft mit Angst gemischt ist. Der Lehrer kann sich diese Empfindung sehr gut vergegenwärtigen, wenn er sich vorstellt, es wohnte jeder seiner Stunden ein Schulrat bei, der fortwährend auf etwaige pädagogische Schnitzer lauerte, die ihm Straflektionen, Sitzenbleiben auf derselben Gehaltsstufe und schließlich Ausstoßung aus dem Lehrerstande eintragen könnten. Und er wäre immer noch besser dran als der Schüler, denn erstens würde bei ihm der Zwang nur 20 bis 24 Stunden in der Woche dauern, und zweitens ist er ein Mann, muß also weit mehr Trag- und Widerstandskraft besitzen.

Und das alles geht nun jahraus jahrein gleichmäßig, ohne Abwechslung und — von den Ferien abgesehen — ohne Ruhepause fort! Früher konnte einer in der Untersekunda ein wenig ausruhen, sich sammeln, mit Rückblicken und Vorblicken beschäftigen, auch wohl in Allotriis seine Neigungen und Fähigkeiten erproben. Wo das bisher noch möglich war, soll es fortan vollends aufhören; überall soll nach Obersekunda eine förmliche Versetzung stattfinden. Früher hatte der Schüler noch zuweilen das Vergnügen, einmal sagen zu

Digitized by Google

können: „Herr Doktor, in meinem Buche stehts anders!“ Ein sehr harmloses Vergnügen, aber im Schulleben wird schon jede Abwechslung und Unregelmäßigkeit zum Vergnügen. Auch damit ists nichts mehr. Sobald vom Plötz die fünfunddreißigste Auflage erscheint, darf sich bei Strafe kein Exemplar der vierunddreißigsten mehr sehen lassen, wenn auch vielleicht der ganze Unterschied darin besteht, daß in einem Übungssatze nach den Museen und Kirchen unsrer Stadt, anstatt nach den Kirchen und Museen gefragt wird. Noch weniger wird den Schülern heutiger Zeit das Vergnügen gegönnt — es war ein unaussprechliches Vergnügen! —, sich über die Herren Lehrer lustig machen zu können. Wo sind sie hin, die Originale! die komischen Käuze, von denen das Wort galt: Jedes Tierl hat sein Manierl! Unsre heutigen Lehrer, auch die Volksschullehrer, sind alle ohne Ausnahme schön gewachsene, stattliche Herren mit wohlgepflegten und nach der neuesten Mode geschnittenen Voll- oder Schnurrbärten und kleiden sich mit vollendeter Eleganz. Jeder von ihnen könnte, so wie er geht und steht, einen Geheimrat vorstellen, und um den Offizier zu spielen, braucht er nur die Uniform anzulegen, wie denn viele Gymnasiallehrer wirklich Reserveoffiziere sind. Keinem von ihnen haftet eine Spur von Lächerlichkeit an. Vom Standpunkte der Rassenveredlung aus müssen wir bekennen, daß der Lehrerstand seit dreißig Jahren einen wunderbaren und höchst erfreulichen Fortschritt gemacht hat. Vom schülerpsychologischen Standpunkte aus betrachtet aber ist es ein Nachteil. Tag für Tag nichts als Muster der Vollkommenheit vor sich zu sehen, das ist — entsetzlich langweilig, und es ist Höllenpein, sich an dem Manne, der einen mit freundlich wohlwollendem Lächeln und ohne äußerlich sichtbare Gewaltthat tagtäglich in den Schraubstock spannt, nicht einmal mit Spott rächen zu können. Die Welt ist einmal so komisch eingerichtet, daß jeder vollkommne Zustand auf die Dauer unerträglich wird. Also — sagen wirs nur gerade heraus — die unübertreffliche Vollkommenheit, namentlich die musterhafte Ordnung unsrer Schulen ist es, was die Schüler tot macht.

Eine der heutigen annähernd ähnliche Schulordnung habe ich nur sechs Jahre lang zu erdulden gehabt. Aber obgleich ich mich auch in diesen sechs Jahren recht glücklich und, wie gesagt, gar nicht überbürdet gefühlt habe, hatte ich doch gerade genug davon. Wäre ich auf vierzehn Jahre in eine Lehrmaschine heutiger Konstruktion eingespannt gewesen, ich wäre entweder dumm oder ein verbissener Revolutionär geworden, oder hätte mir das Leben genommen.

Aber, wird man einwenden, der junge Mensch muß doch lernen, seine Pflichten erfüllen, auch unangenehme Pflichten. Ganz recht, das habe ich auch gelernt, und glaube bis heute die mir unangenehmen Arbeiten mit derselben Treue erledigt zu haben wie die angenehmen. Dagegen kommt es jetzt nicht selten vor, daß junge Leute während der Schulzeit in erzwungner Pflicht-

Digitized by Google

erfüllung ihre ganze Kraft verbrauchen, sodaß sie für die freie Pflichterfüllung im Leben keine mehr übrig haben.

Daß die modernen Verhältnisse auch im Schulleben auf Zwang und Uniformität hindrängen, ist leider wahr. Schon Herbart hat es ausgesprochen, daß das Elterninteresse und das Staatsinteresse einander vielfach entgegengesetzt seien. Dem Staate liegt daran, für alle Fächer taugliche Beamte zu bekommen. Ob sie dabei auch vollkommene und glückliche Menschen werden, und was aus den übrigen wird, die bei der vielfachen Vorsiebung zu leicht befunden werden, das ist ihm an sich gleichgiltig. Seitdem sind wir einen Schritt weiter gekommen. Heute haben die Prüfungen und die Vorschriften über Qualifikation weit weniger den Zweck, dem Staate die erforderliche Zahl der geeigneten Anwärter zu sichern, als vielmehr deren Andrang abzuwehren. Zwischen dem Schalterdienst auf einem Bahnhof und dem Primanerzeugnis besteht keinerlei innerer vernünftiger Zusammenhang; man fordert dieses, damit nicht gar zuviel junge Leute um den Platz am Schalter ringen. Mit diesem Qualifikationswesen wird ja wohl nun, dem Wunsche des Kaisers gemäß, ein wenig aufgeräumt werden, und das wird eine wirkliche Besserung sein. Die beliebte Redensart, durch die Qualifikationsvorschriften sei das Bildungsniveau des ganzen Volkes höher geschraubt worden, enthält eine starke Übertreibung. Die Fähigkeit, eine vorgeschriebene Anzahl von Prüfungsfragen beantworten zu können, ist noch keine höhere Bildung. Karl Vogt, der „Affenvogt," hat vor ein paar Jahren seine Erfahrungen mit dem Bildungsniveau in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" niedergelegt. Er sagt da ungefähr: Ich habe ein in jeder Beziehung erbärmliches Gymnasium besucht. Naturgeschichte wurde da gar nicht gelehrt, aber wir haben aus freien Stücken sehr viel davon gelernt; Zeit zum Botanisiren u. dergl. hatten wir genug. Meine heutigen Studenten dagegen kommen alle so wohl vorbereitet, auch in den Naturwissenschaften, vom Gymnasium, daß man sich, was das Buchwissen anlangt, ordentlich vor ihnen geniren muß; aber selbständig beobachten und selbständig denken, das können sie nicht. Sie sind allesamt Musterjünglinge, aber nicht zu gebrauchen; die Wissenschaft werden sie nicht bereichern.

Die aus der Ungleichheit der Anlagen für die verschiednen Fächer entspringende Schwierigkeit hat Pestalozzi auf folgende Weise überwunden. Möglichst viele Klassen nahmen in derselben Stunde denselben Gegenstand durch. Ein Sekundaner nun z. B., der in der Mathematik seinen Mitschülern voraus oder hinter ihnen zurückgeblieben war, nahm an dem Mathematikunterrichte der Primaner oder Tertianer teil. Herbart empfahl dieselbe Einrichtung, deren Durchführung allerdings fast auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Unser Regens in G. bedauerte sehr, daß nicht noch, wie in seiner eignen Schülerzeit, ein ganzer Tag in der Woche, die Mittwoch, frei sei; jeder habe da ein Lieblingsstudium getrieben und irgend etwas, z. B.

Digitized by Google

eine neuere Sprache, erlernt, die an der Anstalt nicht gelehrt wurde. Diese Einrichtung würde es auch möglich machen, einen Schüler zu versetzen, der bei sonstiger Tüchtigkeit in einem Hauptfache zurückgeblieben ist, denn er würde später, wenn ihm das Licht aufgeht, an dem freien Tage das fehlende nachholen können.

Auch verdient Herbarts Ansicht Beachtung, daß in der Schule eigentlich nichts gelehrt werden sollte, was der Schüler ohne fremde Hilfe erlernen kann. In die alten Sprachen und in die Mathematik kann der Schüler ohne Hilfe des Lehrers nicht eindringen, aber Geschichte, sagt Herbart, ist gar kein Lehrfach; die kann sich jeder Schüler aus Büchern aneignen, und die meisten thun es sehr gern. Was man an Jahreszahlen, Namen und Begebenheiten wissen müsse, um für einen gebildeten Mann zu gelten, darüber sind die Gelehrten ohnehin uneins, und, würde er heute hinzufügen, für alle Fälle haben wir ja jeder den Auszug von Plötz zur Hand. Mit der Beantwortung des Einwurfs, daß der Geschichtsunterricht zur Pflege patriotischer Gesinnung notwendig sei, würden wir auf ein andres Gebiet abschweifen. Auch Englisch gehört meiner Ansicht nach nicht in die Schule, weil es so leicht ist, daß es jeder für sich allein, etwa mit Hilfe der Langenscheidtschen Briefe, erlernen kann. Zur Übung im Sprechen kann einer dann, wenn ers nötig hat, ein paar Wochen Konversationsstunden nehmen.

Meiner persönlichen Auffassung nach ist es zum Totlachen, wenn sich die Büreaukratie gegen die Sozialdemokratie ereifert; mir kommt es wie Konkurrenzneid vor. Das eigentlich Verwerfliche an der Sozialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualitäten hergestellte Uniformität, ist ja durch die Büreaukratie schon weithin verwirklicht worden. Wir wachsen nicht hinein in den sozialdemokratischen Staat, aber wir werden hineingepreßt. Das Gymnasium ist die Stelle, wo die höhern Stände an ihren Söhnen den Druck der Presse, die zerrende und verstümmelnde Arbeit des Prokrustesbettes empfinden, daher der Schmerzensschrei: Überbürdung! Der Grundfehler des modernen Staatslebens besteht darin, daß man Einrichtungen, die an ihrem Ort und für ihren Zweck vortrefflich sind, aufs Ganze ausdehnen zu müssen glaubt. Auf militärischem Gebiet giebt es gewiß in der ganzen Welt nichts Vollkommeneres als ein preußisches Regiment, aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die Verfassung eines Linienregiments auch die beste Verfassung für eine ganze Nation sei. Unsre Schulen tragen schon ein zu starkes militärisch-büreaukratisches Gepräge. Neue Reglements, auch in der besten Absicht erlassen, könnten leicht das Übel verschlimmern, sofern sie sich nicht auf Bestimmung derjenigen Dinge beschränken, die beseitigt werden sollen. Will man gründliche Besserung, so mag man zunächst den pädagogischen Geist wieder frei walten lassen in freien Privatanstalten und später nach dem Muster derer, die sich bewähren, die Staatsschulen verbessern. Neue Reglements müßten der Eigenart

Digitized by Google

der Lehrer wie der der Schüler einen möglichst weiten freien Spielraum lassen.

Vor allem aber muß der jetzige Zustand aufhören, wo das Berechtigungswesen mit der Eitelkeit und den Standesvorurteilen der Eltern zusammenwirkt, den Gymnasien alljährlich tausende von Knaben zuzuführen, die nicht hingehören. Dem ingenium rusticum soll man, mag es auch noch so hoch geboren sein, gestatten, ein tüchtiger und glücklicher Bauer oder harmloser Rentner zu werden, und der Staat soll nicht mehr fragen, von welcher Anstalt der junge Mann herkommt und wie lange er die Schulbank gedrückt hat, sondern probiren, ob er in dem Fache, wozu er sich meldet, zu gebrauchen ist. Wenn, wie es scheint, dem Wunsche des Kaisers gemäß das Realgymnasium beseitigt, die Gründung von Bürgerschulen begünstigt und in den starren Wall der Berechtigungen Bresche gelegt wird, so wird das nach der zuletzt angedeuteten Seite hin schon eine entschiedne Wendung zum Bessern sein.

Berlin und sein Hof im Jahre 1696

Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Bichi aus Siena

(Schluß)

Als ich dem Kurfürsten meine Aufwartung machte, war es frühmorgens vor dem Frühstück, da er Fremde zu keiner andern Zeit empfängt. Während ich im Vorzimmer, wo sich sehr viele Herren befanden, wartete, hatte ich Gelegenheit, mich allen ersten Beamten, unter andern Herrn Dankelmann, dem Premierminister des Kurfürsten, und Herrn Galb,*) dem Oberkammerherrn, vorzustellen; beide sind seine Günstlinge. Zu letzterm äußerte ich den Wunsch, bei Seiner kurfürstlichen Hoheit eingeführt zu werden, und diese Ehre wurde mir sofort zu teil.

Ich machte mein Kompliment auf italienisch, und der Kurfürst antwortete mir auf französisch. Er unterhielt sich etwa eine halbe Stunde mit mir und fragte mich nach vielerlei. Er forderte mich nicht auf, mich zu bedecken, aber ebenso wenig bedeckte er sich. Ich fand ihn in der Mitte einer kleinen Galerie stehen. Er entließ mich, indem er Oberkörper und Haupt ein wenig neigte

*) Kolbe von Wartenberg, der bekannte Graf Wartenberg.

Digitized by Google

und sich zurückzog. Bei meiner Rückkehr ins Vorzimmer teilte mir der Marschall mit, Seine kurfürstliche Hoheit hätten mich zur Tafel zu ziehen gewünscht, frühstückten aber heute Morgen bei Herrn Dankelmann; jedoch würde ich während meines Aufenthaltes in Berlin ein andermal dieser Ehre teilhaftig werden.

Die Wohnräume des Kurfürsten bestehen in einem großen Saal, worin die Diener und Leibtrabanten sowohl an der Eingangsthür wie an der in das Vorzimmer führenden Verbindungsthür stehen; sie sind in voller Rüstung, d. h. gestiefelt und mit der Muskete bewaffnet, und sehr gut ausgestattet. Außer diesen Soldaten, die Schildwacht stehen müssen, giebt es noch die Leibgarde. Es folgt nun das Vorzimmer für die Hofherren, und dann die Privatgemächer des Kurfürsten, in deren erstem er Audienz erteilt: es ist das eine Art Kabinet oder Galerie, wo ich, wie ich schon berichtet habe, empfangen wurde. An allen Hauptthüren steht ein Posten; das hatte ich schon am ersten Abend bemerkt, als ich mich, während der Kurfürst sich auf dem Lande aufhielt, zur Kurfürstin begab. Gleich am Tage nach meiner Audienz kehrte er wieder aufs Land, und zwar nach Potsdam, zurück, er hatte sich nur auf einen einzigen Tag nach Berlin begeben. Am folgenden Tage reiste auch die Kurfürstin nach dem genannten Orte ab; sie wünschte meine Anwesenheit bei dem Frühstück in Berlin, was Donnerstag, den 17. Mai, geschah, und erwies mir außerdem die Gunst, mich nach dem erwähnten Lustort einzuladen und mir, sowie dem Herrn Marschall, ihrem Kammerherrn, Platz in einem Sechsspänner anzuweisen. In Potsdam hatte ich meine Wohnung in der Nachbarschaft des Sängers Signor Ferdinando, nämlich, wie alle übrigen Hofherren, ein Zimmer in einem nicht zum Schlosse gehörigen Hause.

Wenn der Hof abreist und sich auf einen der Landsitze oder anderswohin begiebt, werden alle Bauern befohlen, mit ihren Pferden an die an den Landstraßen verteilten Stationen zu kommen und zu warten, bis die Wagen herannahen; dann werden unverzüglich die Pferde gewechselt, und die Reise wird in scharfem Trabe fortgesetzt. Bisweilen werden sechshundert Pferde aufgeboten, bisweilen mehr oder weniger, je nach Bedürfnis. Diesen Bauern giebt man nur ein kleines Trinkgeld. Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn auf jedem Gespann zwei Bauern sitzen, und dies deshalb, weil sie einander die Pferde nicht anvertrauen und sie selbst lenken wollen. Der Kurfürst und die Kurfürstin lassen für ihren eignen Bedarf Ersatzpferde aus ihrem Marstalle voranschaffen. Für jeden Kavalier ist eine Kutsche zur Fahrt und ein Wagen für das Gepäck bestimmt, nebst Ersatzpferden, die aber nur Bauerpferde sind.

Man muß wissen, daß die brandenburgischen Kutscher in Deutschland und allenthalben in gutem Rufe stehen, weil sie Mut und Unerschrockenheit in der Lenkung eines Sechsspänners bekunden; ich möchte sie aber tadeln, weil

Digitized by Google

sie die üble Angewohnheit haben, zu scharf zu fahren, infolge dessen sie ihre weiten Ebnen gewissermaßen durchfliegen.

Der Landsitz Potsdam ist vier Meilen von Berlin entfernt; auf dem Wege dahin kommt man durch eine sandige Ebne und durch einen Wald. Er (der Landsitz) liegt in ebnem Gelände, in seiner Nähe befindet sich ein Marktflecken und eine Insel, die von der Spree gebildet wird; diese erweitert sich nämlich hier zu einem See, der an der breitesten Stelle gegen drei und an der längsten gegen zwei Wegstunden ausgedehnt sein mag. Der Kurfürst besitzt auf diesem vier Jachten, die in England gebaut und von Hamburg auf der Elbe und dann auf dem genannten Flusse hergekommen sind, und fünf Galeeren von je achtzehn Ruderbänken. Diese Galeeren sind alle vergoldet und enthalten prachtvolle Räume im Hinterteil, die mit goldgestickten Sammetpolstern geschmückt sind; kurz, es herrscht hier alle mögliche Pracht. Ich fuhr auf einer der geschilderten Jachten von Potsdam nach Capot, einem zweiten, eine gute Meile entfernten Landhause des Kurfürsten, und da wir günstigen Wind hatten, zogen wir die Segel auf. Der Kurfürst bedient sich sowohl dieser Jachten, wie der Galeeren zu Spazierfahrten. Die Jachten sind Fahrzeuge von der Größe einer Tartane; sie haben am Mittelmast ein Segel, wie unsre Feluken, ferner das Besansegel am Hinterteil und das Bugsprietsegel am Vorderteil.

Das Schloß des Kurfürsten liegt dicht vor dem Flecken Potsdam, am Ufer des Sees. Man sieht dort auch einen großen Hof, sowie einen schönen Garten, worin die Kurfürstin abends vertraulich mit ihren Hofdamen und Hofherren, desgleichen mit den Ausländern, mit denen sie oft Unterhaltung pflegt, lustwandelt. Der Palast ist sehr groß; außer dem Erdgeschoß hat er zwei Stockwerke und ist mit Tapeten und Gemälden prächtig ausgestattet, doch ist sein Stil allzu modern. Die Treppen sind schön, ebenso ein weiter Saal, dessen Decke Lampen trägt; Treppen und Saal zeigen bolognesischen Charakter.

Während ich mich ungefähr fünf Tage lang in Potsdam aufhielt, hatte ich die Ehre, viermal an der Morgentafel des Kurfürsten und allabendlich an der Tafel der Kurfürstin zu speisen, die die schon oben erwähnte Form hat, und an der man einzig und allein auf ihre Gesundheit trinkt, indem man diese gegen eine andre Person ausbringt. Wenn man auf das Wohl der andern trinkt, giebt man ihnen einfach ein Zeichen; übrigens wird nur das Notwendige getrunken. An der Tafel des Kurfürsten dagegen geht es anders zu, denn so oft dieser trinkt, trinkt er auf das Wohl aller, die an der Tafel sitzen. Befindet sich nun unter diesen ein Fremder, der noch nie an der Tafel teil genommen hat, und der Kurfürst trinkt auf dessen Gesundheit, so ist der den Kurfürsten bedienende Page verpflichtet, sofort dem Fremden den „Willkum" zu bringen, der in einem großen, vergoldeten, silbernen Becher von der Größe eines italienischen Pokals besteht; diesen muß man leeren, wenn auch nicht in

Digitized by Google

einem Zuge, und es ist Vorschrift, daß man sich dabei anstrenge. Das ist die größte Ehre, die man den Deutschen antun kann. Der Kurfürst pflegt jedesmal, wenn er sich auf ein andres Schloß begiebt oder den Aufenthaltsort wechselt, und wenn der Fremde dort noch nie gewesen ist, aufzufordern, den „Willkum" dieses Ortes, selbstverständlich nur ein einzigesmal, zu trinken. Will man auf die Gesundheit des Kurfürsten trinken, so erhebt man sich; er entbindet aber den Betreffenden leutselig davon und heißt ihn sich setzen. Dann erwähne ich noch die besondern Gesundheiten, die stehend ausgebracht werden, wie ich es oben von der Tafel der Kurfürstin berichtet habe. Die Tafel des Kurfürsten ist für sechs Personen ausgestattet und gedeckt. Es wird nach französischer Sitte bedient: zweimal werden die warmen Schüsseln aufgetragen, dann folgt das „Dessert," d. h. die Früchte. Bei jedem Gange kommen drei große Schüsseln auf die Tafel, nämlich eine Hauptschüssel in die Mitte, die beiden andern Nebenschüsseln an die Seiten, und in die Zwischenräume zwei kleinere an jeder Seite, im ganzen also sieben; außerdem stehen in der Mitte noch vier Sorten „Ragout," d. h. scharf gewürzte Speisen, zwei an jeder Seite der Tafel, sowie vier niedrige Salzfässer. Immer findet man da Fleisch sowie Fisch in Hülle und Fülle und von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Das Dessert wird auf einer aus mehreren Stücken bestehenden Platte eingenommen, die einzelnen Teile werden zusammengefügt und dann das Ganze von den Pagen auf Befehl in die Höhe gehoben und auf den Tisch desjenigen Hofherrn gelegt — und dort auch gedeckt —, der zerlegt und Vorschneider genannt wird; dieses Geschäft wird der Reihe nach von denen, die diesen Posten inne haben, besorgt. Die Platte mit dem Nachtisch ist bemalt und vergoldet, ihre einzelnen Teile alle gehörig zusammengefügt und befestigt; es befinden sich darauf Teller mit Früchten und französischem Zuckerwerk, die zusammen drei vollkommene Pyramiden bilden, nur für die Leuchter sind gewisse kleine Höhlungen gelassen. Der Kurfürst sitzt obenan; er hat einen ebensolchen Sessel wie die übrigen, die Kurfürstin einen andern, der mit Armlehnen versehen ist. Links von ihr sitzen, abwechselnd nach Rang und Stand, die Gäste. Der Kurfürst lädt zur Tafel seine angesehensten Höflinge, wie Herrn Galb,*) seinen Oberkammerherrn, den der Kurfürstin, dessen Vetter, Herrn Dobresensk,**) der böhmischer Kreishauptmann ist, den Oberjägermeister, den Oberst der Garde, die ersten Beamten des Kriegsministeriums und die fremdländischen Herren. Sobald der Kurfürst speist, ertönt immer Musik, nämlich in Berlin von zweiunddreißig Trompeten und zwei Paar Pauken, auswärts von sechzehn Trompeten und zwei Paar Pauken; dabei teilen sich die Musiker in zwei Teile, um abwechselnd aufzu-

*) Kolbe von Wartenberg.

**) Dobrzynski.

Digitized by Google

spielen. Sobald sie beginnen, ist dies ein Zeichen, daß aufgetragen wird. An der Tafel wartet ein Beamter auf, der vorschneidet und das zerlegte Gericht vom Kurfürsten an herumreicht; sobald sich jemand findet, der sich davon auflegt, fängt er wieder von vorn an und verfährt in der nämlichen Weise bei den übrigen Herren. Er trägt an der Seite einen Degen, auf dem Haupte den Hut und auf der Achsel eine Serviette; sein Platz befindet sich gerade dem Kurfürsten gegenüber, an der schmalsten Stelle der Tafel. Ferner liegt die Leitung des Ganzen dem Marschall ob, der ein langes, dickes indisches Rohr in der Hand führt. Er begiebt sich in die Küche, sobald die Speisen aufgetragen werden, und schreitet bedeckten Hauptes den Pagen voran. Wenn angerichtet ist, begiebt er sich mit seinem Stabe zu den kurfürstlichen Herrschaften und benachrichtigt sie davon. Diesen ist unterdessen von einem Kammerherrn Waschwasser und von einem andern Würdenträger das Handtuch dargereicht worden. Die Weine, die an beiden kurfürstlichen Tafeln getrunken werden, sind: Rheinwein, Mosel, Sea, Burgunder und Champagner; doch habe ich auch Montalciner, Montepulcianer und Monferrater getrunken. Bei der Tafel warten die Pagen allein auf, die keine andre Dienstleistung verrichten und ihren Herren bei deren Ausfahrt zu Pferde folgen. Die Ausführung von Aufträgen ist Sache der Kammerdiener; Vorsteher der Bedienten ist der Kammerlakei, der keine Livree trägt. Wenn die Pagen ihren Aufwartedienst verlassen, erhalten sie zum Geschenk einen Degen, mit dem aber ein militärischer Posten, der eines Hauptmanns einer Kompagnie oder ein höherer, verbunden ist. Die Hoffräulein werden mit Kavalieren verheiratet, die stets ein Hofamt zu bekleiden pflegen. Außer der geschilderten Tafel giebt es hier noch die Marschallstafel, die der Hofdamen, die der Hofherren und andre, die alle reich besetzt sind und zu derselben Zeit angerichtet werden. Die Marschallstafel ist für zehn Personen eingerichtet, sie besteht aus drei großen und vier kleinen Schüsseln und vier Saucennäpfchen; es wird zweimal aufgetragen, dann folgt der Nachtisch. Wenn sich ein Ausländer zum Kurfürsten zur Audienz begiebt, die dieser kurz vor der Frühstücksstunde zu erteilen pflegt, so muß er an der Marschallstafel teilnehmen; hiervon und von dem Platze, den er einnehmen soll, wird er nach Schluß der Audienz vom Marschall in Kenntnis gesetzt. Bei Gelegenheit meiner Teilnahme an der Tafel des Kurfürsten oder der Kurfürstin traf ich, außer den ersten Würdenträgern des Hofes, einen Landgrafen von Hessen-Homburg an, der fürstliche Hoheit ist. Er ist brandenburgischer General gewesen und besiegte bei Warschau die Schweden in der Stärke von 60000 Mann, während Brandenburger und Polen zusammengenommen nur 30000 zählten; dort verlor er auch durch eine Kanonenkugel ein Bein. Ich sah auch mehrmals den Signor Franhein, einen wackern, vollendeten Edelmann, der Staatsmann ist und zu der Zeit, wo ich mit dem Landmeister Grafen von Thun auf dem Meere herumsegelte, in Malta war; den Herrn Baron

Digitized by Google

Hartich,*) den Bruder der Frau Gräfin Schlegenberg aus Schlesien, der von der Kurfürstin sehr gern gesehen wird, da er als Musikliebhaber ausgezeichnet Klavier spielt. Außerdem traf ich noch die aus dem schlesischen Hause Zinzendorf stammende Fürstin Hohenzollern, die eine Tochter der Gräfin Robottin ist, und den Fürsten, ihren Gemahl. Diese Fürsten sind katholisch und in Schwaben, zwei Tagereisen von Augsburg entfernt, begütert. Weder der Kurfürst, noch die Kurfürstin haben diesen jemals die Hand gereicht, gleichwohl aber in der feinsten Weise mit ihnen verkehrt. Der Fürst hatte ein eignes Regiment am Rhein und befehligte es auch selbst. Er hat Söhne, ist sehr formgewandt und liebenswürdig und hat sich in Italien, besonders lange Zeit in Florenz, aufgehalten. Zum Haushofmeister hatte er den Signor Mattia Medici, einen florentinischen Edelmann. An der Tafel der Kurfürstin, an der die oben erwähnte Fürstin allein teilnahm, erschien der Markgraf Christian Ludwig, der sich auf dem Wege zu seinem flandrischen Regiment befand. Ich konnte mich mit ihm öfter unterhalten, denn er ist sehr leutselig; die andern jüngern Prinzen jedoch bekam ich nicht zu Gesicht, weil der Fürst von Hohenzollern ihre Hilfe in Anspruch genommen hatte und sie sich deshalb anderswo aufhielten, und der Markgraf Christian Ludwig fand sich hier zu der Zeit wieder ein, als der genannte Fürst auf jener Abendfestlichkeit bei dem Kurfürsten war. In Deutschland ziehen die jüngern Prinzen mit ihren Regimentern in den Krieg und dienen, wie Privatleute, von unten auf, um zu den höchsten Stellen emporzusteigen. Die brandenburgischen Truppen sind durchgängig schöne, tapfere, kühne, gut gekleidete und ausgerüstete Leute. Während der Kurfürst speist, werden zuweilen Symphonien gespielt, auch wird, mitunter sogar in deutscher Sprache, gesungen. Er pflegt sich oft auf das eine oder andre Schloß zu begeben, und stets ist er von der Leibgarde, dem Hof und der Tafelausstattung begleitet; alles wird auf großen Wagen fortgeschafft, und hierauf besteht der Kurfürst ausdrücklich, um die Pünktlichkeit und die Pracht recht zur Schau stellen zu lassen. Ferner speist der gesamte Hof nicht allein in Berlin, sondern auch auswärts auf Rechnung des Kurfürsten; mancher jedoch, der aus niedriger Familie stammt, erhält statt dessen eine Geldentschädigung. Man sagte mir, es würden täglich zweiundsiebzig Tische gedeckt.

Sobald sich der Hof auf einem Landsitz befindet, legen die Herren, ebenso wie der Kurfürst, grüne Tracht an, zum Zeichen, daß sie dem Waidwerk obliegen. In Potsdam war ich Augenzeuge der Reiherbeize, die in diesem Monat stattfindet, da späterhin die zum Fangen der Reiher abgerichteten Falken mausern, sodaß sie diese nicht im Flug überholen können. Die Beize geht folgendermaßen vor sich. Man begiebt sich auf ein Gelände, das weit

*) Hartig.

Digitized by Google

ausgedehnt und eben ist, sodaß man einen großen Gesichtskreis hat, und wählt, um sich an der Jagd zu vergnügen, einen die Umgegend weithin beherrschenden Hügel, wie den, auf den ich mich begab; dort befanden sich der Kurfürst mit einem Teil seines Gefolges, die Kurfürstin mit den Hofdamen, die Fürstin Hohenzollern mit ihrem Gemahl und der Landgraf von Homburg. Während der Vorbereitungen zur Jagd, die um einundzwanzig*) Uhr zu beginnen und gegen Sonnenuntergang, also wenn die Reiher von der Atzung in ihre gewöhnlich an sumpfigen und wasserreichen Stellen gelegenen Schlupfwinkel zurückkehren, zu endigen pflegt, befanden wir uns unter einem in der Nähe einer Baumgruppe aufgeschlagenen türkischen Zelt und spielten rancué. Die Jäger begeben sich zu Pferde, die Vögel auf der Faust, auf den Anstand, und sobald sie scharfen Auges den Reiher kommen sehen, lassen sie zwei von den Vögeln fliegen. Der Oberjägermeister muß das Gelände und die augenblickliche Windrichtung kennen, damit man sich an der richtigen Stelle mit den Vögeln aufstellen kann, die infolge des Vorteils, daß sie den Wind im Rücken haben, den Reiher überfliegen. Sobald dieser sie erblickt, ist er bestrebt, höher, als Dohlen fliegen, emporzusteigen; ein gleiches thut der Falke, und es ist schön und unterhaltend, zu beobachten, wie sich beide herumtummeln und welche Art und Kunst sie anwenden, um einander zu überfliegen. Bisweilen fliegt der Reiher so hoch, daß er dem Blick entschwindet, und um dies bewerkstelligen zu können, entleert er sich — denn er kehrt ja von der Atzung zurück — und giebt alles, was er gefressen hat, wieder von sich, um im Fluge behender zu werden. Sobald er merkt, daß er dem Falken nicht entgehen kann, wendet er sich, den Bauch nach oben gekehrt, gegen ihn, wobei er seinen Schnabel, der dem einer Schnepfe ähnelt, aber spitzer und stärker ist, als Waffe benutzt. Der Falke packt ihn nun mit seinen Fängen von oben, und beide fallen so zu Boden; bisweilen ist der Falke am Schnabel des Reihers aufgespießt, sodaß dann beide umkommen. Man läßt nicht mehr als zwei Falken auf einmal los, denn sonst bekämpfen sie einander gegenseitig, während der Reiher entflieht. Wenn Falke und Reiher am Leben bleiben, oder vielmehr der letztere allein stirbt, so giebt man dem Falken eine Taube, um ihm die Beute entreißen zu können. Bisweilen erscheinen zwei Reiher auf einmal, bisweilen nur einer, manchmal auch gar keiner. Es ist üblich, bei der Entdeckung des Reihers und bei dem darauf erfolgenden Loslassen der Falken in die Trompeten zu stoßen, und wenn der Falke zum erstenmale über den Reiher emporsteigt, werden auch noch die Pauken geschlagen, da behauptet wird, dieser kriegerische Lärm gäbe den Vögeln Mut und neue Kraft; auch rüttelt er die Zuschauer, die während des Wartens eifrig beim Spiel sitzen, auf und hält sie gespannt.

*) 3 Stunden vor Sonnenuntergang.

Digitized by Google

Das andre Schloß, das ich, wie ich schon oben berichtet habe, besuchte, heißt Capot*); es ist sehr nett, aber klein, und enthält viele Gemälde und eine prachtvolle und reichhaltige Porzellansammlung. Eine zweite ähnliche, aber größere Sammlung besitzt der Kurfürst in Uraniborg,**) deren Wert auf 200000 Thaler geschätzt wird, und die etwas sehr seltenes ist. Das Porzellan ist heute ein sehr verbreitetes Material; es findet bei der Zimmerausstattung an Stelle des Silbergerätes Verwendung. Ein Berliner Maler verfertigt Kannen und Vasen als Ersatz für Porzellan aus Holz, aber von einer die Natur erreichenden Genauigkeit und Feinheit; er giebt ihnen die Farbe der chinesischen Majolika, und sie besitzen die Eigenschaft, vom Feuer nicht angegriffen zu werden und beim Fallen nicht zu zerbrechen. Das Herstellungsverfahren ist Geheimnis; man sagte mir, daß die Glasur aus Quecksilber und krystallisirtem Arsenik hergestellt werde, weshalb sich die damit betrauten Arbeiter vor dem Einatmen der Dämpfe dieser giftigen Metalle in Acht nehmen müssen.

Außer den Lustschlössern Potsdam, Cappot und Oranienburg besitzt der Kurfürst noch mehr, so Köpenick und Spandau nebst vielen kleinern, auf denen er Gastereien giebt.

In den zu diesen Schlössern gehörigen Gärten sah ich viele Statuen, Spaliere, Springbrunnen, Blumen, Früchte jeder Art, sowie die parterres und schöne Gänge und Alleen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es in Deutschland viel Früchte giebt, und doch befanden sich auf der kurfürstlichen Tafel, als Schmuck und Beigabe zu den einzelnen Gerichten, stets portugiesische und andre gewöhnlichere Melonen nebst saftreichen Orangen, sodaß man nicht unterscheiden konnte, ob man sich in Deutschland oder in Italien befand.

Zwei Männer sind des Kurfürsten Günstlinge und beherrschen den brandenburgischen Hof: erstens Herr Kolb,***) ein französischer Hugenott, der die innern Hofangelegenheiten regelt und, obwohl Kammerherr, die Tochter eines Kammerdieners zur Gemahlin hat; und zweitens der Kammerpräsident, Herr Dankelmann, der die politischen Angelegenheiten leitet; sein Bruder ist Kommissar und hat das Portefeuille des Krieges inne. Die Gebrüder Dankelmann sind sehr verhaßt, weil sie völlig freie Hand haben, aber der Kurfürst schenkt dem Kammerpräsidenten blindes Vertrauen. Schließlich erwähne ich noch den General Hamel, einen Bruder des Hofherrn, einen hochgeachteten Mann.

Es liegt mir nun noch ob, zu berichten, wie der Johanniterorden in Brandenburg eingeführt wurde. Dieses Ereignis fand statt, als die Sekte der

*) Caput.
**) Oranienburg.
***) Graf Wartenberg.

Digitized by Google

Anhänger Luthers in diesem Lande festen Fuß faßte, und von den Fürsten, den unumschränkten Patronen der kirchlichen Ämter, die katholischen Kirchengüter eingezogen wurden. Dieses Schicksal hatten auch die Besitzungen des Ordens der Malteserritter. Da nun der Kurfürst von Brandenburg diesen in seinen Staaten so angesehenen Orden nicht aufheben wollte, so bildete er aus ihm einen neuen unter dem Namen des Johanniterordens, dem er ein Oberhaupt mit dem Titel „Großmeister" gab; diesen belehnte er mit den zur Ballei Brandenburg gehörigen Ordensgütern und führte freiwillig die von der Ballei und den Komtureien zu zahlenden Abgaben an die Kasse auf Malta ab, was auch heute noch, obwohl nicht regelmäßig jedes Jahr, geschieht. Die Meister- und Komturwürde können nur brandenburgische Edelleute lutherischen oder calvinischen Bekenntnisses bekleiden. Ihr Großmeister ist augenblicklich der Markgraf Albert; zu diesem Amte wird der würdigste und fähigste unter den Komturen gewählt. Deren giebt es fünf; früher war ihre Zahl größer, weil es in Pommern und Mecklenburg ursprünglich noch zwei Komtureien gab, die aber infolge der Kriege ihre Besitzungen eingebüßt haben. Der Großmeister wird von dem Großprior Deutschlands belehnt, der diesen Akt als Schirmvogt von Brandenburg vornimmt und ihn darauf aufmerksam macht (?), daß die beiden einst getrennten Komtureien Mecklenburg und Pommern jetzt vereinigt sind. Diese Ballei hat ungefähr 12000, die fetteste Kommende 5000 Thaler Einkünfte. Bei der Wahl des neuen Großmeisters werden die neuen Ritter geschlagen, die aus Familien stammen müssen, welche der Aufnahme in den Orden wahrhaft würdig sind, weshalb sie auch nicht die Ahnenprobe abzulegen brauchen; erst wenn sie das Dienstalter erreicht haben, in dem sie Kommenden erhalten können, müssen sie sich ihr unterwerfen, und bei schlechtem Ausfall gehen sie leer aus. Die Ritter verehelichen sich teils vor, teils nach Erlangung einer Kommende; sie sind weder zur Teilnahme an den Unternehmungen des Ordens, noch zu einem festen Wohnsitz verpflichtet, noch an sonstige Vorschriften gebunden. Sie tragen das achteckige, emaillirte goldne Kreuz, das mit dem eigentlichen Malteserkreuze gleich ist, jedoch nicht das kleinere, das die Mitglieder des Ordens kennzeichnet. Der Großmeister hat seinen Sitz in Sonnenberg,*) einer Stadt in der Mark, die von Frankfurt a. d. Oder vier und von Küstrin zwei Meilen entfernt ist; dort liegen auch, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, die Besitzungen der Ballei. Der Baron Schicenltz (?) ist gegenwärtig der zweite im Range der Ordensmitglieder und hat die einträglichste Kommende.

In Berlin, besonders bei Hofe, sieht man verschiedene Herren, die ein achteckiges, blau emaillirtes und mit diamantener Agraffe geschmücktes goldenes

*) Sonnenburg.

Digitized by Google

Kreuz auf der Brust tragen. Es ist das eine Auszeichnung, die vom Kurfürsten seinen beliebtesten Kavalieren verliehen wird; sie ist außerdem mit einem Titel und einer Dotation verbunden.

Mittwoch den 23. Mai kehrte ich in der Frühe mit dem Signor Ferdinando nach Berlin zurück, nachdem ich mich bei den kurfürstlichen Hoheiten, die mir jede mögliche Auszeichnung hatten zu teil werden lassen, verabschiedet hatte. An demselben Morgen brach auch der Hof nach einem andern Schlosse auf.

In Berlin lernte ich Herrn Hernaut, den berühmten piemontesischen Waffenschmied, kennen, der neben der Herstellung von Pistolen-, Arkebusen- und Flintenläufen, sowie der Verzierung derselben mit Beschlägen, die in erhabener Arbeit Figuren, geschichtliche Begebenheiten und andres darstellen, auch Eisen und Stahl in der höchsten Vollkommenheit bearbeitet. Er verfertigt auch stählerne Rockknöpfe in Facettenform, die so blank geschliffen sind, daß sie wie Diamanten aussehen. Er ist der Erfinder der Knöpfe, und obgleich andre von derselben Kunstfertigkeit Probe abgelegt haben, so sind ihre Knöpfe nicht von der Vollendung der seinigen; er wendet nämlich ein besondres Verfahren an, den Stahl zu läutern und geschmeidig zu machen, dann aber hart, spröde und dicht werden zu lassen.

Ich fand hier auch eine kürzlich von einigen Venetianern erbaute Glashütte, worin ein sehr vollkommenes Spiegelglas, das an Güte dem venetianischen kaum nachsteht, verfertigt wird; das gesamte hierzu erforderliche Material findet sich in der Umgebung der Stadt.

In Berlin sieht man zweirädrige Wagen höchst merkwürdiger Bauart, weil jedermann bemüht ist, eine neuere und bequemere Einrichtung zu ersinnen. Einige dieser Neuerungen sind auch in der That ganz zweckmäßig, aber auch nur in diesem völlig ebnen Lande; in einem andern würden sie nur lästig sein. Den Brandenburgern gebührt die Erfindung eines Seiles, das von einer Winde unterhalb der Wagenstange gezogen wird, sowie eines auf den Wagenstangen befindlichen, mittels eines Eisendrahtes beweglichen, ledernen Verdecks, das verhindert, daß der von den Rädern aufspritzende Kot den Wagen und die Insassen trifft. Ferner haben sie, wie sie behaupten, das „Magazin" erfunden, d. h. einen großen, vorn zwischen den Wagenstangen befindlichen kalbledernen Behälter, worin sie ihr Silberzeug oder ihre Papiere und andre gewöhnlichere Gegenstände aufbewahren können. Als Kissen bedienen sie sich einer Matratze, die zur Hälfte als Sitzunterlage, zur Hälfte als Rückenpolster und nachts in den Wirtshäusern als Lagerstätte benutzt wird. Die so erbauten zweirädrigen Wagen, die gewöhnlich „Berliner" heißen, sind zwei- bis viersitzig.

Während meines Aufenthaltes in Potsdam waren die Minister des Fürsten von Berlin nach Hamburg gereist, um dort die Streitigkeiten zwischen Däne-

Digitized by Google

mark und dem Prinzen von Holstein-Gottorp zu schlichten. Diese rühren daher, daß der Prinz ohne die Genehmigung des Königs von Dänemark Aushebungen veranstaltet hat und noch weiterhin veranstalten will, ohne sich an das früher getroffene Abkommen zu kehren; es liegen nämlich die Städte und Ländereien beider Fürsten ohne feste Abgrenzung bunt durcheinander; dieser Ort ist dem einen, jener dem andern Herrn unterthan. Frankreich sucht Schweden in diesen Streit hineinzuziehen, um einen Abzugskanal nach Norden zu haben und die deutschen Fürsten zum Frieden zu zwingen; da aber diese Fürsten von den Engländern und Holländern Geld beziehen, so werden sie sich, obwohl der Krieg ihren Unterthanen schwere Lasten und Abgaben auferlegt, wohl nur ungern hierzu entschließen.

Der Kurfürst von Brandenburg fürchtet den König von Frankreich wegen des Herzogtums Kleve und der Grafschaften Mark und Ravensberg, den König von Schweden wegen Pommern; auch seinen Nachbarn, den Polen, traut er wenig. Dagegen steht er in freundlichem Verhältnis zu dem Hause Österreich, den Königen von England und Spanien, den Kurfürsten von Baiern, der Pfalz und Hannover, den Herzögen von Savoyen und Elsaß, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzog von Kurland, den Fürsten von Anhalt und den Schweizer Kantonen. Außerdem halten Braunschweig, Schweden und der Kurfürst fest zusammen, um dem Könige von Dänemark und den Herzögen von Mecklenburg entgegenzutreten.

Donnerstag den 24. Mai um acht Uhr reiste ich von Berlin ab.

Otto Ludwig in Leipzig

Von Adolf Stern

(Schluß)

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und

Digitized by Google

Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahre später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke" die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Darnach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponiren, sondern nur zu hören, Partituren zu studiren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Literatur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teueren Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen seien," nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentiren — der Kenntnis der dramatischen Mittel wegen." Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuche zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig glich in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohn-

Digitized by Google

heiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen ihn wenig an. Er sah, daß in Einzelgesängen, Chören und Ensemblesätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen vorwaltete, der nach seiner Meinung vom Übel war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponiren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb er noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie" zusenden werde, sobald er sie glücklich zu stande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und näheren Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt' es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Kuhenter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen" (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant" werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsene und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einsiedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edlem Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste" fern liege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Cigarren rauchten," an Aufgeben dieser Gewohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre,

Digitized by Google

in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltener. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der achtundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannschen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene „Gastwirtschaft von Waldrich“ geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe“ fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum,“ wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihn — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen, originellen Lockenschmuck.“ Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule“ namentlich Schumanns „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens.“ Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ists doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gährenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungs- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten

Digitized by Google

der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschenscheu, teils weil ihn der vorwiegend theatralische Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog, als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im „Kaffeebaum.“

So blieb der Eisfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwungs seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Waldrichs Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehenen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestaltenschaffende Phantasie übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer“ (noch unter dem Titel „Der Liebe

Digitized by Google

Verklärung"), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda" (nach Boccaccios Novelle), eines „Eckart," die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innere Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandene Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächstem Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht' ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriedenes Stillleben, als ich nie geführt habe." Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darstellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufnehmen sollte. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfenen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von urältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Digitized by Google

Mitten in „dieses himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht hätte und es dafür zu haben wäre," mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust," er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschlossenen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkt er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab' ich in vielen Jahren nicht gesehen," kam aber doch von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd' es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden — mir aber gehts miserabel. Ein unverschämt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht, daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Duſel und Langerweile." Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein bescheidenes Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Thores zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am ersten Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt"), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas Rätselvolles. Zu unerträg-

Digitized by Google

licher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am ersten Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bette sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existiren, ohne daß ich ihn kontrollire." Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich." Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich so müde! Und soll ich immer fort und immer fort sorgen!" — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied." „Von nun an soll meine Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden bin ich zu alt und zu schwach!" „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!" Diese und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils und zwar größerenteils, aus den ersten Berührungen mit der Leipziger Kunst- und Litteraturwelt stammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächst empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit seines Kunstdranges, seiner Anschauung, seines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein entschiedenes Verlangen, zu den Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" in Herloßsohns „Kometen" (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige seiner Gedichte (darunter das Auswandrerlied von 1834) erschienen, traten die litterarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verflossenen Winters unablässig umdrängt hatten, suchte er

Digitized by Google

für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart“ entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardirend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!“ Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen.“ Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustand anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich Marx großes „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ an und studirte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponirte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem

Digitized by Google

zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei ſeinen freundlichen Wirtsleuten, obgleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, ſich Anfang Auguſt ſogar von ihnen bereden ließ, dem „Fiſcherſtechen“ auf der Funkenburg beizuwohnen und unter ſechs- bis zehntauſend Menſchen, die den Teich umſtanden, tapfer mit auszuhalten, nicht gut wohnen bleiben können, da ihm die Eiſenbahnſtraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu ſein ſchien. Und ſo leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach ſeiner erſten Ankunft, das Verlaſſen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Dieſen Winter ſprechen wir uns vielleicht. Mendelsſohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu ſtudiren, und ſich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es ſo gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Muſik, ich meine ſo recht mitten drinne, ebenſo wie in Eisfeld. Mit den hieſigen großſtädtiſchen Muſikern kann man gar nicht ſo bekannt werden, als zu einem gemeinſamen thätigen Leben in der Kunſt gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmuſiktreiben der Muſiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Inſtruments ſelbſt mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unſinniges Geld koſtet, ſodaß ich mir viel davon verſagen muß. Zweitens würde ich auf dieſe Art eigne Sachen hören können, was hier mit Verſuchen nicht angeht und doch die Hauptſache iſt. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen ſechs!“

Niemand, der dem geſchilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt iſt, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um ſeine Zukunft als Muſiker, ihn drängten, Leipzig zu verlaſſen, und daß der erſte Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaſſenen Heimatverhältniſſe zurück auch der entſcheidende Schritt zu andern Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, ſo entſchieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken feſtzuhalten ſchien, der ihn nach der Muſikſtadt an der Pleiße geführt hatte.

Roſegger als Dramatiker

Daß ſich ein erfolgreicher Erzähler mit dem Ruhme, ein guter Novelliſt zu ſein, nicht begnügt, ſondern auf die Bühne kommen will, darf keineswegs immer bloß durch das Bedürfnis, reichere Einnahmen zu erzielen, erklärt werden, wie es boshafte Rezenſenten gern thun. Die Bühne hat durch die ungleich mächtigere Wirkung, die ſie, mit dem Buche verglichen, ausübt, noch auf jeden Dichter einen dämoniſchen Reiz geübt; ein Bühnenwerk beſchäftigt auch die Kritik und

Digitized by Google

das Publikum weit nachhaltiger als eine Erzählung. Darum ist es sehr begreiflich, daß sich P. K. Rosegger an dem Ruhme, einer der gemütvollsten deutschen Erzähler zu sein, nicht genug sein läßt und die Bühne zu gewinnen strebt. Nur daß man diesem Bestreben ungläubiger zuschauen dürfte, als ähnlichen Versuchen andrer berühmten Erzähler. Roseggers eigentümliches Talent liegt in der tief und fein empfundenen kleinen Geschichte, im Genrebild; seine Versuche, einen größern Rahmen auszufüllen, sind nicht gelungen, er hat immer nur viele kleine Bildchen in den Rahmen hineingestellt. Seine Kunst als Erzähler, so warm und innig sie wirkt, entbehrt doch der höchsten Objektivität. Eine große epische Gestalt so zu schaffen, daß man über ihr den Dichter vergessen hätte, wie es Fritz Renter, Anzengruber, ja selbst Auerbach gelungen ist, ist ihm bisher noch nicht gelungen: sein Jakob der Letzte, so tragisch er auch ist, trägt Roseggers persönliche Züge in des Waldbauern Verkleidung. Dieser Begabung wird man daher von vornherein die Fähigkeit, dramatisch zu wirken, nicht leicht zugestehen, und darum waren wir selbst überrascht, als wir von Roseggers erstem Volksschauspiel: Am Tage des Gerichts, das jetzt, trotz der achtungsvoll ablehnenden Kritik der Presse, mit großem Erfolg beim Publikum im deutschen Volkstheater in Wien gespielt wird, einen im ganzen guten Eindruck empfingen; ja es fehlt dem Stücke, trotz seiner großen Mängel, durchaus nicht an dramatischem Stil, und das ist das merkwürdigste daran. Wir haben wieder einmal gefühlt, was ein echter Dichter alles kann, und wie die wahre dichterische Begabung in der höchsten künstlerischen Form auch dann ihre Wirkung thut, wenn diese Form öffentlich nicht geübt worden ist, denn für seine Mappe wird Rosegger vor diesem Schauspiel noch manchen andern dramatischen Versuch gemacht haben.

Der Hauptfehler des Stückes, über den man sich zunächst hinwegsetzen muß, wenn man ihm gerecht werden will, liegt in der schmächtigen, wesentlich novellistischen Fabel; ihr Inhalt selbst wird nur durch die große sittliche Idee, die sie veranschaulicht, über das lokale Interesse emporgehoben.

Ein Wildschütz erschießt den Oberförster, als dieser ihn tief im Walde auf dem verbotenen Wege ertappt. Der einzige Zeuge des Verbrechens ist die Gattin des Oberförsters, die ihn diesmal zufällig in den Wald begleitet hat. Aber Martha ist nur ein halber Zeuge, sie hat wohl die Wirkung des verbrecherischen Schusses auf ihren Gatten, aber nicht den Wildschützen selbst gesehen. Das weiß dieser Straßl-Toni, aber nicht ganz sicher, und rechnet so: Außer Martha war kein Zeuge der Unthat weit und breit zugegen, von ihr allein hängt mein Schicksal ab; verrät sie mich, dann bin ich verloren. Die zusammenströmenden Waldbewohner sprechen den Verdacht gegen ihn aus, daß er der Mörder des Oberförsters sei; er leugnet es, ja er geht in echt bäurischer Dumm-Schlauheit selber zu Gericht, Verleumdungsklage gegen die Waldleute zu erheben, und hofft sich in dieser Weise aus der Sache zu ziehen.

Digitized by Google

Um ihn vor seinen „Verleumdern" zu schützen, behält das Gericht den Wildschützen zunächst in Haft. Bei der Gerichtsverhandlung (vierter Akt) verlegt er sich hartnäckig und durch gar nichts eingeschüchtert aufs Leugnen, bis die verwitwete Oberförsterin als Zeugin erscheint. Hier nimmt nun die Sache eine merkwürdige Wendung. Martha ist gut, gut wie eine Heilige. „Meine Mutter — sagt sie im ersten Akt — hat oft gesagt, wenn der Mensch wo einen großen Feind hat, so soll er hingehen und ihm was Gutes thun. Dann geschieht ein Wunder, und der größte Feind wird oft zum größten Freund." Dieser schöne Gedanke geht wie ein Orgelpunkt durch das ganze Stück, er wird wie ein Grundakkord immer wieder angeschlagen. Auf dem Wege zum Schwurgericht ist sie an der Hütte des Mörders ihres Gatten vorbeigekommen und hat das entsetzliche Elend der Straßlschen Familie, eines Weibes mit fünf Kindern, gesehen (dritter Akt). Davon im Innersten erschüttert, hat sie nicht bloß der Frau des Wildschützen zunächst mit Geld und gutem Fürwort bei dem harten Gemeindevorstand geholfen, sondern auch den Entschluß gefaßt, sich an dem Mörder nicht zu rächen. Im Angesichte der Richter führt sie den Entschluß auch wirklich aus. Aufs Gewissen befragt, ob sie mit Sicherheit in Straßl den Mörder ihres geliebten Gatten erkenne, sagt sie nein. Von diesem (übrigens gar nicht unwahren) Nein ist der hartnäckig leugnende Wildschütz so furchtbar erschüttert, daß er anbetend vor Martha niedersinkt und sein Verbrechen gesteht. „Du Heilige! Du Heilige! Wer bist denn du? Deinen liebsten Menschen hab ich umgebracht. Und du mir so! Und du mir so!" Große Bewegung. Rufe im Gerichtssaalpublikum: „Gestanden hat ers!" Murmeln der Geschworenen: „Gestanden hat ers!" Richter: „Eingestanden hat ers." Straßl: „Eingestanden hab ichs. Jetzt ists vorbei. Dem Haß bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder. Ihr Herrn Richter! Ja, ich habs gethan — ich leugne es nimmer." Mit der folgenden Erzählung Straßls, wie alles geschehen ist, schließt das Stück. Der Richter hat das letzte Wort: „Barmherzigkeit ist ihm geworden, nun ruf' ich die Gerechtigkeit!"

Die Schwächen dieser Handlung sind so durchsichtig wie Glas, und es gehört wahrlich nicht viel Kritik dazu, sie herauszufinden. Erstens besteht das ganze Stück nur aus drei dramatischen Szenen: der That des Straßl-Toni, der Begegnung Marthas mit seinem verhungernden Weibe und der Szene im Gerichtssaal. Was dazwischen liegt: der innere Zustand des sich aufs Leugnen verlegenden Mörders, ist ganz undramatisch. Und doch hat das Stück vier Akte! Die weitaus größere Schwäche des Volksschauspiels aber besteht darin, daß die Hauptsache, die originelle und so schön poetische Wendung der Handlung: Marthas Überwindung der Rachgier infolge ihres Mitleids mit den schuldlosen Kindern des Wildschützen, von dem alleräußerlichsten Zufall abhängig gemacht ist. Denn es ist ja gar keine Notwendigkeit vorhanden, daß die Försterin auf

Digitized by Google

dem Wege zum Schwurgericht die Straßlschen Kinder trifft. Wie, wenn sie einen andern Weg eingeschlagen hätte? oder zu Wagen sich ins Gericht hätte führen lassen? Dann wäre das Mitleid nicht über sie gekommen, dann hätte sie vor den Richtern ihre berechtigte Vermutung, daß Straßl der Mörder sei, nicht zurückgehalten, er wäre beim Leugnen geblieben und hätte kaum verurteilt werden können. Ihre so wohlwollende Zeugenaussage begründet Martha ganz ausdrücklich mit der Rücksicht auf Straßls nun dem äußersten Elend preisgegebene Kinder. Die Handlung entwickelt sich also nicht, wie es das Grundgesetz der dramatischen Kunst fordert, völlig aus den Charakteren heraus; eigentlich fängt sie erst im dritten Akt an: mit der Begegnung der beiden Frauen; die ersten zwei Akte sind nur Exposition.

Dennoch, trotz dieser Schwächen, sind wir von dem Stücke erfreut und an zahlreichen Stellen bald aufs tiefste erschüttert, bald aufs heiterste unterhalten worden. Alle „Technik des Dramas" haben wir im Angesichte des Spieles vergessen, und wir können durchaus nicht in die mehr oder weniger offene Verurteilung der Dichtung einstimmen. Ja das, was die Wiener Kritik am meisten daran getadelt hat, erscheint uns als eine große Tugend des Werkes. Sie sagen: das Stück zerfällt in vier Bilder (Akte), denen der Zusammenhang fehlt, und der zweite Akt ist ganz überflüssig. Das ist ein ungerechtes Urteil: der zweite Akt kann allerdings in der Nacherzählung des Stückes übersprungen werden, aber er ist nicht bloß, wie übrigens zugestanden wird, der genialste und wirksamste, er ist auch geradezu unentbehrlich. Um nämlich seinen Wilddieb erträglich und dessen plötzliche Wandlung nach der Aussage Marthas — worauf das ganze Spiel hinausläuft — begreiflich, dramatisch möglich zu machen, hat Rosegger mit unabweisbarer künstlerischer Notwendigkeit den Wildschützen auf eine tragische Höhe heben müssen; hätte er das nicht gethan, so wäre sein Stück unmöglich, das Wunder undenkbar gewesen. Eine wirklich gemeine Seele hätte die Aussage Marthas anders verwertet. Dieser Straßl ist ein weitläufiger Verwandter von Anzengrubers Einsamfiguren: vom Steinklopferhans u. dergl. Straßl heißt er, weil er als Kind von einem barmherzigen Armen auf der Straße gefunden und aufgenommen worden ist. Er ist eigentlich eine gute Seele. Als er vom Förster das erstemal in den Kerker gebracht wurde, war er nur halb schuldig: nicht er, sondern ein Kamerad hatte damals aufs Wild geschossen, dieser entfloh, Straßl wurde erwischt. Aus männlichem Edelmut verriet er jedoch den eigentlich Schuldigen nicht, und daher all sein späteres Unglück. Denn der Zuchthäusler, obendrein ein Heimatloser, findet keine Arbeit, wie sehr er auch drum betteln mag. Verzweiflung und allerdings auch Jagdleidenschaft machen ihn zum Wilderer. Die Verzweiflung begreifen wir ohne weiteres, und Rosegger wendet alle seine Poesie auf, um durch den Mund seines Wildschützen das Recht, aufs freie Wild zu schießen, als ein allgemein menschliches Recht

Digitized by Google

hinzustellen. Wir verargen dem Straßl nachgerade auch sein Wildern nicht. Noch mehr, das Verhältnis des Försters zum Wildschützen wird vom Dichter mit großer poetischer Kraft als größte gegenseitige Erbitterung dargestellt. Der Förster ist auf nichts in dem Walde, den er zu behüten hat, so eifersüchtig, wie auf das Wild. Dieser dichte Wald hat ja auch noch andre Schädlinge als die Wildschützen: die Ameisler, die Pechkratzer, die Wurzelsucher, die Holzdiebe. Diese alle läßt er nachsichtig ihr unberechtigtes Gewerbe betreiben, nur auf den Wildschützen hat ers abgesehen, so scharf, daß er selbst in Gesellschaft seines geliebten jungen Weibes nur den Spuren des Wildschützen folgt, wo er sie entdeckt, und all ihrem klugen, vornehmen, ja weisen Zureden, nicht über dem Toten das Leben zu vergessen, kein Gehör schenkt. Der Förster ist eben selbst ein leidenschaftlicher Schütze, der Wilderer verdirbt ihm sein Hauptvergnügen, und aus dieser nicht ganz reinen Quelle fließt sein Zorn. Reiche Bauern wildern ja auch, sie machen ihr Verbrechen mit Geld gut; aber wehe dem armen Teufel, der sich erwischen läßt! Und stehen sich so ein Wildschütz und der Förster, beide die Gewehre an der Wange, im düstern Walde gegenüber, so ist es ein verzweifelter Fall: da heißt es sterben oder töten! In so mächtiger Weise nimmt der Dichter für seinen Wildschützen poetisch Partei, um seine That mehr als einen unglücklichen Zufall, weniger als gemeines Verbrechen uns vor Augen zu stellen und nun jeden Keim von poetischer Parteinahme für den Förster gleich im Beginne zu zerstören.

Rosegger mußte aber noch weiter gehen: er mußte uns den im Kerne guten Charakter des unglücklichen Wildschützen veranschaulichen, wozu der erste Akt (die That) keine genügende Gelegenheit bot. Wie er dies im zweiten Akt gethan hat, ist der glänzendste Beweis auch für sein Verständnis der dramatischen Kunst.

Dieser zweite Akt spielt im Arrestlokale, wo Straßl bis zur Verhandlung untergebracht ist. Hier ist er in Gesellschaft von zwei wirklichen Spitzbuben: Dieben von Beruf, Verbrechern von Natur; als vierter Gesellschafter ist ein Verbrecher aus idealen Motiven da: ein Anarchist. Die zwei Spitzbuben treiben allerlei Ulk, wobei sich ihre wahre Natur äußert. „Im Arrest und im Himmel — sagt einer von ihnen — sind alle Menschen gleich," darum versuchen sies, Straßl die mühsam festgehaltene Maske der Heuchelei abzureißen, verspotten ihn durch Nachäffung seiner Verhaftung, wie er in heuchlerischer Entrüstung vom Richter Bestrafung seiner Verleumder forderte. Erst bei diesem Kontraste der echten Gaunerseele, des Verbrechers aus Grundsätzen mit dem unfreiwilligen Verbrecher, der in dem Bewußtsein seiner Not die Kraft zur Heuchelei findet, erst da kommt die Figur des Straßl zu ihrer eigentümlichen Physiognomie, und darum ist dieser zweite Akt nicht bloß ein Meisterstück des Humors, sondern auch für die Entwicklung des Stückes unentbehrlich. Und daß Rosegger den wesentlich innern Prozeß der Verhärtung Straßls in

Digitized by Google

der Lüge gerade durch dieses Kunstmittel des Kontrastes äußerlich sichtbar machte und darum dramatisch, das ist der schlagendste Beweis für seine dramatische Begabung. Denn hier ist alles Leben und Handlung, nicht Gerede und nicht Reflexion. Nebenbei sei bemerkt, wie kunstvoll der Dichter im Laufe der drei Akte schrittweise die Teilnahme für seinen nunmehr wirklich tragischen Verbrecher steigert, indem er erst im dritten Akte das ganze Elend von Straßls Vergangenheit und jetziger Häuslichkeit aufdeckt. Er fällt nicht mit der Thür ins Haus, geht also der Gefahr der Sentimentalität aus dem Wege, wie er auch eben damit das Interesse an dem Stücke trotz der schwachen Handlung stets wach erhält. Es stehen wirklich lebendige Menschen auf der Bühne, denen wir im innersten Herzen nachfühlen müssen. Was geht uns Städter die Tragik des Wildschützen an? so fragt man sich wohl einen Augenblick, aber nicht länger, denn schon hat uns der Dichter in seinen Bann gezogen.

Die eigentliche Schönheit des Roseggerschen Stückes besteht aber in der tiefen Empfindung der Situation, deren Stimmungsgehalt vollständig herausgearbeitet ist. Der erste Akt ist in dieser Hinsicht vortrefflich. Mit unmittelbarer Kraft versetzt er uns in die Welt des Waldes, wo sich Roseggers Phantasie am meisten heimisch fühlt. Die Poesie des Waldes mit seiner Stille und seiner düstern Einsamkeit, das Verhältnis des Försters zu den armen Teufeln, die sich verstohlen vom Walde nähren, die elementare Wirkung eines Verbrechens auf die elementare Menschennatur: Martha ist allein neben dem angeschossenen Gatten, sie faßt zunächst gar nicht die Größe des Unglücks, sie glaubt nicht an den Tod, sie begütigt den Ächzenden, bis nach und nach sein Leib erkaltet und sie das Gräßliche gewahr wird, und das alles in der gewaltigen Einsamkeit; dann die furchtsamen Wäldler, die einzeln herbeikommen — ein steirischer Trottel schreit mächtig in das schaurige Echo der Bäume die Mordthat hinein; endlich die Aufnahme, die sie bei all den Feinden des Getöteten findet: halb Schadenfreude, halb Bangen, wenig Mitleid, viel Heuchelei: diese ganze Szene ist voll markiger, ganz eigentümlicher Poesie. Ein andres Stimmungs- und Sittenbild hat der dritte Akt. Sommerlandschaft, Felder in üppigen Halmen, Gottesruhe, und davor das Elend der Straßlschen Hütte, die gemeine Härte des Ortsvorstehers, der die Armut, die nicht dem Dorfe zuständig ist, mit rücksichtsloser Roheit austreiben will. Diese Szenen sind dramatisch nicht minder wirksam, als die bewegte Gerichtsszene; ja sie sind umso wertvoller, als die Poesie in ihnen originaler ist. Der Schwurgerichtssaal bietet ja schon im prosaischen Leben dramatische Wirkung in Fülle und ist von den Bühnendichtern schon zur Genüge ausgenutzt worden.

In dem dritten Akte erinnert Rosegger ein wenig an Raimund, der im „Alpenkönig und Menschenfeind" mit gleichem Realismus ländliches Elend auf die Bühne gebracht hat. Und noch tiefer geht die Verwandtschaft, denn

Digitized by Google

Raimunds Stücke haben ihre stärkste Wirkung durch das behagliche Verharren in der Situation, wobei die Handlung scheinbar stille steht. Diese Freude am Zuständlichen ist die eigentliche Dichterfreude: da weht uns Poesie an. Darum tadle man Rosegger nicht, daß er eben ein Dichter ist. Die Poesie weht durch das ganze Stück; nur fühlt man zuweilen aus den Worten mehr den Dichter als seine Figuren sprechen. Doch das sind Schwächen, die Rosegger mit der Zeit wohl überwinden wird. Ein litterarisch denkwürdiges Ereignis bleibt sein „Tag des Gerichts" in jedem Falle — trotz der Kälte der Wiener Kritik.

Wien Moritz Necker

Litteratur

Die Sozialdemokratie und der moderne Staat. Berlin, Kurt Brachvogel, 1890

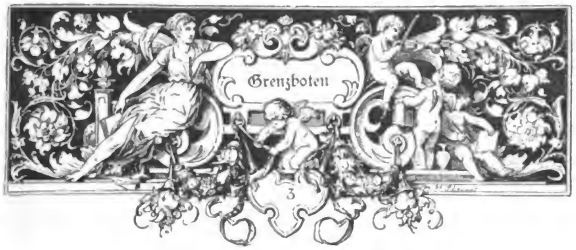
Der Verfasser dringt mit tiefem und klarem Blick in das innerste Getriebe der den Staatskörper bewegenden Kräfte ein und deckt die Stellen auf, wo es fehlt. Wir wünschen dem Schriftchen die weiteste Verbreitung, namentlich in den Beamtenkreisen, und verraten deshalb absichtlich nichts von seinen Grundgedanken.

Religiöse Weltanschauung. Gedanken über Glauben, Religion und Kirche. Von Adolf Freiherrn von Marschall. Dritte Auflage. Berlin, Reuther, 1890

Es sind das Gedanken, wie man sie bei religiösen, aber nicht orthodoxen Protestanten gewöhnlich findet; recht hübsch und erbaulich zu lesen, wenn auch nichts Neues darin steht. In der ersten, 1883 erschienenen Auflage hatte sich Herr von Marschall — es ist der vormalige badische Minister — als hochbetagten Laien gezeichnet, diesmal nennt er seinen Namen. Zur Charakteristik des Standpunktes greifen wir ein paar Sätze heraus. „Allerdings ist die Moral nicht Metaphysik, keineswegs aber dieser entgegengesetzt, denn sie sehnt sich nach einer solchen, in demutvoller Resignation [lies: in der demutvollen Resignation], daß diese Sehnsucht nicht in diesem irdischen, sondern erst in einem höhern Leben gestillt werden kann; und wie sollte sie Gefühl und doch der Moral entgegengesetzt sein, während das mächtigste Gefühl im Menschen das moralische Gefühl ist? Die verführerische Sinnlichkeit, aber nicht die Sündhaftigkeit, wird mit dem Menschen geboren und vererbt. Darüber werden wir alle einverstanden sein, daß vor dem allmächtigen Gott überhaupt kein Wunder besteht, und daß für uns Menschen, Gott gegenüber, alles ein Wunder ist." Eine Kapitelüberschrift lautet: „Das Verlangen einer mit allzuviel historischem und spekulativem Detail in Worte gefaßten kirchlichen Bekenntnistreue ist der Einheit nicht förderlich." Dem Gedanken dieses Satzes pflichten wir bei, aber der Ausdruck klingt wunderlich.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Der Zuſammenſchluß aller Ordnungsparteien

Seit einiger Zeit wird wieder in den verſchiedenſten Tonarten die Melodie von dem notwendigen Zuſammenſchluß aller Ordnungsparteien gegenüber der Sozialdemokratie geſungen. Blätter der verſchiedenſten Richtung fordern dazu auf, man möge doch endlich die geringfügigen Unterſchiede, die die auf dem Boden des beſtehenden Staates ſtehenden Parteien von einander trennen, auf ſich beruhen laſſen und ſich zuſammenſcharen gegenüber dem gemeinſamen Feinde. Wir kennen das Lied ſchon ſeit Jahren. Nach jeder Reichstagswahl, die wieder einmal das Anwachſen der ſozialdemokratiſchen Bewegung gezeigt hatte, erſcholl der Ruf zum Zuſammentreten aller ſtaatserhaltenden Elemente — wie ſollte er denn diesmal fehlen, wo ſich innerhalb dreier Jahre die Zahl der ſozialdemokratiſchen Stimmen um 650000 vermehrt hatte?

Wir ſtehen nicht an, es offen auszuſprechen, daß wir keinen Irrtum für verderblicher halten als den, der aus dieſem Schlagwort ſpricht.

Glaubt man denn wirklich, daß man mit der Parole „Zuſammenſchluß aller ſtaatserhaltenden Elemente“ der Sozialdemokratie auch nur einen Anhänger abwendig machen, daß man mit ihr ein weiteres Vordringen der ſtaatsfeindlichen Partei verhindern könne? Geſetzt, es wäre das nach unſerm Dafürhalten unmögliche möglich, angenommen, es ließe ſich im ganzen Reiche eine Art erweitertes Kartell erzielen, das alle Nichtſozialdemokraten umfaßte, was würde die Folge ſein? Es könnte allerdings das eintreten, was z. B. im Königreich Sachſen dank dem dort bis zu einem gewiſſen Grade durchgeführten Zuſammenſchluß der Ordnungsparteien bei den letzten Wahlen und in noch vollkommnerer Weiſe bei den Wahlen im Jahre 1887 erreicht worden iſt, nämlich daß die Sozialdemokratie verhindert würde, eine Anzahl von Wahlſitzen zu erobern, die ihr ſonſt zufallen würden. Aber das wäre doch nichts

Digitized by Google

andres als ein durch eine geschickte Taktik errungener Scheinsieg, der uns nur über die Größe der uns drohenden Gefahr hinwegtäuschen würde. Die Thatsache, daß es in Deutschland ein bis zwei Millionen wahlfähiger Männer giebt, die mit den bestehenden Zuständen so unzufrieden sind, daß sie kein Bedenken tragen, sich einer Partei anzuschließen, die den völligen Umsturz herbeisehnt, diese Thatsache wird durch eine geschickte Wahlmache nicht aus der Welt geschafft. Und in dieser Thatsache liegt doch allein das Entscheidende. Die Zeiten sind zu ernst zu Taschenspielerkunststücken, mit denen vielleicht diese oder jene unsrer Reichstagsparteien einige Vorteile einheimsen könnte, die aber der Gesamtheit in keiner Weise zu gute kommen würden.

Aber nicht bloß nicht gefördert würde das Interesse der Gesamtheit durch jenen Zusammenschluß der staatserhaltenden Parteien, es würde in der allerempfindlichsten Weise durch ihn geschädigt werden. „Zusammenschluß aller staatserhaltenden Parteien," das würde nichts andres als den Sieg derjenigen Richtung innerhalb der „Ordnungsparteien" bedeuten, die sich insofern als die am hervorragendsten staatserhaltende erweist, als sie alles beim Alten lassen will, als sie jedes Eingreifen des Staates zurückweist, den Sieg derjenigen nationalökonomischen Richtung, die alles dem „freien Spiel der Kräfte" überlassen will, und die für die von Tag zu Tag greller hervortretenden wirtschaftlichen Mißstände kein andres Rezept hat, als die Erhaltung aller der wirtschaftlichen Freiheiten des Einzelnen, die gerade der Nährboden aller sozialen Gefahren, der Nährboden der Sozialdemokratie sind. Arm in Arm mit dem Manchestertum die Sozialdemokratie bekämpfen wollen, das heißt nicht mehr und nicht weniger als den Grundgedanken der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 und mit ihm die ganze seitdem geschaffene sozialreformatorische Gesetzgebung aufgeben. Will man das, nun gut, so sage man es, und wir werden wissen, woran wir sind. Aber Lobhymnen singen auf die kaiserliche Botschaft und auf die soziale Reform, und auf der andern Seite wieder auffordern zur Vereinigung mit ihren größten Gegnern, um mit ihnen die Sozialdemokratie zu bekämpfen, das geht, wie die Dinge liegen, nicht mehr. Der Augenblick ist da, wo Farbe bekannt werden muß für oder wider ein staatliches Eingreifen in die wirtschaftlichen Verhältnisse, für oder wider die soziale Reform, die nicht stille stehen kann und nicht stille stehen wird bei Kranken-, Unfall- und Alters- und Invalidenversicherungsgesetz. Wer jetzt noch schwankt, wer sich jetzt noch bemüht, das eine zu vertreten und zugleich das Gegenteil, über den wird zur Tagesordnung übergegangen werden. Das mögen sich die Nationalliberalen gesagt sein lassen, die unter der Flagge des nationalen Gedankens eine Partei aufrecht erhalten wollen, die in traulichem Beieinander Manchestermänner neben Sozialreformern enthält, das möge Herr Windthorst beherzigen, der sich, obgleich katholische Sozialisten in seiner eignen Fraktion sitzen, noch jüngst, in gemütlicher Weise Sozialismus und Sozial-

Digitized by Google

demokratie verwechselnd, zu dem Ausspruche verstiegen hat, daß wir zwar das Altersversorgungsgesetz ausführen müßten, weil wir es ja zum Gesetze gemacht hätten, daß wir aber keinen Schritt weiter gehen dürften auf dieser Bahn, denn sonst verfielen wir hoffnungslos der sozialdemokratischen Welt.

Hier liegt die Ursache aller unsrer unseligen Verirrungen, aller unsrer Halbheit, aller faden Verlegenheitsschlagworte und unsrer ratlosen Unthätigkeit; sie liegt in den Parteien. Sie haben ihre Daseinsberechtigung verloren angesichts der immer dringlicher werdenden wirtschaftlichen Nöte, sie haben sich überlebt, weil die Aufgaben der Zeit allmählich andre geworden sind, aber sie wollen es nicht einsehen, sie wollen zusammenhalten, was nicht mehr zusammenzuhalten ist, und um dies zu können, bietet sich ihnen das einzige Mittel: es werden einige schöne Redensarten gemacht, ut aliquid fecisse videamur, und im übrigen bleibt alles beim Alten. „Zusammenschluß aller staatserhaltenden Elemente," dies Wort kann jeder gesinnungstüchtige Nationalliberale, jeder parteifromme Zentrumsmann unterschreiben; er weiß freilich nicht, wie das gemacht werden soll, und er kann sich nicht viel Greifbares dabei denken, aber er opfert doch damit auch keine seiner Überzeugungen. Aber wenn man den Stier bei den Hörnern packte, wenn man Stellung nehmen wollte zu der Kernfrage der Gegenwart und der Zukunft, zur sozialen Frage, wenn man sich entschlösse, die Scheidelinie zu ziehen zwischen denen, die auch fernerhin nichts von Staats wegen zu thun beabsichtigen, und denen, die positive Sozialpolitik treiben wollen; dann würde die Fraktion zu Grunde gehen, in der man so einträchtig bei einander gesessen hat, und würde sich in ihre Bestandteile auflösen. Und dieses Ziel zu wollen angesichts der gemeinsamen Kämpfe, die man überstanden, der gemeinsamen Siege, die man erfochten hat, und der gemeinsamen großen Gedanken, die man auf andern Gebieten vertritt, das erscheint dem richtigen Parteimann schier undenkbar.

Und doch giebt es keinen andern Ausweg aus unsern innern Schwierigkeiten, als diesen. Ist die soziale Frage, wie wir es in Übereinstimmung mit einer großen Anzahl patriotischer Männer glauben, für die Gegenwart und eine absehbare Zukunft die bei weitem wichtigste und dringendste Frage, die wir zu lösen haben, ja recht eigentlich „die Frage" schlechthin, so wird es auch notwendig, daß sich die Parteien, deren gegenwärtige Zusammensetzung dieser Frage nicht ausreichend Rechnung trägt, je nach ihrer Stellung zu ihr gruppiren.

Wer die Ansicht vertritt (und das sind Männer aller Parteien, Konservative, Zentrumsleute und Liberale), daß die Sozialdemokratie die Frucht der zu weit durchgeführten liberalen wirtschaftlichen Gesetzgebung dieses Jahrhunderts sei, und daß sie nur bekämpft und besiegt werden könne durch eine die wirtschaftlichen Schäden wenn nicht beseitigende, so doch möglichst lindernde Gesetzgebung, wer da meint, daß es die dringende Aufgabe des Staates sei,

Digitized by Google

weiter bauend auf der Grundlage der kaiserlichen Botschaft von 1881 der immer mehr fortschreitenden Ansammlung des Kapitals in den Händen weniger, der Erdrückung des Handwerks durch den Großbetrieb, der Vernichtung des kleinen Bauernstandes, der Schädigung ehrlicher Arbeit durch das Börsenspiel entgegenzutreten, der bedrängten Lage des untern und mittlern Beamtenstandes abzuhelfen, der hat sich, so schwer es ihm auch ankommen mag, zu trennen von denen, mit denen er bisher, wenn auch noch so erfolgreich, zusammen gearbeitet hat. Wer das nicht thut, der macht sich zum Mitschuldigen derer, die alles gehen lassen wollen, wie es geht, den trifft vor allem die Verantwortung für das, was in Zukunft geschieht; denn er sieht den richtigen Weg und bleibt doch auf dem falschen, er handelt so unverständig wie ein Arzt, der sich von einem lieben Kollegen nicht trennen will, welcher alles der guten Natur des Kranken überlassen zu können glaubt, und deshalb selbst den richtigen Augenblick zur Operation verpaßt.

Was in mühevoller Arbeit unsre Wissenschaft vorbereitet, was dank der Initiative einer kräftigen, hoch über den Parteien stehenden Monarchie in einer Reihe segensvoller Gesetze bereits zum Teile Gestalt gewonnen hat, der große Gedanke unsrer Zeit, daß der Einzelne nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten habe gegenüber der Gesamtheit, daß seine Rechte da aufhören, wo sie das Interesse der Gesamtheit zu verletzen anfangen, und daß die Freiheit des Einzelnen mehr als bisher dem Interesse des Gesellschaftsorganismus unterzuordnen sei, er muß ins Volk hineingetragen werden, er muß das Parteien einende und trennende Stichwort werden, von ihm aus wird sich dann allein der richtige „Zusammenschluß" vollziehen.

Wer diesen Gedanken nicht mit uns teilt, wer, unbelehrt durch die Vorgänge der lebendigen Welt, auf der individualistischen Freiheitslehre beharrt, wie sie, ausgehend von der französischen Revolution, ihren Siegeslauf durch dieses Jahrhundert vollzogen hat, wer den nur bedingten Wert dieses Ideals der persönlichen Freiheit nicht zu begreifen vermag und nicht einsehen kann, daß nachdem wir lange — und zwar durchaus berechtigterweise — ein stärkeres Gewicht auf die Rechte des Einzelnen gelegt haben, jetzt wieder die Pflicht des Einzelnen gegenüber dem Staate und der durch ihn dargestellten Gesamtheit betont werden muß, wer dies alles nicht versteht, der kann unmöglich unser Mitstreiter gegenüber der Sozialdemokratie sein; denn er ist in Wahrheit unser größter, ja vielleicht unser einziger Feind, weil er die Ursache des Übels ist, das in der Sozialdemokratie in die äußere Erscheinung tritt.

Wer dies erst einmal deutlich erkannt hat, der wird gründlich geheilt sein von jener unklaren Idee des „Zusammenschlusses aller staatserhaltenden Parteien" gegen die Umsturzpartei; er wird einen bessern Zusammenschluß kennen, nämlich die Zusammenscharung aller wahrhaften Patrioten, alles dessen, was noch gesund ist und noch Leben hat in Deutschland, um die Idee der

Digitized by Google

sozialen Pflicht, um die Idee der monarchisch organisirten Zusammenfassung der Kräfte der Einzelnen zu Gunsten der Gesamtheit und dadurch mittelbar wieder zu Gunsten des Einzelnen, um den großen sozialen Gedanken, den die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts gezeitigt hat, und den die Politik des zwanzigsten Jahrhunderts in die Wirklichkeit übertragen wird.

Wie aber wird dieser ersehnte Zusammenschluß und jene Scheidung zwischen dem Manchestertum, wie wir es nennen wollen, einerseits und der sozialmonarchischen Reformpartei anderseits erfolgen? Wird aus der Mitte der bestehenden Parteien, also von innen heraus, die notwendige Umbildung kommen, die an die Stelle überlebten Parteigezänks einen lebendigen Gedanken, an die Stelle unlösbarer Widersprüche eine klare Fragstellung, an die Stelle des thatenlosen Pessimismus, der sich auf eine flaue Verteidigung beschränkt, einen hoffnungsvollen Kampfesmut setzen wird, der zum Angriff führt gegen alles, was verderblich und verkehrt ist innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung?

Es erscheint wohl ausgeschlossen, daß sich dieser Klärungsprozeß innerhalb der bestehenden Parteien selbst vollziehen werde, daß diese sich selbst auflösen und ihre Mitglieder in die beiden einander entgegengesetzten Lager auseinandertreten lassen werden. Und wenn man mit Engelszungen redete, niemals würde es uns gelingen, dem, der da ist, zu beweisen, daß er die Daseinsberechtigung verloren habe. Auch hat sich, wie stets, so auch diesmal nicht plötzlich und unvermittelt jener Umschwung vollzogen, der die politischen Aufgaben zurück und die sozialen in die erste Reihe treten läßt. Er ist vielmehr allmählich gekommen in unmerklichem Wachstum, ohne daß sich der Zeitpunkt bestimmen ließe, von dem man sagen könnte: Jetzt ist der Umschwung vollendet, jetzt ist der Augenblick da, wo die politischen Parteien, die im wesentlichen die Grundlagen unsers Staats- und Rechtslebens geschaffen haben, re bene gesta zurückzutreten haben, um abgelöst zu werden von den sozialen Parteien, deren Zweck es ist, die nunmehr wichtigsten realen Aufgaben in Stoß und Gegenstoß zu lösen.

Wenn dem aber so ist, dann ist es nicht nur verzeihlich, sondern geradezu in der menschlichen Natur begründet, daß die, die mitten in den Parteikämpfen stehen, nicht merken, wie die Welt um sie herum allmählich eine andre wird, und wie diejenigen Fragen, die noch vor kurzem einschneidende Fragen des praktischen Lebens und der wirklichen Bedürfnisse waren, dies jetzt schon weniger und es in einem weiteren Augenblick überhaupt nicht mehr sind. So gleichen die Parteien pflichtgetreuen Beamten, deren Kräfte sich in jahrelanger, tüchtiger Arbeit langsam abnutzen, und die selbst den Augenblick nicht erkennen können, wo ihre Arbeitskraft völlig verbraucht ist und sie ihre Versetzung in den Ruhestand beantragen sollten. Deshalb sagen wir: Nicht aus dem Schoße der alten Parteien, sondern aus jenen wunderbaren,

Digitized by Google

in der Tiefe ruhenden Kräften des Volksgeistes muß die elementare Bewegung hervorgehen, auf die wir hoffen.

Wird diese Bewegung kommen? Man hat denen, die, wie wir, die Ansicht vertreten, daß es möglich sei, durch eine Politik durchgreifender sozialer Reformen die Sozialdemokratie nicht nur unschädlich zu machen, sondern sogar aus ihr eine berechtigte und nützliche Reformpartei zu schaffen, vorgeworfen, daß sie einem ungerechtfertigten und gefährlichen Optimismus huldigten. Ob die, die diesen Vorwurf erheben, sich wohl selbst darüber klar sind, gegen wen sich ihr Vorwurf richtet? Wenn sie nicht in dem Wahne befangen sind, daß eine Bewegung, wie die sozialdemokratische, in sich zerfallen werde oder durch das Mittel der Gewalt vernichtet werden könne, wenn sie also nicht ihrerseits ganz unverbesserliche Optimisten sind, dann sagen sie mit ihrem Vorwurfe nichts andres, als daß sie zu der Zukunft des deutschen Volkes, zu seinem gesunden Sinn und den ihm innewohnenden Kräften kein Vertrauen haben, dann erklären sie damit, daß sie nicht glauben, wir könnten Herr werden jener schweren, sich immer weiter ausbreitenden wirtschaftlichen und sittlichen Erkrankung, die nicht etwa eins ist mit der Sozialdemokratie, sondern, viel weiter greifend, in ihr nur zur sichtbarsten Erscheinung tritt; dann sind sie ratlose und bedauernswerte Pessimisten.

Allerdings, wenn wir wahrnehmen, wie der Geist, den die Sozialdemokratie in ein System zu bringen versucht hat, immer mehr um sich greift in allen Schichten der Bevölkerung, wie der Glaube — wir reden nicht von bestimmten religiösen Bekenntnissen — immer mehr schwindet, daß es noch etwas Höheres gebe, als die Dinge dieser Welt und den eignen materiellen Vorteil, wie die Fähigkeit, sich für eine große Idee zu begeistern, sein eignes Interesse auf dem Altar des Vaterlandes zu Gunsten der Gesamtheit zu opfern, in immer weitern Kreisen abnimmt, wie dagegen krasser Egoismus, Genußsucht, Üppigkeit und Unsittlichkeit zunehmen und dem Neide der Besitzlosen auf der andern Seite die Geld- und Habgier der Besitzenden gegenübersteht, wie alle Dinge betrachtet werden unter dem platten Gesichtspunkte des eignen Nutzens — wenn ein angeblich von einem „Deutschen" geschriebenes Werk, wie „Rembrandt als Erzieher," das, undeutsch bis ins Innerste seines Wesens, sodaß sein einziger Vorzug nur mit dem französischen Worte esprit bezeichnet werden kann, von dem schrankenlosesten Individualismus die Gesundung unsrer sozialen Zustände erwartet, ein Werk, in dessen Sittenkodex der Begriff der Pflicht nicht vorzukommen scheint, eine Aufnahme beim deutschen Publikum findet, wie wir sie kaum je erlebt haben, und wie sie durch die geistreiche oder geistreichelnde Form des Gebotenen allein nicht erklärt werden kann —, dann muß auch zuweilen dem Mutigen die Frage kommen, ob jene Pessimisten nicht doch Recht haben, ob es nicht zu Ende geht mit unserm Volke, und ob wir uns nicht schon jetzt auf der absteigenden Linie bewegen, auf der vor uns viele andre Kulturvölker ihrem Untergange zugeschritten sind.

Digitized by Google

Aber solche Zweifel können doch nur erhoben werden, um sofort verworfen zu werden. Ein Volk, das nach jahrhundertelanger Verkümmerung und Zersplitterung in beispiellosem Siegeslaufe die Sehnsucht seiner Vorfahren, den nationalen Einheitsstaat, errichtet hat, das eben noch in lebendiger Schaffenskraft ihn politisch befestigt und ausgebaut hat, das kann und wird zwar nach solchen Erfolgen Zeiten vorübergehender Erschlaffung haben, aber dem Tode geweiht ist es sicherlich noch nicht.

Dieselben Kräfte, die den nationalen Gedanken gepflegt, verbreitet und zum Siege geführt haben, die werden auch, früher oder später zu dem Bewußtsein ihrer neuen Pflichten kommend, den sozialen Gedanken ergreifen und ihm mit deutscher Treue, Gewissenhaftigkeit und Thatkraft zum Siege verhelfen; und, wie im rechten Augenblicke der Mann erstand, der alle auf das nationale Ziel hinstrebenden Kräfte zusammenfassend, den Einheitsgedanken verwirklichte, so wird auch — denn Männer allein machen die Geschichte — der gewaltige Reformator kommen, der unsrer Sehnsucht nach einer Besserung der sozialen und sittlichen Zustände die bestimmte Richtung, den hier und dort verzettelten Kräften die einheitliche Leitung giebt.

Doch es sind nicht bloß unbestimmte Vermutungen und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, die wir hegen; schon in der Gegenwart wird der Tieferblickende die Keime der Entwicklung leicht erkennen können, die zum Zusammenschluß aller wahrhaft staatserhaltenden Elemente führt.

Die Bewegung, die aufräumen wird mit den Parteien einer vergangenen Zeit und dahinbrausen wird wie ein klärender Gewittersturm, wird nicht bloß kommen, weil sie kommen muß, sie ist schon in ihren ersten Ansätzen da. Was ist denn die Sozialdemokratie anders, als die Kehrseite jener Bewegung? Wenn wir von ihrem revolutionären Charakter absehen, ist sie ja schon insofern eine jener neuen Parteien, als sie bereits die sozialen Aufgaben in den Mittelpunkt ihres Programmes gestellt hat. Weiser als manche Parteien, die sich unendlich über sie erhaben dünken, wird sie in dieser Beziehung den realen Bedürfnissen der Gegenwart gerecht, und hierin liegt, zumal bei der Schwäche der Gegenbewegung, ihr gewaltiger Zauber.

Und wie sie selbst die negative Seite der Bewegung ist, so ist jeder Sieg, den sie erficht, zugleich auch eine Förderung der die alten Parteien umbildenden Gegenbewegung, so ist sie Miterzeugerin der Gegenbewegung. Je mehr die Sozialdemokratie vordringt, desto dringender wird die soziale Frage, desto mehr treten die politischen hinter den sozialen Aufgaben zurück, desto größer wird die Notwendigkeit, die kleinlichen Parteiinteressen zu verlassen und aus den verschiednen Parteilagern zur Bildung der sozialmonarchischen Partei zusammenzutreten. Das erscheint uns so naturgemäß, so tief in den Ereignissen und Bedürfnissen der Gegenwart begründet zu sein, daß wir es nicht verstehen können, wie dieser Gedankengang nicht schon mehr Eingang gefunden hat in

Digitized by Google

den Kreisen der gebildeten Bevölkerung, sondern noch immer als die absonderliche Idee einiger Wenigen verspottet wird, und dies in einer Zeit, wo alle Welt auf dem Boden der kaiserlichen Botschaft von 1881 zu stehen behauptet, die ja gerade, unter selbstverständlichem Ausschluß des staatliche Eingriffe verschmähenden Manchestertums, alle übrigen Parteien zum Zusammenschluß unter dem Banner der Monarchie, also gerade zu derjenigen Vereinigung auffordert, die wir vertreten. Es ist die Alltagsweisheit des einfachen Menschenverstandes, die hier von uns zum besten gegeben wird, aber es scheint, als ob sich die öffentliche Meinung dank der fast absoluten Herrschaft, die die Parteien durch ihre Presse über sie ausüben, auf Irrwegen befinde, auf denen sie selbst das nicht sieht, was klar am Tage liegt.

Wie ist es denn auch anders zu erklären, als durch den ungesunden Einfluß eines überlebten Parteiwesens, daß trotz der furchtbaren Warnungen, die uns jeder Tag bringt, trotz der dringenden Mahnungen eines weitsichtigen Monarchen, trotz der schöpferischen Arbeit eines pflichtgetreuen, echt preußischen Beamtentums, trotz der gedankenreichen Werke unsrer nationalökonomischen Theoretiker, der aus allen diesen Kundgebungen sprechende sozialreformatorische Gedanke noch immer im Volke nicht recht Fuß faßt? Bisher haben wir leider nichts andres als eine Unterströmung mit allen den Mängeln, die derartigen Unterströmungen anhaften. Aber so sehr sie auch an dem Fehler der Übertreibung, an Einseitigkeit, an Verwechslungen der Krankheitsursache mit einzelnen Anzeichen der Krankheit leiden mag, vorhanden ist diese Unterströmung doch schon, und sie wird allmählich anwachsen zu einem mächtigen Strom, im Wachsen alles das abstreifend, was sie heute noch entstellt. Sie nennt sich zur Zeit christlich-soziale und deutsch-soziale, bisweilen auch antisemitische Bewegung, und sie wird mit Recht zurückgeführt auf jenen vielgeschmähten Mann, dessen Namen zu nennen in vielen Kreisen schon als ein Verbrechen erscheint, und bei dessen Erwähnung ein Aufschrei der Erbitterung durch die Lande geht, auf den Hofprediger Stöcker. Schon dieser Schmerzensschrei zeigt, wie nahe jener Mann und die gleich verhaßte von ihm ausgehende Bewegung an die wunde Stelle und den eigentlichen Sitz des Leidens unsers sozialen Körpers gekommen ist. Doch — man mißverstehe uns nicht! Es liegt uns fern, alles das, was Stöcker gedacht und gesagt hat, vertreten zu wollen. Wir wollen die Nützlichkeit des Aufbaues der sozialmonarchischen Partei auf ein positives kirchliches Bekenntnis nicht verteidigen, im Gegenteil sind wir der Meinung, daß diese Partei nur dann Leben und im Volke Boden finden wird, wenn sie sich frei macht von jeglichem konfessionellen Standpunkt und ohne kirchliche Streitigkeiten zu berühren sich darauf beschränkt, nur den Glauben an Gott und die elementaren Grundbegriffe aller Religion und aller Bekenntnisse zu verteidigen. Wir wollen weiter nicht vertreten, was vielleicht weniger Stöcker, die antisemitische Bewegung aber ganz gewiß thut, jene grundverkehrte An-

Digitized by Google

schauung, daß die Ursache aller sozialen Übel im Judentum zu finden sei; wir meinen vielmehr, daß dies eine Verwechslung der Begriffe sei, deren sich die sozialmonarchische Partei um keinen Preis schuldig machen darf, und daß die Sache vielmehr nur so liege, daß am Judentum vielleicht alle die Schäden besonders deutlich zu Tage treten, an denen die Gesellschaft ohnehin erkrankt ist. Werden diese Schäden gehoben, so schwinden mit ihnen auch die Mängel von selbst, die ein großer Teil unsrer jüdischen Mitbürger, wie die einsichtigern Juden übrigens selber wissen, heutzutage zeigt. „Alles Hep Hep ist mir ein Greuel — sagt Schäffle irgendwo —, und es ist auch gänzlich unnötig."

Wenn wir aber von diesen Jugendsünden absehen, wie sie jeder urwüchsigen, aus der Tiefe hervorquellenden neuen Bewegung anhaften, vielleicht anhaften müssen, damit sie sich zum Mannesalter emporringe, das auszusprechen gebietet doch die Gerechtigkeit, daß hier die Zukunft und hier Deutschland ist.

In einer Zeit, wo alles der sozialen Frage, die ja nicht nur eine Arbeiterfrage ist, rat- und thatlos gegenüberstand, wo selbst die besten Patrioten keinen andern Ausweg wußten, als nach der Polizei und den Soldaten zu rufen, in einer solchen Zeit hat es Stöcker verstanden, durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch die Innigkeit seiner christlichen Überzeugung, durch die markige Kraft seiner Rede inmitten des Getriebes einer genuß- und neuerungssüchtigen Großstadt eine sozialmonarchische Bewegung zu entfachen, die innerhalb weniger Jahre, aus einem Nichts hervorgehend, so stark wurde, daß sie der freisinnigen und sozialdemokratischen Partei der Hauptstadt fast ebenbürtig gegenüberstand, 50000 Wähler der Reichshauptstadt zu den ihren zählte. Freilich ist die Bewegung in den letzten Jahren wieder zurückgeflutet, vielleicht nicht ohne Schuld unsrer Regierung, die sich nicht richtig zu ihr zu stellen vermochte, sicherlich aber durch die Schuld der gemäßigten Bevölkerungsklassen, die anstatt sich ihr anzuschließen und sie dadurch vor Einseitigkeit und Übertreibung zu bewahren, den berechtigten Kern darin verkannten, sie über sich selbst hinauszuheben unterließen und durch Befehdung die beginnende Gesundung zu verhindern bestrebt waren.

Aber so sehr sie auch bekämpft wird von Gegnern und von denen, die, wenn sie sie recht begriffen, ihre Freunde sein sollten, sie lebt dennoch und wird weiter leben. Erst jüngst hat sie in Berlin ihre im Kampfe zerstreuten Bestandteile zu einer sozialmonarchischen Partei zusammengezogen, und sie hat, parallel gehend mit der ihr verwandten deutsch-sozialen Partei, im ganzen Lande ihre Anhänger in den verschiedenartigsten Vereinigungen zu sammeln begonnen.

Die sozialmonarchische äußerste Rechte besteht schon als der Keim, aus dem sich die große soziale Reformpartei entwickeln muß, sie hat auf der ganzen Linie, während die alten Parteien in Thatenlosigkeit verharren, einen frischen,

Digitized by Google

fröhlichen Angriffskrieg gegen die zur Zeit noch sozialrevolutionäre äußerste Linke begonnen. Werden sich die Männer finden, die, den richtigen Gedanken der christlich- und deutsch-sozialen Bewegung zugleich vertiefend und verallgemeinernd, ihn hinausführen werden aus der Enge der Konfessionalität und des Rassenhasses, um alle die um ihn zu vereinigen, die sich ihren Glauben an eine göttliche Vorsehung, an die Notwendigkeit der Monarchie, an die Zukunft unsers Reiches und an die Möglichkeit einer allmählichen und organischen Besserung der Lage der Armen durch energische soziale Reformen bewahrt haben?

Diese Männer allein werden imstande sein, die gesunde Kraft unsers an die alte Parteischablone gebundenen Bürgertums aufzurütteln, auch dieses zu begeistern für das neue soziale Ziel, die Macht des Fraktionszwanges zu brechen und die ersehnte sozialmonarchische Partei, den wahren Zusammenschluß aller staatserhaltenden Elemente, aus ihren jetzt noch zersplitterten Bestandteilen zu errichten.

Kommt diese Partei, dann wird an ihr die soziale Revolution hoffnungslos zerschellen, die Sozialdemokratie, auf den Boden des bestehenden Staates tretend, wird zu einer radikalen Reformpartei werden, und im fruchtbringenden Kampfe der neuen Parteien wird sich aus Stoß und Gegenstoß das Rechte herausbilden.

Wir zweifeln nicht daran, daß die richtigen Männer und die richtigen Parteien trotz aller trüben Erfahrungen kommen werden. Denn daran zweifeln, hieße an der Zukunft verzweifeln; und das können und dürfen wir nicht.

Das eherne Lohngesetz

Das eherne Lohngesetz, von dem wieder viel die Rede ist, seitdem es die gewerbsmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren in der richtigen Einsicht, daß es ihr Gewerbe keineswegs stützt, sondern zuletzt untergraben muß, in Halle vorsichtigerweise aus ihrem Programm beseitigt haben, ist durchaus keine Erfindung Lassalles, wie viele meinen, sondern der Gedanke des Engländers Ricardo, des letzten schöpferischen Denkers der Manchester- oder Freihandelsschule, der damit an das berühmte Bevölkerungsgesetz seines Landsmannes Malthus angeknüpft

Digitized by Google

hat. Auch ist es nicht, wie manche gern glauben machen möchten, ein Irrtum, sondern einer der wenigen sichern Nachweise über wirtschaftliche Ursachen und Wirkungen, die wir jener wissenschaftlich überwundenen Altweiberschule zu danken haben; es ist die Erkenntnis, in die diese Schule münden und mit der sie entweder versteinern oder in Sozialwissenschaft umschlagen mußte.

Was bei dem Stande der wirtschaftlichen Forschung um die Zeit Ricardos zu erklären war, war der Widerspruch zwischen zwei Erscheinungen, dem mit der Vervollkommnung und Verfeinerung der Werkzeuge, also mit der unermeßlich gestiegenen Erzeugungskraft der Arbeit erstaunlich wachsenden Reichtume weniger und der fast in gleicher Geschwindigkeit wachsenden Armut der Massen. Woher kam es, daß nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, nur etwa fünf bis höchstens zehn aufs Hundert, Träger des Reichtums war, während der ganze Rest, 90 bis 95 Prozent, Träger der Armut blieb, und zwar dauernd und in dem Grade blieb, daß das Mißverhältnis dauernd wuchs, daß der Armen immer mehr, der Reichen immer weniger wurden?

Der scharfsinnige Ricardo antwortete: Weil die Wesenheit der Lohnarbeit genau die Wesenheit der leblosen Ware ist. Ihr Preis richtet sich, wie der Preis dieser, durchaus nicht nach dem Nutzen, den sie schafft, sondern lediglich nach den Kosten, die ihr Dasein, ihr Werden erheischt, und der einfach, wie bei der Ware, durch Angebot und Nachfrage von selbst geregelt wird. Wie sich die Herstellung von Waren mehrt oder mindert, je nachdem ihr Preis in Angebot und Nachfrage den Erzeugniskosten nahe kommt, so mehren oder mindern sich die Arbeiterehen nach Maßgabe des notdürftigen landesüblichen Lebensunterhaltes, so mehrt oder mindert sich die Bevölkerung und damit das Angebot der menschlichen Arbeitskraft so lange, bis der in Angebot und Nachfrage sich regelnde Arbeitslohn wieder in der Nähe jener Linie angekommen ist.

Diese Auskunft ist nun durchaus zutreffend und erfahrungsgemäß. Nur muß man sich der Natur des wirtschaftlichen Gesetzes bewußt sein, die nur auf den Durchschnitt, niemals auf die Einzelheit der Erscheinungen geht und darum ausnahmslos nur in seiner Verletzung zum Ausdruck kommt. So ist nach einem innern wirtschaftlichen Gesetze z. B. die mittlere Lebensdauer in Leipzig — sagen wir — dreißig und ein gewisser Dezimalbruchteil Jahre. Dies ist die einzige Erkenntnis, die die Wissenschaft zu Grunde legen kann, wenn sie sich mit Verhältnissen beschäftigt, die mit der Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung von Leipzig zusammenhängen. Gleichwohl hat niemals in Leipzig ein Mensch gelebt und wird niemals einer leben, dessen Lebensdauer genau der Durchschnittsziffer, also dem wissenschaftlichen Ausgangspunkt entspräche. So wird der landesübliche durchschnittliche Lebensunterhalt der Arbeiter eine Zahl mit irgend einem Dezimalbruchteil ergeben, aber unter den vielen Millionen von Arbeitern, die unter diesem Gesetz stehen, wird aus der Ver-

Digitized by Google

gangenheit oder Zukunft niemals auch nur von einem Einzigen zu sagen sein, daß sein jährlicher notdürftiger Lebensunterhalt genau mit jener Zahl übereingestimmt hätte, sondern dieser Unterhalt bewegt sich um jene Zahl in unermeßlicher Verschiedenheit der Einzelfälle. Unaufhörlich tauchen Millionen Menschen für Tage, Jahre, Menschenalter darin auf und unter. Unterhalt und Lohn aber streben dieser Zahl, wie der Magnet dem Pol, notwendig zu.

Wer trotzdem die Richtigkeit der Analyse Ricardos bemängelt, würde nur in dem Falle Anspruch auf Gehör erheben können, wenn er auf die Frage, mit der sich Ricardo beschäftigte, eine bessere oder doch ebenso zureichende Antwort geben könnte. Dies ist aber bis zum heutigen Tage noch nicht geschehen, insbesondere auch nicht von Marx, und deshalb ist es eine Ungereimtheit, wenn jemand einerseits die Giltigkeit des Lohngesetzes bestreitet und anderseits auf die Frage: Woher der unvermittelte Gegensatz zwischen Reich und Arm? einfach verstummt.

Allein mit dem ehernen Lohngesetz hat es freilich die besondre Bewandtnis, daß es sich weder um die Dummheiten der Manchesterlehre von der Unveräußerlichkeit aller heutigen Vorrechte des Besitzes, noch um die Dummheit des sozialdemokratischen Heilmittels der Staatsproduktion kümmert. Denn die zu leistende gesellschaftliche Arbeit hat die bereits geleistete, d. h. das Kapital, den Vorschuß, zur notwendigen Voraussetzung. Ohne Werkzeug, Rohstoff, Unterhalt des Arbeiters u. s. w., kurz ohne Vorschuß, d. h. Kapital, ist keine Produktion möglich. Das lehren selbstverständlich auch Marx und Lassalle. Der letztere sagt in dem Büchlein „Kapital und Arbeit," daß ohne Kapital wohl etwa ein Indianer-, aber kein moderner Arbeiterstaat gedacht werden könne. Auch ist es offenbar, daß die wachsende Produktion notwendig wachsenden Vorschuß erheischt. Wenn eine Eisenbahn von einer Meile Länge hergestellt werden soll, so ist ein Kapital (Vorschuß) von — sagen wir — einer Million erforderlich. Soll hernach die Eisenbahn zehn Meilen weiter gebaut werden, so bedarf es eines größern Kapitals (Vorschusses).

Das alles ist wohl sonnenklar. Gesetzt nun, man begänne die allgemeine Staatsproduktion und damit die Verteilung des vollen Ergebnisses der Produktion, des Arbeitsertrages. Was würde das eherne Lohngesetz antworten? Daß der Arbeitsertrag gegenwärtig mehr als der Arbeitslohn sei; daß dieses Mehr über den notdürftigen, landesüblichen Lebensunterhalt hinausgehe; daß jedes Mehr über den notdürftigen Lebensunterhalt die Vermehrung der Bevölkerung, mithin des Angebots von Arbeitskräften zur Folge habe. Bald würde die größere Bevölkerung eine entsprechend größere Produktion verlangen. Aber da ja der ganze Arbeitsertrag ausgegeben wäre, so würde hierzu kein Kapital, kein Vorschuß vorhanden, die Vergrößerung der Produktion würde unmöglich sein.

In kurzem würde also dem gleichbleibenden Arbeitsertrag eine gewachsene

Digitized by Google

und weiterwachsende Arbeiterzahl gegenüberstehen, auf die sich der Arbeitsertrag verteilt. Folglich würde der Anteil, der auf den Einzelnen käme, allmählich kleiner werden, und dieser Prozeß müßte offenbar so lange fortdauern, bis wieder der Einzelanteil an dem gleichbleibenden Gesamtarbeitsertrag nicht mehr als den landesüblichen, notdürftigen Lebensunterhalt decken würde. Dann, erst dann würde die Bevölkerung nach dem ehernen Lohngesetz aufhören zu wachsen.

Nehmen wir an, der Gesamtarbeitsertrag im Jahre sei 100 Milliarden Mark, die Zahl der sich darein teilenden Arbeiter sei 100 Millionen, so käme auf einen 1000 Mark. Der notdürftige Unterhalt soll 600 Mark erfordern. Infolgedessen würden die 100 Millionen Arbeiter, wenn nun 1000 Mark an jeden verteilt würden, sich rasch vermehren, während die 100 Milliarden Ertrag sich nicht vergrößern könnten. Erst wenn die Arbeiterzahl auf etwa 167 Millionen gestiegen wäre, würde die Vermehrung nach dem ehernen Lohngesetz aufhören, denn auf 167 Millionen 100 Milliarden verteilt, giebt etwa 600 Mark für den Kopf, d. h. den gesetzten notdürftigen Lebensunterhalt.

Das eherne Lohngesetz — das, wie gesagt, der Ausgangspunkt der gesamten sozialen Bewegung ist — wurde nun von seiten der sozialdemokratischen Agitatoren von Anfang an und so lange den Massen als unerschütterliche Wahrheit angepriesen, als es sich lediglich gegen die Besitzenden zu wenden schien, als seine andre schneidige, wider den sozialdemokratischen Dilettantismus gerichtete Seite nur erst wenigen tiefer denkenden Köpfen bekannt war. Je weiter sich aber diese Einsicht ausbreitet, eine desto gefährlichere, die Spitze gegen die eigne Brust kehrende Waffe wird das eherne Lohngesetz für den gewerbsmäßigen Agitator.

Von einigen ehrlichen Schwärmern abgesehen, ist die Triebfeder des gewerbsmäßigen Agitators nicht die Liebe zu den Menschen, sondern die eigne materielle Existenz, bestenfalls der Ehrgeiz. Aber auch der bloße Ehrgeizige wird gegenüber einer gewonnenen gründlichern Einsicht in die Dinge auf eine fast übermenschliche Tugendprobe gestellt, denn er müßte mit dem Bekenntnis seines Irrtums auf das Ansehen und die Macht verzichten, die er seither bei den unwissenden Massen genossen hat. Anderseits ist das, was das arbeitende Volk mit diesen Leuten verbindet, nicht der Verstand, sondern die Leidenschaft. Sie wissen den Arbeitern gar nichts Gründliches zu sagen, weil sie zwar fast ausnahmslos eine angeborene große Redegabe besitzen, aber in ihrem Wissen und Denken nicht über Marx und Lassalle hinauskommen, und zwar bestenfalls, denn der Inhalt ihrer Reden beweist, daß z. B. von den etwa 35 jetzigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten schwerlich auch nur ein Dutzend Marx gründlich studirt und begriffen hat. Von einem Eindringen in die weiten und schwierigen Wissensgebiete, von denen die soziale Spezialwissenschaft befruchtet und ergänzt wird und die beherrscht sein wollen, wenn

Digitized by Google

Agitation nicht einseitiger, seichter Dilettantismus sein soll, ist erst recht nicht die Rede. Man denke nur an das geistige Elend, das sich auf dem Parteikongreß in Halle in hohlem, lächerlichem Bombast breit gemacht hat. Bis zum heutigen Tage kann die Partei noch nicht einen einzigen Kopf ersten Ranges unter den Gelehrten, Künstlern, Geschäftsmännern aller Art, ja nicht einen Kopf in ihren Mitgliederlisten aufweisen, der in der deutschen Geistesaristokratie mit Ehren genannt werden könnte. Herr Liebknecht z. B. weiß sich stets im sichern Besitz der „Wissenschaft," aber des Dinges von „Wissenschaft," das Gott verneint. Er will einen gesellschaftlichen Zustand, der ohne Religion, d. h. ohne die Erkenntnis Gottes, ohne persönliches Eigentum und folgerichtig ohne Familie, ohne Gesetz, ohne staatlichen Zwang, ja ohne Staat überhaupt neben der menschlichen Natur, dem Einzelegoismus, möglich sein müßte, und wenn man ihn fragt, wie er sich so etwas in der Wirklichkeit denkt, so „weiß" dieser Mann der „echten Wissenschaft" nichts andres zu antworten, als daß der Frager ein doktrinärer Dummkopf sei.

Aber wenn sie auch etwas Gründliches wüßten, so würde sie doch, der Natur der Sache nach, die Mehrzahl der Arbeiter nicht verstehen können, weil deren Köpfe zu den hierzu nötigen Abstraktionen und begrifflichen Feinheiten unmöglich geschult genug sein können. Sie spielen also wirklich nur mit der Leidenschaft im Menschen, mit der Begehrlichkeit, die allen, mit der Not, die mindestens 90 bis 95 Prozent der Bevölkerung eigen ist. Der Spekulation auf die Begehrlichkeit leistet aber das eherne Lohngesetz von dem Augenblick an keinen Vorschub mehr, wo erkannt wird, daß es auch im sozialdemokratischen Staate für den Arbeiter nicht mehr, als nur den notdürftigen Lebensunterhalt zuläßt, und gegenüber der Not entwindet es den gewerbsmäßigen Agitatoren ihre bewährteste Waffe, nämlich den Hinweis auf die indirekten Steuern und Zölle, womit die Unbemittelten zum Hasse wider das gegenwärtige Regierungssystem aufgereizt wurden. Denn wenn es sich nach dem ehernen Lohngesetze völlig gleich bleibt, ob der Lebensunterhalt und ihm entsprechend der Lohn hoch oder niedrig sei, wenn der Arbeiter bei teurem oder billigem Lebensunterhalte, hohem oder niedrigem Lohn, immer nur das erwerben kann, was der landesübliche notdürftige Unterhalt erfordert, so ist es für ihn offenbar ebenso gleichgiltig, ob die Zoll- und Steuerpolitik direkte oder indirekte Besteuerung, Freihandel oder Schutzzoll will.

Die Verlegenheit der bessern Köpfe unter den sozialdemokratischen Führern gegenüber dem ehernen Lohngesetz ist übrigens nicht neu; ebenso wenig das Auskunftsmittel, sich aus ihr zu befreien: die Lüge. Lassalle und Marx haben sich der Lüge ebenso frisch und fröhlich zu demagogischen Zwecken bedient, wie es heute von ihren kleinen Nachbetern geschieht — jener in seiner Verteidigungsrede vor dem Berliner Kammergerichte, dieser in dem ersten Teile seines Buches: Das Kapital. Darin bringt er es fertig, daß er erst das eherne

Digitized by Google

Lohngesetz genau wie Ricardo entwickelt, nachher aber von seiner Erfindung, der Bildung einer Reservearmee durch das Kapital, aufheben läßt. Diese Reservearmee wäre aber nur durch das eherne Lohngesetz möglich. Was also der sonst scharfsinnige Denker hier leistet, ist, daß er die Ursache aus der Wirkung hervorgehen läßt, ein Beginnen, das der sozialdemokratischen „Wissenschaft" überhaupt eigentümlich zugehört und ihr durchaus notwendig ist.

So lügt man ruhig fort. Wie man Gott, die Notwendigkeit der Familie, des Staatszwanges, des persönlichen Eigentums, kurz jeder in der geschichtlichen Entwicklung schwer genug errungenen Kulturform wegzulügen sucht, so sucht diese „Wissenschaft" jedes unbequeme Ergebnis der eignen Lehre weg-, jedem Gegner, der den Notleidenden mit umfassenderer Erkenntnis der Krankheit durch mögliche Mittel helfen will, die übelsten Absichten anzulügen. Man will die Leidenschaft in den Massen für den Tag züchten, von dem sie träumen, daß er gewaltsam alle heutigen Kulturerrungenschaften zerstören und ihnen mit einem Schlage nicht bloß die Herrschaft, sondern auch die Weisheit bringen werde, was an die Stelle des alten, in notwendiger Entwicklung während vieler Jahrtausende gewordenen Staates ihre kindische Willkür setzen könne.

Dabei sieht die Meute den Wald vor lauter Bäumen nicht. Sie sieht nicht, daß das Wesentliche am Eigentum für die soziale Erkenntnis durchaus nicht der Eigentümer, sondern die Eigenschaft des Eigentums als aufgespeicherte Arbeit ist, daß es also nur darauf ankommt, durch Staatszwang diejenigen seiner Vorrechte aufzuheben, die gemeinschädlich, also mißbräuchlich sind. Ist dieser Staatszwang möglich, so kann der Umstand nichts ändern, ob die Eigentümer Müller oder Schulze heißen, oder ob sich der Eigentümer Staat nennt. Ist er nicht möglich, so wird ihn der bloße Name Staat für den Eigentümer wahrlich nicht möglich machen.

Eine erleuchtete Sozialpolitik steht nun vor den zwei Thorheiten: erstens der der Mehrzahl der heutigen Besitzer, die in brutalem Egoismus nicht einsieht, daß die gemeinschädlichen Vorrechte gar nicht mehr aufrechtzuerhalten und für die wirklichen Interessen des Besitzes gar nicht nötig sind, und zweitens der der verführten Massen, die nur auf diejenigen hören, die ihnen die größten Versprechungen machen. Wird der unvernünftige Egoismus durch die Vernunft überwunden werden oder wird es der Gewalt bedürfen? Jedenfalls ist daran nicht zu zweifeln, daß am Tage der Entscheidung der Sieg die Sache begleiten wird, in der die Gewalt aus Gottes Ordnung strömt.

Digitized by Google

Die Bauernbefreiung in Preußen

Der Kaiser hat in einem schon vorm Jahre ergangenen, aber erst kürzlich veröffentlichten Erlaß an das preußische Staatsministerium verfügt, daß die Schule mehr als bisher nutzbar gemacht werden soll, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke sollen die Schüler u. a. darüber belehrt werden, „wie Preußens Könige bemüht gewesen sind, in fortschreitender Entwicklung die Lebensbedingungen der Arbeiter zu heben, von den gesetzlichen Reformen Friedrichs des Großen und der Aufhebung der Leibeigenschaft bis heute.“ Darin liegt auch für die Presse eine Aufforderung, den Gegenstand zu behandeln. Wir kommen der Verpflichtung unserseits dadurch nach, daß wir die Leser auf das klassische Buch über diesen Gegenstand verweisen: Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den ältern Teilen Preußens. Von Georg Friedrich Knapp (Leipzig, Duncker und Humblot, 1887).

Das Werk der Bauernbefreiung kann weder verstanden noch gewürdigt werden ohne Kenntnis der frühern Geschichte des deutschen, zunächst des nordostdeutschen Bauernstandes. Diese Geschichte und namentlich die Krisis im sechzehnten Jahrhundert ist in der jüngsten Zeit durch eine Reihe von Einzelforschungen, wie die von L. Korn und von Mitgliedern und Schülern des unter Knapps Leitung stehenden Seminars zu Straßburg, z. B. Elben, Transehe-Roseneck, Fuchs, fast vollständig aufgeklärt und auch von Knapp selbst in der Einleitung des genannten Werkes behandelt worden. Eben wollten wir die Feder ansetzen, um von dieser merkwürdigen Entwicklung einen Abriß zu geben, da kam die Kunde von einer Veröffentlichung, die unsre Arbeit überflüssig macht. Dem Entwurf einer Landgemeindeordnung ist von der preußischen Regierung eine Denkschrift beigegeben worden, die einen solchen Abriß enthält, und die unsre Leser vollständig oder auszugsweise jeder in seiner Zeitung gefunden haben werden. Wir können uns also auf eine kurze Erinnerung an die bisher sehr unbekannten Thatsachen beschränken, deren Kenntnis durch jene Denkschrift Gemeingut des ganzen Volkes wird.

Wir heutigen Nordostdeutschen sind Nachkommen eingewanderter deutscher Kolonisten. Diese Kolonisten waren freie Bauern, denen bei der Ansiedlung

Digitized by Google

nicht zugemutet wurde, ihre Freiheit zu opfern. Sie wurden dem Grundherrn, der ihnen den Boden zur Anlegung von Dörfern abtrat, zinspflichtig, aber diese Zinspflicht war nichts als die damalige Form der Bezahlung. Es versteht sich für die damalige Zeit von selbst, daß ein Landgut nicht mit Geldkapital, sondern nur mit einem entweder in Geld oder in Naturalien zu entrichtenden Zinse gekauft werden konnte. Unterthänig war der Bauer niemandem als dem Landesherrn; dem Gutsherrn nur dann, wenn dieser zugleich Landesherr war. Die Gemeindeangelegenheiten wurden von den mit dem Rechte der Selbstverwaltung ausgestatteten Dorfgenossen erledigt. Infolge verschiedner zusammenwirkenden Ursachen gingen jedoch allmählich viele obrigkeitliche Rechte an die Gutsherren über, sodaß die Bauern deren Unterthanen wurden. Die Leistungen für Staat und Landesherrn, zu denen diese verpflichtet waren, nahm der Gutsherr für sich in Anspruch, und so entstanden von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ab die Roboten und Frohndienste. Die Juristen, deren Macht mit dem Eingehen der volkstümlichen Rechtspflege überhandnahm, kamen dem Interesse der Ritter mit den Anschauungen des römischen Rechtes entgegen, das weder geteiltes noch gebundenes Eigentum kennt, indem sie, wie sich Roscher ausdrückt, jede Reallast für einen Beweis persönlicher Unfreiheit nahmen. So wurde der Bauer für unfrei, und sein Acker für Eigentum des Gutsherrn erklärt. Daraus folgte dann weiter, daß er einerseits an die Scholle gebunden war, anderseits aber auch, weil er keinen Rechtsanspruch mehr auf sie hatte, von ihr vertrieben werden konnte. Je nachdem der Ritterschaft mehr an den Diensten der Leibeignen oder an deren Äckern gelegen war, wurde die eine oder die andre Seite des neuen Herrenrechtes hervorgekehrt. Die massenhafte Einziehung von Bauerngütern zum Herrengute nannte man das Bauernlegen. Zur Veranschaulichung des Gegensatzes zwischen dem frühern und dem spätern Zustande mögen zwei Stellen aus der Geschichte des Bauernstandes in Pommern und Rügen bis zum dreißigjährigen Kriege von Fuchs dienen. In der zwischen 1532 und 1541 verfaßten Pommerania des Thomas Kantzow wird u. a. von Rügen gesagt: „Die pawren stehen in diesem lande wohl und seint reich, den sie haben jre bescheidene zinse und dienst, und darüber thun sie nichts; und die meisten thun gar keine dienste, sondern geben gelt dafür, daher es khumpt, das die pawren sich als frey achten und dem gemeinen adel nicht nachgeben wollen. Darin sie von deswegen so viel mehr gemutet werden, das offte ein armer edelman einem reichen pawren siene tochter gibt und die kinder sich danach halbedel achten." Dagegen heißt es in der „erweiterten und erklärten Bauern- und Schäferordnung," die am 16. Mai 1616 für das Stettinische Pommern veröffentlicht wurde: „Die Bauern sind in unserm Herzogtum und Land keine Emphytentae, Erbzins- oder Pachtleute [die Erinnerung an den ehemaligen freien Besitz ist hier, wie man sieht, schon gänzlich geschwunden], sondern Leibeigne, homines proprii und coloni glebae adscripti, und geben

Digitized by Google

von den Höfen, Äckern und Wiesen, welche ihnen einmal eingethan, nur geringe jährliche Pacht, müssen dagegen aber allerhand ungemessne Frohndienste ohne Limitation und Gewißheit leisten; auch sind sie und ihre Söhne nicht mächtig, ohne Vorwissen der Obrigkeit und Erlassung der Leibeigenschaft von den Höfen und Hufen sich wegzubegeben. Demgemäß gehören die Hufen, Äcker, Wiesen u. s. w. einzig und allein der Herrschaft und Obrigkeit jedes Orts, wie denn die Bauern und Colonen gar kein Dominium nec directum nec utile nec libellario nec censuali [jure] daran haben, und daher auch nicht exceptionem perpetuae Coloniae und, daß sie und ihre Vorfahren die Höfe fünfzig, sechzig, auch wohl hundert Jahre bewohnt haben, vorwenden können." Unter preußischer Herrschaft ward, wie Knapp beweist, Sklaverei im Sinne des römischen Rechtes gesetzlich nicht mehr geduldet; die Bauernordnung von 1764 sagt ausdrücklich, daß die pommerschen Bauern nicht verschenkt, verkauft, oder als res in commercio behandelt werden können. Doch macht, wie Knapp anführt, ein Kenner der pommerschen Zustände zum Jahre 1764 die Bemerkung: „Es waren damals noch nicht fünfzig Jahre verflossen, seit ein pommerischer Edelmann eine ganze Bauernfamilie gegen eine Koppel Jagdhunde vertauscht hatte."

Die Folge dieser Umwandlung war zunächst eine gewaltige Vergrößerung der Adelsgüter und eine entsprechende Verminderung des Bauernlandes. „Es ist kein Zweifel — sagt Knapp, an den wir uns fortan ausschließlich halten (und zwar an den ersten Teil seines Werkes, der zweite enthält die urkundlichen Belege) — daß der Bestand an Bauern noch bedeutend verringert worden wäre, wenn sich nicht von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an die preußischen Könige ein Ziel gesetzt hätten, das den Kurfürsten aus demselben Hause noch ganz fern geblieben war: das Ziel, womöglich wieder die Zahl der Bauern zu vermehren, jedenfalls aber die Zahl der Stellen und den Umfang des dazu gehörigen Landes von nun an durch Maßregeln der Gesetzgebung festzuhalten. Der Inhalt dieser Gesetzgebung läßt sich kurz als Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes bezeichnen: des Bauernlandes, damit es nicht weiter den herrschaftlichen Gütern, seien es nun Privatgüter oder Domänengüter, einverleibt werde; des Bauernstandes, damit für ihn stets die Zahl der Stellen mindestens ebenso groß bleibe, weshalb es auch verboten war, Bauerngüter zusammenzuschlagen, das heißt aus mehreren eins zu machen. Man beachte, daß dies, wenn wir es auch kurz als Bauernschutz bezeichnen, doch keineswegs ein Schutz des einzelnen Bauern in seinem Besitz war. Ob dieser oder jener Bauer auf der Stelle saß, war für die hier zu betrachtenden Maßregeln gleichgiltig. Die Maßregel war polizeilich, nicht privatrechtlich."

Doch geht aus Knapps Darstellung hervor, daß die Könige, menschenfreundlichen Sinns, auch das Privatrecht der Bauern zu verbessern bemüht

Digitized by Google

waren, wenn auch mit geringem Erfolg. Das Gesamtergebnis der königlichen Fürsorge, um das vorauszunehmen, war: daß der Bauernschutz in dem angegebnen Sinne gelang, daß die Dienstbarkeit der Domänenbauern gemildert wurde, daß aber irgendwelche Besserung der Lage der ritterschaftlichen Bauern gegen den entschlossenen Widerstand des Adels und der mit diesem verbündeten Bureaukratie nicht durchzusetzen war und hier alles beim Alten blieb. Die düstern Bilder aus dem Bauernleben, die Knapp von Seite 67 ab bringt, entstammen der Zeit um 1800, und von den Adelsbauern in Pommern berichtet die pommersche Regierung 1809 an das Ministerium des Innern: „Wenn man die Nutzungen, welche die Herrschaft von den Bauerngütern bezieht, mit den Nutzungen vergleicht, welche die Inhaber der Stelle davon beziehen, so ist in der Regel nichts gewisser, als daß die Herrschaften den größten Anteil an den Produkten der Höfe haben, die Inhaber derselben aber nur als Dienstboten, welche mit einem kärglichen Deputate ausgestattet werden, zu betrachten sind."

Die ersten Befreiungsversuche fallen in die Zeit Friedrichs I. In dem Bericht über die von ihm bestellte Kommissionsarbeit heißt es, die Freilassung der Unterthanen sei zu raten, teils wegen der zu erwartenden Loskaufgelder, teils auch weil die Leibeigenschaft „unter Christen billig nicht stattfinden sollte." Dazu kam dann noch, daß die ritterschaftlichen wie die Domänenbauern scharenweise nach Polen zu fliehen anfingen, wie 1708 aus Preußen, 1718 aus Pommern berichtet wird. Friedrich Wilhelm I. nahm sich der pommerschen und preußischen Bauern, die er wenigstens so weit heben wollte, daß sie leben könnten wie die Bauern in der Kurmark, so eifrig an, daß die Entschädigungsgelder für ihn in den Hintergrund traten. „Die Behörden müssen ihn, den sonst so haushälterischen Herrscher, stets erinnern, daß er nicht alles »gar umbsonst« weggebe." Friedrich der Große setzte auf geräuschlosere Weise mehr durch als sein Vater; er sicherte den Bauernkindern das väterliche Erbe und hob das Recht des Domänenpächters auf, die Söhne und Töchter der Bauern zwangsweise in sein Gesinde einzustellen. Mit seinen weitergehenden hochfliegenden Plänen freilich drang der große König nicht durch. Im Jahre 1763 diktirte er zu Kolberg dem dort angestellten Finanzrat von Brenckenhoff die merkwürdigen Worte: „Sollen absolut und ohne das geringste Räsonniren alle Leibeigenschaften von Stund an gänzlich abgeschaffet werden." Aber in demselben Jahre dürfen sich die pommerschen Stände rühmen: „Das Hofgericht nimmt keine Klagen der Bauern an, sondern weist dieselben an ihre Erbobrigkeiten zurück." Das heißt, der Bauer ist rechtlos; sein Herr ist zugleich sein einziger Richter. Und dabei bleibt es vorläufig; „die unbeschränkte Monarchie sieht sich an Händen und Füßen gebunden durch die Kollegien."

Die französische Revolution und das Unglück von Jena waren notwendig, um eine Lage herbeizuführen, in der alle Rücksicht auf Sonderinteressen bei-

Digitized by Google

seite gesetzt werden konnte und mußte. In Riga arbeiteten Hardenberg und Altenstein jene Denkschrift aus, die eine Neuschöpfung für notwendig erklärt, eine durchgreifende Umbildung, „ausgehend von einer beherrschenden Idee." Diese Idee müsse, mit Aufrechterhaltung von Moralität und Religion, sich die Ziele der Revolution aneignen und so dem preußischen Staate wieder zur Überlegenheit verhelfen; man fordert „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung."

Die neue Idee fand unmittelbar darauf ihre erste Bethätigung in der Verordnung aus Memel vom 28. Oktober 1807, durch die alle bei den Domänenbauern von Brandenburg, Pommern und Schlesien etwa noch vorkommende Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde. Auf die Geschichte des nun beginnenden großen Reformwerkes, der Ablösung aller, auch der ritterschaftlichen Bauern, in der ganzen Monarchie näher einzugehen, würde keinen Zweck haben; wir müßten, um den Gang der Dinge klar zu machen, Knapp einfach abschreiben. Nur so viel mag bemerkt werden, daß die Ritterschaft, unterstützt von dem größten Teile der Bureaukratie, redlich bemüht war, jeden Gesetzentwurf, den sie nicht zu hintertreiben vermochte, nach Möglichkeit zu verschlechtern. Sie fand bald heraus, daß die Bauernbefreiung doch auch ihre Lichtseite habe, wenn nur nach der Regel verfahren werde: „Dem Bauer die Freiheit, uns das Land," d. h. also, wenn die Dienste aufgehoben würden auf Kosten des bisher geübten Bauernschutzes. Diese Bestrebungen wurden von Schön eifrig gefördert, während Hardenberg und Stein für die Bauern Partei nahmen. Die Seele der bauernfreundlichen Richtung war der Kriegsrat Scharnweber, der in einem entscheidenden Augenblicke den Staatskanzler „mit schillerischer Beredsamkeit" beschwor, nicht wieder dem Adel nachzugeben. Die Gesuche namentlich des ostpreußischen Adels um die Erlaubnis, die Höfe der „befreiten" Bauern einzuziehen, wurden so häufig und dringend, daß die Minister sich einmal veranlaßt fühlten, von Frechheit zu sprechen. Ein Jahr nach dem Edikt von 1807 erschien die Schrift von Schmalz über Erbunterthänigkeit, „worin mit sichtlichem Behagen die Aufhebung des Bauernschutzes gefeiert wird. Merkwürdig, sagt Knapp, wie bei Schmalz, ebenso wie beim Herrn von Schön, die neue Lehre der wirtschaftlichen Freiheit, das Walten lassen der Erwerbsinteressen, von England her über Königsberg eindringend so schnell Wurzel schlägt; denn diese Lehre, wie sie Korn erzeugenden Gutsbesitzern, die auf ausländischen Absatz rechnen, in der Gestalt der Handelsfreiheit willkommen ist, schmeichelt sich auch in der Gestalt der Vertragsfreiheit gegenüber den Bauern ein, wenn es möglich erscheint, dadurch die freigewordenen Bauern außer Besitz zu bringen oder wenigstens sie in Zeitpächter zu verwandeln."

Merkwürdig ist es auch, wie verschieden der Erfolg des Befreiungswerkes in zwei von den drei polnischen Landesteilen war. In Posen wurde der

Digitized by Google

Bauernschutz streng festgehalten, weil die polnischen Edelleute bei der Bureaukratie keine Unterstützung fanden. „Man hat vielfach bezweifelt, sagt Knapp, ob der verkommne polnische Bauer imstande sei, von den Auseinandersetzungen Vorteil zu ziehen; er ist nun Eigentümer geworden, frei von Frohndiensten: wird er nicht umsomehr müßig gehen und über kurz oder lang in Schulden geraten, bis man zum Zwangsverkauf schreiten muß? Zog er nicht vielleicht selber den alten Zustand vor? Hatte man das Recht, ihm eine Wohlthat aufzudrängen, die für ihn gar nicht paßte? Ganz im Gegenteil: sofort nach dem Gesetz von 1823 gingen die Regulirungsanträge vonseiten der Bauern haufenweise ein, und seit der Durchführung ist der Bauer fleißig, lebt besser, kleidet sich anständig und zahlt seine Steuern und Grundrenten regelmäßig." Die alte Erfahrung! Eröffnet man dem kleinen Manne die Möglichkeit, unabhängiger Besitzer zu werden und es zu einem Eigentum zu bringen, an dem er seine Freude hat, dann wird er von selber ordentlich. Bleibt ihm diese Möglichkeit versperrt, und wird er in einer proletarischen Lage festgehalten, sodaß die Augenblicke, wo er sie im Rausch oder Schlaf vergißt, die einzigen erträglichen seines Lebens sind, dann richten alle Strafgesetze, Zuchthäuser und Erschwerungen des Schankgewerbes gegen die Liederlichkeit nichts aus.

In Oberschlesien rechts von der Oder, dessen Grund und Boden größtenteils deutschen Grundherren gehörte, verlief die Sache entgegengesetzt. Den Bauern wurde bei der Auseinandersetzung so viel Land genommen, daß ihre Stellen nicht lebensfähig blieben, und daß sie vollends zu proletarischen Tagelöhnern hinabsanken. Charakteristisch ist es, welche Sprache ein Graf Henckel von Donnersmarck im Jahre 1811 führt. Er schlägt vor, daß der Dienstgärtner, der durchschnittlich zwanzig Morgen besaß, sein Land bis auf drei oder vier Morgen verlieren solle, und sagt dann: „Für die Erwerbung des Eigentums der so verkleinerten Stelle hat der Gärtner weiter nichts zu geben." Nach Ansicht dieses Herrn hätte also der Kleinbauer für die Ehre, dem gnädigen Herrn den größten Teil seines Gütchens abtreten zu dürfen, eigentlich noch etwas bezahlen müssen. Das Schönste aber ist: nachdem die Herren den Landzuwachs erhalten hatten, schrieen sie über ihre Notlage — sie befinden sich bekanntlich immer und unter allen Umständen in Not —, weil allerdings die dadurch notwendig werdenden Neueinrichtungen Geld kosteten, und sie baten um ein Darlehn aus Staatsmitteln, das sie mit zwei(!) Prozent verzinsen wollten! Das Gesuch wurde nicht bewilligt.

Auch in den übrigen Landesteilen, besonders in Pommern, sind viele kleinere Besitzer durch die Ablösung und Regulirung in eine noch üblere Lage geraten, besonders in Pommern, wo sie das Hutungsrecht verloren haben und infolge dessen fast kein Vieh mehr halten können. Im allgemeinen aber ist das Werk, soweit es sich dabei um den Bauernstand handelt, gelungen. Die schlesischen Verhältnisse scheint Knapp nicht hinlänglich zu kennen, sonst würde

Digitized by Google

er wohl der Schilderung der schlimmen Lage der kleinen Leute auch in einigen Gegenden Mittel- und Niederschlesiens das glänzende Bild des reichen Bauernstandes in den bessern Gegenden dieser Provinz gegenübergestellt haben. Freilich verdanken die dortigen Bauern ihren jetzigen Wohlstand, der sich stellenweise zum Reichtum steigert, vorzugsweise den teuern Jahren von 1846 bis 1856. Es war in dieser Zeit des Hungertyphus, wo ein Bauer zu Zirlau bei Freiburg zum Andenken an die „goldne Zeit“ jedem seiner Kinder einen goldnen Löffel machen ließ.

Gelungen, soweit es sich um den Bauernstand handelt, sagten wir. Dagegen ist es nicht gelungen, den ländlichen Arbeitern ein erträgliches Los zu sichern. Es ist leicht einzusehen, daß durch die Ablösung und Regulirung die Nachfrage nach Arbeitern außerordentlich gesteigert werden mußte. Die Rittergüter wurden größer, und die neue ökonomische Wissenschaft führte Hand in Hand mit dem steigenden Geldbedürfnisse zu immer intensiverer Bewirtschaftung; selbst der unfruchtbarste Boden wurde in Angriff genommen, jedes Eckchen ausgenützt, der Wald gelichtet und teilweise in Acker verwandelt, die Brachwirtschaft wich dem Fruchtwechsel; der Bauer, der früher dem gnädigen Herrn gefrohndet hatte, wurde selbst ein Herr und brauchte außer den Dienstboten auch Tagelöhner. Man dachte daran, die „frei“ gewordnen Tagelöhner wieder „anzusetzen,“ d. h. mit Land auszustatten, um ihre Arbeit dem Gute zu sichern, was also, wie wohlklingende juristische Formeln auch für das Verhältnis gewählt werden mögen, der Sache nach auf Wiederherstellung der Hörigkeit für die unterste Schicht der ländlichen Bevölkerung hinausläuft. „Für jede Arbeiterfamilie, hieß es in Westpreußen, wird ein magdeburgischer Morgen Gartenland abgesondert. Mehr Land müssen diese Leute nicht haben, sonst wollen sie vom Land und nicht von der [Tagelöhner-] Arbeit leben.“ Und in Pommern wurde für die Domänenarbeiter als Regel aufgestellt: „Die Tagelöhnerfamilien müssen mit nichts als mit Wohnung, einem kleinen Gemüsegarten und allenfalls Weidefreiheit für ein oder andres Stück Vieh versorgt werden, durchaus nicht mit Gärten oder Wiesenflecken von mehreren Morgen; auch darf ihnen das wenige Land nicht etwa erblich überlassen werden, weil, um willige, fleißige und billige Arbeiter zu haben, alles darauf ankommt, sie in möglichster Abhängigkeit von dem Vorwerkspächter zu erhalten.“

Auf dreierlei Weise kann das Verhältnis zwischen den Gutsherrschaften und ihren Tagelöhnern und Dienstboten geordnet werden. Entweder auf dem Fuße der persönlichen Freiheit und Freizügigkeit. Dann giebt es für die Herrschaften nur ein Mittel, die Leute an sich zu fesseln: nämlich ihnen durch hohen Lohn, gute Kost und gute Behandlung das Leben so angenehm oder wenigstens erträglich zu machen, daß sie keine Aussicht haben, durch eine Ortsveränderung ihre Lage zu verbessern. Zu Gunsten der ländlichen Dienstherren eine Ausnahme zuzulassen und die gesetzliche Freizügigkeit durch Polizei-

Digitized by Google

maßregeln einzuschränken oder gar hinfällig zu machen, dafür ist durchaus kein Grund vorhanden. Wenn man einem Manne, der 20 000 Mark Einkommen bezieht, nicht verwehren kann, ein Amt oder Geschäft zu suchen, das ihm 30 000 Mark einbringt, so darf man noch weit weniger den Tagelöhner hindern, von einem Herrn, der ihm zwei Mark täglich zahlt, zu einem andern überzugehen, der drei Mark gewährt. Die Aufbesserung ist im zweiten Falle hundert-, tausend-, unendlich vielmal mehr wert als im ersten, denn sie bedeutet weniger hungern, weniger frieren, den Leib weniger mit Schnaps, mehr mit Brot und Fleisch heizen, während im ersten Falle die Frage nach den notwendigsten Lebensbedürfnissen gar keine Rolle spielt. Bei der zweiten Lohnsteigerung handelt es sich darum, in eine Lage zu gelangen, wo man etwas weniger Vieh zu sein braucht und etwas mehr Mensch sein kann. Bei der ersten Steigerung wird gar kein wirklicher persönlicher Vorteil gewonnen; denn mit 20 000 Mark Einkommen kann ein Mann alle berechtigten niedern und höhern Bedürfnisse der Menschennatur befriedigen, und wenn er ein noch höheres Einkommen nicht aus Ehrgeiz, Habsucht oder Genußsucht, sondern zur Erweiterung seines Wirkungskreises im Dienste des Vaterlandes oder der Menschheit annimmt, so übernimmt er damit nur eine verantwortungsvolle Last.

Oder man kann die Leibeigenschaft wieder herstellen; dann müssen die Gutsherrn natürlich die Versorgung ihrer Leibeignen sei es durch Ausstattung mit Land oder durch Deputat oder festen Geldlohn selbst und allein auf sich nehmen, dürfen sich ihrer Leibeignen auch dann nicht entäußern, wenn sie keine Arbeit für sie haben, und müssen sich mit deren Diensten begnügen, auch wenn sich die alte Erfahrung bestätigen sollte, daß Sklavenarbeit die schlechteste und teuerste ist.

Oder man huldigt dem oben erwähnten und in neuerer Zeit oft empfohlenen gemischten System der Ansetzung oder Ansiedlung von Tagelöhnern, die dadurch ihre persönliche Freiheit nicht einbüßen. Die Mängel dieses Systems liegen auf der Hand. Wird dem Tagelöhner sein Gütchen in Erbpacht gegeben und so groß bemessen, daß er beinahe davon leben kann, dann sucht er seine Stelle zu vergrößern, das unbeschränkte Eigentum daran zu erringen und die Verpflichtungen gegen den Gutsherrn abzulösen. Ist aber die Stelle klein und kündbar, so sieht er darin weniger eine Wohlthat als eine unbequeme Fessel, die ihn in der freien Verwertung seiner Arbeitskraft beschränkt, und die er bei erster Gelegenheit abwirft. Ganz befriedigende Verhältnisse kommen ja thatsächlich vor, aber nur in entlegenen Bauerndörfern, die noch nicht in den wahnsinnigen Wettkampf des modernen Erwerbslebens hineingezogen sind, wo noch die Losung gilt: Leben und leben lassen! wo der Bauer und der Tagelöhner einander gegenseitig duzen, an einem Tische essen und miteinander arbeiten, wo der Bauer noch nicht auf den Pfennig berechnet, wie viel seine „Arbeitskräfte“ jährlich höchstens kosten dürfen, wenn

Digitized by Google

er den landesüblichen Zins und Unternehmergewinn herausschlagen soll, sondern seinen Leuten satt zu essen giebt, ohne zu rechnen, wo der Tagelöhner an Kirmes- und andern Festen des Bauern Gast ist und auch im Alter nicht von ihm in Stich gelassen wird. Gleichviel, ob unter solchen Umständen der Tagelöhner ein kleines Grundstück besitzt oder zur Miete wohnt — weil er nicht über seinen Stand hinausstrebt und der Bauer ihm seine Lage erträglich macht, denkt keiner von beiden an eine Änderung. Von Jahr zu Jahr wird das Gebiet, auf dem solche Zufriedenheit möglich ist, immer mehr eingeschränkt.

Nur unter diesen Verhältnissen, bei solcher Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Verträglichkeit, oder daß wirs kurz sagen, christlicher Gesinnung beider Teile kann der Arbeiter persönlich frei und doch dem Gutsherrn, für den er arbeitet, treu sein. Auf gesetzlichem Wege den persönlich freien Arbeiter an ein Gut binden zu wollen, das wäre eine unlösbare Aufgabe. Will man den „freien Arbeitsvertrag" nicht beseitigen, so muß man seine Übelstände mit in Kauf nehmen. Sie zu vermindern, giebt es nur einen Weg: Verminderung der Güter, die Lohnarbeiter brauchen, und entsprechende Verminderung der Zahl der Lohnarbeiter. Je mehr in einer Gegend die Zahl der kleinen und mittlern Besitzer vorherrscht, die ihren Acker selbst bestellen und ihr Vieh selbst warten, desto weniger ist dort von einer Arbeiterfrage die Rede. Schon aus diesem Grunde muß man es bedauern, daß die ursprüngliche Idee der preußischen Könige: Bauernbefreiung ohne Preisgebung des Bauernschutzes, nur unvollkommen verwirklicht worden ist.

Einige andre Mängel der Ablösungsgesetze von 1811 bis 1850 und ihrer Ausführung faßt Knapp im Rückblick des ersten Bandes in folgenden Sätzen zusammen. „Man hätte den Bauernschutz aufs strengste festhalten sollen, statt ihn im wichtigsten Augenblick preiszugeben. Für alle Privatbauern, große wie kleine, hätte man, soweit sie unerblichen Besitz hatten, vor allem die doch thatsächlich meist vorhandene Vererbung zu einem Erbrecht ausbilden sollen; dann wären, selbst bei aufgehobenem polizeilichem Bauernschutz, die unerblichen kleinen Leute nicht so leicht verdrängt und teilweise in Tagelöhner verwandelt worden. Für die Dienstablösung und den Eigentumserwerb hätte ein bestimmter nicht zu langer Zeitraum festgesetzt werden sollen, wie man ursprünglich wollte; dann hätte man im Jahre 1848 nicht mehr mit Zuständen zu rechnen gehabt, die schon am Anfange des Jahrhunderts auch amtlich verurteilt waren. Die zur Regulirung gelangten größern Bauern hat man, mit Preisgebung eines bis dahin streng festgehaltenen Grundsatzes, in den meisten Fällen einen großen Teil ihres Landes abtreten lassen, wodurch ihre Wirtschaft schweren Störungen überantwortet wurde. Sogar die anfänglich (1811) noch festgehaltene Bedingung, daß jedenfalls der Bauer prästationsfähig bleibe, ist von 1816 an in den Hintergrund getreten."

Für die Gegenwart handelt es sich nun darum, dem weitern Fortschritt

Digitized by Google

des Übels, das durch die bisherige Gesetzgebung nicht hat beseitigt werden können, nämlich der weitern Vergrößerung des ohnehin übermäßigen Großgrundbesitzes, Schranken zu setzen. Wäre es den Gutsherren nachgegangen, so hätten wir in Preußen außer ihnen auf dem Lande nichts mehr übrig als proletarische Tagelöhner; sie haben jede Maßregel zu Gunsten der Bauern und der Arbeiter als eine Gefahr für die Landwirtschaft und für den ganzen Staat bekämpft. Der Vergleich mit den Ansprüchen des heutigen Großkapitals und der Großindustrie (alle drei Vermögensformen pflegen bei den mächtigsten Familien vereinigt zu sein) liegt nahe. Der Staat, in dem solche Ansprüche die Oberhand gewinnen, ist verloren. Zur Volksgesundheit gehört eine möglichst gleichmäßige Verteilung des Besitzes, eine möglichst große Anzahl mittlerer und kleiner Besitzer. Damit stehen und fallen der Staat, die Monarchie und die Macht des Monarchen. Der Nationalreichtum mag noch so groß sein, befindet er sich in den Händen verhältnismäßig weniger, so steht der Staat auf schwachen Füßen, wie England längst erfahren haben würde, wenn es nicht durch seine Lage im Meere der Kraftprobe eines Landkrieges überhoben wäre. Von einer Revolution hat die Monarchie dort am wenigsten zu fürchten, wo die überwiegende Mehrheit des Volkes aus Besitzenden besteht und daher an der Erhaltung von Ruhe und Ordnung das größte Interesse hat. Bürger und Bauern endlich besorgen zwar gern ihre Gemeindeangelegenheiten, aber den Staat zu regieren, daran liegt ihnen nichts, während eine grundbesitzende oder Geldaristokratie sehr wohl die Regierung in die Hand nehmen kann, und der Monarch notwendigerweise zu einem Schatten herabsinkt, wenn einige Dutzend seiner Unterthanen über größere Mittel verfügen als er selbst. Es entspricht demnach nicht allein den Überlieferungen des Hohenzollernhauses, sondern auch dem richtigen Begriffe des Volkswohls und des Staates sowie dem Wesen der Monarchie, wenn unser jetziger Kaiser die Fürsorge für den kleinen Mann zum Mittel- und Angelpunkte seiner Politik macht.

Zur Ehrenrettung Ernst Theodor Wilhelm Hoffmanns

In der „Deutschen Rundschau“ sind im vorigen Jahre einige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1813 über die Franzosenzeit erschienen. Die Redaktion bemerkte zu einer davon, daß die Darstellung hinter Erckmann-Chatrian kaum zurückbleibe. Sie hätte das von beiden sagen können, aber leider gingen auch die Gefühle für Deutschland bei beiden Verfassern kaum über Erckmann-Chatrian hinaus. Erckmann-Chatrian fühlte sich immer etwas deutsch, sowie sich jener

Digitized by Google

Naumburger Student der „Deutschen Rundschau," der 1813 sein Tagebuch in Leipzig führte, immer etwas als Franzose fühlte. Dachten aber alle gebildeten Sachsen damals so? Ich glaube nicht. Die wesentlich auf die Nachrichten Friedrich Försters zurückgehenden prächtigen Mitteilungen von Jonas und Stern über das Körnersche Haus in Dresden schon seit 1812 können zwar hier nicht maßgebend sein. Aber die Zeugnisse mehren sich, daß der Körnersche Kreis in Dresden nicht allein stand. Wie unendlich viel nach dem Waffenstillstand im Jahre 1813 der Kampf um die Elbbrücke für das deutsche Gemüt bedeutete, wissen wir durch Kügelgen.

Vervollständigt wird das Bild von dem damaligen Dresden, wenn wir uns vorstellen, wie unmittelbar nach der Besiegung Napoleons Hippel, der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk," seinem dort umherirrenden Freunde E. T. W. Hoffmann, den das Jahr 1806 aus Preußen vertrieben hatte, als Rettungsengel erscheint. Nie war Hoffmann ein Feind der deutschen Sache gewesen. Doch ein Hofer, ein Schill, ein Herzog Öls, ein Dörnberg hatten ihn nicht gerührt. Nun aber steht er plötzlich wie umgewandelt vor seinem Hippel. In seiner „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" erscheint ihm Napoleon, dessen Parade er in Warschau einst Tag für Tag bewunderte, als der Tod. Er sieht schon jetzt nicht ohne Grund auf dem Schlachtfelde bei Dresden, wie das Schlachtfeld seinen blutigen Schoß wieder öffnet, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichtume zu spenden. Ja er vermeint in Alexander und Friedrich Wilhelm dem Dritten das glänzende Sternbild der Dioskuren zu erkennen, das über der Erde aufgegangen sei.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß das, was jetzt auf ihn einstürmte, ihn verwirrt gemacht hätte. Die Politik war im Gegenteil eine Läuterung für den Gespenster-Hoffmann. Im Grunde blieb seitdem die Politik seine amtliche Hauptbeschäftigung. Er wurde nämlich als Kammergerichtsrat zuletzt der wichtigste Dezernent in demagogischen Untersuchungssachen, nachdem er mehrere Jahre lang ohne Zweifel bei dem häufigen Besuche der Weinstube von Lutter und Wegener (er hat dort nach jeder Gesellschaft noch bis zum Morgengrauen gesessen) die Zeitungen mit großem Eifer gelesen hatte. Überall findet sich in seinen Akten der klare Verstand, den er doch auch nicht an allen Stellen seiner Romane von sich wirft, z. B. nicht in den Partien des Kater Murr, vor denen die Worte stehen „M. f. j.," Murr fährt fort, d. h. der Kater erzählt selbst in der ersten Person.

Aus diesen Erinnerungen Kater Murrs erfahren wir gelegentlich, daß auch er durch die strenge polizeiliche Verfolgung der Orden in Gefahr gerät. Ein befreundeter Kater führt ihn zur Nachtzeit über verschiedne Dächer auf ein abgeplattetes Dach, wo ihn zehn stattliche, aber seltsam gekleidete Katerjünglinge mit lautem Inbelgeschrei und Miau empfangen. Kater Murr wird in eine Verbindung aufgenommen, aber er versichert, daß sie keine Abzeichen

Digitized by Google

und Statuten habe. Der Verein beruhe nur auf Gleichheit der Gesinnung und des Geschmackes: jedes Mitglied genieße natürlich Milch und Braten lieber als Brot und Wasser. Alle Katerjünglinge nennen sich du. Einige der auf den Dächern gesungenen Lieder sind lateinisch, namentlich das Gaudeamus und der Kehrreim Ecce quam bonum, bonum et jucundum fratres habitare in unum, aber alles mit Mian. Getrunken wird Punsch. Dem Kater Murr wird es doch etwas schwindlig, weshalb ihn der Freund durch eine Luke nach Hause führt. Längere Zeit gehen den Katerjünglingen diese Zusammenkünfte so hin. Ein neidischer Kettenhund macht zuerst auf das Katergeheul aufmerksam. Zuletzt werfen die Hausknechte mit Holz und Steinen nach den Katerjünglingen. Manchem wird der Fuß mit einem Ziegel zerschmettert, der vorsichtige Murr aber gelangt mit heiler Haut wieder unter den Ofen des Kapellmeisters Kreisler, seines Lehrers und Erziehers.

Diese Satire auf die Burschenschaft ist nicht besser, aber feiner als die Immermanns in den „Epigonen." Auch trifft sie die andern Studentenverbindungen mit, was bei Immermann nicht der Fall ist. Mit den Burschenschaften teilt Hoffmann sogar die Abneigung gegen die kleinen Höfe. Er spricht im Kater Murr vom „kleinen Regentenstühlchen." Ein Herrlein, das darauf sitzt, verlangt nach Hoffmanns Erzählung italienischen Salat. Es fehlt aber an Muscheln, um ihn aufzutragen. Anfangs will sich der Oberküchenmeister aus Verzweiflung das Ragoutmesser in den Leib stoßen. Er besinnt sich aber und läßt den Herrn Oberstallmeister um einen Wagen bitten, weil er die Muscheln aus der Stadt holen will. Der Wagen wird verweigert: es bedürfe dazu einer Kabinetsordre. Zum Glück aber soll der Kapellmeister Kreisler soeben laut Kabinetsordre mit einem alten Jäger auf dem Bocke nach der Stadt hinuntergefahren werden. Kreisler steigt sofort aus und läßt den Oberküchenmeister einsteigen, um die Muscheln aus der Stadt zuholen. „Große Seele!" ruft ihm der alte Jäger nach, wie er vom Bocke aus Kreisler auf einem Richtwege nach der Stadt hinabsteigen sieht.

Die schwungvolle und geistreiche Beobachtung des Tierlebens in Kater Murr wird in Hoffmanns letztem und schlechtestem Romane „Meister Floh" widerwärtig. Meister Floh ist einer von den einexerzirten Flöhen, die von einem Tausendkünstler auch in Berlin mikroskopisch vorgeführt worden waren. Hoffmann zeigt bei dieser Gelegenheit nicht allein Manches von der schmutzigen Wäsche Berlins; er nimmt sogar etwas auf, was er als Untersuchungsrichter aus dem Leben eines ehemaligen Jenaer Studenten erfahren hat. Ja er rühmte sich sogar der Benutzung des Stoffes in seiner Weinstube. Hierdurch aber zog er sich Verdrießlichkeiten zu und mußte den Schluß des Romans, der sich mehr als das schon Gedruckte mit dem Jenaer beschäftigt zu haben scheint, aus der Druckerei zurückverlangen. Der Präsident des Kammergerichtes hatte mit weitern Maßregeln gedroht, doch unterblieben diese wegen seiner letzten

Digitized by Google

Krankheit, und der Leichenstein giebt ihm auch als Beamten das allerbeste Zeugnis.

Man hätte nun erwarten können, daß Robert Boxberger in der großen Hempelschen Ausgabe von Hoffmanns Werken einige Andeutungen über den Verbleib des Schlusses vom „Meister Floh“ gegeben hätte. Er wiederholt aber nur, was schon Hitzig wußte, dem das Nähere über die Immediatuntersuchungskommission offenbar nicht bekannt war. Ich vermute, daß es sich bei dem Schlusse des Romanes wie in dem schon Gedruckten nur um Privatverhältnisse des Jenaers gehandelt hat. Einen Angriff auf die edleren Tendenzen der Burschenschaft enthält nicht einmal der Kater Murr. Einen solchen Angriff noch in den schlüpferigen „Meister Floh“ hineinzulegen und sich mit diesem Angriffe sogar in der Weinstube zu rühmen, wäre doppelter und dreifacher Unsinn gewesen: hatte doch Fouqué, den Hoffmann nächst Hippel am meisten verehrte, augenblicklich mit Immermann gebrochen, als er in dem Berliner Freundeskreise erfuhr, daß Immermann die Teutonia in Halle angeklagt habe.

In diesem Sinne hat nun aber Max Koch in seiner Biographie Hoffmanns (bei Kürschner) dies alles keineswegs aufgefaßt. Minder vorsichtig als Bocksberger zieht er aus der Unterdrückung der letzten Kapitel des „Meister Floh“ Schlüsse über Hoffmanns politische Gesinnung, die vollständig falsch sind. Koch sagt, der Hoffmann eigne Mangel an Patriotismus könne auch sein rücksichtsloses Verfahren als Kriminalrichter in der schmählichen Verfolgung der deutschen Jugend etwas entschuldigen. Entschuldigen? was denn?

Ich muß zunächst den Mangel an Patriotismus bei Hoffmann für seine letzte Lebenszeit bestreiten. Ich habe Hoffmanns Patriotismus schon oben bewiesen durch seine Stellung zu den Dresdner Ereignissen nach dem Waffenstillstande im Jahre 1813. Diese Dinge bespricht auch Koch. Er fügt sogar hinzu, Hoffmann habe sich mit dem Gedanken getragen, in Dresden ein Pulvermagazin in die Luft zu sprengen. Und doch kein Patriot? Vielleicht überlegt sich Koch das noch einmal, wenn ich ihn daran erinnere, daß Hoffmann später auf dem Gendarmenmarkte in Berlin die Hebung der Sittlichkeit des Volkes beobachtete und in derselben Zeit sagte: Es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf. So spricht kein Mensch, der ein Pulvermagazin bloß zu seinem Vergnügen in die Luft sprengen möchte und zu allem Patriotismus unfähig ist.

Im übrigen hat Koch an dieser Stelle zwei Dinge durcheinander geworfen: erstens „das rücksichtslose Verfahren des Romanschreibers“ und zweitens „die schmähliche Verfolgung der deutschen Jugend.“

Dem Romanschreiber verzeihe ich das rücksichtslose Verfahren recht gern, wenigstens wenn es sich in so unbezahlbaren Humor auflöst wie bei den Vagantenlieder singenden Katerjünglingen auf den Dächern. Die „schmähliche Verfolgung der deutschen Jugend“ durch den Kriminalisten Hoffmann würde ich dagegen nicht verzeihen. Höchst wahrscheinlich aber besteht sie nur in Kochs Einbildung.

Digitized by Google

Hoffmann war nämlich 1820 der Dezernent der Immediatuntersuchungskommission gegen die Demagogen in dem Hauptprozesse gegen Friedrich Ludwig Jahn, der allerdings damals der Zahl seiner Lebensjahre nach nicht mehr dem Jünglingsalter angehörte. Der Bericht des Dezernenten wurde in diesem Falle zu einer glänzenden Verteidigung Jahns, die sich in Jahns Nachlasse fand und von mir schon 1855 auf nicht weniger als hundert Seiten im Anhange der ersten Auflage von Jahns Leben veröffentlicht worden ist, was Robert Boxberger und Max Koch entgangen ist. Studenten kommen in den Aktenstücken fast gar nicht in Betracht. Gegen einen Gymnasiasten dagegen, der durch seine Unvorsichtigkeit die Verhaftung des Turnvaters veranlaßt hat, läßt der Kriminalist in schonender Weise etwas weniges von der Ironie des Romanschreibers gegen die Katerjünglinge durchblicken. Alle paradoxen Äußerungen Jahns werden von Hoffmann zusammengestellt. Teils will er dadurch beweisen, daß alle diese Reden nur bildliche Ausdrücke ohne Hochverrat seien, teils sollen sie auch bloß zur Vervollständigung der Hoffmannschen Charakteristik Jahns dienen. Jahns Teilnahme an der Burschenschaft ist für Hoffmann unbewiesen. Wenn über hundert Exemplare einer Verteidigung des Wartburgfestes in Jahns Hause gefunden worden sind, so beweist dies bloß, daß er sie nicht verteilt hat. Aber wohlgemerkt, meint Hoffmann, der gegen Napoleon gerichtete deutsche Bund (verschieden vom Tugendbund) ist 1810 von Jahn und Friesen in Berlin gestiftet worden. Nun behaupteten zwar mehrere ehemalige Mitglieder desselben, daß in ihm der Gedanke an die Republik nicht ausgeschlossen gewesen und insofern wohl auch die nunmehrige Burschenschaft die Fortsetzung des deutschen Bundes sei. Hier zeigt sich Hoffmanns hervorragende Beobachtungsgabe, indem er darlegt, daß den Burschenschaftern von 1817 und den Patrioten von 1810 auch solche Ideen des Umsturzes untergeschoben wurden, an denen sie ganz unschuldig waren. Ohne große theologische und geschichtliche Vorkenntnisse deutet er an, daß sich noch der alte Gedanke aus der Zeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, Deutschland wieder in Religion und Politik unter einen Hut zu bringen, einmische, aber durchaus nicht wie in der Lehninischen Weissagung von Brandenburg, sondern von Wien aus. Wäre aber wirklich der deutsche Bund von 1810 auf Einführung der Republik ausgegangen, so müßte man nach Hoffmann damit anfangen, die Denunzianten, da diese jetzt ihrer Teilnahme an dem deutschen Bunde geständig seien, nach dem preußischen Landrechte noch zu „simpler Todesstrafe ohne Verschärfung“ zu verurteilen. Es sei aber doch nicht nötig, denn ihre Denunziation sei falsch. Allerdings hätte der deutsche Bund nach dem Tode der Königin Luise kein volles Zutrauen zum Könige gehabt. Es könnte vielleicht die Frage aufgeworfen worden sein, was man zu thun hätte, wenn Preußen dem Schicksale Spaniens entgegenginge. Aber Hoffmann zeigte, daß nur einer die Antwort: Republik offen ausgesprochen hatte, und

Digitized by Google

daß dieser gerade einer der nunmehrigen Denunzianten war. Warf man dem deutschen Bunde vor, daß seine Mitglieder den Krieg auf eigne Hand hätten anfangen wollen, so antwortete Hoffmann, daß ja dann die Einzelnen schon 1809 mit Schill hätten ausziehen können. Er behauptete, daß sie es im Gegenteil vertrauensvoll den Staatsmännern und Generalen hätten überlassen wollen, den richtigen Augenblick der Volkserhebung zu bestimmen. Das habe Gneisenau und habe Scharnhorst gewußt. Durch diese sei wahrscheinlich auch der König einmal von dem Bestehen des Bundes unterrichtet worden. Die Mitglieder hätten sich für das Lützowsche Freikorps aufgespart, das eine Schöpfung des Bundes sei. Als Schöpfer des Lützowschen Freikorps dürfe aber Jahn mit seinen Freunden nicht angeklagt werden, weil der König diese Freischar ausdrücklich unter seine regulären Truppen eingestellt habe.

Im Jahre 1812 löste sich der deutsche Bund auf. Das Bundesbuch verschwand. Es ist nicht gewiß, ob es in einer eisernen Kiste beim „düstern Keller" an der Hasenheide vergraben wurde oder nicht. Der düstere Keller, wie es scheint, damals ein angesehener und behaglicher Fuhrmannsgasthof vor dem Hallischen Thore, wo auch die von Bornemann plattdeutsch besungenen Berliner Donnerstagsmahlzeiten stattfanden, war die Stammkneipe der Turnlehrer und Bundesbrüder. Das Verschwinden des Bundesbuches in einem eisernen Kasten war so gut als erwiesen. Die Denunzianten schlossen auch hieraus auf Hochverrat. Warum aber, sagt Hoffmann, sollte denn das Bundesbuch den Franzosen in die Hände fallen, als sie nach Rußland gingen?

Hier stehen wir an der Quelle der volkstümlichen Bewegung von 1813. Es ist natürlich nicht richtig, daß Jahn im Jahre 1809 mit Schill (einem ganz ausgezeichneten Strategen, weit über Lützow) wesentlich noch nicht einig gewesen sein soll. Er war im Gegenteil schon seit 1806 wie ein spanischer Guerillero mit zwei Dolchen im Gewande umhergezogen. Dennoch hatte er von Anfang an als Ziel eine allgemeinere Volkserhebung vor Augen. Zuerst in dem Bundesbuche und dann in der eisernen Bundeslade befand sich, wenn auch vielleicht kein Tropfen demokratischen Öles, so doch unter allen Umständen der Sauerteig, ohne den nachher die allgemeine Volkserhebung, zu der es Theodor Körners und der andern Lützower bedurfte, nicht hätte aufgehen können. Es geschah nicht ohne diesen volkstümlichen Sauerteig, daß die Bewegung von 1813 und 1815 so kostbar bereitet wurde.

Dies alles hat Hoffmann in seinem Berichte der unmittelbar unter den Minister von Schuckmann gestellten Immediatuntersuchungskommission zuerst erkannt und sehr rein dargestellt. So antwortete mir denn Max Duncker, bekanntlich einer der vorzüglichsten Kenner der preußischen Geschichte, als ich ihn im Jahre 1855 auf einem Spaziergange nach der steinernen Renne bei Hasserode fragte, ob er dies damals von mir dem Druck übergebene Hoffmannsche Aktenstück genau durchgelesen habe: „Das Ding ist monumental." Max Duncker

Digitized by Google

wollte damit sagen, daß wir ohne diese einsichtsvolle Arbeit eines Zeitgenossen schon damals den Ursprung der demagogischen Untersuchungen aus den Freiheitskriegen gar nicht mehr würden begreifen können.

Während es erwiesen ist, daß das Bundesbuch vorhanden war, ist es zweifelhaft geblieben, ob bei der Aufnahme in den Bund ein Eid geschworen wurde. Die spätern Denunzianten haben auch dies behauptet. Einer fügte sogar hinzu, daß durch den Eid der, der am Bunde zum Verräter würde, mit dem Tode bedroht worden sei. Die andern ehemaligen Mitglieder des deutschen Bundes, nunmehr vornehme Beamte und keineswegs mit Jahn im Gefängnis, behaupteten, daß kein Eid geschworen worden sei. Einer aber, Wolf Feuerstein, schloß sich insofern den Denunzianten an, als er zu Protokoll gab, ein Eid sei allerdings geleistet worden. Dies war deshalb für Jahn belastend, weil nun auch die Bedrohung mit dem Tode noch als möglich gedacht werden konnte, bei der jeder an Jahn als das über Leben und Tod gebietende Oberhaupt einer Loge gedacht hatte. Hoffmann sagte daher, diese Aussage Wolf Feuersteins hätte gar nicht zu Protokoll genommen werden dürfen ohne die Bemerkung, daß man sich mit Wolf Feuerstein darüber verständigt habe, an welche unerläßliche Formen jeder Eid gebunden sei.

Hoffmann sah offenbar die Tragweite dessen, was Feuerstein zu Protokoll gegeben hatte, voraus. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Feuersteins ungünstiges Urteil über Jahn auf dessen spätern Freund Gervinus und durch Gervinus auf Treitschke übergegangen ist. Von einer knorrigen Eiche sind gewöhnlich auch einige krumme Wurzeln über der Erde zu sehen. Will man nun aber ringsumher die Wurzeln von Erde entblößen, so wird der ganze Baum dadurch untergraben. Das hat Wolf Feuerstein beim alten Jahn gethan, aber Gervinus und Treitschke sind der Wahrheit nicht näher gekommen.

Ich gebe zu, daß das Urteil der Turner und auch das meines Freundes Euler über Jahn etwas zu günstig ist. Seine Charakterzeichnung durch Hoffmann ist die allein richtige. Wenn er einige unbegründete Ausreden Jahns in seinen Bericht aufgenommen hat, um ihm nicht ohne Grund zu schaden, so handelt es sich um die Vorurteile einer politisch noch unreifen Zeit und um Nebendinge. Hoffmanns krystallheller Bericht über die Jahnsche Untersuchung ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege und der erste glückliche kulturhistorische Versuch des neunzehnten Jahrhunderts.

Was Hoffmann selbst anlangt, so hatte er schon nach der Schlacht bei Dresden die Hoffnung ausgesprochen, daß es ihm vielleicht vergönnt sein werde, sich noch zu etwas Ordentlichem emporzuarbeiten. Man kann diese Worte allerdings darauf beziehen, daß seine ganze Thätigkeit als Romanschreiber erst nach der Dresdner Zeit anfängt. Wenn ich aber die ganze Zeit seiner Thätigkeit als Romanschreiber von 1814 bis 1822 durch das Jahr 1818,

Digitized by Google

in dem die demagogiſchen Unterſuchungen begannen, in zwei gleiche Hälften teile, ſo ſteht die zweite, wenn ich vom „Meiſter Floh“ abſehe, nicht allein überhaupt in ſittlicher Hinſicht höher, ſondern er greift nun auch zu den vaterländiſchen Stoffen. Allerdings hatte Hoffmann ſchon, ehe er nach Leipzig und Dresden kam, in Bamberg als Vorläufer Richard Wagners gewirkt. Was jedoch Hoffmanns Novellen über die Meiſterſinger und die Wartburg betrifft, ſo hatte er ſeinen vielgeprieſenen „Meiſter Wacht“ ſogar erſt zwei Jahre nach dem Aktenſtücke über den deutſchen Bund abgefaßt. Sein Verkehr mit Jahn wird den meiſten Einfluß auf die Arbeit gehabt haben.

Auf dem Aktenſtücke über Jahn nennt er ſich übrigens nicht E. T. A., ſondern E. T. W. Hoffmann; nicht Amadeus, ſondern wie er wirklich hieß, Wilhelm. So habe ich ihn denn auch in dieſer Ehrenrettung wieder ſo nennen wollen.

Steglitz H. Pröhle

Die Rembrandt-Ausſtellung im Berliner Kupferſtichkabinet*)

3

In den äußern Lebensverhältniſſen des Künſtlers rief der Tod ſeiner Gattin Saskia zunächſt keine allzugroßen Veränderungen hervor: er blieb in ſeinem 1631 erworbenen geräumigen Hauſe in der Breedſtraat, im Amſterdamer Ghetto, wohnen, umgeben von all den reichen Kunſtſchätzen, die uns ein ſpäter aufgenommenes Inventar aufzählt: Antiken, Gemälden aller Schulen, Handzeichnungen und Kupferſtichen, wertvollen Rüſtungen, orientaliſchen Stoffen, Koſtümen, Muſikinſtrumenten und Kurioſitäten aller Art. Ein echtes Künſtlerheim mit einem Stich ins Grillenhafte des Sammlertums. Für ſeinen Sohn Titus ſorgte eine alte Magd, Gertgen Dirks, die ſpäter durch die junge Hendrikje Stoffels erſetzt wurde; dieſe friſche Schönheit vom Lande — Bode glaubt ſie in dem Porträt des Salon Carré im Louvre wiederzuerkennen — that es offenbar dem Meiſter an, denn im Jahre 1652 beſchenkte ſie ihn mit einem Kinde, das aber ſchon im Jahre ſeiner Geburt wieder ſtarb. Daß er dieſe ſeine Haushälterin geehelicht habe, iſt ebenſowenig wahr, wie eine früher behauptete dritte Ehe mit einer Katharina van Wyck.

*) Vergleiche die beiden Aufſätze in Nr. 44 und 48 des vorigen Jahrganges.

Digitized by Google

Ein Rückgang der Vermögensverhältnisse führte im Jahre 1656 zu einer Zahlungseinstellung, und die Geldsorgen verließen den alternden Künstler seitdem nie wieder. Hendrikje und Titus suchten durch den geschäftsmäßigen Vertrieb seiner Werke den Lebensunterhalt zu sichern. Aber auch hier boten sich Schwierigkeiten, da die öffentliche Meinung entschieden zu Ungunsten des Meisters umgeschlagen war. Houbraken weiß viel davon zu erzählen, daß Schüler Rembrandts, wie Hoogstraten, Bakker und Maes, die sich seine Malweise angeeignet hatten, mit vieler Mühe sie sich wieder abgewöhnen mußten, als „der Welt noch vor dem Tode Rembrandts von wirklichen Kunstkennern und infolge der Einfuhr italienischer Arbeiten die Augen geöffnet wurden, und die helle Malweise wieder in Übung kam." Besonders seien es die Frauen gewesen, die „an der hellen Farbe mehr Gefallen fanden als an der braunen."

Die Manier Rembrandts hatte sich in der That verändert; er wagte, ganz er selbst zu sein, ohne jedes Zugeständnis an den Geschmack der faden Kunstliebhaber, die ihn denn auch bald, wie der Dichter Vondel, als „Sohn der Finsternis und Nachteule" verspotteten. Das heute von dem Publikum wohl ebenso urteilslos und einseitig bewunderte „Helldunkel" in seinen Bildern und Radirungen war es, was die Masse damals abstieß. „Er entblödete sich nicht, sagt Houbraken, die Luft hinten in eine düstere Nacht zu verwandeln, trotzdem daß die Figuren im Vordergrunde seiner Bilder in vollem Tageslichte stehen." Die ersten, allerdings keineswegs blöden Meisterleistungen des „Clairobscur" unter seinen Radirungen sind wohl die vielbewunderten Porträts aus dem Jahre 1647: Ephraim Bonus, genannt Le juif à la rampe, und der Bürgermeister Six. Der jüdische Arzt, der die Treppe vom Krankenzimmer herabsteigend stehen bleibt und mit seinem klaren Auge sinnend unter der breiten Hutkrempe hervorblickt, ist ähnlich, wie die Gestalten der Syndici in dem Gemälde des Rijksmuseums, ein Bild, dessen Bedeutung weit über das Bildnismäßige hinaus in der meisterhaften Wiedergabe des augenblicklichen Seelenzustandes liegt. Wie anders die Stimmung des Bürgermeisters Six, der ebenso wie Ephraim Bonus zu dem engern Freundeskreise des Meisters gehörte! Der mit vornehmer Eleganz gekleidete Beamte lehnt am Fenster seines mit Kunstwerken geschmückten Gemachs, noch einmal die Handschrift einer seiner Dichtungen überlesend, fern von allen Sorgen seines verantwortungsvollen Berufes, sein träumerischer Blick schweift in das klassische Land seiner Poesien; vielleicht ist es das Schicksal des Jason und seiner Gattin Kreusa, das ihn beschäftigt, und das auch Rembrandt in Anlehnung an eine der Dichtungen seines Freundes in einer Radirung verewigt hat. Das geheimnisvolle Weben dichterischen Geistes kann nicht stimmungsvoller bis in die leblose Umgebung hinein wiedergegeben werden, als wie es hier geschehen ist. Das vom Fenster hereinfallende Licht erhellt nur das Haupt des Dichters, alles übrige bleibt im Halbdunkel. Aber wie ist dieses Halbdunkel belebt! wie

Digitized by Google

deutlich vermag man selbst noch die Feinheiten der einzelnen Stoffe in dieser „düstern Nacht" des Hintergrundes zu unterscheiden! Besondres Interesse nimmt das ausgestellte Berliner Exemplar des zweiten Zustandes dieser Radirung in Anspruch wegen der Weißhöhungen, die, wohl von Rembrandts eigner Hand hinzugesetzt, Zeugnis ablegen von der liebevollen Sorgfalt, mit der der Meister die Wirkung seiner Arbeiten abwog. Doch wir dürfen uns in dieser summarischen Schilderung nicht mit gleicher Liebe in die Einzelheiten dieses Wunderwerkes versenken, da uns der Reichtum der noch zu betrachtenden Schöpfungen Rembrandts zur Eile treibt. Prangt doch auf derselben Schmalwand des Ausstellungsraumes neben dem wunderbaren Selbstporträt von 1648, das den Meister, gebeugt von herben Lebenserfahrungen, ohne den kecken, fast schelmischen Ausdruck seiner jugendlichen Kostümbildnisse, aber mit dem tiefdringenden Blick eines echten Menschenkenners, bei der Arbeit sitzend zeigt, neben den immer wieder veränderten Zuständen des sogenannten kleinen Coppenol — die reifste und unvergeßlichste seiner Radirungen, das „Hundertguldenblatt." Es bezeichnet den Gipfelpunkt seiner Leistungsfähigkeit in Auffassung und Technik. Der schlichte, in drei Worten wiedergegebene Vorgang: Christus, Kranke heilend, ist hier in einer kaum jemals wieder erreichten Tiefe aufgefaßt und mit einer ringshin wirkenden Kraft des Ausdruckes dargestellt worden. Der Seelenmaler schwelgt in der mit Worten schlechthin nicht erreichbaren Fülle und Abstufung von Empfindungen; in jeder Gestalt spiegelt sich die erlösende That des Heilandes, der selbst, ein echter Arzt, gelassen, mit mildernsten Zügen in der Mitte der innerlich so erregten Schar steht, anders wieder. Da ist Vertrauen, gesteigert bis zu inbrünstiger Hingebung, Scheu, abwartende Haltung, Mißtrauen, Zweifel, Hohn neben stumpfsinniger Resignation — eine Flut meist verhaltener Empfindungen, ohne jede leidenschaftliche Geberde und Bewegung, in der Schwebe gehalten durch die fast ängstliche Aufmerksamkeit, die sich auf den Mittelpunkt der Szene richtet. Nicht das vollendete Wunder, nicht den Erfolg stellt der Künstler dar, sondern den vorausgehenden Augenblick der Erwartung. Auch technisch gehört dieses fast durchweg mit der kalten Nadel ausgeführte Blatt (nur die Umrisse sind vorgeätzt) zu den reifsten und vollendetsten Schöpfungen des Meisters. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß der zu Lebzeiten Rembrandts bereits Aufsehen erregende Preis von 100 Gulden für den nur in acht Abdrücken bekannten ersten Zustand auf 33000 Franks gestiegen ist, zu welchem Preise das ausgestellte Berliner Exemplar in der Versteigerung Bucceugh 1887 erworben wurde.

Mehr und mehr sehen wir in den folgenden Jahren den Künstler auf rein malerische Wirkungen seiner Radirkunst hinarbeiten. Man hat sich früher über die technischen Geheimnisse seiner Arbeitsweise den Kopf zerbrochen, und doch hat er keiner besondern Vorrichtungen und Handgriffe bedurft, um seine allerdings nie wieder erreichten Leistungen zu erzielen. Eine namentlich von

Digitized by Google

modernen Nachtretern übertriebene Vorliebe für die Wirkungen des stehengebliebenen Grates, jener neben den Furchen der Nadel austretenden Kupferteilchen, die eigentlich mit dem Schaber entfernt werden sollten, so wie das Eintuschen einzelner Teile der Platte mit Ätzwasser ist vielleicht das Einzige, was von der Technik seiner Zeitgenossen abweicht. Wir sehen namentlich in einigen Radirungen um die Wende der fünfziger Jahre, wie in dem Dr. Faustus, der Flucht nach Ägypten, der Grablegung Christi, technische Versuche in dieser Richtung; ebenso in dem 1652 datirten Blättchen, das in Anlehnung an die Komposition des Hundertguldenblattes Christus predigend zeigt und durch ein Mißverständnis den sinnwidrigen Beinamen La petite tombe erhalten hat; es war nämlich zu Lebzeiten Rembrandts unter dem Spitznamen „das kleine Blättchen des La Tombe," eines Kunstliebhabers, der die Platte der Radirung besaß, bekannt, und erst spätern Geschlechtern war es vorbehalten, daraus ein „kleines Grab" zu machen. Gerade bei diesem Blatt ist der Unterschied zwischen Zuständen voller Grat und solchen, die mit dem Schaber überarbeitet sind, bedeutend. Die sammetartige Wirkung eines gratigen Abdruckes auf japanischem Papier wird in England besonders hochgeschätzt und mit 1000 Franks bezahlt, während ein Abdruck ohne Grat med het wette mouwtje — d. h. wo der Ärmel des Turbanträgers links nicht mehr von Grat bedeckt ist — kaum 30 bis 40 Franks erzielt. Das mag zur Illustration für die in Sammlerkreisen herrschende Feinschmeckerei dienen, die sich allerdings oft außerhalb der Grenzen vernünftiger Erwägung bewegt.

Die mehr und mehr breiter werdende Behandlung, wohl mit hervorgerufen durch die Anwendung stumpferer Nadeln und schärfere Ätzung, zeigt sich recht deutlich in den Arbeiten des Jahres 1654, wie der Kreuzabnahme bei Fackelschein, Christus bei den Jüngern in Emaus, der Beschneidung Christi u. a. Besondres Interesse bietet noch die in demselben Jahre entstandene kleine Heilige Familie mit der Katze wegen des Umstandes, daß Rembrandt das Motiv der hockenden und ihr Kind an die Brust drückenden Madonna offenbar einem Kupferstich Andrea Mantegnas entlehnt, dann aber in seiner Weise umgebildet hat. Es lassen sich kaum zwei größere Gegensätze denken, als der unter antiken Vorbildern nach plastischer Schärfe strebende Paduaner und der durchaus individuell-realistische und nur auf Licht- und Farbwirkungen sinnende Holländer. Trotzdem ist Rembrandt vielfach den Anregungen italienischer Meister, deren Werke er eifrig sammelte, gefolgt; es ist keine müßige Reminiscenzenjägerei, wenn man diesen Spuren nachgeht: gerade die Art, wie ein bedeutendes Genie die Werke seiner Vorgänger studirt, was er aus ihnen herauszulesen vermag, giebt uns oft die wertvollsten Aufschlüsse über das Wesen seines künstlerischen Schaffens und seiner Entwicklung. Bei Rembrandt werden wir natürlich einer sozusagen wörtlichen Entlehnung selten begegnen; anders bei seinen Schülern, von denen z. B. Gerbrant van den Eckhout sich nicht scheute, die besonders

Digitized by Google

ausdrucksvolle Gestalt des Simeon aus der 1654 entstandenen Darreichung Christi im Tempel seiner gemalten Darstellung desselben Gegenstandes in der Berliner Galerie als wirksamen Blender einzuverleiben.

Unter den Porträts der spätern Jahre verdienen besondre Aufmerksamkeit der sogenannte große Coppenol, von dem die Berliner Sammlung nur den vierten Zustand besitzt, der alte Haaring und sein Sohn Thomas, genannt der junge Haaring, sowie der in der Lichtwirkung an das Bild des Jan Six erinnernde Kunstsammler Abraham Fransz und der liebenswürdig dreinschauende Künstlerkopf des Goldschmiedes Jan Lutma aus Groeningen. Der Besitz der seltensten und kostbarsten Bildnisradirung Rembrandts, des Advokaten Tolling, eines Blattes, das in seinem ersten Zustande bis zu 40 000 Franks bezahlt worden ist, ist für das Berliner Kupferstichkabinet vorläufig noch ein frommer Wunsch. Dagegen finden wir in der Ausstellung neben dem großen Hauptblatt dieser Zeit, dem Ecce homo in die Breite, ein nicht minder kostbares Werk, den ersten Zustand der drei Kreuze, einer durch die visionäre Wirkung der Lichtführung wunderbar ergreifende Darstellung der weltbewegenden Tragödie auf dem Berge Golgatha: Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde — und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus. Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf.

Während sich Rembrandt bei seinen neutestamentlichen Darstellungen von dem Text der heiligen Schrift anregen ließ, dürfen wir für die zahlreichen Szenen aus der alttestamentlichen Geschichte wohl auf die Geschichte der Juden des Flavius Josephus hinweisen, die sich in seinem Besitze befand, und deren Lektüre seine Einbildungskraft gewiß mannigfach belebt hat. Im einzelnen läßt sich das bei einer ältern Radirung des Meisters, die Abraham im Gespräche mit seinem Sohn darstellt, nachweisen, aber auch die fast ans Groteske streifende, behagliche Schilderung der Bewirtung der drei Engel durch Abraham dürfte von den Schilderungen des jüdischen Geschichtschreibers beeinflußt sein. Verschmähte es doch der Meister sogar nicht, ein Buch seines Freundes Menasse Ben Israel — dessen Züge er übrigens auch in einem meisterhaften Bildnis verewigt hat — mit seinen Radirungen zu schmücken; die vier kleinen Blättchen: die Statue Nebukadnezars, die Vision Daniels, die Jakobsleiter und der Kampf Davids mit Goliath waren als Illustrationen jenes in spanischer Sprache geschriebenen Buches bestimmt. Völlig im Unklaren sind wir über den Sinn der merkwürdigen Radirung, die als allegorisches Grabmal bezeichnet wird, trotz aller Bemühungen, die Darstellung mit historischen Ereignissen der Zeit in Verbindung zu bringen. Die Zahl solcher sinnbildlichen Vorstellungen in dem Radirwerke Rembrandts ist klein, aber wir bewundern auch in diesen wenigen Versuchen den in die Tiefe dringenden Geist und die

Digitized by Google

Unmittelbarkeit seiner künstlerischen Gestaltungskraft. Den Beschluß der ausgestellten Radirungen bilden einige weibliche Aktfiguren, die Frau im Bade, die Frau am Ofen und die Frau mit dem Pfeil. Mit verblüffender Schärfe der Beobachtung verbindet sich hier eine solche Kenntnis der Anatomie und eine solche technische Gewandtheit in der Modellirung, daß wir auch von diesen Denkmälern Rembrandtischen Geistes den Eindruck völlig ungebrochener künstlerischer Kraft empfangen. Die Frau mit dem Pfeil ist die letzte unter den datirten Radirungen des Meisters. Seit dem Jahre 1661 legte er die Radirnadel beiseite und widmete sich in den letzten acht Jahren seines Lebens ausschließlich der Malerei.

Rembrandts Schöpfungen, in deren unerschöpflichen Reichtum wir hier nur einen kurzen Blick thun konnten, werden die vielfach urteilslose Götzendienerei unsrer Tage ebenso siegreich überdauern, wie die Geringschätzung, mit der ihnen vergangene Jahrhunderte begegneten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Stichwahl in Bochum. Für den, der dem Parteigetriebe fernsteht und sich daher ein unbefangnes Urteil bewahrt hat, sind die Vorgänge bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreise Bochum in hohem Maße belehrend. Während auf der einen Seite alles, was den Namen liberal trägt, einschließlich der demokratischen Richtung der Frankfurter Zeitung, zusammentrat, um den nationalliberalen Kandidaten zu unterstützen, erfolgte auf der andern Seite im letzten Augenblick eine Verständigung der Führer der Bergarbeiter mit dem katholisch-sozialen Zentrumskandidaten auf der Grundlage der Anerkennung einer Anzahl von Forderungen der Bergarbeiter.

Daß bei dieser Gruppirung der Nationalliberale mit etwa 1200 Stimmen gesiegt hat, erscheint als eine Thatsache von geringerer Bedeutung gegenüber der allgemeineren Betrachtung, zu der die in Bochum erfolgte Parteigruppirung den Anlaß giebt.

Freilich, was der richtige Fraktionspolitiker sagen wird, das wissen wir genau. Es wird sich ein großes Lärmen erheben ob der Grundsatzlosigkeit des Zentrums, das, obwohl es der ärgste Feind der Sozialdemokratie zu sein vorgebe, dennoch sich durch sozialpolitische Zugeständnisse sozialdemokratische Stimmen erkauft habe; es wird gehöhnt werden über die sozialdemokratischen Führer, die die Massen so wenig in der Gewalt hätten, daß sie, obwohl die offizielle Wahlparole auf Wahlenthaltung gelautet habe, einfach diese Parole für nichts geachtet und sich unbekümmert um die Führer mit dem Zentrumsmanne vereinigt hätten. Zum Schlusse wird dann die Moral der Geschichte in einigen fulminanten Artikeln über die

Digitized by Google

Verwerflichkeit des Stimmenschachers und des Stichwahlsystems, das die politischen Sitten verderbe, erörtert werden.

Nein, meine hochweisen Herren Fraktionspolitiker. Hier liegt weder Stimmenschacher noch sonst etwas Verwerfliches vor. Was in Bochum erfolgt ist, das ist der Durchbruch des gesunden Menschenverstandes, der die Parteischablone zersprengt hat, der Durchbruch des Gedankens, daß es die Gegensätze auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete sind, um die sich heutzutage alles dreht. Sie haben dazu geführt, daß katholische Sozialreformer mit gemäßigten Bestandteilen der Sozialdemokratie, denen die gewerkschaftlichen Interessen ihre Haltung vorschrieben, sich zusammentaten, um Front zu machen gegen offene und geheime Gegner einer durchgreifenden Sozialreform.

Es soll hier nicht für die eine oder die andre Richtung Partei ergriffen werden. Das aber muß gesagt werden, daß, wenn hier von einem ungesunden Zustande die Rede sein soll, er nicht in dieser im letzten Augenblick vorgenommenen Parteigruppirung, sondern vielmehr darin liegt, daß diese natürliche Gruppirung bis zum letzten Augenblicke durch unser jetziges Parteisystem verhindert werden konnte.

Schaffe man zunächst lebendige, die Aufgaben der Gegenwart begreifende Parteien, dann werden die Stichwahlüberraschungen von selbst aufhören.

Die Wehrkraft der ländlichen und der städtischen Bevölkerung. Wenn auch die Ergebnisse der letzten Volkszählung noch nicht ganz bekannt geworden sind, so darf man doch aus den von vielen Seiten zusammengeflossenen Nachrichten mit Sicherheit schließen, daß die Landbevölkerung nicht in annähernd demselben Maße gewachsen ist, wie die der Städte, daß diese aber ihren unverhältnismäßigen Zuwachs nicht etwa der größern Fortpflanzungsfähigkeit ihrer Bewohner, sondern sehr viel mehr dem fortdauernden Zuzug vom platten Lande verdankt. Dieses nicht wegzuleugnende Verhältnis ist in mannichfacher Beziehung folgenreich und ist daher auch schon den verschiedensten Betrachtungen unterzogen worden. Dabei wird jedoch eine ihrer wichtigsten Wirkungen, die auf die Wehrkraft der Nation, meist recht schlecht behandelt. Selbst in solchen rein statistischen Fragen läßt es die leidige Politik zu keinem unparteiischen Urteile kommen, daher erwähnt ein großer Teil unsrer Presse diese Dinge überhaupt nicht. Ein andrer streift sie zwar, aber ohne sich auf gründliche Erörterungen einzulassen, wobei für ihn der Umstand maßgebend sein mag, daß es zur Zeit noch an den nötigen Unterlagen fehlt. Diese, wenn auch nur in geringem Maße, mit herbeischaffen zu helfen oder vielmehr durch Nachrichten über sie zu ihrer Aufstellung anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Dem praktischen Militär ist es schon längst kein Geheimnis, daß der Mannschaftsersatz aus der städtischen Bevölkerung nicht nur weit weniger zahlreich ist als aus der ländlichen, sondern daß auch die ländliche an körperlicher Tüchtigkeit, die doch in der Regel die Vorbedingung der geistigen Leistungsfähigkeit ist, der städtischen durchschnittlich bedeutend überlegen erscheint. In militärischen Kreisen steht man deshalb dem städtischen Ersatz fast durchweg mit gelindem Mißtrauen gegenüber und scheut oder scheute sich nur dies öffentlich zur Sprache zu bringen, weil man, wenigstens meines Wissens, bisher nicht in der Lage war, den Erfahrungssatz mit Zahlen zu belegen. Es ist dies nicht ganz leicht, denn es handelt sich dabei darum, sich in eine große Zahl dicker „Grundlisten“ (vergleiche § 44, 3 der Wehrordnung), die alle in einem bestimmten Jahre zur Stellung vor den

Digitized by Google

Ersatzbehörden verpflichteten Stellungspflichtigen eines und desselben Verbandes, sowie die über sie beim Aushebungsgeschäft getroffenen Entscheidungen enthalten, zu vertiefen, eine Thätigkeit, die bei der Trockenheit des zu verarbeitenden Stoffes nicht jedermanns Sache ist. Unterzieht man sich aber dieser Mühe, so kommt man zu sehr merkwürdigen Ergebnissen.

Ich ging bei meinen Untersuchungen davon aus, daß es für den vorliegenden Zweck genügen müsse, die Zahl derjenigen Leute zu ermitteln, die, in ein und demselben Aushebungsbezirke geboren, durchschnittlich jährlich als waffentüchtig befunden werden. Aus Vergleichen zwischen den Durchschnittssummen der städtischen und der ländlichen Bezirke, auf das Hundert oder Tausend der Einwohnerzahl bezogen, mußte sich dann ergeben, welches Verhältnis zwischen ihrer militärischen Leistungsfähigkeit besteht. Selbstverständlich durfte ich mich nicht auf die Zählung der jährlich bei dem aktiven Heer eingestellten (einschließlich der freiwillig eintretenden) beschränken, da man durch sie nur die Verteilung des Ersatzbedarfs, die vom Kriegsministerium jedes Jahr auf Grund der durch die gesetzlich beschränkte Friedenspräsenzstärke bestimmten Bundesersatzverteilung besorgt wird, anrechnen kann, nicht aber die wirklich vorhandene Zahl waffentüchtiger Männer. Diese ist allein durch Mitzählung der zur Ersatzreserve und zum Landsturm ersten Aufgebots übertretenden zu erfahren, die alle im Mobilmachungsfall und ebenso bei einer etwaigen, vielleicht ja auch in Aussicht stehenden thatsächlichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht als tauglich zum Heeresdienst mit oder ohne Waffe herangezogen werden würden. Ferner stellte sich im Verlauf meiner Arbeiten heraus, daß die Durchschnittszahlen der großen Städte (über 100 000 Einwohner) außer Betracht zu lassen seien, sie würden die Wagschale der städtischen Bevölkerung allzu tief niedergedrückt haben. Freilich darf man sich die Gefahr einer derartigen Ungenauigkeit nicht verhehlen, denn nicht weniger als reichlich vier Millionen Deutsche leben in so großen Gemeinwesen. Trotzdem habe ich diese Maßregel mit Rücksicht darauf angewendet, daß ich Zählungen nur im nordwestlichen Teile Deutschlands, wo wohl die gesundeste Landbevölkerung wohnt, vornehmen konnte, und gleichzeitig in der Hoffnung, daß später von berufener Stelle ganz zuverlässige Untersuchungen werden gemacht werden.

Die Ergebnisse der nach diesen Grundsätzen angestellten Betrachtungen sind geradezu verblüffend: in den Städten werden durchschnittlich in jedem Jahre nur 3,8 waffenfähige Männer auf jedes Tausend der Bevölkerung gefunden, auf dem platten Lande (einschließlich der Städte, die keinen eigenen Stadtkreis bilden) nicht weniger als 9,8. Das heißt also mit andern Worten: Die Landbevölkerung ist für die Wehrkraft der Nation dreimal mehr werth als die städtische!

Es ist wohl überflüssig, hieran lange Schlußfolgerungen zu knüpfen. Jeder, der sehen will, wird die sich aus der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes ergebenden Gefahren erkennen und mitarbeiten müssen, ihnen zu begegnen. Denn was hilft uns das Aufblühen der Industrie, des Handels, welche Vorteile können wir selbst aus dem Aufschwung der Kunst, dem Wachsen der Bildung ziehen, wenn wir schließlich aus Mangel an waffentüchtigen, wehrhaften Männern nicht in der Lage sind, die genannten Errungenschaften des Friedens, die wir meinetwegen zum größten Teil den Städtern verdanken, vor der zupackenden Faust des Feindes zu schützen?

Darüber wird man wohl einig sein, daß etwas Durchgreifendes und möglichst beizeiten, ehe es zu spät ist, geschehen muß; es fragt sich nur, wie hier geholfen werden kann. Einzelne Versuche zur Abhilfe sind ja schon gemacht worden. So

Digitized by Google

kommt im Februar vor dem Reichstag ein Heimstättengesetzentwurf zur Verhandlung. Er verfolgt ausgesprochenermaßen den Zweck, die Bevölkerung des platten Landes, ohne irgendwie ihr Selbstbestimmungsrecht anzutasten, an die Scholle zu fesseln und zum Teil auch den, die städtische Bevölkerung auf das Land zu ziehen. Ob der Gesetzentwurf den Bedürfnissen entspricht und ob er, zum Gesetz geworden, ohne energische Nachhilfe des Staates großen Nutzen wird bringen können, vermag ich nicht zu beurteilen; daß er aber sehr gesunde Absichten verfolgt, unterliegt keinem Zweifel. Möge mon seine Verhandlung vor dem Reichstage benutzen, auf die schwerwiegenden Schäden der Entvölkerung des platten Landes im Hinblick auf die Wehrkraft zu verweisen, möge man dabei auch auf weitere Mittel zur Abhilfe sinnen.

Berlin Hans Idel

Junius. Philister über Dir! So lautet der Titel einer bei H. Steinitz in Berlin erschienenen Tendenzgeschichte in des Wortes strengster Bedeutung. Eine dürftige Erfindung ist nur dazu da, dem Helden, der diesmal nicht durch einen blonden Vollbart, sondern durch einen schwarzen Schnurbart ausgezeichnet ist, Gelegenheit zu endlosen Standreden über die Lösung der Judenfrage zu geben. Er ist der Simson, die Philister sind in erster Reihe die Antisemiten, d. h. alle, die nicht Philosemiten sind. Wenn ein Jude, der sich seiner Versicherung nach durch und durch und ausschließlich als Deutscher fühlt, durch die antisemitische Bewegung schmerzlich berührt wird, und, für sich und seine Gesinnungsgenossen das Wort ergreifend, sich zu Zornausbrüchen hinreißen läßt, so ist ihm das nicht übel zu nehmen. Aber leider giebt er sich unzählige Blößen, und wo die Argumente fehlen, hilft er sich mit Schimpfwörtern. Der christlich-germanische Freund, der ihn „anbetet," und über den er den Platzregen seiner Reden ausströmt, muß in der That ein „Tropf" sein (ein Kosewort, das besonders häufig wiederkehrt), da er alle Grobheiten geduldig hinnimmt, während er es so leicht hätte, sie zu pariren. Er könnte z. B. sagen:

Du behauptest, wir und die deutschen Juden seien ein einziges Volk, und bringst mit großer Emphase teils unbestrittene Wahrheiten vor (wie: daß es keine absolut reinen Volksstämme giebt), teils die für die Sache gar nichts bedeutenden Entdeckungen der Herren Schädelmesser und Konsorten; es bereitet dir sichtlich große Genugthuung, daran erinnern zu können, daß zumal im östlichen Deutschland sich vielfach slawisches Blut mit germanischem vermischt hat. Du übersiehst aber, daß solche Mischungen heute noch wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden wirkliche Verschmelzungen werden, während germanisches und jüdisches Blut augenscheinlich der Verschmelzung widerstreben. Hast du noch nicht beobachtet, daß die Sprößlinge solcher Mischehen in zweiter und dritter Generation nicht nur den jüdischen Typus aufweisen, sondern auch mit Vorliebe wieder in das Judentum heiraten? Es ist so wahr, wie es nicht neu ist, daß das Zeichen der Nationalität die gemeinsame Sprache bildet. Nun meinst du offenbar, deine Sprache sei die deutsche? Woher du deine originellen Satzbildungen hast, weiß ich nicht, du magst sie selbst erfunden haben; wenn du aber (hundertmal!) anstatt einmal — mal sagst, statt unterzuordnen — zu unterordnen, du reist ab anstatt du reisest ab, hält euch statt haltet euch, verflüchtet statt verflüchtigt, wenn ihr einhält statt einhaltet, raun statt geronnen hätte, wenn du lehren und leeren für ein Wort nimmst („wen lehrt er, höchstens die Taschen") und ähnliches mehr, dann komme ich auf die Vermutung, daß du den Unterricht in der deutschen Sprache etwa als „Chambregarniste" in Berlin von der Wohnungs-

Digitized by Google

vermieterin erhalten habest, die im übrigen eine sehr brave Person gewesen sein mag. Solltest du ferner nicht wissen, daß selbst in Ländern, deren Bewohner mehr Verwandtschaft mit der jüdischen Rasse haben, als die Deutschen, der Jude sofort am Dialekt erkannt wird? Ich denke mir, daß du solche Dialekte für Verbesserungen der Sprachen ansiehst; denn deine Liebe zum deutschen Volke läßt dich dessen Vervollkommnung durch Zusatz jüdischen Blutes wünschen. Du findest es „in allem Ernste" bedauerlich, daß nicht viel mehr Juden unter uns leben, um unsre Rasse zu verbessern, daß in Germanias Adern nicht schon früher ein Tropfen jenes Blutes gekommen ist. Etwas ähnliches hat bereits „unser alter Mommsen" gesagt. Ja freilich, wenn dieser große Staatsmann es gesagt hat, dann muß es wahr sein! Und du belehrst uns, daß bei der Blutmischung nur die vorzüglichern Eigenschaften beider Rassen sich vererben. Den Beweis liefern wahrscheinlich die Süditalieuer dort, wo einst Sarazenen sich angesiedelt haben? Doch wozu so weit suchen, du führst ja selbst das Beispiel Polens an, wo seit den glorreichen Tagen des dritten Kasimir und der schönen Esther Ehen zwischen Christen und Juden gebräuchlich gewesen sind. O, wie unvorsichtig, guter Simson! Wenn deine Rassenverbesserung so aussieht, wirst du für deine Theorie wenig Anhänger gewinnen. Forderst du doch selbst einen „Schlagbaum gegen jenes ekle schmierige Gelichter, das unablässig da von Osten eindringt." Und welchen Segen es dem Lande Polen gebracht hat, daß die Juden das meistens von deutschen Einwanderern stammende Bürgertum verdrängen durften, mit welchem Kummer magyarische Patrioten ihr Ungarn auf demselben Wege sehen, das wird dir wohl nicht unbekannt sein.

Eben solche Beispiele müßten dir sagen, weshalb das massenhafte Zuströmen des jüdischen Elementes und dessen völlige Gleichstellung uns „Philister" mit ernsten Besorgnissen erfüllt. Du glaubst den Antisemitismus zu begreifen, suchst aber die Ursachen nur in Äußerlichkeiten. Nein, für einen Volksstamm, der dem Ackerbau ebenso wie der gewerblichen Thätigkeit im eigentlichen Sinne scheu aus dem Wege geht, giebt es inmitten einer andern Bevölkerung nur zwei Möglichkeiten, er ist entweder geduldet, oder er herrscht. Gegen die Duldung empört ihr euch als eine Ungerechtigkeit, ihr nennt sie Sklaverei, Mißhandlung. Die Herrschaft habt ihr zum Teil schon errungen. Du spricht einmal von der „Unverfrorenheit und Taktlosigkeit einer Sorte von jüdischer Presse, die sich unberufen in die christlich-kirchlichen Angelegenheiten mischte," und leugnest dann wieder, daß in der jüdischen Presse Cliquenwesen herrsche. Du, selbst Journalist, solltest nicht wissen, daß die größern Tagesblätter in Deutschland zu zählen sind, in denen nicht alles und jedes, Politik, wirtschaftliche, religiöse, Unterrichtsfragen, Wissenschaft, Litteratur und Kunst u. s. w. in einer Weise behandelt werden, für die an letzter Stelle immer das Interesse des Judentums entscheidend ist? Du erklärst dich einverstanden mit der Monopolisirung des Anzeigenwesens — vortrefflich! Du empfiehlst sogar die Monopolisirung des Börsengeschäftes — auch gut, wiewohl ich mir davon noch kein deutliches Bild machen kann. Aber wenn deine Leute somit aus der Zeitungsindustrie und aus dem Jobbertum verdrängt würden, was dann? Sollen alle, die nicht einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf ergreifen können, in die höhere Beamtenlaufbahn eintreten oder Fabriks- und Gutsbesitzer werden? Denn schwere Arbeit wollen sie ja nicht verrichten, die dürfen andre für sie besorgen. Was ist denn aus den in Amerika gegründeten Ackerbaukolonien für russische Juden geworden? Schon nach Jahresfrist mußte berichtet werden, daß sämtliche Ansiedler das Weite gesucht hätten, entweder Handel trieben oder nach

Digitized by Google

Europa zurückgekehrt seien. Sage nicht, diese Abneigung sei, wie alle unerfreulichen Eigenschaften des Volkes, ein Erzeugnis des langen Druckes; es ist immer so gewesen. Als eure Vorfahren in Ägypten arbeiten sollten, schrien sie über Unterdrückung und wanderten endlich aus, unter welchen „erschwerenden Umständen," ist bekannt.

Oder wäre es nicht bekannt? Erfahrungsgemäß bekümmert ihr euch zu wenig um eure Nationallitteratur (wir zu viel!), und kenntest du sie gut, so würdest du dich nicht so stolz auf die Bücher des Alten Testaments berufen. Sieh es nur einmal nach, was alles Moses den Seinen verbietet, was diese also getrieben haben mußten, lies, wie Abraham in Ägypten Geschichte machte, lies das Heldenstück von Salem (Genesis 34), lies das Buch Esther und so vieles andre, es kann dir von Nutzen sein. Von diesen Dingen würde ich nicht sprechen, wenn du mich nicht herausgefordert hättest. Denn so sehr du dich rühmst, ihn überwunden zu haben, steckt dir doch der Rassenhochmut tief im Blute. Verkündigst du nicht mit einer gewissen Feierlichkeit, daß euer Jehovah es sich zur Aufgabe gemacht habe, die Juden an ihren Feinden zu rächen? Daß Jerusalem wieder in die Hände der Sarazenen gefallen, daß Ludwig XVI. und die Seinen, die Aristokraten und die Priester auf der Guillotine gestorben, der Papst seiner weltlichen Herrschaft verlustig gegangen, Babylon, Ninivch, Tyrus, Sidon, Karthago zerstört worden sind — alles, alles zur Strafe für Vergehen gegen das Judentum? Und du willst deinen orthodoxen Stammesgenossen gute Lehren geben? Du betonst wiederholt, daß auch die jüdischen Soldaten in den letzten großen Kriegen ihre Schuldigkeit gethan haben — was allerseits anerkannt worden ist —, kannst dir aber nicht versagen, hinzuzusetzen: „während Eure Hofprediger gemütlich auf den Futterwagen saßen." Wenn das jemand eine ungeheure Unverschämtheit nännte, was wolltest du dagegen einwenden? Ich wenigstens entsinne mich nicht, daß eure Rabbiner sich an die Spitze von Sturmeskolonnen gesetzt haben. Du versicherst, in den jüdischen Familien „walten Liebe und Treue, Gemüt und alle echte Sitte" — ich glaube es, ich kenne das jüdische Familienleben so wenig wie du das christliche, der du dich erkühnst, fortzufahren: „Wie ihrs in euerm Heime nie gesehen." Und du beklagst dich über Schmähungen! Die Juden brauchen, wollen uns nicht, sagst du, und machen sich folglich nichts daraus, wenn Christen sich geschäftlich und gesellschaftlich von ihnen absperren. In der That? Weshalb dann die Verstellung? Weshalb der Zudrang gerade da, wo man sie nicht haben will?

Als vor Jahren im preußischen Landtag eine Verhandlung herbeigeführt wurde, die, wenn überhaupt einen Zweck, nur den haben konnte, ein Ausnahmegesetz gegen die Antisemiten zu verlangen, glaubte einer von euern Freunden einen großen Trumpf auszuspielen, indem er sagte, jeder Gegner nehme gewisse Juden aus. Das ist die volle Wahrheit. Wir sehen uns die Person an, schätzen die geistigen Vorzüge und die Tüchtigkeit des Charakters an dem Einzelnen in vollem Umfange, verkehren gern mit denen, die deutsches Nationalgefühl besitzen. Dir, mein guter Simson, fehlt das, so viel du davon auch reden magst. Auch dein Ideal ist der kosmopolitische Brei; daß der Deutsche endlich anfängt, sich zu fühlen, und gelten will, ist dir bereits Chauvinismus. Du hast dir deine Wiege „nicht ausgesucht"; sehr richtig, aber es wird auch niemand bei der Geburt gefragt, ob er kräftig oder schwach, begabt oder nicht begabt werden will, und doch müssen Hunderttausende sich gefallen lassen, daß wenige es zu höherm Wirken und zu Anerkennung bringen. Börne und Lasker sollen für uns zu Märtyrern geworden sein! Daß beide in bestem Glauben gehandelt haben, soll nicht bestritten werden, aber der eine hat

Digitized by Google

gerade dem Nationalgefühl in Deutschland schweren Schaden zugefügt, und daß die Gesetzgebung, auf die der andre großen Einfluß ausgeübt hat, viel Unsegen mit sich gebracht hat, wird dir überall bestätigt werden, außer in den Kreisen, die „die Vertretung des Kapitals gegen den ländlichen Grundbesitz“ mit dir als eine Großthat des Liberalismus feiern. Du beziehst dich zum Beweise dafür, daß „fremde Stämme sich ganz besonders schwer den Deutschen anschließen,“ auf — die Holsteiner und Elsässer. Also die sind Fremde, während ihr die wahren Deutschen seid! Übrigens ist der ganze Satz müßiges Gerede. Das Aufgehen bisher selbständiger Körper in einem größern Staatswesen ist stets ein langwieriger und zum Teil schmerzhafter Prozeß gewesen, der für Deutschland noch dadurch erschwert wurde, daß er sich so spät vollzog, ohne daß, wie in Italien, die Beseitigung der Fremdherrschaft als linderndes Mittel wirkte. Haben sich etwa Schotten und Walliser so leicht gefügt, zu schweigen von den Iren? Und wenn zu den Zeiten der Valois und der ersten Bourbons Zeitungen erschienen wären, würden sie verkünden, welches Vergnügen den damaligen Burgundern, Provençalen, Bretagnern, Lothringern u. s. w. die Einverleibung bereitet hat.

Wollte ich alle Widersprüche und Ungereimtheiten aufzählen, die du vorbringst, ich müßte so lange sprechen, wie du. Darum zum Schlusse — ich bete dich ja an! — nur noch einen freundschaftlichen Rat. Ein junges Mädchen, die Tochter eines „Geheimen Regierungsrates aus Görlitz,“ wirft dir am ersten Tage eurer Bekanntschaft eine Rose ins Fenster; und als der Vater verständigerweise einer Verbindung zwischen einer Christin und einem Bekenner der mosaischen Religion seine Zustimmung versagt, läuft sie dir von Warmbrunn nach Hermsdorf nach und fleht: „Nimm mich mit!“ Schlage dir die aus dem Kopfe, guter Simson. Bei uns benimmt sich kein anständiges Mädchen so. Du müßtest dich darauf gefaßt machen, daß, wenn sie zum Judentum überträte, oder du gar das furchtbare Opfer brächtest, dich taufen zu lassen, sie bald seufzen würde: „Wenn doch was käme und mich mitnähme!“ Und wenn dann ein noch schönerer Schnurbart ihr in den Weg käme? Also laß gehn, ihr werdet euch beide schnell trösten.

So ungefähr hätte der blonde Freund sprechen können.

Aus der Grillparzer-Ausstellung. Im Wiener Rathause wird zur Feier des hundertsten Geburtstages von Grillparzer eine Ausstellung eröffnet, der ein sehr glücklicher wissenschaftlicher Gedanke zu Grunde liegt. Der Direktor der Wiener Stadtbibliothek, Dr. Karl Glossy, hat sie veranstaltet, und seine Absicht geht dahin, so weit es durch Bilder und Reliquien möglich ist, das Leben des Dichters im Zusammenhange mit seiner Zeit und in der Wirkung auf seine Zeitgenossen anschaulich darzustellen, also gleichsam ein Stück Litteraturgeschichte in Bildern zu bieten. Zu diesem Zweck hat er, man kann sagen aus ganz Deutschland alles Material an Porträts, Gemälden, Manuskripten, Stammbuchblättern, Handzeichnungen, Büsten, Städteansichten u. s. w. zusammengebracht, die nur irgend welche Beziehung zu dem gefeierten Dichter haben. Das meiste Material fand er natürlicherweise in Wien selbst, woran Grillparzer doch mit solcher Leidenschaft hing, daß er es nur verließ, wenn kränkende Erfahrungen oder überhandnehmende Schwermut in ihm die Hoffnung erregten, daß ein Ortswechsel ihn zerstreuen und aufheitern könnte, wohin er aber immer wieder mit wahrer Liebessehnsucht zurückkehrte, wie das z. B. aus der Stelle des Pariser Tagebuchs vom Jahre 1836 erkennbar ist, dem er den Seufzer anvertraut: „Wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauch' ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde

Digitized by Google

Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung des Nebenmenschen. Was mir selbst geschähe, sollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen sie nicht, und wenn sie tausend Jahre daran versuchten." Dieses Wien nun hat durch die von allen Gesellschaftsschichten ergriffene Teilnahme an der Grillparzer-Ausstellung auch seiner Liebe zum Dichter den schönsten Ausdruck gegeben; der Kaiser selbst hat seinen Beitrag geschickt, indem er ein sehr schönes Gemälde: General Radetzky mit seinem Stabe nach der Schlacht von Novara aus seinem Audienzsaale in das Rathaus zu bringen befahl. Aber es haben sich auch die bescheidensten Autographensammler an der Ausstellung beteiligt, sodaß einer der verborgenen wissenschaftlichen Zwecke der Ausstellung: aus den geheimsten Winkeln der Privatsammlungen kulturgeschichtliches Material hervorzulocken und der Wissenschaft zugänglich zu machen, in einem von Glossy selbst kaum geahnten Umfange erreicht worden ist. Eine Aufzählung der zusammengeströmten Seltenheiten und Merkwürdigkeiten hier zu geben, finden wir umso weniger passend, als Glossy in seinem Katalog ohnhin alle nötigen wissenschaftlichen Anmerkungen macht, die den Wert der einzelnen Gegenstände kurz ins Licht stellen. Beiläufig erwähnen wir nur, daß ein bisher gar nicht bekanntes und einzig schönes Porträt Franz Schuberts von dem ausgezeichneten Miniatur-Porträtmaler Daffinger ausgestellt ist; auch das Bild der schönen Frau dieses Malers, die Grillparzer geliebt hat, ist da; desgleichen ein wenig oder gar nicht bekanntes Porträt (lebensgroß in Öl) des jungen Beethoven (etwa in seinem achtzehnten Lebensjahre): so schön hat sich bisher noch niemand den Titanen vorgestellt. Von Campe in Hamburg kam ein Porträt Heines, das wenig bekannt ist; Grillparzer liebte ihn als Dichter und ärgerte sich über seinen Charakter. Auch Friedrich Gentz Bildnis dürfte sehr viele, sowie uns, überraschen. Vielen ganz neu werden die Kartons und Aquarellbilder von Maschold, Schwind und J. N. Geiger zur „Medea," zur „Sappho," zur „Hero" und zum „Ottokar" sein. Forschern, die gern den Wirkungen der verschiedenen Künste auf einander nachgehen, bietet sich Gelegenheit, hier interessante Beobachtungen zu machen. Einzig schön ist der in Sepia in kleinem Maßstabe entworfene Cyklus von Bildern zur Argonautensage von Karl Rahl. Aus dem Goethe-Museum in Weimar kam eine Sammlung von Porträts (Kreidezeichnungen), darunter jenes Bildnis Grillparzers selbst, das sich Goethe bei dem vielbesprochenen Besuche des weichen Österreichers 1826 von Schmeller zeichnen ließ; es ist wohl eines der allerbesten Bildnisse des Sappho-Dichters, schade, daß es nicht auch ebenso wie das reizende Kinderköpfchen Almas von Goethe mit farbigen Stiften, sondern nur in Kreide ausgeführt ist. Die Porträts Goethes selbst (von Schmeller), Karl Augusts, Töpffers, Schützens u. a. sind mit dabei. Aber wir dürfen uns von der Sammlerfreude nicht zu sehr hinreißen lassen und nicht den Katalog ausschreiben.

Natürlich fehlt es auch nicht an Manuskripten merkwürdiger Art, die alle systematisch geordnet, hinter Glasscheiben wohlverwahrt, in Schaukästen aufgelegt sind. So sind die allerersten kindlichen Handschriften Grillparzers zu sehen. In dem Skizzenheft aus seinen Jünglingsjahren sind sogar Federzeichnungen Grillparzers enthalten, die seine Vorstellungen der in ihm lebenden dichterischen Gestalten (Blanka von Kastilien) versinnlichen, und zwar gar nicht ungeschickt. Es liegen u. a. die Handschriften Schreyvogels auf, der Grillparzer als Kritiker, Theaterdirektor und Freund so sehr förderte. Auch jenes Manuskript Goedekes, das in seinem „Grundriß" zum erstenmale in Norddeutschland eine liebevolle und vorurteilsfreie Kritik des Dichters verbreitete, und das Goedeke, ehe er es in die Druckerei schickte, 1868

Digitized by Google

Grillparzer vorlegte, ist ausgestellt: eine enge, sehr gute Augen fordernde Germanistenhandschrift, die dem alten, etwas schwachsichtigen Dichter wohl Mühe genug gemacht haben mag. Goedeke trug sich nämlich mit dem Plane, den kleinen Essay zu einem Buche zu erweitern, das gewiß gut und dem Dichter nützlich geworden wäre. Aber es wurde nicht geschrieben, weil Grillparzer nicht einmal antwortete. So recht seine Art.

Von den vielen Neuigkeiten litterarischer Art teilen wir hier schließlich einen neu entdeckten Brief Grillparzers an Raimund mit, der den Schreiber von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt. Im ganzen sind nämlich verhältnismäßig wenig Briefe des über achtzig Jahre alt gewordenen Dichters erhalten. Er schrieb nur ungern Briefe, so gern er solche, zumal wenn er in der Fremde war, empfing. Was erhalten ist, bringt Glossy im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, das in den nächsten Tagen ausgegeben werden wird, auch Entwürfe zu Briefen oder nicht abgeschickte. Es werden mehr Briefe an den Dichter als von ihm darin enthalten sein; wir werden noch auf diese Erscheinung wie auf die andre neue Grillparzer-Litteratur zurückkommen. Der Brief Grillparzers an Raimund wirft ein schönes Licht auf den größeren Dichter, der die ursprüngliche Genialität des „Vorstadtpoeten" und Schauspielers auch in (bekannten) ausführlichen kritischen Aufsätzen pries — Aufsätzen, die allerdings erst aus dem Nachlaß in die Öffentlichkeit gelangten, denn Grillparzer hielt es Zeit seines Lebens für tief unter seiner Würde, in Zeitungen zu schreiben oder gar sich als einer der von ihm so gründlich gehaßten, ja meist verachteten Rezensenten aufzuthun. Der bisher unbekannte Brief Grillparzers wurde in die Ausstellung von einem schlichten Wiener Bürger geschickt und natürlich mit gebührender äußerer Achtung aufgelegt. Er lautet folgendermaßen:

Werther Freund!

Es ist wohl zu spät, wenn ich Sie jetzt erst ersuche, bei Ihrer bevorstehenden Einnahme mit einem Sperrsitz auf mich Bedacht zu nehmen. Aber wie immer! Ist es noch möglich, so soll meine Freude darüber um so größer sein; könnten Sie mir aber nicht willfahren, ohne einem früher gegebenen Versprechen untreu zu werden, so ersuche ich Sie, meine Bitte als gar nicht geschehen zu betrachten. Für jeden Fall werde ich am Tage der Aufführung an den zur Abholung der Billette bestimmten Ort hinsenden, und findet sich nichts für mich, es ganz natürlich finden und Sie darüber nicht weniger von ganzem Herzen lieb haben.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Grillparzer

29. Nov. 829

Auf dem Umschlagblatt:

An

Herrn Ferdinand Raimund
Direktor des kk Leopoldstädter Theaters, Wohlgeboren

Leopoldstadt
Theatergebäude

Am 4. Dezember 1829 wurde im Leopoldstädter Theater zum erstenmale die „Unheilbringende Krone" von Raimund aufgeführt. Für diese Aufführung bat Grillparzer in dem Briefe um einen Sitz. Ein Jahr vorher hatte Raimund mit seinem „Alpenkönig und Menschenfeind" sich die Unsterblichkeit errungen; von Grillparzer ist eine (in den Werken abgedruckte) begeisterte Kritik dieser Dichtung erhalten. Wenn man nun weiß, erstens wie spröde Grillparzer in dem Aus-

Digitized by Google

druck seiner Gefühle war, wie ihn eine seltene Schamhaftigkeit und Keuschheit stets daran hinderte, seinen Liebesempfindungen Ausdruck zu geben, was am ergötzlichsten in den Briefen an seine „ewige Braut" Kathi zu Tage tritt, und wenn man anderseits an Raimund, den Adressaten des Briefleins denkt, der zu dem klassischen Burgtheaterdichter und Meister im Schriftdeutsch in seiner selbstquälerischen Bescheidenheit wie zum Stefansturm emporschaute, so wird man dieses liebenswürdige Zeichen einer echten Manneliebe in seinem ganzen Werte zu schätzen wissen. Raimund muß den Bogen ganz selig bei sich herumgetragen haben. Es wirft aber auch ein weiteres Licht auf Grillparzers Wesen: so kritisch, ja so krittlich er war, so hat er doch immer und überall mit der allerreinsten Freude die echte Begabung gelobt und anerkannt, wo er sie traf: bei Uhland beispielsweise. Er war nichts weniger als ein eitler, selbstsüchtiger Poet. Aber er hatte eine weit tiefere Einsicht in das Wesen der Dichtkunst, der Tochter der Phantasie, als die allermeisten seiner Zeitgenossen; daher allein seine Polemik gegen Tieck, Gutzkow, Schelling, Gervinus u. s. w. Man vergißt nur zu gern dabei, daß er doch grundsätzlich im Rechte war und (die Wahrheit zu sagen) ein Vorläufer unsrer Zeit. Die Parole des künstlerischen Realismus, die Trennung der Kunst von der Philosophie, die Forderung der Gründung aller Ästhetik auf ausgebreiteter Erfahrungswissenschaft: das alles hatte er schon zwanzig, dreißig Jahre vorher ausgesprochen und darnach gehandelt. Jetzt kommt es der Wissenschaft endlich zum Bewußtsein: Grillparzer ist der Realist unter unsren Klassikern.

Litteratur

Arbeiterausschüsse in der deutschen Industrie. Gutachten, Berichte, Statuten, herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Professor Dr. Max Sering. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

„Die vorliegende Sammlung — heißt es in der Einleitung — will Einblick gewähren in die Bedeutung einer großindustriellen Organisationsform, die in Deutschland während der letzten Jahre eine größere Ausbreitung gewonnen und wegen ihrer sozialen Tragweite die öffentliche Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf sich gezogen hat." Diese Schöpfungen „haben ihre Lebenskraft in einer größern Zahl von Werken durch längere Wirksamkeit bewährt. Ohne die wirtschaftlich-technische Leistungsfähigkeit der letztern irgendwie zu schwächen — das Gegenteil ist der Fall — haben die Arbeiterausschüsse unter den verschiedensten ökonomischen und sozialen Bedingungen zu einem gegenseitigen Begreifen, zu einem friedlichen Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeitern geführt, das inmitten all des Zwistes und Hasses der industriellen Gegenwart die freudigste Teilnahme erwecken muß. Sie sind gleichzeitig zu einer so erfolgreichen Schule der Arbeiterschaft auf dem Gebiete der praktischen Verwaltung geworden, daß die Hoffnung auf eine schrittweise (!) Fortentwicklung und weitere Ausbreitung der Institution nicht unbegründet scheint. Die Verfassung derjenigen deutschen Unternehmungen, die Arbeiterausschüsse besitzen, ist nicht eine genossenschaftliche, sondern eine herrschaftliche. Den dienenden, den technisch ausführenden Gliedern der Unternehmung, den Arbeitern, ist aber ein Anteil an der Herrschaft eingeräumt." Der

Digitized by Google

Verfasser sieht in diesen Einrichtungen eine Fortbildung der alten Handwerksverfassung, indem sie, wie diese, Unternehmer und Arbeiter nicht allein zu einer Arbeitsgenossenschaft, sondern zu einer sittlichen Gemeinschaft vereinigen. Die Arbeiterausschüsse heben nicht allein den feindseligen Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern auf, sondern sie wecken auch in den erstern den Korporationsgeist, die Standesehre, und wirken überall als ein Zensoramt sehr heilsam auf das sittliche Verhalten der Arbeiter ein, ohne daß ihnen durch die Statuten eine Verpflichtung dazu auferlegt zu werden braucht. Der Gedanke, die Arbeiter kraft gesetzlichen Zwanges an der Verwaltung zu beteiligen, ist schon im Frankfurter Parlament ausgesprochen worden. Die vorhandenen Arbeiterausschüsse sind aber freiwillige Schöpfungen edler Unternehmer. Den Anfang hat in den sechziger Jahren David Peters in Neviges gemacht; dann folgten: 1872 Hntschenreuther in Selb, 1873 Brandts in München-Gladbach, 1873 Direktor Schlittgen auf Marienhütte bei Kotzenau. Für die vierunddreißig Unternehmungen, deren Einrichtungen in dem Buche dargestellt werden, hat sich der Verein für Sozialpolitik von den Leitern zuverlässiges Material kommen lassen. Ein Anhang enthält Nachrichten über verschiedne Vereinsbestrebungen.

Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer oder Friedensbischöfe Deutschlands. Verraten von Aleth Christian. Halle a. S., Eugen Strien, 1890

Die dreizehn Erzbischöfe und Bischöfe und der Armeeprobst des deutschen Reiches haben am 20. August 1889 einen Hirtenbrief herausgegeben zu dem Zwecke, die Agitation des Evangelischen Bundes gegen Roms Macht und römisches Wesen als gegenstandslos und unberechtigt darzustellen. Der Verfasser weist nun den Widerspruch nach zwischen den Worten der Bischöfe und dem, was sie teils selbst thun, teils gestatten, und läßt mit gutem Humor einen der frommen Herren selbst die Einwendungen der Gegner erheben und in seiner Weise widerlegen. Besonders schlecht kommen sie im Punkte des Aberglaubens weg, den sie gänzlich in Abrede stellen, während doch seine breite und dicke Wirklichkeit sich auch den blödesten Augen aufdrängt; das Beweismaterial liefern vorzugsweise die bekannten zwei Bände von Trede und das Schriftchen von Reusch: „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube.“ Ob sich hinter dem Pseudonym ein Altkatholik oder ein altkatholikenfreundlicher Protestant verbirgt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Gelüftete Masken. Allerlei Charakterköpfe von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich

Wenn wir auch in vielen Ansichten wesentlich von dem Führer der süddeutschen Naturalisten — Otto Brahm hat sich zum Häuptling der norddeutschen aufgeschwungen — abweichen, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, daß wir uns bei diesen frischen Aufsätzen ganz gut unterhalten haben. Conrads Götter: Zola, Ibsen, Richard Wagner — eine Dreieinigkeit, die uns logisch nicht vereinbar erscheint, die aber modisch ist — sind nicht die unsern. Aber Conrad ist kein Doktrinär, kein Systematiker, er ist eine burschikose Persönlichkeit, die sich in Haß und Liebe rücksichtslos äußert, und das hat auch seinen Wert. Wie Conrads naturalistische Praxis in seinen Romanen aussieht, haben wir persönlich allerdings noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; wie er aber in diesem Buche oft seinen Begriff vom Naturalismus erklärt, da können wir schon mitgehen. Er meint meist nichts andres als die uralte Forderung der deutschen Ästhetiker: die Dichter sollen natürlich sein, sollen Leidenschaft, Phantasie, Charakter haben, sollen nicht abgegriffene Schablonen immer wieder ausfüllen, sollen im Geiste der Zeit heimisch, keine Wolkengänger sein, sie sollen ihren Stil und ihre Sprache

Digitized by Google

nicht zum leeren Wortgeklingel, zur bestechenden Phrase mißbrauchen — sie sollen eben „Natur“ haben. Wäre Conrad ein scharfer Denker, so müßte er freilich früher oder später zu der Einsicht kommen, daß dieser Begriff von der subjektiven Natur der Dichter etwas ganz andres ist, als jener objektive Naturbegriff, der bei den Naturalisten so viel Unheil anrichtet. Conrad macht weder theoretisch noch praktisch diese wichtige Unterscheidung, er hat nur ein starkes unmittelbares Gefühl für echte poetische Naturen, und so kommt es, daß er in einunddemselben Buche für die Unnatur Wagners und für das burschikose Wesen Karl Stielers schwärmt. Wovon er sich eben gepackt fühlt, mag es selbst die Broschüre Nietzsches gegen Richard Wagner sein, dafür setzt er sich gleich mit aller Macht ein und vergißt seine ganze Ästhetik. Daher kommt es, daß wir öfters eine wirkliche Freude haben an seinem Wettern gegen die Fabrikanten historischer Romane, die Dahn, Ebers, Eckstein und gegen die Zustände in der Tageskritik, die das deutsche Erbübel der Ausländerei fortpflegt, die zehnmal lieber über den neuesten französischen oder russischen Schund, als über eine wichtige Erscheinung des deutschen Büchermarktes schreibt. Hermann Linggs historische Poesie, die von der ungelesenen, aber in jeder Litteraturgeschichte gerühmten „Völkerwanderung“ mit unendlicher Langenweile gekrönt wird, geben wir gern dem Sarkasmus Conrads preis. Überhaupt seine verneinenden Urteile sind leicht zu teilen, nur ist es oft schwer, seiner Begeisterung zu folgen, sodaß man sagen kann: eigentlich steckt Conrads Kritik über keinen der behandelten Männer ein neues Licht auf. Auch ist seine Manier bei allem frischen Temperament doch wieder zu flüchtig in der Charakteristik, als daß man etwa sagen könnte: diese Aufsätze muß nun jeder, der sich ernstlich um die Litteratur kümmert, notwendig lesen; nirgends erschöpft Conrad seinen Gegenstand. Da er aber die besprochenen Männer persönlich kennt, so ist das Bild, das er von ihnen aus der unmittelbaren Anschauung des Verkehrs entwirft, zutreffend und wahr.

Nur bei Lingg hat Conrad, der sich zu den ältern Münchner Dichtern feindlich stellt, doch wohl die Grenzen des Erlaubten überschritten. Vor mehreren Jahren war er noch mit Lingg befreundet, jetzt bekämpft er ihn, und zwar persönlich nicht weniger als künstlerisch. Wenn er nun aus jener ersten Zeit des guten Einvernehmens eine Handlung Linggs erzählt, die dieser in bester Meinung dem bittenden Conrad zuliebe gethan hat — es hatte nämlich Conrad bei Lingg ein Gedicht auf Klara Ziegler bestellt, und Lingg schrieb, ohne besondern innern Trieb, das Lobgedicht der Schauspielerin recht geschickt, darüber macht sich nun Conrad lustig —, so ist das einfach eine Roheit, ein Mißbrauch des Vertrauens, der gar nicht zu rechtfertigen ist, mag Conrad diese Anekdote noch so sehr zu litterarischen Zwecken benutzen. Mit solchen Angriffen macht man die litterarische Kritik zum Pasquill. Aber das liegt in der ganzen Manier Conrads, die nicht sachlich ist. Wenn er aus dem Privatverhalten der Dichter und Schriftsteller, die er liebt, kleine Züge mitteilt, so ist das schließlich auch wissenschaftlich wertlos und verletzt nur deswegen nicht, weil es nicht gehässig, sondern freundlich gesinnt ist. Wie seine Schilderung Ibsens im Café Maximilian litterarisch ganz gleichgiltig ist und nur denen Geschmack abgewinnen wird, die ohnehin für Ibsen eingenommen sind, so wird seine Schilderung des „ästhetischen Egoisten“ Paul Heyse nichts an dem Urteil über dessen Werke ändern, gar nichts! So bleibt es denn bei unserm Urteil: ein munteres Buch mit allerlei litterarischem Klatsch.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



John Lothrop Motley

Bei einem Hoffeſte in Wien während der Friedensverhandlungen zwiſchen den deutſchen Mächten und Dänemark (1864) wurde dem Könige von Preußen das diplomatiſche Korps vorgeſtellt, und er äußerte zu dem Geſandten der Vereinigten Staaten: „Ah, ich habe von Ihnen gehört durch meine Schwiegertochter. Sie ſind ein Schriftſteller?“ Der Ton, in dem Motley ſeiner älteſten Tochter über dieſe Anſprache berichtet, läßt einige Enttäuſchung durchblicken. Er war durch die Aufnahme ſeines erſten Werkes über den Abfall der Niederlande bei drei Nationen verwöhnt worden. Die Nordamerikaner waren ſtolz auf dieſen ſchnell berühmt gewordnen Landsmann, die Holländer fühlten ſich geſchmeichelt, und in England war man angenehm berührt durch die Verherrlichung des Ahnherrn jenes Mannes, der die engliſche Revolution ſo glücklich zum Abſchluß gebracht hat. Sie alle kargten nicht mit ihrem Beifall. In Deutſchland aber iſt Motley wohl kaum ſo allgemein bekannt geworden, wie etwa Bancroft und Prescott. Dem entſpricht es auch, daß nach dem Erſcheinen ſeines Briefwechſels im Original die deutſche Preſſe darin namentlich das beachtete, was ſich auf ſeine Freundſchaft mit Bismarck bezieht. Und in der That mußte man ſeine Freude über die Veröffentlichung der Briefe haben, die ſo ſchön die längſt bekannten, an ſeine Frau gerichteten ergänzen. Wie köſtlich iſt gleich das erſte, in einer Landtagsſitzung begonnene Schreiben vom 17. April 1863! „Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeſchmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindiſcher und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht beſſer benutzen kann, als indem ich dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein ſo unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentariſchen

Digitized by Google

Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie." Es muß daran erinnert werden, daß in jener Sitzung die schleswig-holsteinische Frage besprochen wurde, und der Abgeordnete Virchow, der eine von seinen berühmten, von der Weltgeschichte unhöflicherweise nie beachteten politischen Prophezeiungen vortragen wollte, es als eine Verfassungsverletzung erkannte, daß der Ministerpräsident sich diesem Genusse entzogen hatte. Bismarck kehrte sofort aus dem Ministerzimmer zurück und gab dem Redner die beruhigende Versicherung, ihn auch im Nebenzimmer gehört zu haben, worüber denn große Entrüstung zum Ausbruche kam. In diesem Zusammenhange wirkt der Brief um so erheiternder.

Bismarck und Motley waren bekanntlich als Studenten in Göttingen 1832 in einen freundschaftlichen Verkehr getreten, der sich in Berlin fortsetzte. Ein Wiedersehen erfolgte erst, als Motley 1855 auf der Reise von Brüssel nach Florenz Frankfurt berührte und den preußischen Gesandten am Bundestage aufsuchte. Er schildert seiner Frau ausführlich den überaus herzlichen Empfang. „Wenn ich sein Bruder gewesen wäre, statt nur ein alter Freund, hätte er nicht wärmere Zuneigung und mehr Entzücken zeigen können, mich bei sich zu sehen." Und bei einem drei Jahre später in Frankfurt abgestatteten Besuche sagt ihm Frau v. Bismarck, seine Anwesenheit verjünge ihren Gemahl um zwanzig Jahre. Motley setzt hinzu: „Es scheint mir lächerlich, daß jemand durch meine Gesellschaft belebt und erheitert werden sollte; aber es hat seinen guten Grund. Seine ganze Zeit ist so angefüllt mit der langweiligsten aller secccaturas, der Politik des deutschen Bundes, daß, wenn ein solcher mittelaltriger Herr vorübergehend in einen achtzehnjährigen Jüngling verwandelt wird mit dem entsprechenden Betragen, es kein Wunder ist, daß seine Familie sich darüber freut." Er schildert den ungezwungenen Verkehr im Hause, wie er seitdem so unzähligemale geschildert worden ist, zeigt aber auch volles Verständnis für die Bedeutung des Mannes, dessen politische Ansichten allerdings sehr verschieden seien von den seinigen, „obwohl wir nicht solche Antipoden sind, wie du vielleicht voraussetzest." „Ich finde, daß ich ihn noch lieber habe, als ich selbst glaubte, und doch weißt du, welch eine hohe Meinung ich immer von seinen Talenten und seiner Gemütsart hegte. Er ist ein Mann von sehr edlem Charakter und großer Geisteskraft. Die hervorragende Stellung, die er jetzt als Staatsmann einnimmt, suchte ihn! Er suchte weder sie, noch sonst ein Amt . . . ich bezweifle nicht, daß er zum Premierminister ausersehen ist, falls seine hartnäckige Wahrhaftigkeit, die für Politiker ein Stein des Anstoßes werden kann, ihm nicht im Wege sein wird." Wie wenige würden damals, 1855, dieses Urteil unterschrieben haben!

Welchen Einfluß Bismarcks Persönlichkeit auf ihn ausübte, zeigte sich namentlich nach seinem Aufenthalt in Varzin im Jahre 1872. In Wien

Digitized by Google

waren sie sich 1864 zwar begegnet, jedoch im Drange der Geschäfte wohl kaum zu so ruhigem Gedankenaustausche gekommen, wie dort auf dem Lande. Und nun äußert er sich in einem Briefe an den amerikanischen Dichter Oliver Wendell Holmes nicht nur voll Begeisterung über Bismarcks Wirken, sondern auch über den Ersatz „des latinisirten keltischen Einflusses durch den soliden gesunden teutonischen," über die Herstellung eines einigen Italiens und eines einigen Deutschlands, während er früher den Einheitsbestrebungen und den Ansprüchen Preußens ziemlich kühl und mit Neigung zu ironischer Betrachtung gegenübergestanden hatte.

Mit den Beiträgen zur Charakteristik unsers großen Staatsmannes ist aber der interessante Inhalt der beiden Bände keineswegs erschöpft. Da Motley von den 63 Jahren seines Lebens reichlich die Hälfte, den bei weitem größten Teil seines Mannesalters, in Europa zugebracht und stets einen lebhaften Briefwechsel mit Angehörigen und Freunden dies- und jenseits des Weltmeeres unterhalten hat, liefert dieser eine Selbstbiographie, die den Vorzug hat, nicht erst im Alter und mit dem Zwecke der Veröffentlichung verfaßt zu sein. Er hat in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich, Italien wiederholt längern Aufenthalt genommen, kürzern in Rußland, und teils seine amtlichen Stellungen, teils seine schriftstellerische Thätigkeit brachten ihn in Verbindung mit verschiednen Gesellschaftskreisen, vor allem mit der vornehmen Welt der verschiednen Länder. Er beobachtet gut, anfangs als Fremder, der an alles den Maßstab seiner Heimat anlegt (die Gewohnheit, nicht nur über die Lebensgewohnheiten, sondern auch über die Lebensmittelpreise nach Hause zu berichten, giebt diesen Mitteilungen einen bleibenden Wert), später als Eingebürgerter. Eine enthusiastische Natur, thut er allerdings seinen Sympathien und Antipathien keinen Zwang an, ist sich aber dessen wohl bewußt und giebt solche Urteile nicht für objektiv aus. Dabei ist alles, was er schreibt, von schönem Familiensinn und kräftigster Vaterlandsliebe durchweht und durchwärmt. Genug, es verlohnt sich wohl, einen Gang durch dieses Lebensbild zu machen.

Wir folgen hierbei der autorisirten deutschen Ausgabe: Briefwechsel von J. L. Motley. Aus dem Englischen übersetzt von A. Elze (Berlin, O. Janke), die, wie vorausbemerkt werden mag, leider nicht frei von Fehlern ist. Bei vielen bleiben wir im Zweifel, ob sie dem Setzer oder dem Übersetzer zur Last fallen. Gewiß ist, daß des Letztern Deutsch (wie schon der Titel zeigt) und seine Interpunktion manches zu wünschen übrig lassen, und daß die Übersetzung oft nach dem Wörterbuche schmeckt. Am unangenehmsten fällt die häufige Verunstaltung bekannter Namen auf. Daß der holländische Diplomat Heckeren immer Heckeren heißt, mag verzeihlich sein; aber der amerikanische Gesandte Jay (der Nachfolger Motleys in Wien, der Schwiegervater des Generals v. Schweinitz) wird wohl zehnmal Tay genannt, Duvergier d'Hauranne und

Digitized by Google

Rechberg wiederholt Duveyrier d'Hauzanne und Rehberg u. dergl. m., was doch hätte vermieden werden können."

Achtzehnjährig bezog Motley, aus Massachusetts gebürtig, die Universität Göttingen, und die Briefe von dort wie aus Berlin und von einer halbjährigen Reise durch Sachsen, Österreich, Frankreich, Italien behandeln vorwiegend das, was dem jungen Amerikaner fremd und sonderbar erschien: das deutsche Studentenleben, die mangelhaften Verkehrsverhältnisse in damaliger Zeit, das Phlegma der deutschen Postillone u. dergl. m. In Dresden besucht er Tieck, Gastein ist zu seiner Zeit noch ein primitives Dorf (auch Hehn fand 1879 die Einrichtungen noch „bäurisch," hingegen die Preise auf der Höhe der komfortabelsten Badeorte, jetzt reiht sich eine Mietkaserne an die andre!); mit viel Humor wird eine Besteigung des Ätna geschildert. Dann beschäftigt er sich in Boston schriftstellerisch, läßt zwei Romane erscheinen, faßt den Plan, die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes der Niederländer zu schreiben, gewinnt jedoch die Überzeugung, daß dies ohne Benutzung der europäischen Archive und Bibliotheken unmöglich sei. Eine Episode bildet seine Anwesenheit — Thätigkeit wird man kaum sagen können — als Legationssekretär in Petersburg 1841 bis 1842. Er liefert von dort abwechselnd seiner Frau und seiner Mutter sehr umständliche Berichte über das Hofzeremoniell u. dergl. m., und nimmt in sein Tagebuch auf, was er über Verfassung, Heerwesen, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. in Erfahrung bringen kann.

Das nächste Jahrzehnt ist seinen historischen Arbeiten gewidmet. Er gräbt mit größter Ausdauer in den Archiven im Haag und in London nach, zieht sich von Zeit zu Zeit an einen andern Ort zurück, um in Ruhe das angesammelte Material zu verarbeiten (z. B. Dresden, Florenz), und hat große Sorgen wegen der Kostspieligkeit seines Unternehmens und der geringen Aussicht auf Absatz. Der Buchhändler Murray in London, an den er empfohlen worden war, lehnte den Verlag des ersten Werkes (Rise of the Dutch Republic) ab, was er nachträglich sehr bedauerte und durch glänzende Honorirung der History of the united Netherlands gut zu machen suchte. Der Erfolg des erstern Werkes machte Motley in London einigermaßen zum Löwen des Tages. Er wußte sich vor Einladungen kaum zu retten und konnte nur mit Mühe zwischen Frühstücken, Dinners, Routs u. s. w. Zeit für die Bibliothek des Britischen Museums gewinnen. Der Gebrauch, schon zum wirklichen Frühstück (breakfast, nicht luncheon) Gäste zu bitten, hat nicht seinen Beifall; „wenigstens mir ist es verhaßt, schon frühmorgens mit Leuten zu sprechen, mit denen ich nicht intim bin. Braucht man schon im gewöhnlichen Verkehr ein paar Gläser Champagner, um die Oberfläche aufzutauen, so muß freilich, wenn man Thee auf dieses Eis gießt, ein sehr schwacher Aufguß entstehen, und daß Gäste lustig werden sollen über Zuckerbrezeln, kann nur eine arge Täuschung sein." Gelegentlich reizt auch das Einerlei der dinner parties

Digitized by Google

seine Satire. „Man kommt vor einem ernsten Gebäude von nankingfarbenen Ziegeln an und wird von einer Schar ehrsamer Lakaien empfangen, vertraut einem derselben in bescheidenem Flüsterton seinen Namen an, damit er ihn seinen Kollegen auf dem obern Treppenabsatze zubrüllen kann. Dann tritt man in einen weiten Saal ein, worin soundsoviel Herren und Damen sich befinden, mit denen man die üblichen Redensarten über die Hitze, die Wohlgerüche der Themse wechselt, ehe der feierliche Zug sich die Treppe hinab zum [zur] salle à manger bewegt. Langsam und traurig [sad?] setzen wir uns hin, und immer werden genau dieselben Schüsseln in genau derselben Anordnung [Reihenfolge?] dir unter die Nase gehalten, auch immer in demselben Moment. Ist dann die normale Zeit von anderthalb Stunden verflossen, so rauschen die Krinolinen wie auf Kommando, und die Damen entschweben wieder zu den höhern Regionen. Die männlichen Überlebenden thun so, als fühlten sie sich erleichtert, rücken näher zusammen, angeblich um zu politisiren, obgleich nie etwas gesagt wird, und um Wein zu trinken, von dem keine Pinte konsumirt wird. Sobald wieder die normalen zwanzig Minuten so hingebracht sind, erfolgt die feierliche Frage: „Noch ein wenig Wein?“, wird abgelehnt [verneint?], und die Prozession steigt so ernst wie zum Leichenbegängnis die Treppe hinauf, als hätten sie alle sich versammelt, um einem abgeschiedenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen, und wären froh, allen Vorschriften geziemend genügt zu haben.“ Erinnert diese humoristische Beschreibung nicht an manches heitere Bild in den Briefen seines großen Freundes? Im übrigen giebt er sich dem Zauber des Verkehrs in der englischen vornehmen Welt widerstandslos hin, in der Stadt wie auf den prächtigen Landsitzen, ist immer neu entzückt von den Frauen, namentlich von den Großmüttern, die wie ihre Töchter aussehen, und traut allen Männern das Beste zu. Dieser Glaube wird freilich, als es zum Bürgerkrieg in Amerika kommt, etwas erschüttert, und späterhin kommt ihm auch die Kehrseite des glänzenden Bildes deutlicher zum Bewußtsein. So schreibt er von Strathfieldsaye, dem Landsitze der Wellingtons: „Der Park ist einer der schönsten von den vielen sammetnen, grünbelaubten, dem Walde abgerungenen stattlichen Landsitzen Englands — Paradiese[n], die im moralischen und politisch-ökonomischen Sinne verderblich sind, und die, wie ich glaube, dereinst in kommenden Jahrhunderten dem allgemeinen Wohle zum Opfer fallen müssen.“ Und im Begriff, England zu verlassen, 1867: „So sehr ich den außerordentlichen Reiz der Verfeinerung und Anmut der englischen Lebensweise, besonders des Landlebens, ästhetisch und sinnlich zu genießen und zu würdigen weiß, fühle ich doch zu scharf, welch einen enormen Preis das englische Volk dafür zahlt, damit diese reiche Aristokratie mit ihren Parks und Schlössern, ihren Fuchsjagden, Fischereien und Wettrennen, ihrer glänzenden unbeschränkten Gastlichkeit, ihrer litterarischen und gelehrten Muße (!) so fett werden konnte, als daß ich jemals in Gefahr käme, mein Urteil bestechen zu lassen. Trotz

Digitized by Google

alledem ist es besser, nicht zu lange und zu reichlich von dem Zaubertranke dieser Gastfreundschaft zu genießen."

Es wird kaum eine bedeutende Persönlichkeit während der zwanzig Jahre von 1858 bis 1877 in England gelebt haben, mit der Motley nicht in Berührung gekommen wäre; doch beschränkt er sich in seinen Briefen, wenigstens in denen an Damen, meistens auf die Beschreibung ihrer äußern Erscheinung. Manchmal gelingt allerdings eine solche Skizze vortrefflich. Z. B. die folgende: „Nach dem Frühstück begab ich mich in das Britische Museum und hatte mich seit einer halben Stunde in ein Manuskript vertieft, als ich den Kopf wendete, und sah, daß Thackeray neben mir saß mit einem Stoß alter Zeitungen, »und eben an der neunten Nummer der Virginier schrieb.« Er nahm die Brille ab, um zu sehen, wer ich wäre, und lud mich augenblicklich ein, am nächsten Tage bei ihm zu essen (wie er dies bei jedem thut, den er trifft). Ich konnte die Einladung nicht annehmen, und darauf zeigte er mir die Seite, die er soeben geschrieben hatte, mit einer zierlichen, kleinen, sehr leserlichen Handschrift; und dann fuhren wir fort zu studiren. Ich kann mir nichts Angreifenderes vorstellen für einen Schriftsteller, als so wie er von der Hand in den Mund zu leben; ich meine in der Art, wie er dem Druckerteufel das Futter liefert. Jetzt beendet er eben die Nummer, die in wenigen Tagen erscheinen soll; und immer, ob er krank oder gesund ist, fruchtbar oder gedankenarm ist, muß er dieselbe Menge Scherz, Pathos oder Empfindung hervorbringen. Er muß regelmäßig die Flinte laden und auf Kommando losschießen. Man sollte meinen, er setze dabei sein Leben zu."

Um das schriftstellerische Talent unsers Autors von einer andern Seite zu zeigen, wählen wir eine Stelle über die Lage von Florenz, an der sich die Leser der Grenzboten umso mehr erfreuen werden, als ihnen vor kurzem die höchst abgeschmackten Redensarten eines geistreicheluden Dänen über denselben Gegenstand mitgeteilt worden sind. „Die Blumenstadt ist inmitten eines Gartens erbaut. Eine flache, grüne, üppige, etwa drei bis vier Meilen breite Ebene wird von einer Kette sanftgeschwellter Berge umschlossen, und wenn es jemals kleine Hügel gab, die, wie der Psalmist sagt, in die Hände klatschten und wie Lämmlein hüpften, so müssen es solche gewesen sein. Der Anblick dieser Umgegend ist so heiter, wie der der Stadt finster ist. [Mit den altersgrauen Städten kann sich der Amerikaner durchweg nicht befreunden!] Alle die Hügel weit und breit sind mit Palästen und kastellartigen Herrenhäusern bedeckt; Klöster und Dörfer liegen weißlich durch silberschimmernde Olivenhaine, üppige Weingärten und feierliche Cypressen. Die Stadt mit ihren Glockentürmen und Zinnen im Zentrum ist gleichsam das Herz der Blume, Staubfäden, Stempel und die innern Blättchen enthaltend, während die schöne große Blumenkrone, voll aufgeblüht, sie rings umgiebt. Um sich dies vorzustellen, braucht man nur eine der Anhöhen außerhalb der Stadt zu besteigen, und

Digitized by Google

man wird sich überzeugen, daß Florenz ganz eingehüllt in einem Kreis vieler kleiner Florenze liegt."

Desto unsympathischer ist ihm Paris, es übt „einen bedrückenden Einfluß" auf ihn aus — zum Teil wohl, weil das damalige Paris seine Signatur durch das zweite Kaiserreich erhielt. Denn der gründliche Widerwille gegen Louis Napoleon (den Kaisertitel und Kaisernamen versagt er ihm beharrlich) kommt bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch, und der hat etwas Erquickendes, wenn man sich erinnert, wie in den fünfziger und sechziger Jahren fast die ganze Welt den Mann vom 2. Dezember anbetete. Bei den berühmten langweiligen Stadtvierteln, durch die Herr Haußmann Paris „verschönert" hat, fällt ihm ein, was man wohl in Boston sagen würde, wenn die Verwaltung der Stadt und die Regierung von Massachusetts auf solche Art „den armen Leuten Arbeit verschaffen" wollten, d. h. ungeheure Anlehen aufnehmen, um einen Palast für den Gouverneur zu bauen, die Stadt niederzulegen und an ihrer Stelle neue achtstöckige Granitpaläste aufführen zu lassen, in denen für Wohnungen und Läden der kleinen Handels- und Gewerbsleute kein Platz wäre. Nach dem Züricher Frieden spricht er seinen Unwillen darüber aus, daß „die Völker des [europäischen] Festlandes aus Feigheit oder Trägheit dem gefährlichsten Übeltäter, der jemals die Macht usurpirte, verstattet haben, sie alle zu täuschen, lahmzulegen und durch Furcht um den Verstand zu bringen." Das Vertrauen des ganzen italienischen Volkes sei ebenso unglaublich wie rührend gewesen „und hätte jeden Mann in seiner Stellung zum Helden machen müssen, wenn er nur einen Funken von Großmut in sich trug," während er zuerst die Empörung schürte und zum Ausbruche brachte, um dann seine Verbündeten im Stiche zu lassen. In eben so bitterm Tone bespricht er 1862 und 1863 die „moralische" Unterstützung, die Frankreich und England den aufständischen Polen angedeihen lassen, die sie auch den amerikanischen Sklavenhaltern angetragen hatten. „Es wird wieder ein großes Gerede über Freiheit und freie Verfassungen geben vonseiten jenes Apostels der Freiheit und Zivilisation, Louis Napoleon." Bei Ausbruch des deutschen Krieges glaubt auch er an eine Verschwörung Preußens und Italiens „mit dem Fürsten der Finsternis, der es zeitweise geeignet findet, in Gestalt eines Herrschers von Frankreich zu erscheinen und in den Tuilerien zu wohnen"; er sieht keinen Gewinn für die Menschheit in der Zertrümmerung Österreichs und seiner Verteilung „unter die drei Verschwörer." Um so größer ist dann seine Befriedigung darüber, „wie köstlich dem Monsieur Louis Napoleon mitgespielt worden," daß er in den großen Umwälzungen von 1866 nur eine Null gewesen und nun bald die Leute in ihm den Charlatan und unleidlichen Störenfried erkennen würden, dessen stetes Augenmerk es gewesen sei, die Einheit Italiens und die Einheit Deutschlands zu verhindern und die amerikanische Union zu sprengen.

Digitized by Google

Dieser letztere Umstand liefert, wie wir sehen, den Grundton für die Beurteilung des Kaisers der Franzosen, der wir auch zur Zeit des mexikanischen Kaisertums wieder begegnen. Die Wahl Lincolns und die Losreißung der Südstaaten hatten aus dem Gelehrten und Schriftsteller einen eifrigen Politiker gemacht. Er wurde nicht müde, nach allen Seiten hin die Gerechtigkeit der Sache der Nordstaaten zu vertreten, insbesondre gegenüber seinen Freunden in England, wo so viele für Jefferson Davis Partei nahmen; er bemühte sich anderseits auch, die Entrüstung seiner Landsleute zu mäßigen, da er sich die ungeheure Gefahr eines gleichzeitigen Krieges mit England nicht verhehlte. Deshalb versetzte ihn die sogenannte Trent-Affaire, die widerrechtliche Gefangennahme zweier Abgesandten der Konföderirten auf dem englischen Postschiffe Trent durch den Kapitän eines Unionsschiffes, Wilkes, in große Aufregung, und er konnte die weise Nachgiebigkeit seiner Regierung nicht genug preisen. 1861 nach Amerika zurückgekehrt, sah er anfangs alles in rosigem Lichte, setzte volles Vertrauen auf die Generale und auf die begeistert zu den Fahnen eilenden Milizen. Aber so bald auch die Illusionen zerstört wurden, so bedenklich es oft während des auf das Vierfache der von ihm angenommenen Zeit sich ausdehnenden Krieges um die Sache des Nordens stand: der Glaube an dessen endlichen Sieg wurde nie wankend, und in dieser Beziehung werden seine Briefe einmal schätzbare Zeugnisse für den Geschichtschreiber bieten. Schon nach den ersten Gefechten erkannte er es als Thorheit, Milizoffizieren ein höheres Kommando zu übertragen; freilich meinte er damals noch, daß an erfahrenen Armeeoffizieren kein Mangel sei. Wenige Tage später rügt er „den verderblichen Mißbrauch, Politiker und Zivilbeamte zu Brigadechefs und Generalmajors zu ernennen." Auffallend ist es, daß in seinen und seiner Korrespondenten Briefen der Teilnahme der Deutschen am Kriege gar nicht oder in ungünstigem Sinne gedacht wird. Daß die deutschen Radikalen, die zu Fremont hielten, „die unpraktischsten Leute von der Welt" waren, ist nicht zu bezweifeln. Aber wenn einer von Motleys Freunden die lange Dauer des Krieges darauf schiebt, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nicht mehr „so homogen" war, wie während des Revolutionskrieges, so ist das ein starkes Stück und lehrt wieder nur, welchen Dank der zu erwarten hat, der seine Kräfte einer andern Nation widmet. Die Deutsch-Amerikaner haben doch ihre Schuldigkeit gegen das Adoptiv-Vaterland redlich erfüllt, und die Yankees können den Namen Franz Sigel, Felix Salm (geblieben bei St. Privat), Schnrz, Blenker wohl nicht so übermäßig viele entgegensetzen. Motley verwahrt nur einmal die Union gegen den Vorwurf, daß ihre Armeen nur aus Irländern, Deutschen „und andern Söldnern" bestünden! Indessen soll nicht gesagt sein, daß er blind gegen die Schwächen seiner Landsleute sei. Nach einer Vorlesung Thackerays über Georg III. in einer kleinen Gesellschaft in London, „der Creme der Londoner Creme," schreibt er: „Wenn er in solcher

Digitized by Google

Weise die Demokratie oder die südstaatliche Ritterlichkeit vor einer Versammlung der Freien und Aufgeklärten geschildert hätte, würde er auf der Stelle geteert und gefedert worden sein." Und über eine Senatssitzung während des Zerwürfnisses mit England: „Es ist verächtlich, daß diese Leute gar kein Gefühl zeigen für die Verantwortlichkeit von Staatsmännern und aus Prahlerei nach einem Seekriege schreien mit einer Macht, die über mehr als vierhundert Kriegsschiffe gebietet, während wir deren fünfundzwanzig bis dreißig besitzen."

Im Herbst 1861 schickte Lincoln Motley als Gesandten nach Wien, wo er sich der sehr günstigen Gesinnung für die Nordstaaten erfreute, aber die Londoner Gesellschaft vermißte. Er zieht wiederholt Parallelen. Seine natürliche Anlage zur Langweiligkeit sei in der Wiener Atmosphäre zu schneller Entwicklung gelangt. „Die englische Gesellschaft ist viel interessanter, weil jeder, der etwas Bemerkenswertes gethan hat, darin angetroffen wird. Aber selbst wenn ein Österreicher Shakespeare, Galileo, Nelson und Raffael in einer Person wäre, so könnte er nicht in die gute Gesellschaft von Wien zugelassen werden, wenn er nicht sechzehn Ahnen aufzuweisen hat [hätte], da nur Geburtsadel Zutritt verschafft." Das erklärt vielleicht die kindische Jagd nach Adelstiteln in Österreich. Mit dem Ritter- oder Freiherrndiplom auch gleich eine Anzahl Ahnen zu verleihen, ist allerdings nicht mehr gebräuchlich, aber — gar so streng muß die Grenzsperre doch nicht sein, da, wie wir aus andern Briefen Motleys ersehen, die Herren von Rothschild zur Wiener „Gesellschaft" gehören. Er knüpft aber später auch ernste Betrachtungen an die Exklusivität und Oberflächlichkeit der regierenden Schicht an. „Schön tanzen, gut reiten, reizende Manieren und zweiunddreißig Ahnen haben, genügt doch nicht, um in unsern entarteten Tagen die Welt zu regieren; und so erklärt sich Königgrätz und der Prager Friedensschluß." Die große Bedeutung des Theaters im Wiener Leben mutet ihn auch fremdartig an, doch kann er nicht umhin, dem Burgtheater sein Kompliment zu machen. Das (alte) Haus nennt er wohl „den schäbigsten alten Rumpelkasten," den man sich vorstellen könne, „gebaut wie ein Omnibus," schlecht beleuchtet, aber es hat doch „etwas Vornehmes mit seinem bewunderungswürdigen Spiel und den Logen, in denen lauter Erzherzöge, Prinzen und Gesandte sitzen. Du kannst — schreibt er einer seiner Töchter — pomphaft vergoldete, funkelnagelneue Theater überall finden, in Paris und in Buffalo, aber schwerlich eines darunter mit einer solchen Schauspielertruppe und solchen Zuschauern." Die Wiener, die jetzt auch ein pomphaft vergoldetes, funkelnagelneues Schauspielhaus besitzen, scheinen sich in der That nach dem schäbigen alten Rumpelkasten zurückzusehnen.

Entzückt ist Motley von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Kaiserin, und er berichtet eine artige kleine Geschichte von einem Hofdiner. Die Kaiserin unterbrach ihr Gespräch mit ihm plötzlich durch den Ausruf:

Digitized by Google

„Ich bin so ungeschickt!" wobei sie „in der adorabelsten Weise wie ein Schulmädchen errötete." Sie hatte ein Glas römischen Punsch umgeworfen, und der Kaiser machte ihr das sofort galant nach, „worauf großer Wirrwarr entstand." Wäre der Erzähler ein Lyriker, so würde er die schönsten Sonette „auf jene majestätischen Augenbrauen" dichten.

In Wien hätte er Muße zum Arbeiten gehabt. Doch abgesehen davon, daß ihm als fremdem Diplomaten einem alten Gesetze gemäß das Archiv verschlossen blieb, nahmen ihm die großen Ereignisse in Europa wie in seiner Heimat die Ruhe dazu. „Das sechzehnte Jahrhundert verblaßt vor dem neunzehnten," sagt er 1864. Die politischen Zustände Österreichs flößen ihm kein großes Interesse ein, die Verfassungskämpfe werden nur in spöttischem Tone erwähnt. So 1863: „Wir haben uns hier ein kleines Parlament eingerichtet, das wir den Reichsrat nennen, und sind so stolz darauf wie Punch. Es hat sich schon zwei Jahre lang gut bewährt, nur kommen die Oppositionsmitglieder, die zwei Drittel davon ausmachen, nie, und das macht es für die Administration umso leichter." Und 1865 aus Gmunden, nach dem Ausdruck der Freude über die vortreffliche Bewirtschaftung der Bauerngüter in Oberösterreich, wo es „seit dem fünfzehnten Jahrhundert keinen Rittergutsbesitzer mehr gegeben hat"*): „Man hat die harmlose Februarverfassung abgeschafft — nein, sistirt, wie hier die Phrase lautet . . . Wenn nun das wutentbrannte Volk Barrikaden baut auf dem Kohlmarkt und am Graben, und eine Revolution ausbricht, so werde ich leider nichts davon zu sehen bekommen, denn wir bleiben noch vierzehn Tage länger hier. Wahrscheinlich wird so manche Flasche Schwechater Bier mehr getrunken werden in dieser Woche als sonst."

Ernsthafter beschäftigt ihn natürlich die mexikanische Angelegenheit, doch sieht er den Ausgang des abenteuerlichen Unternehmens klar voraus und bedauert den „armen jungen Mann," der sich zu einem „Satrapen des Bonaparte" hergiebt. Diesem Bedauern ist übrigens keine Sympathie beigemischt. Er zitirt aus des Erzherzogs Reiseskizzen dessen Bewunderung der Stiergefechte, der Inquisition und des Herzogs von Alba und erzählt als beglaubigt, daß der künftige Kaiser von Mexiko sich vor dem Spiegel eine Krone von Pappe aufprobirt habe, um zu sehen, wie gut sie ihn kleide. Es sei „sehr ungerecht," daß ihm nicht einmal das in Wien aufbewahrte Szepter Montezumas mitgegeben werde, meint Motley. Daß er sich über das Schicksal des polnischen Aufstandes keinen Illusionen hingab, haben wir bereits gesehen, und auch über die griechische Revolution urteilt er sehr kühl. Weshalb denn Palmerston nicht „den Gesandten des verflossenen Otho des Großen, den Wiener Billionär

*) Wenn wir den Zeitungen glauben dürfen, ist man soeben daran, jenem „Bauernparadiese" den Garaus zu machen!

Digitized by Google

Baron Sina," zum König von Griechenland mache? Er habe gute Zeugnisse, spreche griechisch und deutsch, sehe nicht auf hohen Gehalt u. s. w. Daß ihm der Ausgang des Streites um Schleswig-Holstein ganz gleichgiltig sein darf, „gereicht ihm zum großen Troste"; er sieht ein, daß die Briten auf der Halbinsel eine schwache Macht, die sie unter dem Daumen halten können, vorziehen. Für den armen deutschen Bund hat er vollends kein Mitgefühl. Daß er an Altersschwäche stirbt, könnte ihn persönlich kränken, meint er, weil sie in gleichem Alter standen. „Nun hat er sich noch für unauflösbar erklärt, und das möchte ich ihm nachthun." Auch den Notenkrieg zwischen Österreich und Preußen behandelt er (23. April 1866) humoristisch, indem er den Verlauf der Dinge von dem Einmarsch in Holstein an nach den Hauptdaten zusammenstellt bis zu dem beiderseitigen Verlangen der Abrüstung, und stellt die Regeldetriaufgabe: Da Österreich seiner Versicherung nach gar nicht gerüstet hat, wieviel muß es nun abrüsten, damit Preußen das gleiche thun kann? Zwei Monate später werden die Betrachtungen ernster. Er erwägt die Folgen des Sieges der einen und der andern Macht und findet, daß Preußen, indem es seine Wespengestalt abrunde, auch in politischer und militärischer Beziehung die Leitung in Deutschland haben werde, die es in geistiger und gewerblicher Beziehung habe; es könne „eines Tages ebenso liberal wie mächtig" werden und im Herzen Europas ein Gegengewicht gegen Frankreich bilden, „so lange dies im Despotismus ist, und mit ihm Hand in Hand gehen, sollte die französische Nation sich wieder befreien." Dagegen werde der Sieg Österreichs „mit seinen nur acht Millionen gebildeten Deutschen und beinahe dreißig Millionen Asiaten in Schafspelzen und engen Hosen in den Stiefeln alle die kleinen Hoheiten und Serenissimi von Kroatien bis Frankfurt, von Triest bis Sizilien wieder zum Leben erwecken." Allerdings befürchtet er, das erste Ergebnis der Erfolge Preußens werde „eine Großsprigkeit ohne gleichen sein."

Unmittelbar vor dem Eintreffen der Nachricht von Königgrätz rügt er die Haltung der Bevölkerung von Wien: nicht einmal nach Bull Run habe er seine Landsleute so allen Stolz und alle Selbstachtung verlieren sehen. Nur die Gefangennahme des Kurfürsten von Hessen habe allgemeine Heiterkeit erregt. Nach der Entscheidung kränkt ihn, daß „das arme liebe Österreich der langen Liste seiner Mißgriffe noch die fruchtlose Erniedrigung von Louis Napoleon hinzugefügt" habe. „Ich kann ihm alles eher verzeihen als das." Sehr ergötzlich ist die Schilderung, in welcher Weise in den Tagen der Angst vor den Preußen seine diplomatische Thätigkeit in Anspruch genommen wurde. „Die ganze Judenschaft hat plötzlich entdeckt, daß sie Angehörige der Vereinigten Staaten seien. Eine Menge solcher amerikanischen Bürger hebräischer Konfession, die in Österreich geboren und ansässig sind, wenden sich an mich mit der Frage, was ich als ihr natürlicher und gesetzlicher Beschützer für sie zu thun gedenke, wenn die Stadt geplündert wird." Sie gingen höchst aufgebracht

Digitized by Google

von dannen, da er erklärte, weder ein Petroleumlager, noch Pferde, noch Mobiliar u. s. w. in seinem Hause unterbringen zu können, und ein Handelsmann aus Pest drohte ihm mit einer Beschwerde in Washington. Er selbst hat allerdings keine hohe Meinung von seiner Hauptbeschäftigung, in Depeschen Meinungen und Vorhersagungen zu äußern, die in dem Augenblicke des Empfanges solcher Briefe oft schon widerlegt sein und daher lächerlich erscheinen können. Deshalb verargt er es dem Staatssekretär Seward sehr, die abscheuliche englische Mode der Blaubücher nachgemacht zu haben. Mit dem großen Publikum Korrespondenz zu führen, sei der augenfälligste Unsinn der modernen Zeit, und er stellt sich vor, wie erstaunt die scharfsinnigen und einflußreichen Ambasciatori aus den glorreichen Zeiten der Republik Venedig gewesen sein würden, und nicht minder die Fürsten, Minister u. s. w., wenn die genauen, nichts übertreibenden und nichts mildernden Schilderungen von Personen und Ereignissen in den Gesandtschaftsberichten wenige Monate nach ihrer Abfassung durch alle Zeitungen Europas zur Kenntnis der Nächstbeteiligten gebracht worden wären.

Indessen enthalten Motleys Briefe doch manche „Meinungen und Vorhersagungen," die nicht Lügen gestraft worden sind. Als alle Welt den Sieg der Preußen dem Zündnadelgewehr zugute rechnete, machte er dagegen geltend „den energischen Willen, den lebendigen Geist und die weitreichenden, unablässig verfolgten Entwürfe des Mannes, der Preußen regiert." Er sieht voraus, daß Süddeutschland sich anschließen und daß Italien genötigt sein werde, sich mit Österreich zu versöhnen.

Schließlich mag zur Freude deutscher Schriftsteller erwähnt werden, daß Motley Ende 1864 vom North American eingeladen wurde, vier Artikel zu liefern, deren Stoff er aus dem Material für sein Geschichtswerk (Oldenbarneveldt) nehmen könne, und für die er die Kleinigkeit von 1000 Dollars, 4150 Mark, erhalten solle. Ob er den Antrag angenommen hat, erfahren wir nicht.

Im Jahre 1873 hatte er einen Schlaganfall, erholte sich wieder, konnte auch 1875 noch einen letzten Besuch in seiner Heimat machen; 1877 starb er plötzlich in England, wo zwei seiner Töchter verheiratet sind.

Digitized by Google

Die rote Fahne

Von Friedrich Perle

Es ist keine seltene Beobachtung, daß Menschen, die sich zu einer eigentümlichen Denkweise bekennen und sich mit Gesinnungsgenossen zu einer gesellschaftlichen Einheit verbinden, ihr besondres Dichten und Trachten durch ein für alle Beteiligten verbindliches Sinnbild äußerlich veranschaulichen. Die Wahrzeichen dieser Art sind jene echten Symbole, die die Sprache überbieten sollen, und nicht bloß wie die abgeleiteten, die im Grunde nur Attribute sind, die Sprache zu ersetzen bestimmt sind. Die ächten Sinnbilder sind daher auch, zumal bei ihrem ersten Hervortreten, niemals innerlich unwahr oder gehaltlos. Es mag sein, daß es sich mit der Sprache ursprünglich ebenso verhält, aber Worte können sich immerhin einstellen, wo die Begriffe fehlen; das Sinnbild jedoch kann schlechterdings nur dann zustande kommen und sich in seiner Stellung behaupten, wenn Erscheinung und Bedeutung etwas sinnfällig Gemeinsames haben, wenn die Bedeutung als der Inhalt des Sinnbildes wirklich im Bewußtsein besteht, und das Sinnbild die Kontrolle durch die Sinne verträgt, der es ununterbrochen ausgesetzt ist. Kurz, Sinnbilder plappern nicht, auch sprechen sie eindringlicher als Worte.

Hiernach kann die bald prunkhafte, bald leidenschaftliche, überall aber herausfordernde Anhänglichkeit, die die Sozialdemokratie für ihr Sinnbild, die rote Fahne, bekundet, als ein Anzeichen für den Ernst gelten, mit dem sie auf die Verwirklichung ihrer Ziele hinarbeitet. In Deutschland ist der Anblick des sozialrevolutionären Feldzeichens während der Giltigkeitsdauer des Sozialistengesetzes, also zwölf Jahre lang, dem friedlichen Bürger erspart geblieben, aber in demselben Augenblicke, wo dieses Gesetz ablief, in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober vorigen Jahres, ist die rote Fahne in zahlreichen Versammlungen ihrer Anhänger unter endlosem Jubel wieder emporgestiegen. Wie etwas ganz Selbstverständliches nahm man es bereits hin, daß rote Fahnen den Hauptschmuck des Saales bildeten, worin vom 13. bis zum 18. Oktober des verflossenen Jahres der Parteitag zu Halle an der Saale abgehalten wurde. In hoc signo moriamur, rief, auf die rote Fahne weisend,

Digitized by Google

einer der Sprecher der Partei bei einem ihr zu Ehren veranstalteten Trinkgelage. Unter den Abgeordneten trat während der Verhandlungen ein Todesfall ein: die rote Fahne gab die schmückende Hülle des Sarges her, wie sie alsbald auch dem Trauerzuge vorausgetragen wurde.

Die Erklärung des Sinnbildes der Sozialdemokratie liegt, so scheint es, auf der Hand. Rot ist die Farbe des Blutes und des Feuers. Was Wunder also, daß der Sozialdemokrat durch die Farbe seines Banners auf Blutvergießen und Feuersbrunst als die Mittel hindeutet, die er, auch nach der Meinung seiner Gegner, zur Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht entbehren kann? Dem Psychologen möchte diese Erklärung vielleicht genügen. Dennoch ist sie unhaltbar. Die rote Fahne hat vielmehr, wie fast alle Sinnbilder, ihre Geschichte. Das Gebilde der Phantasie zerstiebt auch hier vor den Thatsachen.

Die Heimat des roten Banners ist das revolutionäre Frankreich des vorigen Jahrhunders, seine Mutter die Konstituante. Seine ursprüngliche Verwendung in jener Zeit hat aber eine von der heutigen grundverschiedne Bedeutung.

Das Aufruhrgesetz vom 21. Oktober 1789 bestimmt nämlich, daß den Nationalgarden, die zur Niederhaltung aufrührerischer Volksmassen aufgeboten würden, eine rote Fahne vorausgetragen werden sollte. Durch dasselbe Gesetz wurde nachdrücklich verordnet, daß zum Zeichen der Absicht des bewaffneten Einschreitens der städtischen Behörden eine rote Fahne auch am Hauptfenster der Rathäuser ausgesteckt werden sollte; erst nach Beseitigung der Störung sollte eine weiße Fahne an die Stelle der roten treten.

Wie man sieht, ist die rote Fahne zu einer eigentümlichen sinnbildlichen Bedeutung auf dem nüchternen Wege der Gesetzgebung gelangt. In ihrem ersten Ursprunge ein obrigkeitliches Signal, bedroht sie im Interesse der öffentlichen Ordnung Ruhestörer und Empörer mit dem Ernste der Waffen.

Berücksichtigt man die Zeitlage, so muß man sagen, daß es sehr lange dauerte, ehe von dem Aufruhrgesetz und damit von der roten Fahne Gebrauch gemacht wurde. Die Abneigung gegen eine bewaffnete Einwirkung auf die Massen des hauptstädtischen Pöbels war freilich tief in dem Charakter der einstweilen herrschenden Partei der Konstitutionellen begründet. Zudem war Bailly, der Maire von Paris, ein ängstlicher Mann, der jeder Nötigung zum kampfbereiten Einschreiten möglichst aus dem Wege ging. Erst als sich die Nationalversammlung selbst der Gefahr der Vergewaltigung durch den Pöbel gegenübersah, erinnerte man sich an die noch jungfräuliche Waffe. Die Thatsache ist bekannt. Am 17. Juli 1791 wurde auf dem Altare des Vaterlandes auf dem Marsfelde eine auf Absetzung des Königs gerichtete Petition an die Nationalversammlung öffentlich zur Unterzeichnung ausgelegt, was dem

Digitized by Google

jakobiniſch geſinnten Geſindel der großen Stadt ein willkommener Anlaß zu bedrohlicher Zuſammenrottung war. Der Marſch auf die Nationalverſammlung galt als beſchloſſene Sache.

Den Empfang, den die heutige Fahne des Umſturzes bei ihrem erſten Auftreten bei den Pariſer Sanskulotten erfahren würde, konnte man bei der Lage der Umſtände vorausſehen. „Nieder mit der roten Fahne, nieder mit den Bajonetten!“ ſo lautete der erſte Willkomm, der ihr zu teil geworden iſt. Aber weder Bailly noch Lafayette, der ſonſt ſo volksgunſtſüchtige Kommandant der Nationalgarde, ließ ſich für dieſesmal einſchüchtern. Etwa ein Dutzend Citoyens bezahlten ihre kecke Verhöhnung der roten Fahne mit dem Leben. Dieſe aber war ſeitdem das beſtgehaßte unter den zahlreichen politiſchen Sinnbildern jener Tage.

Als obrigkeitliches Signal iſt die rote Fahne ſeit der berühmten affaire du Champ de Mars nicht wieder verwendet worden. Wenn Lamartine behauptet hat, daß die rote Fahne auch im Jahre 1793 auf dem Marsfelde entfaltet worden ſei, traîné dans le sang du peuple, ſo iſt in ſeinen Worten nur eine Hindeutung auf die Umſtände zu erkennen, die die Hinrichtung Baillys begleiteten. Es läßt ſich jedoch die Frage aufwerfen, ob das rote Banner ſchon zur Zeit der erſten Revolution in anderweitiger, im Verhältnis zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung veränderter Bedeutung hervorgetreten ſei. Meine Nachforſchungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß dies nicht der Fall geweſen iſt. Es liegt mir eine größere Anzahl von Originalberichten vor, die Memoirenſchreiber von Ruf oder Geſchichtsforſcher erſten Ranges als quellenmäßige Belege ihrer Ausführungen mitteilen, aber der roten Fahne geſchieht nirgends Erwähnung. Es hat durchaus den Anſchein, daß der Pöbel, ſelbſt inmitten der ſcheußlichſten Orgien, die er je gefeiert hat, wie bei der ſogenannten Erſtürmung der Tuilerien, den Septembermorden, den Schlächtereien unter der Herrſchaft des Wohlfahrtsausſchuſſes, ſich der modernen Blutfahne nicht bedient hat. Ein Geſchichtſchreiber wie Louis Blanc, deſſen Werk über die Revolution den fünfziger Jahren angehört, würde ſie ſicherlich nicht vergeſſen haben.

So wenig wie die rote Fahne hatte übrigens die rote Farbe überhaupt in jener Zeit eine der heutigen naheſtehende Bedeutung. Der Gebrauch roter Schärpen, roter Bänder, roter Schleifen oder derartiger Dinge als Parteiabzeichen war damals durchaus unbekannt. Man ſprach zwar, unter Anſpielung auf die Jakobinermütze, vom roten Schrecken, und dies im Gegenſatz zum weißen Schrecken, den die Anhänger der Bourbonenfahne verbreiteten; aber dabei blieb es. So weit entfernt war man davon, die rote Farbe ſchlechtweg als die Farbe des Blutes mit dem Hintergedanken politiſcher Symbolik gelten zu laſſen, daß ſich die Royaliſten der Vendée, wie Frau von Larochejaquelein erzählt, höchſt unbefangen Haupt und Gürtel mit roten Taſchentüchern putzten,

Digitized by Google

was allerdings sehr seltsam ausgesehen haben soll. Andererseits wurde Charlotte Corday, die Mörderin Marats, mit einem roten Hemde angethan auf das Schafott geschickt, wodurch, einer bestehenden Sitte gemäß, angedeutet werden sollte, daß sie eines gemeinen Verbrechens wegen die Todesstrafe erlitt.

In der That, es wäre wunderbar, wenn sich die rote Fahne der Liebe der französischen Republikaner schon in ihrer ersten Auflage erfreut hätte. Allein schon der Anblick Lafayettes und Baillys hätte genügt, um den Versuch der Umkehrung des blutbefleckten Sinnbildes der „Tyrannei" im Keime zu ersticken. Für den nun tief eingewurzelten Haß gegen die rote Fahne fehlt es zudem nicht an unmittelbaren und schlagenden Beweisen.

Zunächst muß freilich eingeschaltet werden, daß ein Versuch dieser Art von einem der revolutionären Führer doch nicht für aussichtslos gehalten wurde. Der Girondist Carra erzählt nämlich, daß er zur Zeit der Vorbereitungen des Angriffs auf die Tuilerien in eine der vertraulichen Beratungen (26. Juli 1792) eine rote Fahne mitgebracht habe, die mit der Aufschrift Résistance à l'oppression, loi martiale du peuple souverain contre la rébellion du pouvoir exécutif versehen, dem Pöbel zur Führung dienen sollte. Der Anschlag vom 26. Juli kam aber nicht zur Ausführung, und von der roten Fahne war nicht weiter die Rede. Dagegen steht fest, daß, als es wirklich am 10. August zum Angriff auf die Tuilerien kam, die Föderirten sich unter der Fahne des Faubourgs St. Antoine sammelten. Diese Fahne aber zeigte ohne weitere Aufschrift oder Zeichnung die Nationalfarben, an je zwei gegenüberliegenden Ecken Rot und Blau, in der Mitte Weiß. Einer der zuverlässigsten und angesehensten französischen Forscher, Mortimer-Ternaux, der Geschichtschreiber der Schreckensherrschaft, hat zwar Kenntnis von dem Plane Carras und seiner Fahne, erwähnt sie aber, im Sinne unsrer Ansicht beachtenswert genug, bei seiner sehr eingehenden Darstellung der Ereignisse vom 10. August mit keiner Silbe. Dasselbe gilt von Louis Blanc.

Carras Plan, die rote Fahne in ihrer sinnbildlichen Bedeutung umzukehren, war allem Anschein nach gescheitert. Bald darauf sollte sie ihres eigentümlichen Ansehens überhaupt entkleidet werden. Bereits am 21. Oktober 1792 verlangte ein Haufe Pikenmänner vom Konvent die Abschaffung der verhaßten loi martiale von 1789, wobei der Sprecher Gonchon eigens und nachdrücklich den Antrag stellte, daß alle roten Fahnen in Frankreich möglichst bald auf dem Altare des Vaterlandes verbrannt würden. Wenige Monate später, am 23. Juni 1793, wurde die loi martiale und damit auch das gesetzlich giltige Ansehen der roten Fahne auf den Vorschlag von Billaud-Varennes in der That aufgehoben.

Nicht minder lebhaft trat der Haß gegen das rote Sinnbild der Ordnung hervor, als unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses endlich der Augenblick gekommen war, wo man mit Bailly wegen des 17. Juli 1791 Abrechnung

Digitized by Google

halten konnte. In dem unter dem 20. Brumaire II (10. November 1793) gegen ihn ausgefertigten Todesurteile wird von der roten Fahne mit großem Ingrimm gesprochen. Auch wurde durch das Todesurteil eigens bestimmt, daß eine rote Fahne an dem Henkerskarren, der Bailly zu dem auf dem Marsfelde aufgerichteten Schafott bringen würde, befestigt und durch den Henker öffentlich verbrannt werden sollte. Nach einigen Darstellungen begleiteten den Karren rote Fahnen in den Händen der zusammengeströmten johlenden Volksmenge.

Selbst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sprach die rote Fahne noch keine andre Sprache als in der Zeit Lafayettes und Baillys. Wenigstens gedenkt ihrer der Dichter Chateaubriand im Génie du christianisme (1802) ganz im Sinne der Konstituante.

Die deutsche Geschichtsforschung hat nachgewiesen, daß in der ersten französischen Revolution die politische Bewegung von Anfang an von einer sozialistischen Unterströmung begleitet war. Jakobinismus und Anarchismus waren schließlich eins, das gemeinsame Abzeichen war die rote Mütze. Es wird sich sogleich zeigen, daß diese, das alte Sinnbild des Schreckens, in die Geschichte der roten Fahne wirkungsvoll hineinspielt.

Als erster sozial-revolutionärer Aufstand modernen Charakters verdient die Arbeitererhebung zu Lyon Ende November 1831 auch im Sinne unsers Gegenstandes besondre Beachtung. Keine der sonst kampflustigen Parteien, weder Republikaner, noch Bonapartisten, noch Legitimisten, hatte dabei die Hand mit im Spiele. Infolge der elenden Lohnverhältnisse der Arbeiter, die übrigens durch Anhänger Saint-Simons und Fouriers mit den neuen sozialistischen Systemen bekannt gemacht worden waren, war es zu einer typisch neuen Form des Aufruhrs, zum bewaffneten Lohnkampf, gekommen. Neu ist das ganze Ereignis in seiner Art, neu ist aber auch das Feldzeichen, das zum Vorschein kommt: eine schwarze Fahne ist es, um die die Arbeiter geschart sind, und zwar eine schwarze Fahne, die die Aufschrift trägt: Vivre en travaillant ou mourir en combattant! Die rote Fahne hat also als Fahne des arbeitenden Proletariats, wie sich ihre Anhänger selbst zu bezeichnen beliebten, nicht die Priorität. Als sich im Frühjahr 1834 die Kämpfe von 1831 in Lyon blutiger und weiter um sich greifend wiederholen, war es wieder die schwarze Fahne, die der Trikolore der Bourgeoisie gegenüberstand. Am 10. April dieses Jahres wehte sie, kurze Zeit sieghaft, von der Irrenanstalt, dem Kloster der Cordeliers und der Kirche des heiligen Polycarp auf die Barrikaden der Straßen herab. Es ist das um so beachtenswerter, als inzwischen wieder die rote Fahne, zum erstenmale seit 1791, in Paris eine bedeutsame Rolle gespielt hatte.

Hier hatte nämlich am 5. und 6. Juni 1832 ein erbitterter Straßenkampf stattgefunden. Die Gelegenheitsursache war das Leichenbegängnis eines

Digitized by Google

Gegners des Julikönigtums, des Generals Lamarque. Es sollte zu einer Demonstration gegen die Regierung benutzt werden. So strömten denn am Morgen des 5. Juni politische Gesellschaften und Vereine in großer Menge zusammen, um sich an dem Trauerzuge zu beteiligen, alle natürlich mit ihren Fahnen. Selbst viele Ausländer, versprengte Revolutionäre aus allen Ländern, fanden sich ein, indem sie sich sogar durch ihre Fahnen, polnische, italienische, deutsche, spanische, als solche bezeichneten. Auch die rote Fahne fehlte nicht. Mochte sie auch, wie nach der ganzen Sachlage anzunehmen ist, als ein Sinnbild des Kampfes mitgebracht worden sein — sie fand keinerlei Beachtung. Ihr Träger, ein damals in Paris allgemein bekannter Revolutionär von 1830, durfte sich damit trösten, daß es der ruhmbedeckten Trikolore, als sie zum zweitenmale an die Stelle des weißen Banners der Bourbonen trat, im ersten Augenblicke ihres Wiederauftretens auch nicht besser ergangen war.

Aber wenn die rote Fahne bei der Menge in Vergessenheit geraten war, so war dies mit der roten Mütze keineswegs der Fall. Das schier endlose Trauergefolge hatte in leidlicher Ordnung, wenigstens nach Pariser Begriffen, einen großen Teil der Stadt durchzogen und festordnungsgemäß in der Nähe des Pont d'Austerlitz Halt gemacht, als die ohnehin erregte Volksmenge plötzlich einen Reiter auf sich zukommen sah, dessen ganze Erscheinung die lebhafteste Bewegung hervorrief. Schwarz gekleidet und mit einer roten Schärpe umgürtet, schwenkte er, in phantastischer Haltung sich seinen Weg durch die herbeigeströmten Zuschauer bahnend, in der Rechten eine von der roten Mütze gekrönte rote Fahne mit der Aufschrift: La liberté ou la mort! und rief: Nieder mit den Königen, es lebe die Republik!

Die Erhebung lag in der Luft. Sie kommt jetzt zum leidenschaftlichsten Ausbruch. Der älteste Sohn der Freiheit, wie er sich so gern nennen hörte, der greise Lafayette, vermag bei dem Anblick der roten Fahne seine Verwirrung nicht zu bemeistern. Eilig sucht er sich zu entfernen. Seine Aufregung teilt ein andrer geschichtlich nicht unbekannter Mann, der General Excelmans, wie Lamarque ein Veteran des Kaiserreiches. „Wir wollen keine rote Fahne," ruft er dem unheimlichen Trauergast entgegen, „wir wollen nur die Trikolore, die Fahne des Ruhmes und der Freiheit!" Mittlerweile versucht ein Polizist den Reiter zu verhaften, aber da stürzen Studenten zu seinem Schutze herbei. Es kommt zum Handgemenge, und der Straßenkampf aus dem Stegreif ist eröffnet. Es werden Barrikaden erbaut, auf denen teils die dreifarbige Fahne, teils die rote weht. Und gerade da, wo der Kampf am heißesten entbrennt, am Kloster Saint-Merry, schmückt die rote Fahne die zäh verteidigte Verschanzung. Erst am Abend des zweiten Tages, am 6. Juni, wird der Aufstand von den Regierungstruppen völlig zu Boden geschlagen. Als aber, noch während der Kampf andauert, die Führer der Opposition sich versammeln, da wird bereits der Wunsch nachdrücklich geäußert, auch die Opposition möge ihre

Digitized by Google

Mißbilligung „der Grundsätze, die 1793 zum Datum und die rote Fahne zum Sinnbild haben," uneingeschränkt aussprechen. Die rote Fahne, die noch am Morgen des 5. Juni durchaus unbeachtet geblieben war, galt also schon am Abend des nächstfolgenden Tages als das Sinnbild politischen Schreckens.

Es ist im Grunde genommen eine müßige Frage, wer der Reiter mit der Jakobinermütze und der roten Fahne gewesen ist. Bemerkenswert ist die Ansicht von Louis Blanc, der in dem Auftreten des rätselhaften Reiters einen fein angelegten Kunstgriff der Monarchisten sieht, der den Zweck gehabt habe, die Bestrebungen der Republikaner zu verdächtigen. Übrigens spricht Louis Blanc, der beredte Anwalt der roten Fahne im Jahre 1848, noch 1843 in seiner Histoire de Dix Ans von der ganzen Angelegenheit mit so trockener Unbefangenheit, daß seine Darstellungsweise an und für sich als ein Beweis dafür gelten kann, daß die rote Fahne weder schon 1832, noch auch selbst im Jahre 1843 das erklärte und als solches allgemein bekannte Sinnbild des Sozialismus war. Kurz, die rote Fahne rief einstweilen noch Schreckbilder mehr der Vergangenheit als der Zukunft wach.

Erscheint auch der tiefgehende Bedeutungswandel, den die rote Fahne im Laufe der Zeit erfahren hat, in der Episode vom 5. Juni 1832 nicht abschließend vollzogen, so dürfte ihr Hervortreten an diesem Tage in seinen nähern Umständen doch ausreichende Anhaltepunkte darbieten, um diesen Bedeutungswandel in seinem Beginn zu erfassen und in seiner Grundrichtung zu erklären. Bedenkt man, daß die rote Fahne, die, wie man sich erinnert, von vornherein in dem Trauergefolge Lamarques vorhanden ist, an und für sich keinerlei Aufsehen erregt, daß sie aber zusammen mit der roten Jakobinermütze in den Händen eines republikanisch gesinnten Revolutionärs eine Wirkung ausübt, die der des Funken im Pulverfaß nicht unähnlich ist, daß sie infolge dessen bereits am Abend des 6. Juni als das Sinnbild der wieder angeregten Ideen von 1793 gilt, so drängt sich der Schluß wie von selbst auf, daß die rote Fahne ihre unheimliche, anarchistische Bedeutung der Jakobinermütze verdankt.

Weder dem Historiker noch dem Psychologen wird diese Erklärung unerhört erscheinen. Sind doch zahlreiche Petersberge von heute alte Donarsberge, wird doch Johann Nepomuk, der Märtyrer, noch immer unter dem Bilde des Ketzers Johann Huß glaubensinnig begrüßt!

Wie im Juni 1832, befand sich auch in den Tagen der Februarrevolution, vom 22. bis zum 24. Februar 1848, die rote Fahne in den Händen von Republikanern. Zum erstenmale ist sie hier die Fahne, an die sich der Sieg heftet. Die Sieger aber legten der großen Mehrheit nach wenig Wert auf die bloße Änderung der Regierungsform. Für sie kam es darauf an, daß die Staats- und Gesellschaftsordnung von Grund aus geändert würde. L'égalité ou la mort stand auf einer ihrer roten Fahnen geschrieben. Mit

Digitized by Google

andern Worten, in den Straßenkämpfen der Februarrevolution hört die rote Fahne auf, bloß Kampf und Schrecken zu bedeuten. Nunmehr, aber auch erst jetzt, das überall und rückhaltlos anerkannte Wahrzeichen des Sozialismus, versinnbildlicht sie fortan ein Prinzip, das Verwirklichung begehrt. Es ist sehr bezeichnend, daß, als am 26. Februar die Arbeiter von Lyon, dem Beispiel ihrer Pariser Parteigenossen folgend, wieder zu den Waffen greifen, ihr altes Banner, die schwarze Fahne, nicht wieder zu Ansehen kommt. Die Fahne, die sie siegreich auf dem Rathause aufziehen, ist die rote.

Der dritte und letzte Tag erster Ordnung in der Geschichte der roten Fahne ist der 25. Februar 1848. Die höchste Ehre, die einem Feldzeichen beigelegt werden kann, wurde an diesem Tage für sie in Anspruch genommen.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung waren am Nachmittage des 25. Februar im Rathause in Paris zur Beratung über die Lage der neuen Republik versammelt, als eine vieltausendköpfige Volksmenge vor dem Rathause tosend Halt machte. Sie stellte den Ministern drohend die Forderung, daß jetzt die rote Fahne an Stelle der Trikolore zur Fahne der Republik und damit die rote Farbe zur Nationalfarbe der Franzosen erhoben würde. Die Jakobinermütze sollte natürlich an der hohen Ehre ihren vollen Anteil haben. Sie sollte am obern Ende der Fahnenstange den gallischen Hahn ersetzen. Die Antwort, die Verteidigung der Trikolore, war Sache Lamartines, der der provisorischen Regierung als Minister des Äußern angehörte. Lamartine war seiner Aufgabe gewachsen. Seiner furchtlosen Beredsamkeit gelang es, den wüsten Pöbelhaufen für die ruhmreichen, nationalen Erinnerungen, die sich für die Franzosen an die Trikolore knüpfen, zu erwärmen und die dreifarbige Fahne als das Nationalbanner der Franzosen zu retten. Es war dies für das nationale Empfindungsleben der Franzosen eine bedeutende geschichtliche That. Als vor kurzem, an seinem hundertsten Geburtstage, der große Dichter, mittelmäßige Staatsmann und schlechte Historiker, der Lamartine war, wieder im Munde aller Gebildeten war, da geschah denn auch seiner erfolgreichen Beredsamkeit gegenüber dem Verlangen eines zügellosen Pöbels vielfach Erwähnung.

Die dramatische Szene vom 25. Februar hatte indes noch ein nicht uninteressantes Nachspiel. Noch am Abend des 25. erschien an den Straßenecken der Stadt ein auf rotem Papier gedruckter Aufruf, durch den der Anspruch der Sozialisten von neuem erhoben wurde. Er schloß mit den oft nachgesprochenen Worten: Le peuple victorieux n'amènera pas son pavillon.

Am folgenden Tage wurde wirklich der Versuch wiederholt, das dreifarbige Banner durch das rote zu verdrängen, und zwar im Schoße der provisorischen Regierung selbst. Der Anwalt der roten Fahne war hier niemand anders als Louis Blanc. Es gebe, meinte er, in Frankreich weder Königtum

Digitized by Google

noch Gesellschaftsklassen mehr; wie könne man also noch an einer Fahne festhalten, deren verschiedne Farben Königtum und Klassenunterschied andeuteten! Die Zeit der sozialen Gleichheit sei gekommen. Der Einheitlichkeit der Gesellschaft entspreche die Einheitlichkeit der Farbe im roten Banner. Er verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die rote Fahne schon das Feldzeichen der alten Gallier gegen die Römer gewesen sei. Seine Gründe vermochten freilich die Freunde der Trikolore von der Angemessenheit seines Antrages nicht zu überzeugen. Immerhin erlangte er das Zugeständnis, daß die Beamten der neuen Regierung eine rote Rosette im Knopfloch tragen sollten, und daß die rote Rosette auch an der Fahnenstange der Trikolore befestigt werden würde. Diese war so zum zweitenmale gerettet, aber sie gilt seitdem als die Fahne der Bourgeoisie.

Ältere Zeitgenossen wissen noch aus eigner Erinnerung, daß die rote Fahne bereits im Jahre 1848 ein auch außerhalb Frankreichs wohlbekanntes Sinnbild des Aufruhrs war. Auch ihre sonstige Verwendung seit dieser Zeit ist noch in aller Gedächtnis.

Sollen wir das Beste vergessen?

Ein Nachwort zur Schulkonferenz

Von Eduard Zarncke

Seit einer Reihe von Jahren hat um die Vorzüge der Gymnasial- und der Realbildung ein erbitterter Kampf getobt. Zwei feindliche Parteien waren es in der That, die eine jede die andre von ihrem Standpunkte aus bekriegte, und beiden schien es sehr wenig auf das gemeinsame Ganze anzukommen, die Rufer im Streit auf beiden Seiten verfochten bestimmte Interessen ihrer Anhänger, das heißt, sie sprachen pro domo. Hie Gymnasium, hie Realschule! hieß es. Die Vertreter des Gymnasiums erkannten zwar richtig die Vorteile der humanistischen Bildung, hielten aber zum großen Teile an Vorurteilen und veralteten Anschauungen fest, die Anhänger der Realschule waren durchdrungen von der richtigen Überzeugung, daß das moderne Leben eine erhöhte Rücksicht erfordere, doch schossen sie weit über das Ziel hinaus und verkannten den Wert der Gymnasialerziehung in hohem Grade. Nur selten ward ein Wort vernommen, das bemüht gewesen wäre, eine Einigung der Parteien herbeizuführen, und

Digitized by Google

vernahmen die Ohren einmal ein solches, so blieben ihm doch Herz und Sinn der Streitenden meist verschlossen, sei es, daß es überhaupt nicht dazu angethan war, sich den Weg bis in die Gemüter zu bahnen, sei es, daß der Groll auf beiden Seiten jedweden Vermittlungsversuch vereitelte.

Von diesen vermittelnden Stimmen schienen noch am ehesten Aussicht auf Erfolg die zu haben, die die zwiefach geteilte Vorbildung der Blüte unsrer Jugend bedauernd eine gleichmäßige Gestaltung derselben herbeiwünschten. So entstand der Plan zur Einheitsschule. Aber er war von vornherein nur ein schöner Traum, dessen Verwirklichung an dem Widerstande der thatsächlichen Verhältnisse scheitern mußte. Nicht als ob der Gedanke an sich verfehlt und verwerflich gewesen wäre, nein, er ist im Gegenteil durchaus begreiflich und liegt nahe genug; aber seiner Ausführung türmen sich unüberwindliche Hindernisse entgegen, die auch der kühnste und entschlossenste Wille nicht hinwegzuräumen vermag. Es ist in Anbetracht unsrer gesamten Kulturverhältnisse nicht mehr möglich, dem künftigen Gelehrten, um diesen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, dieselbe Vorbildung angedeihen zu lassen, wie dem, der sich in der praktischen Arbeit des Lebens bethätigen soll. Und so wird denn dieses Traumbild zerfließen und denen, die es geschaut haben, einstens nur noch eine freundliche Erinnerung sein.

Allerdings gab es und giebt es daneben immer noch eine Anzahl unbefangen denkender Männer, die sehr wohl wissen, wie es um die Vorzüge und Nachteile des Lehrplans unsrer Gymnasien bestellt ist. Daß die Gymnasien, eine richtige Handhabung in der Lehrmethode vorausgesetzt, für die mehr gelehrten Berufe im allgemeinen die denkbar günstigste Vorbildung bieten, erkennen diese an. Denn es ist eine mißverständliche Auffassung, die freilich um so verbreiteter ist, als müsse das Gymnasium für einen bestimmten Fachberuf vorbereiten. Gewiß gehört es zu den Aufgaben des Gymnasiums, seinen Zöglingen eine Summe von allgemeinen Kenntnissen zu verleihen, wie sie für den Höhergebildeten unerläßlich oder wünschenswert ist. Und in dieser Beziehung mag ja manches im Argen liegen und einer Aufbesserung bedürftig sein. Namentlich sollten Kenntnis der heimischen Verfassung und Gesetze unbedingt, soweit es dem Standpunkt des Schülers entspricht, auf dem Gymnasium gelehrt werden. Auch einen Begriff von den allgemeinen Grundlagen unsrer Jurisprudenz und eine gewisse Kenntnis ihrer wesentlichen Bestimmungen, soweit sie sich für das praktische Leben notwendig oder nutzbar erweisen dürfte, sollte der Student schon von der Schule mitbringen. Vor allem aber die neuere Geschichte, namentlich die deutsche, gehört bis nahe an die Gegenwart auf das Gymnasium, nicht sowohl, weil sie sich besonders günstig zum Lernstoff eignete, sondern weil wir Deutsche sind und schon in der Jugend lernen sollen, welches die Fäden sind, die unser Reich, unsre Nation und ihre Kultur mit der Vergangenheit verknüpfen. Es waren wohl

Digitized by Google

auch nur wenige, denen nicht das Gewissen geschlagen hätte, als diese Mahnung von allerhöchster Stelle erging. Auch mit der körperlichen Ausbildung sollte sich die Schule noch mehr befassen, als es bisher geschieht, da vor allem der Körper gesund sein muß, wenn ein gesunder Sinn drin wohnen soll. Daß anderseits manches als entbehrlich in der Folgezeit wegbleiben kann, kann nicht bestritten werden: mag beispielsweise der lateinische Aufsatz fallen, wenn er wirklich erfahrungsgemäß in den meisten Fällen nur eine mühelose Zusammenstellung von Redensarten ist, denn dann erreicht er seinen Zweck allerdings nicht. Freilich, wer sich ernstliche Mühe giebt, einen lateinischen Aufsatz zu schreiben, dem bringt eine solche Arbeit mehr Nutzen als fast jede andre Geistesübung. Mag man ferner immerhin künftig mehr Wert auf den deutschen Aufsatz legen, man vergesse nur nicht, daß die Fertigung einer Übersetzung aus einer fremden, am besten einer der toten Sprachen, wenn nur die möglichste Treue einerseits, die Reinheit und Schönheit des deutschen Stils anderseits angestrebt wird, die Sicherheit in der Anwendung des deutschen Ausdruckes mehr fördert als eine frei verfaßte Stilübung. Also solche und ähnliche Änderungen im Lehrplan wird sich das Gymnasium gefallen lassen müssen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es sein Zweck sei, für einen Fachberuf vorzubereiten. Es soll nur die allgemeine Grundlage abgeben für den, der sich einem gelehrten Fachstudium zu widmen gedenkt. Auf jener unrichtigen Anschauung beruht es, wenn man sich z. B. vonseiten der Naturforscher darüber beklagt, die Gymnasiasten brächten zu wenig Kenntnisse in den Naturwissenschaften auf die Universität mit. Sie kommen eben dahin, um sie sich anzueignen, und wer dies Fach nicht studiren will, der lernt wohl auf den meisten Gymnasien zur Genüge davon. Mit demselben Recht könnte sich der Nationalökonom beschweren, daß seine Hörer, wenn sie vom Gymnasium kommen, nicht genug Englisch verstünden, oder der Theologe, daß die Kenntnis des Hebräischen noch zu wünschen übrig lasse. Und was sollte wohl der Jurist oder gar der Orientalist sagen?

Die Schulkonferenz, deren Berufung für die streitenden Parteien eine Art Waffenstillstand bedeutete, hat ihre Arbeit beendet. Das von ihr geschaffene Fundament auszubauen wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Aber wie sich dieser Ausbau auch gestalten möge, der eigentliche Kern der Gymnasien, die humanistische Grundlage, kann unangetastet bleiben, immer vorausgesetzt, daß die Art des Unterrichts allen berechtigten Anforderungen entspricht, ja sie muß sogar unter dieser Voraussetzung unangetastet bleiben. Die Griechen bilden die Grundlage unsrer geistigen Kultur, die Römer vermitteln zwischen ihnen und uns. Es ist, nachdem die Kulturbedeutung des klassischen Altertums so lange und so vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen ist, überflüssig, hier die Unsumme der Einzelheiten, die uns daran mahnen, abermals zu verzeichnen, die tausend und abertausend Fäden, die uns mit dem Altertum

Digitized by Google

verbinden, aufzuweisen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß eine nicht nur oberflächliche Kenntnis und Anschauung desselben für den, der sich wissenschaftlich bildet, in allen Zweigen notwendiges Erfordernis ist, wenn er nicht auf Schritt und Tritt im Finstern tappen will. Um nur eines großen, allgemeinen Nutzens Erwähnung zu thun: wer gelernt hat, nicht nur im Strome der Gegenwart zu schwimmen, sondern aus der Gegenwart zurückzuschauen in eine in sich abgeschlossene Vergangenheit, dem schärft sich auch der Blick für die Entwicklung der Dinge. Für die Erweckung des historischen Sinnes ist das Studium des Altertums hervorragend förderlich, fast unerläßlich. Wir haben in ihm überall eine in sich abgeschlossene Entwicklung vor Augen. Die griechische Poesie ist das Urbild jeder echten und wahren Poesie, sie zeigt uns eine fortlaufende Entwicklung aus sich selbst heraus vom Ursprünglichen zum Klassischen, weiter zum Modernen. Ähnliches läßt sich von der Prosa, namentlich der historischen, sagen. Die Zeit, die man an die griechische Litteratur wendet, ist nicht verloren. Wer den Inhalt ihrer edelsten Erzeugnisse auch an einem kleinen Teile wirklich kennen gelernt, ihren Geist wahrhaft erfaßt hat, wird reichlichen Gewinn für seine ganze Denk- und Anschauungsweise davontragen. Auch die römische Litteratur, ein Ersatz für die griechische, wo diese verloren ist, hat ihre selbständigen Vorzüge. Hochwichtig aber sind die alten Litteraturdenkmäler namentlich in formaler Beziehung. Das Umdenken, das Durchkneten des Geistes geschieht in keiner Weise besser als an der Hand der alten Texte, eben weil wir hier tote Sprachen haben, die mit der unsrigen nicht so viel Ähnlichkeit aufweisen als die modernen, wenigstens als die von ihnen, die hier in Betracht kommen, aus denen doch zu einem sehr großen Teile mehr oder minder gedankenlos Wort für Wort oder Satz für Satz übersetzt werden kann, jedenfalls weit häufiger, als dies bei den alten Sprachen der Fall ist. Hier steht das Lateinische dem Griechischen noch voran, und so ergänzen sich diese beiden Unterrichtsfächer sehr glücklich dahin, daß bei dem einen der Inhalt, bei dem andern die Form von größerer Wichtigkeit ist, und wollte man dies berücksichtigen und darnach beim griechischen Unterrichte mehr den Inhalt, beim lateinischen mehr die Form betonen — man würde freilich nicht ganz ohne treffliche Übersetzungen auskommen —, so würde man zugleich zweierlei erreichen: genügendes Verständnis für den Inhalt der griechischen Litteratur und zureichende Fertigkeit im Lateinlesen. Denn der lateinischen Sprache wird der Höhergebildete immer mächtig sein müssen; der griechischen gegenüber ist die Forderung nicht in dem Maße zwingend, wenn man hierüber auch verschiedener Ansicht sein kann. Ähnliches wie von der Litteratur gilt von der alten Geschichte, ja sie eignet sich durch ihren regelmäßigen, gleichsam planvollen Verlauf besser als die meisten andern Zeitperioden zum Lehrstoff für das Gymnasium, wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkte, die griechische im fünften Jahrhundert, die römische bis zur Kaiserzeit. Eine Zeit mit Kämpfen und

Digitized by Google

Bestrebungen, für die wir kaum noch rechtes Verständnis, geschweige denn Interesse haben, wie im allgemeinen das Mittelalter, eignet sich nicht zum Schulunterricht. Von der neuern Geschichte ist die preußische noch am lehrreichsten. Überhaupt erscheint vom praktischen Gesichtspunkt aus die antike Kultur mehr zum Lehrstoff verwendbar als die der Neuzeit, da wir ihr viel objektiver gegenüberstehen. In die Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern kann nie irgend welcher moderne Parteigeist hineinspielen, weder politischer, noch religiöser. Es ist überhaupt ein Vorzug des Altertums, daß wir so wenig darin von religiösen Kämpfen spüren; freilich, wie weit wirklich Denk- und Glaubensfreiheit dort vorherrschten, mag dahingestellt bleiben, sicher ist aber, daß es ein bis ins einzelne vorgeschriebenes Dogma nicht gab.

Doch genug von dem Werte der Altertumswissenschaft für das Gymnasium. Daß dieses nach Einführung gewisser Änderungen, wie sie beraten sind und werden sollen, nach wie vor die Fähigkeit in sich trage, seine Aufgabe zu erfüllen, müßte nach dem Gesagten eigentlich unzweifelhaft erscheinen. Dabei darf nur eins nicht vergessen werden, worauf unsers Wissens bisher nicht mit dem nötigen Nachdruck hingewiesen worden ist.

Man pflegt sich so gern darauf zu berufen, daß aus dem Gymnasium, wie es ist, die größten Männer unsrer Nation hervorgegangen seien; diese hätten doch, meint man, denselben Unterricht empfangen, wie wir. Denselben Unterricht nach dem Lehrplan, ja. Aber es kommt nicht nur auf das Was, sondern gar sehr auch auf das Wie des Unterrichts an. Wäre es denn aber denkbar, daß der Unterricht in den klassischen Fächern, wie ihn unsre Väter und manche von uns noch empfingen, anders beschaffen gewesen sei, als der, den unsre Jugend jetzt genießt, trotz der äußerlichen Gleichheit des Lehrplans? Das ist nicht nur denkbar, es ist sogar Thatsache.

Das Gymnasium kann seine Aufgabe auch in der Zukunft nur dann lösen, wenn der klassische Unterricht so betrieben wird, daß sich die Vorteile, die er bieten kann, auch wirklich ergeben. Zu diesen Vorteilen gehört aber neben andern, die wir nicht verkennen, in erster Linie die Erweckung des Bewußtseins für den Gedankeninhalt und somit für den idealen Wert der alten Klassiker. In diesem Punkt aber macht sich eine Wandlung gegen früher augenfällig bemerkbar. Die Klage hierüber ist nicht neu, sie ist längst erhoben worden und wird täglich lauter, aber es hat den Anschein, als wäre man sich nicht bewußt, daß hierin ein Hauptgrund der Verstimmung gegen die Gymnasien liegt, und daß wir hier anfassen müssen, wenn wir reformiren wollen.

In der That, was das Gymnasium dem Volke entfremdet hat, ist nicht der klassische Unterricht überhaupt, sondern die Methode, die seit einigen Jahrzehnten begonnen hat sich mehr und mehr einzubürgern. Während zu den Zeiten unsrer Väter, wer immer vom Gymnasium kam, einen wahren Schatz

Digitized by Google

für sein ganzes Leben mitbrachte und die alten Schriftsteller als Quelle eines reinen Genusses in dankbarer Erinnerung behielt, hört man jetzt überall — wenn auch mit manchen rühmlichen Ausnahmen — vonseiten sonst höchst verständiger und einsichtsvoller Männer, obschon sie auf dem Gymnasium vorgebildet wurden, die lautesten Klagen über das „trockene Zeug," mit dem sie sich auf der Schule hätten plagen müssen. Gegen diese anerkannte Thatsache hilft kein vornehmes Achselzucken des klassischen Philologen, helfen keine Redensarten, wie die, daß Kaviar nicht fürs Volk sei, und wie sie alle heißen mögen, mit denen man die unbequeme Thatsache der Berechtigung dieser Gegenströmung aus der Welt zu schaffen sucht. Es ist ein ganz unbilliges Verlangen, daß auch nur des begabten Schülers Interesse von selbst rege werden solle ohne Anleitung, doppelt unbillig, wenn sich dieser erst durch eine fremde Sprache hindurchzuarbeiten hat, wo der gute Wille leicht erlahmt, und der Blick für das Ganze sich verliert. Vermögen wir nicht mehr für einen Lehrstoff, der einen so hauptsächlichen Bestandteil des Unterrichts ausmacht, wie der humanistische, Lust und Liebe, wenigstens bei den begabteren Schülern, zu erregen, senden wir Abiturienten in die Welt hinaus, die kaum eine Ahnung davon haben, was denn eigentlich die Schriftsteller wert sind, mit denen sie sich jahrelang geplagt haben, und finden wir sogar häufig Geringschätzung an Stelle der frühern Begeisterung, da hat man doch wohl das Recht, bedenklich zu werden und sich zu fragen, ob wir es denn mit unserm heutigen Gymnasialunterricht wirklich gar so herrlich weit gebracht haben. Wie geht es zu, daß auf den Gymnasien im allgemeinen — die Ausnahmen bestätigen nur die Regel — nicht mehr die gleiche Begeisterung für das klassische Altertum erweckt zu werden vermag wie ehedem? und läßt sich hoffen, daß hier Abhilfe geschaffen werden kann? Das sind die Fragen, die sich gebieterisch aufdrängen, und denen man fest ins Auge sehen muß.

Um diesen Fragen näher zu treten, sei zunächst daran erinnert, daß es zwei streng zu scheidende Aufgaben sind, die der klassischen Philologie gestellt sind: die Heranbildung von Lehrern einerseits, und anderseits die Förderung der Wissenschaft, sei es durch eigne Forschung, sei es durch Heranbildung von selbständigen Forschern. Nennen wir die eine Richtung die praktische, die andre die rein wissenschaftliche Philologie. Mag sich der eine Universitätslehrer mehr der einen, ein andrer mehr der andern Aufgabe zuwenden, gelöst müssen beide werden. Und beide, obwohl ihre Ziele verschieden sind, hatten ehedem gar vielfach die Grundlage gemeinsam. Nun aber hat seit einigen Jahrzehnten die wissenschaftliche Philologie eine Richtung angenommen, die wenig mehr mit der praktischen Philologie gemein hat oder gemein haben sollte, und doch hat sie, und das ist der Kern der Sache, die praktische Philologie mit in ihre Bahnen gerissen.

Wir wollen uns deutlicher erklären. Zunächst die wissenschaftliche

Digitized by Google

Forschung: ihr ist die Aufgabe gestellt, das Altertum wieder aufzubauen. Dabei kann sie sich nicht an einem Punkte aufhalten, sie muß vorwärts eilen. Die klassische Philologie als reine Wissenschaft hat sich mit der Zeit mehr und mehr abwenden müssen von den Schulschriftstellern, den herrlichsten Denkmälern des Altertums, die uns erhalten sind, nachdem sich ihrer Durchforschung so viele und so edle Kräfte gewidmet hatten, sie hat sich neuen Aufgaben zugewandt, deren Lösung mit den Grundlagen unsrer Schulbildung nichts mehr gemein hat, aber zum Teil wissenschaftliche Notwendigkeit ist. Zum Teil, sagen wir mit Bedacht, denn wir wollen, da es nicht unmittelbar zur Sache gehört, unerörtert lassen, wie auch hier manches unser Kopfschütteln hervorruft, so die Vergeudung von Zeit und Mühe auf Gebieten, wo die ernste Forschung aus Mangel an Material doch nicht mehr weiter kommt, und es sich daher meist nur um ein mehr oder minder geistreiches Spiel handelt, oder auf solchen, wo zwar ein Ergebnis erzielt wird, das aber in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Kraft steht. Diese Kleinigkeitskrämerei verdankt ihre Pflege der mißverständlichen Auslegung eines an sich richtigen Satzes. Große Altertumsforscher, unter ihnen Lessing, haben es ausgesprochen, daß der Forscher es nicht für unter seiner Würde halten dürfe, auch den unbedeutendsten Gegenstand zu untersuchen. Das ist ganz richtig, hat aber, wie alles, seine Grenzen. Alles, was durchforscht wird, darf wohl an sich unbedeutend sein, aber irgendwie muß es sich doch als dienendes Glied an das Ganze anfügen können, oder muß man mit Zuversicht hoffen dürfen, daß dies in absehbarer Zeit geschehe. Und auch das Ganze, in diesem Falle die Altertumswissenschaft, darf sich nicht völlig aus dem Zusammenhange mit dem wirklichen Leben verlieren, denn das sollte doch auch der Zweck der idealsten Wissenschaft sein, daß wir etwas aus ihr lernen zum Gewinn für uns selbst. Man spricht so viel von dem Selbstzweck der Wissenschaften, als ob sie nur um ihrer selbst willen da seien. Das ist eine Abstraktion, der wir wenigstens nicht folgen können. So wie alle Wissenschaften ursprünglich doch nur aus irgend einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen sind, so wird sich, so lange wir sterbliche Menschen bleiben, auch immer der Grundsatz behaupten, daß eine Wissenschaft für uns um so wertloser werden muß, je mehr sie die Fühlung mit dem wirklichen Leben verliert. Denn dieses steht voran. Der gedeihlichen Entwicklung eines edeln Zusammenlebens der menschlichen Gesellschaft haben wir in erster Linie unsre Kräfte zu widmen. Wo dahingehende Aufgaben sichtbar vorhanden sind, da haben fernerliegende Interessen vorläufig beiseite zu treten. Man mag das unideal gedacht finden; Thatsache bleibt es deshalb doch, daß die erwähnten Aufgaben mit Notwendigkeit erst einigermaßen gelöst werden müssen, ehe an weiteres gedacht werden kann, sei dies auch das höhere; jedenfalls bedarf es eines festen Untergrundes. Und von unten fängt man an zu bauen, nicht von oben. Wer der Menschheit zum deutlich sichtbaren Wohl und Segen

Digitized by Google

wirkt, der thut eine größere That, als wer die Wissenschaft an einem fern liegenden Punkte fördert, ohne jede Rückwirkung auf das Gesamtwohl, nur dem Interesse weniger dienend, mag auch des erstern geistige Arbeit an sich hinter der des andern zurückstehen. Die glänzende Stellung der Naturwissenschaften rührt nicht daher, daß sie uns die Erkenntnis der Dinge um uns aufschließen, sondern weil sie dem Menschen die Mittel an die Hand geben, sich dieser Erkenntnis zu seinem Heile zu bedienen, sei es durch Ertötung des finstern und unserm Zusammenleben schädlich entgegenwirkenden Aberglaubens, sei es durch die wirtschaftliche Ausnutzung der im Weltall verborgenen Kräfte. Die jüngsten medizinischen Großthaten unsers Jahrhunderts erscheinen nicht deshalb so phänomenal, weil sie uns über die nähere Beschaffenheit der schlimmsten und unheilvollsten Mächte, die unserm Organismus Gefahr drohen, aufklären, sondern weil sie dadurch die Hoffnung erwecken, diese wirksam bekämpfen zu können. Die Kriegswissenschaft nimmt in unserm Reiche eine so hohe Stelle ein, weil die ganze Sicherheit der Nation auf unsrer Kriegsmacht beruht. So sollte auch die klassische Philologie bei ihrer Arbeit sich dessen bewußt sein, daß sie der Mitwelt ein Gesamtbild der antiken Kultur oder eines Teiles derselben vermitteln soll zu deren geistigem Nutzen und Gewinn. Hierzu sind freilich viele Kräfte erforderlich, und eine Arbeitsteilung erweist sich als unumgänglich, nur hat diese seit einiger Zeit so gewaltige Ausdehnung angenommen, daß der Einzelne häufig gar nicht mehr überlegt, ob seine Leistung eigentlich für den Gesamtbau von Nutzen sei. Wenn einer Bausteine irgendwohin karren wollte, wo gar nicht gebaut werden soll, würde man sein Thun mit Recht als unsinnig bezeichnen, aber in der Philologie werden die gleichgiltigsten Dinge untersucht, und je unwichtiger die Sache ist, für um so bedeutender wird sie oft gehalten. Das zeigen uns so manche mit ungenügenden Mitteln unternommene oder auf unwesentliche Dinge sich erstreckende Quellenuntersuchungen — um auf diesem Gebiete wirklich bedeutungsvolle Ergebnisse zu erzielen, dazu gehören bedeutende Gesichtspunkte und ein umfassender Blick —, die massenhaften Beiträge zum Sprachgebrauch der Schriftsteller, auch wenn es sich nur um eine Präposition handelt, und andre Erscheinungen. Ein eignes Vergnügen gewährte es uns jüngst, von einem „hervorragenden Forscher auf dem ut-Gebiet“ zu lesen — gedruckt, schwarz auf weiß. Ein andrer Übelstand, der sich äußerst fühlbar macht, ist der, daß die Kritik der dichterischen Texte, eine Hauptaufgabe der philologischen Wissenschaft, nicht einmal immer von Forschern ausgeübt wird, die genügendes poetisches Verständnis haben. Daher ist eine Masse dahin gehender Arbeiten von vornherein Makulatur. Dies gilt von dem nicht geringsten Teile der Forschungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte, von vielem, was über Horaz und andre geschrieben worden ist. Ein großer Teil der hierauf verwandten Zeit wäre besser mit Straßenkehren oder Schneefegen ausgefüllt worden. Trotzdem

Digitized by Google

geht die Forschung, kaum mehr Forschung, sondern Spielerei, lustig weiter. Kurz, die klassische Philologie ist in Gefahr zu zerbröckeln — die hervorragenden Männer, die das Ganze im Auge behalten, und deren es ja immer noch zahlreiche giebt, werden den Lauf der Entwicklung kaum aufhalten. Freilich wird es noch eine geraume Zeit dauern, ehe man sehen wird, wie viel Mühe und Kosten unnütz verschleudert worden sind. Dieses Spezialistentum ist um so bedauerlicher, als man doch ja nicht glauben soll, daß nicht noch Aufgaben ihrer Lösung harrten, die große Gesichtspunkte verlangen und große Ausblicke eröffnen, zu denen weder neues handschriftliches noch inschriftliches Material notwendig ist, und bei denen weit mehr Gewinn herauskommen würde, als bei so manchen Funden von Grabinschriften, die durch kostspielige Reisen erreicht werden. Eine Geschichte des Wesens der Geschichtschreibung und des historischen Stils von den ältesten griechischen Historikern durch die römische Periode bis auf unsre Zeit würde reiche Belehrung und Anregung gewähren, eine wie immer auch lückenhafte Behandlung des antiken „Folklore," d. h. der Volksüberlieferung im engern Sinne, kostbaren Gewinn ergeben, so unter anderm wirksam zu der Erkenntnis auch bei den Philologen beitragen, wie viel näher uns das Altertum eigentlich steht, als man meist annimmt, weiterer Aufgaben hier nicht zu gedenken. Und wieder andre hochwichtige Probleme, deren Lösung man in jüngster Zeit näher getreten ist, wie lange haben sie ihres Befreiers aus der Dunkelheit harren müssen, und wie wenige nehmen an dem Werke den ihm gebührenden Anteil! Heute erst besitzen wir eine allen Anforderungen entsprechende Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, und wie allein, ja wie vereinsamt steht ihr Verfasser da!

Doch sei dem, wie ihm wolle, möge der Betrieb der klassischen Philologie als einer Wissenschaft, wie er augenblicklich in Blüte steht, unanfechtbar sein, mögen die, die allein der wissenschaftlichen Forschung dienen, mit Fug und Recht ihm huldigen — auf keinen Fall sollte der künftige praktische Philologe in ihm aufgehen. Gewiß ist es auch für ihn unerläßlich, den Weg der selbständigen Forschung kennen zu lernen und zu betreten, und wenn ihm dann später Muße dazu bleibt, mag er ihn sein Leben lang weiter wandeln; aber in erster Linie sollte für seine Studien die Rücksicht auf den künftigen Schulunterricht maßgebend sein, d. h. die praktische Seite der Philologie. Eine wirklich gehaltvolle Erklärung der Schulschriftsteller, eine eingehende Würdigung auch von der inhaltlichen Seite und infolge davon die Erweckung von Liebe und Begeisterung für sie, das sind die Aufgaben, die der Gymnasiallehrer zu leisten hat, nicht nur grammatische und kritische Experimente, wobei die alten Schriftsteller als Phantome dienen.

Nicht als ob wir die formale Bildung, die durch die Beschäftigung mit den alten Schriftstellern gewonnen werden kann, unterschätzten. Im Gegenteil, wir stellen sie besonders hoch, halten sogar manches, was von der inhaltlichen

Digitized by Google

Bedeutung der alten Klassiker für die Schule mit großem Nachdruck verkündet wird, für übertrieben, so z. B. den Satz, daß man sich mit ihnen beschäftigen müsse, um die „Kulturbedeutung" der Alten kennen zu lernen, oder um sich eine „edle menschliche Bildung" anzueignen, und ähnliches. Von der wirklichen Wichtigkeit der Antike für die gesamte Kultur der gebildeten Welt erfährt der Primaner nicht allzuviel, jedenfalls nicht so viel, daß ihm dies nicht in kürzerer Zeit beigebracht werden könnte, als es jetzt geschieht, geschweige denn so viel, als sich der Philologe im Laufe der Jahre angeeignet hat, der dann, weil er es selbst weiß, zu glauben pflegt, der Gymnasiast wisse es auch. Auch die Bildung zu edlem Menschentum, die Erweckung von Edelsinn und allen männlichen Tugenden ist nicht in dem Grade von der Kenntnis der griechischen und römischen Schriftsteller abhängig, als uns mancher begeisterte Philologe glauben machen möchte. Um Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu erwecken, brauchen wir Marathon und Salamis nicht, wir haben unsre eignen Freiheitskriege. Ja wer an die vielgerühmten Helden der hellenischen Vorzeit den kritischen Maßstab anlegen wollte, fände vielleicht an manchen der edelsten etwas auszusetzen, das uns hindern könnte, sie der Jugend als Muster vorzuführen. Man denke an den „edeln Dulder" Odysseus, der im ersten Buch der Ilias — es rührt freilich nicht von dem „göttlichen" Homer selbst her — uns als Urheber einer hinterlistig ins Werk gesetzten Greuelszene entgegentritt, und dessen erstes Beginnen bei seinem Erwachen in Ithaka darin besteht, daß er die mitgebrachten Schätze zählt, ob ihm auch keine gestohlen worden seien, kein sehr heroenhafter und wenigstens der Mehrzahl unter uns kein sympathischer Zug. Auch mit der edeln menschlichen Bildung, die man sich allein durch die Griechen und Römer erwerben soll, steht es nicht so ganz sicher. Man müßte dann doch annehmen, daß die Philologen, die sich ja am meisten mit den Alten beschäftigen, auch den meisten Gewinn aus ihnen zögen, daß es also auf der ganzen Erde keine humaneren, gerechteren, bescheidneren, uneigennützigeren, kurz menschlich edler gebildeten Männer gebe als die klassischen Philologen. Gewiß trifft das auf viele von ihnen zu, aber daß man es gerade von ihnen im allgemeinen gegenüber andern Berufskreisen nicht sagen kann, das beweist unter anderm schon der so häufig ganz ohne Grund geräuschvolle und gehässige Ton ihrer Polemik, wie er namentlich in den Schriften der Jüngern zu herrschen pflegt. Man mag das „Frische und Lebendigkeit der Darstellung," „Schärfe in der Beweisführung" oder wie man sonst will, nennen, im Sinne eines Platon ist solcher Stil wahrlich nicht, und menschlich edel ist er auch nicht. Es ist ja berechtigt, wenn sich ein hämisch angegriffner seiner Haut wehrt. Dann sind sogar nach echter deutscher Art Keulenschläge bisweilen an ihrem Platze. Aber die selbstgefällige Überhebung, die der soliden Arbeit Andrer verschiedner Meinung oder kleiner Versehen halber den Rang aberkennen will, das aufdringliche Poltern nicht nur gegen die Mittelmäßigkeit, sondern

Digitized by Google

gerade gegen Männer von hoher Bedeutung, das Triumphgeschrei, das erhoben wird, wenn diesen einmal das Unglück begegnet ist, eine Kleinigkeit nicht so genau durchstöbert zu haben wie ein Doktorand, das alles nimmt sich besonders in Anbetracht der so häufigen Unbedeutendheit des Gegenstandes sehr häßlich aus. Wie eine alte verklungene Sage heben sich von diesem Treiben die Worte Boeckhs ab, die wir im Schlußwort zu seiner Encyklopädie lesen, ein Zeugnis gleich glänzend für den wahrhaft edeln Sinn dieses großen Mannes, wie beschämend für die Epigonen. „In der Regel, — sagt er — überschätzen nur diejenigen ihr Wissen, deren Kenntnisse beschränkt sind; wer viel weiß, erkennt seine Unwissenheit am deutlichsten. Daher wird durch die wahre Durchdringung des encyklopädischen und speziellen Wissens auch ein sittlicher Geist im Betriebe der Wissenschaft entstehen, frei von Selbstsucht, Ruhm- und Geldsucht, die viele vielfach von der Bahn der Wahrheit ablenken." Doppelt abstoßend wirkt solche Polemik, wenn wir wissenschaftliche Erörterungen damit vergleichen, wie sie in juristischen Kreisen üblich sind; diese stechen förmlich wohlthuend dagegen ab. Ob also die klassischen Studien ihren Jüngern die gerühmte edle menschliche Bildung in besonderm Maße zu verleihen imstande sind, bleibt billig zu bezweifeln. Diese Ansicht hat ihre Quelle in der Überschätzung des klassischen Altertums. Die Mehrheit der Philologen ist seit lange gewohnt, die Alten, wenigstens die Hellenen, gar nicht unter demselben Gesichtspunkte wie andre Erdenbewohner zu betrachten, sondern die Antike als eine Welt für sich anzusehen, die mit dem Geist und den Empfindungen unsrer Zeit wenig gemein habe. Ist auch die Stufe überwunden, wo man alles für vollkommen ansah, wenn es antik war, so sehen doch auch heute noch unsre Philologen meist einen klassischen Schriftsteller mit ganz andern Augen an, als einen ihm geistesverwandten modernen, preisen sie die Schönheiten jenes ebenso hoch, wie sie ihn vielleicht tief verachten würden, wenn er ein moderner wäre. Welcher Philologe hätte nicht die größte Ehrfurcht vor dem Namen des Aristophanes! Aber ganz abgesehen davon, daß Aristophanes nicht viel besser und nicht viel schlechter war, als die andern zeitgenössischen Komiker, so hat es in neuerer Zeit ebenso große und größere Lustspieldichter ähnlicher Richtung gegeben, jedenfalls edlere. Aber weil es Aristophanes ist, ein alter Klassiker, belachen wir seine Possen als geistreich, dichten wir ihm tieferliegende sittliche Tendenzen auch da an, wo er nur auf die Schau- und Lachlust eines nicht eben idealen Publikums spekulirt. Wenn man imstande ist, Geist und Absicht des Dichters herauszuhören, auch da, wo sie durch grobe Späße verschleiert sich im Hintergrunde halten, wird man bei jedem echten Dichter hier und dort hinter der heitern Stirn den ernsten Gedanken erlauschen, bei Aristophanes so gut wie bei andern, aber nimmermehr würde man dem attischen Komiker so erhabene Gesinnungen und so edle Ziele zugesprochen haben, wie es geschehen ist, wenn man versucht

Digitized by Google

hätte, seine Schöpfungen mit ähnlichen Erscheinungen der modernen Zeit auf eine Stufe zu stellen und zu vergleichen. Der römische Dichter Plautus, der es unternahm, die feinen Erzeugnisse der spätern griechischen Komödie für das Verständnis und den gröberen Geschmack seines Publikums zurechtzustutzen, tritt uns meist als lustiger Possenreißer entgegen und hat manchen klassischen Philologen durch seinen Witz und Scherz eingenommen; käme aber heutigestags ein den plautinischen an Charakter ähnliches Scherz- oder Singspiel auf die Bühne, so würde der Philolog die Nase rümpfen über das Ansinnen, sich „solches Zeug" anzusehen. Also die inhaltliche Bedeutung der klassischen Studien für die Zwecke des Gymnasiums wird vielfach in einem zu günstigen Lichte dargestellt, und es ist ganz in der Ordnung, dem gegenüber auch auf ihren formalen Bildungswert hinzuweisen. Aber der formale Gesichtspunkt darf nun und nimmermehr der einzige sein, unter dem sie als Lehrstoff betrachtet werden, am wenigsten aber darf in den grammatisch-kritischen Experimenten fast das alleinige Heil gesucht werden. Es ist eine berechtigte Forderung, daß man auch verstehe, was man liest, nicht nur die einzelnen Wörter und Sätze für sich, sondern alles im Zusammenhange mit dem Ganzen, daß, wenn man die alten Litteraturdenkmäler behandelt, man auch ihren Gedankeninhalt und damit ihren innern Wert zu erfassen versuche, sie würdige als das, was sie ihrer Zeit sein sollten, die Geistes- und Empfindungswelt ihrer Urheber in sich aufnehme; dann wird man auch nach Abzug der hinzukommenden besondern Verhältnisse des klassischen Altertums die wertvolle Lehre davontragen, wie im Geistesleben der Völker nur die äußern Bedingungen gewechselt haben, die menschliche Natur aber sich stets gleich geblieben ist. Besonders die herrlichen Werke der hellenischen Dichtkunst, in erster Linie die der tragischen Poesie, erfordern eine ästhetische Behandlung, sie müssen in ihrer Bedeutung als Kunstwerke gewürdigt werden, auf ihre Schönheiten im ganzen wie im einzelnen hinzuweisen, gehört zu den Hauptaufgaben des Lehrers. Wer mit seinen Schülern den Äschylus liest, der muß im Verlaufe der Erklärung einzugehen wissen auf die Weltanschauung des Dichters und auf das Wesen seiner Tragik, er muß, soweit es möglich ist, die Gestaltung des überkommenen Stoffes durch den Dichter berühren und zum Nachdenken anregen über seine Beweggründe dazu, damit die dichterische Absicht recht erkennbar werde, er muß hinweisen auf die Großartigkeit seiner Probleme. Er soll aber auch die äußere Komposition erörtern, wie sich Szene auf Szene folgt, wie jeder Einzelheit ihr Platz im Drama bestimmt ist, und er soll die Aufmerksamkeit auf die Kunst lenken, mit der dies geschieht. Seine Aufgabe ist es, den Gang der Handlung in der Vorstellung der Schüler so lebendig zu erhalten, als spielte sich diese vor ihren Augen ab. Die Zeichnung der Charaktere ist zum Gegenstande der Besprechung zu machen, wie sie sich ergeben aus Worten und Thaten der handelnden Personen. Nicht zu vergessen die Einzelheiten in der poetischen Durchführung:

Digitized by Google

wie jedes an seiner Stelle zum Gesamteindruck beiträgt, wie die Sprache, wie die Rhythmen dem Inhalt entsprechen und wie gewaltig sie wirken. Wer sich nicht berufen glaubt, eine solche Erklärung für die Dichter zu leisten, denn nicht allen Sterblichen geht die urewige Schönheit der Poesie in gleicher Weise auf, der findet auch auf dem Gebiete der Prosaiker ein dankbares Feld. Denn auch hier ist mit grammatischen Übungen noch lange nicht alles gethan. Die Gesamtstellung eines Historikers in der Entwicklung der von ihm gepflegten Gattung, seine Auffassung vom Wesen der Geschichtschreibung, sein Standpunkt im öffentlichen Leben, sein Urteil über Personen und Verhältnisse, das Besondre seines Stils, das alles sind Dinge, ohne deren zeitweilige Erörterung viel von dem Nutzen, den die Lektüre bieten könnte, verloren geht. Einen Thukydides soll man doch vor allem als Geschichtschreiber würdigen; da weiß man denn wirklich nicht, was man dazu sagen soll, wenn seine geschichtliche Erzählung nur flüchtig berührt oder gar übersprungen wird, um eine desto ausführlichere Behandlung den eingestreuten Reden zuzuwenden. Gerade das Umgekehrte wäre am Platze.

Nach unsern Erfahrungen muß die vorige Generation der Gymnasiallehrer der Aufgaben in dieser Richtung sich noch mehr bewußt gewesen sein, unter der jetzigen beginnt dieses Bewußtsein zu schwinden. Unsre heutigen jungen Philologen folgen dem Strome der wissenschaftlichen Forschung und legen nicht mehr den Hauptwert auf ihren zukünftigen Beruf. So kommt es auch, daß, wenn sie in diesen eintreten, ihre wissenschaftlichen Interessen ihnen vielfach höher stehen, aber diese gehen nicht mehr mit denen der Schule zusammen, und die alten Klassiker kommen dabei zu kurz. Verständnis, Liebe und Begeisterung für sie wird meist nicht mehr erweckt, weil die, die das alles erwecken sollen, es selber verloren haben. Man mag dagegen einwenden, was man will, so viele einzelne Ausnahmen man auch als Gegenbeweise bringen mag, im großen und ganzen verhält es sich so, man täusche sich darüber nicht. Man sagt wohl, es habe immer gute und schlechte Lehrer gegeben. Aber dabei darf man sich nicht beruhigen. Es handelt sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um einen allgemeinen Zug der Zeit. Auch die Tüchtigsten folgen mehr und mehr diesem Zuge. Wohl drängt sich den Philologen selbst diese Wahrnehmung unerbittlich auf, und es erscheint wie eine bewußte Reaktion, wenn gerade in neuerer Zeit von hervorragenden Gelehrten Kommentare wesentlich zu Dichtern geschrieben werden, aus denen allerdings die zukünftigen Lehrer zu lernen vermöchten, wie sie der Jugend das Verständnis der Alten näher rücken können. Aber noch besitzen wir keine auch nur annähernd genügende Zahl solcher Kommentare, und besäßen wir sie, es wäre damit nichts geholfen. Der Student kann nicht alles lesen, und zudem fruchtet weit mehr das lebendige Wort. Es tritt vielmehr gebieterisch die Notwendigkeit an die Universitäten heran, den philologischen Hörern in weit größerem

Digitized by Google

Maßstabe als bisher die Gelegenheit zu geben, sich einer für die Bedürfnisse der Schule vollkommen verwertbaren Beschäftigung mit den Klassikern zu widmen. Wir denken hier weniger an praktische Vorübungen für den Schulunterricht, obgleich auch in dieser Beziehung viel mehr als bisher gethan werden könnte; wir wollen nur nicht, daß der Student den Anforderungen, die die Schule an ihn stellt, entfremdet werde. Wir erinnern uns eines jungen Philologen, der mit glänzendem Zeugnis die Universität verlassen hatte und doch darüber klagte, wie schwer es ihm falle, sich in seinen Lehrerberuf einzuarbeiten, da er sich auf der Universität alle mögliche Gelehrsamkeit erworben, nur nicht die, die er für das Gymnasium brauche. Wir meinen also, es müsse auf der Universität dafür gesorgt werden, daß der Philologe das Studium der Schulschriftsteller auch so betreibe, daß er sie mit seinen Schülern in der angedeuteten Weise zu behandeln und Interesse für sie zu erwecken imstande sei.

Der rechte Ort aber, wo dies geschehen könnte, sind nicht nur die eigentlichen Vorlesungen, sondern vor allem die philologischen Seminare. In diesen wird jetzt in der Hauptsache Textkritik getrieben, wird die Einzelerklärung bevorzugt. Die Schulschriftsteller werden jedesfalls nicht mit Rücksicht auf ihre Bedeutung als Grundlage unsrer humanistischen Bildung behandelt. Die Arbeiten, die der Student im Seminar, für das Examen oder aus eignem Antriebe leistet, beschäftigen sich meist mit ganz andern Fragen als mit denen, die mit dieser Bedeutung zusammenhängen. Vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus soll auch gar nichts hiergegen gesagt werden. Aber die praktische Philologie wird dabei vernachlässigt, der künftige Beruf des Philologen nicht berücksichtigt. Natürlich wirkt dies auf die Schule zurück. Homer und Herodot sinken herab zu Versuchsobjekten für die Feststellung des Unterschiedes zwischen dem attischen und dem ionischen Dialekt, und Horaz wird zum Schreckbild der Jugend, wenn an ihm die Gesetze der Metrik eingeübt werden, die Wirkung des Rhythmus unerörtert bleibt. Schuld hieran ist nur der Mangel genügender Gelegenheit auf der Universität, sich im Sinne der einzig berechtigten Anforderungen an den Lehrerberuf zu bilden. Diesem Mangel abzuhelfen muß versucht werden, ohne die Lehrfreiheit einzuschränken. Es könnten sehr gut eigne Seminarabteilungen eingerichtet werden, in denen nach ausdrücklichem Lehrplan die inhaltliche Erklärung in den Vordergrund zu rücken wäre. Auch in den Prüfungen könnte manches geändert werden; in der schriftlichen könnten mehr Themata gestellt werden, die mit dem innern Wesen der Klassiker im Zusammenhange stehen, und aus deren Bearbeitung man besser die Fähigkeit des Examinanden zum Unterricht der Jugend zu beurteilen vermöchte, als aus so manchen der jetzigen Arbeiten, in der mündlichen könnte mehr Rücksicht auf das inhaltliche Verständnis genommen werden.

Digitized by Google

Aber wie das alles im einzelnen eingerichtet werden ſollte, das iſt eine Frage, die, von allen Seiten ernſtlich überlegt, leicht zu beantworten ſein würde. Daß etwas in dieſer Richtung geſchehe, iſt notwendig. Geht alles in der bisherigen Weiſe ſeinen Gang weiter, ſo wird der Nation mit Ausnahme von wenigen bald das Verſtändnis für die Bedeutung des klaſſiſchen Altertums vollends verloren gehen. Das wäre aber gleichbedeutend mit dem Ende unſrer humaniſtiſchen Bildung.

Uralt und namentlich bei uns heimiſch iſt die Sage von dem Schäfer, der im Beſitz der Springwurzel war, und den eine verzauberte Königstochter in einen Berg führte, deſſen Inneres ihm die Wurzel erſchloß. Da war er ſo entzückt und geblendet von den Koſtbarkeiten, die er dort ſah, daß er, ſoviel er nur konnte, davon zuſammenraffte, aber die Springwurzel mitzunehmen vergaß, obgleich ihm die Fee zurief: Vergiß das Beſte nicht! Seine Reichtümer brachte er nach Hauſe, aber den Eingang in das Innere des Berges konnte er nicht wiederfinden.

Wie viele koſtbare Schätze uns auch das klaſſiſche Altertum ſchon gebracht hat, wir haben von ihnen keinen dauernden Gewinn, wenn uns das Beſte fehlt, der Schlüſſel, der es uns und unſern Nachkommen ermöglicht, immer von neuem wieder in das Innere des Berges zu dringen, immer wieder neue Schätze zu heben. Dieſes Beſte, die Wunderblume, die anzeigt, wo Schätze verborgen ſind, das iſt die Lebendigerhaltung des Verſtändniſſes und der Begeiſterung für die Herrlichkeit des klaſſiſchen Altertums. Sie muß gehütet werden, ſoll uns jenes unverloren bleiben.

Daudet als Humoriſt und Satiriker

Von Otto Buchwald

Der erſte Roman, der Daudets Namen weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaustrug, „Fromont jun. und Risler sen.“, verdankt ſeinen großen Erfolg außer andern trefflichen Eigenſchaften dem bei franzöſiſchen Erzählern nicht gerade häufig vorhandenen Humor. Beſonders gefiel die Figur des verbummelten Schauſpielers Delobelle, der ſich in ſeiner ſchäbigen Exiſtenz an ſeinem frühern, nur von ſeiner Einbildung geſchaffenen Ruhm aufrichtet, von der Zukunft noch große Erfolge erwartet, ſich von der ſauern Arbeit ſeiner Frau und ſeiner

Digitized by Google

Tochter erhalten läßt und von den armen Frauen obenein in dem lächerlichen Wahn, daß er der Kunst nicht entsagen dürfe, sondern weiter kämpfen, d. h. auf ihre Kosten gut leben und faulenzen müsse, gutmütig unterstützt wird. Diese Bewunderung ist nicht unberechtigt, denn Delobelle ist unstreitig eine wohlgelungene Figur, aber der Charakter ist trotz eigentümlicher Züge in seinen Grundlinien doch nicht originell.

Der ältere Bruder Delobelles ist Mr. Turveydrop in Dickens Roman „Bleakhouse," jener geschniegelte Tanzmeister, der von den Stundenhonoraren erst seiner Frau, dann seines Sohnes behaglich lebt und nur die eine Aufgabe kennt, stets als ein Muster anständiger Haltung zu erscheinen. Wie er in der Erinnerung an die schmeichelhaften Worte des Prinzregenten, der ihm als das Ideal eines Gentleman erscheint, selbstgefällig schwelgt, so gedenkt Delobelle, so oft es angeht, des goldenen Lorbeerkranzes der Abonnenten von Alençon, und setzt man die Vergleichung fort, so finden sich noch mehr gemeinsame Züge von Eitelkeit, Selbstsucht und sittlicher Haltlosigkeit.

Ich sehe in dieser Ähnlichkeit keinen Grund zum Tadel, wohl aber einen Anlaß, gewisse Partien namentlich in frühern Werken Daudets, die zu deutlich eine Anregung von Dickens verraten, nicht zu überschätzen. So wird ein Kenner des englischen Humoristen schwerlich umhin können, bei der Lektüre des Romans „Der kleine Dingsda" an Dickens Einfluß zu denken. Kein andrer Romandichter hat mit solcher Vorliebe Kinder und Kinderleben geschildert. Eine große Anzahl seiner Erzählungen beginnt mit dem jugendlichsten Alter des Helden oder der Heldin und schildert ihre weitere Entwicklung. Am berühmtesten ist „David Copperfield," besonders interessant noch dadurch, daß Dickens persönliche Erfahrungen hineinverwoben hat. Dasselbe hat Daudet im „Kleinen Dingsda" gethan, wenn auch seinen Angaben zufolge die eignen Erlebnisse einen beschränktern Teil des Inhalts bilden, als es im David Copperfield der Fall ist.

Wer kann aber die Schilderung des Gymnasiums zu Sarlande, den Fall Boucoyran (vergl. Steerforth-Mell) und andre Partien lesen, ohne lebhaft an Personen und Ereignisse in „David Copperfield" erinnert zu werden? Allerdings berichtet Daudet in seinem Buche „Dreißig Jahre Paris," daß er zu einer Zeit, wo er Dickens noch gar nicht gelesen hatte, mit ihm verglichen worden sei, „lange bevor ein aus England zurückkehrender Freund ihm von der Ähnlichkeit David Copperfields mit dem »Kleinen Dingsda« gesprochen hatte." Er führt dann die stellenweise recht auffallende Ähnlichkeit auf eine gewisse Geistesverwandtschaft zurück, auf eine gleiche Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, vor allem auf die ähnliche traurige Jugend.

Ich lasse dahingestellt, ob diese Worte als eine ausreichende Erklärung für die erwähnten und andre Ähnlichkeiten — auch die Schilderung von Dr. Jenkins bethlehemitischer Stiftung im „Nabob" erinnert stark an die Armen-

Digitized by Google

hausgeschichte im „Oliver Twist“ — angesehen werden können, oder ob nicht vielmehr das von Daudet über Rochefforts Stil gefällte Urteil gilt, daß „es unbewußte Nachahmungen giebt, denen sich niemand entziehen kann.“ Jedenfalls haben derartige Anklänge an berühmte und ältere Werke eines unzweifelhaft größern Schriftstellers immer etwas Bedenkliches, und allen Erklärungsversuchen zum Trotze bleibt die Neigung, Vergleiche anzustellen, berechtigt.

Im „Kleinen Dingsda“ beschränkt sich die Ähnlichkeit auf die äußere Anlage; die Ausführung ist grundverschieden und reicht in dem französischen Roman nicht im entferntesten an die des englischen heran.

Man vergleiche beispielsweise die Ereignisse in Sarlande, die Daudet eingehend behandelt, mit dem entsprechenden Abschnitt im „Copperfield,“ dem Leben in Salemhouse, und ziehe zur Erweiterung der Parallele etwa noch die Schilderung von Blimbers Anstalt (in Dombey) und von Squeers Institut (in Nicolaus Nickleby) heran. Welch ein Unterschied! Wie anschaulich und lebensvoll weiß Dickens zu schildern! Wie versteht er in dem gleichförmigen, reizlosen und zum Teil so qualvollen Dasein auch die heitern und gemütlichern Seiten, die sich die Jugend auch hinter Schloß und Riegel zu schaffen weiß, ins rechte Licht zu setzen! Von diesem Reichtum der Erfindung und der Mannigfaltigkeit der Schilderung zeigt Daudet im „Kleinen Dingsda“ nur wenig Spuren. Es fehlt ihm nicht an charakteristischen Zügen, nicht an Humor; aber dieser läßt kalt, und jene vereinigen sich nicht zu einem deutlichen Bilde. Wenn man Dickens Schilderungen gelesen hat, so glaubt man Jahre in jenen Instituten selbst zugebracht zu haben; von Sarlande hat man einmal erzählen hören und aus dem Bericht die Erinnerung an einige besonders eindrucksvolle Ereignisse bewahrt. Daß Dickens jene Zeiten viel eingehender und breiter behandelt, als Daudet, erklärt den Unterschied nicht, wenn auch die Wirkung der abwechslungsvollen, farbenreichen Kleinmalerei nicht unterschätzt werden darf. Der Grund liegt tiefer.

In dem bereits erwähnten Buche „Dreißig Jahre Paris“ erzählt Daudet die Entstehungsgeschichte seines Romans und macht das auffallende Bekenntnis, er wünschte, daß die ersten Seiten seines Romans etwas mehr von dem Duft der Kinderjahre enthielten. Ich glaube nicht, daß der Unterschied zwischen diesen Erinnerungen und Dickens Schilderungen kürzer und treffender hätte ausgedrückt werden können. Jener Schimmer von Zufriedenheit und Glück, mit dem Dickens auch eine armselige Kindheit verklärt, fehlt dem Daudetschen Buche. Es scheint, als ob der französische Dichter jene Quellen, aus denen ein verlassenes und gequältes Kind seine unscheinbaren Freuden, ein mit Not und Demütigungen kämpfender Jüngling Mut zum Leben schöpft, nicht genug gewürdigt hätte. Den Grund dieses Mangels leitet er an einer andern Stelle des erwähnten Buches aus dem Umstande her, daß er bei Abfassung des Romans noch zu jung gewesen sei und jenen Lebensabschnitt nicht aus der

Digitized by Google

richtigen Entfernung gesehen habe. Sicherlich eine zutreffende Erklärung. Die bittern Erinnerungen hafteten noch zu frisch und schmerzlich in seinem Gedächtnis, als daß er sie hätte ruhig und unbefangen durchmustern und auch die heitern Züge in wärmerer Darstellung zur Geltung bringen können. Zwar fehlt es nicht an humoristischen Episoden, aber der Zauber tieferer Empfindung geht ihnen ab, und weil sie nicht vom Herzen kommen, bringen sie auch nicht zum Herzen. Wie ganz anders hat Dickens den leidenvollsten Abschnitt seiner Kinderzeit, jenen Aufenthalt in Warrens Schuhwichsgeschäft — John Forster druckt die eignen Aufzeichnungen des Dichters in Dickens Biographie ab — dichterisch im „Copperfield" verwertet!

Kann ich aus den angeführten Gründen in diesen zum Teil mit Recht hochgeschätzten Romanen Daudets keinen Beweis eines starken, ursprünglichen Humors finden, so muß ich dagegen dem Humor in den kleinen Erzählungen und Skizzen, die die „Montagsgeschichten," die „Provençalischen Geschichten" und die „Künstlerehen" enthalten, meine vollste Bewunderung zollen. Die Belagerung von Berlin, Das Maultier des Papstes, Der Pfarrer von Cucugnan, Das Elixir des ehrwürdigen Paters Gaucher, Ein Sängerpaar, Die Witwe des großen Mannes u. a. sind wahre Kabinetstücke, klein dem Umfang nach und schlichten Inhalts, aber künstlerisch abgerundet und stilistisch vollendet, Schöpfungen eines großen Dichters. Hier finden sich alle Schattirungen des Humors, von der naiven Schalkhaftigkeit bis zu jener feinen Ironie, die sich der Satire nähert, von der rührenden Komik bis zu dem wehmutsvollen Ernst, der das Lächeln im Keim erstickt. Wenn der Modegeschmack, der sich namentlich auf dem Gebiete des Romans so rasch ändert, auch den besten Schöpfungen Daudets verhängnisvoll werden sollte, eine sehr große Zahl jener kleinen Erzählungen und Skizzen wird vermöge ihres poetischen Zaubers ihren Verfasser überdauern und durch ihre Reinheit und Anmut noch spätere Geschlechter erfreuen. Denn die größte Gefahr des Humoristen, das Komische zu übertreiben und in die Karikatur zu verfallen, hat Daudet in diesen humoristischen Genrebildern vermieden.

Aber er ist ihr ebensowenig wie Dickens überall entgangen. Am auffälligsten zeigt sich die Übertreibung im „Tartarin von Tarascon." Hier herrscht jener burleske Ton, der es mit den Grenzen der feinen Komik nicht genau nimmt, jene ausgelassene Phantasie, die sich in der Erfindung der Handlung und in der Schilderung einzelner Szenen wenig um die Wahrscheinlichkeit kümmert. Der Held ist ein Südfranzose, dessen Charaktereigentümlichkeiten, Neigung zum Phantastischen, Hang zur Prahlerei und Übertreibung, der Dichter, obwohl selbst ein Südfranzose, in ausgelassenster Weise geißelt. Wie im Inhalt, erinnert das Buch auch im Ton vielfach an unsre Volksbücher, an Till Eulenspiegel, an die Schildbürger, an Münchhausens Abenteuer. Cervantes klassisches Werk hat dem Dichter vorgeschwebt, und in der That ist

Digitized by Google

der komiſche Ernſt, mit dem die barockſten Dinge erzählt werden, nicht ſelten von außerordentlicher Wirkung. Aber das Buch beſteht aus zwei ihrem Werte nach ſehr ungleichen Teilen; der zweite, der die Abenteuer in Afrika enthält, ſchlägt häufig ins Triviale und Niedrig-Komiſche um und entbehrt zugleich trotz der fremdländiſchen Szenerie und der fremdländiſchen Lebensverhältniſſe der Originalität in der Erfindung der Situationen. Der erſte dagegen ſprudelt von köſtlicher Laune und iſt reich an jenem phantaſtiſchen Humor, den wir in einzelnen Stücken des Ariſtophanes bewundern. Die Charakteriſtik des Helden, der halb „Don Quixote, halb Sancho Panſa," ſeine Vaterſtadt durch ſeine Wunderlichkeiten und Abenteuer ſo berühmt machen ſollte, iſt ſo witzig, die Heldenthaten der Mützenjäger, der alte, allen Fährlichkeiten entronnene Haſe, der tapfere Kommandant Bravida u. a. ſind ſo friſch und launig geſchildert, die Entwicklung der Handlung iſt ſo komiſch und natürlich, daß ſchwerlich ein Leſer dem eigentümlichen Reiz dieſes Humors gegenüber kühl bleiben wird. Daudet ſelbſt ſcheint an dieſer Schöpfung große Freude gehabt zu haben. Er beſchäftigt ſich nicht bloß im „Tartarin in den Alpen" noch einmal mit dem wackeren Tarasconeſen, ſondern ſpricht auch in ſeinem Buch „Dreißig Jahre Paris" mit Selbſtgefühl über dieſen von ihm geſchaffenen Typus. Aber eine ſo glückliche Figur Tartarin auch iſt, höher noch ſteht der ebenfalls aus dem Studium des ſüdfranzöſiſchen Charakters hervorgegangene Numa Roumeſtan in dem gleichnamigen Roman.

Man hat als Original des Helden vielfach Gambetta angeſehen. Daudet ſelbſt ſtellt die Richtigkeit dieſer Annahme in Abrede. Hat der bekannte Staatsmann thatſächlich eine Anzahl ähnlicher Züge aufgewieſen, ſo erklärt ſich das einfach aus ſeiner Abſtammung und iſt nur ein Beweis für die Naturwahrheit, mit der Daudet die Charaktereigenſchaften des Südfranzoſen zum Ausdruck gebracht hat. Zwiſchen Tartarin und Numa Roumeſtan beſteht übrigens trotz vieler ähnlichen Züge ein großer Unterſchied. Tartarin iſt vom Dichter als Karikatur gedacht und ausgeführt, Numa iſt eine Figur, die er ernſt genommen wiſſen will. Dort überwiegt der Humor, hier die Satire; dort ſind die Situationen, in die der Held gerät, phantaſtiſcher Art, hier ſind es dem realen Leben entlehnte Konflikte, in die ſich Numa verwickelt. Abgeſehen von der tragikomiſchen Perſon des Tambourinſpielers Valmajour, der eine gelungene Miſchung von bäuriſchem Protzentum und künſtleriſchem Größenwahn iſt, tritt der Humor nur ganz beiläufig hervor, die Satire überwiegt. Der Dichter ſcheint ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, zu zeigen, wie ſich der Charakter des Südfranzoſen in ernſten und großen Verhältniſſen darſtellt. Numa iſt der Typus des wortreichen, nach Popularität haſchenden und vom Erfolg begünſtigten, aber charakterſchwachen Helden der Tribüne, der auch in ſeiner einflußreichen Stellung an den aus ſeiner Abſtammung herzuleitenden Schwächen krankt. Er hätte kühlen Stolz nötig, vorſichtiges Abwägen ſeiner Worte, vor-

Digitized by Google

nehme Besonnenheit in allen Handlungen; statt dessen bleibt er ein Kind des Augenblicks, ein Sklave seines Temperaments, ein unbesonnener Gönner Hilfesuchender, der viel verspricht und wenig hält. Die Verlegenheiten, in die ihn seine unbedachten Zusicherungen der Familie Valmajour gegenüber versetzen, sind eine ungemein glückliche Erfindung des Dichters. Wie selbst eine hohe Stellung, wenn ihr Inhaber nicht die für sie erforderlichen politischen und sittlichen Eigenschaften besitzt, die häßlichsten Verlegenheiten und ärgerlichsten Demütigungen mit sich bringen kann, das ist der Kernpunkt dieser politischen Satire, die statt „Numa Roumestan" auch „Der Südfranzose als Staatsmann" betitelt sein könnte.

Noch schärfer tritt die Satire in dem Roman „Die Könige im Exil" hervor. Als humoristische Figur kann allenfalls noch der botanisirende Rat Boscovich angesehen werden; aber er nimmt nur eine ganz untergeordnete Stellung in der Anlage des Romans ein, etwa wie eine skizzenhaft behandelte Nebenfigur in einem Lustspiel, und nicht minder episodenhaft ist die an die Feindseligkeiten von Hummel und Hahn in Freytags „Verlorener Handschrift" erinnernde Rivalität zwischen Specht und Tom Lévis. Der wesentliche Inhalt ist eine schneidende Satire gegen das Prätendententum, das Daudet aus unmittelbarster Nähe studiren konnte. Unter veränderten, aber meist leicht erkennbaren Titeln ist die ganze erlauchte Gesellschaft, die, ihrer Throne beraubt, sich in Paris zusammengefunden hat und nun teils im müßigen Genußleben der Seinestadt sich über die verlorne Herrlichkeit zu trösten versucht, teils abenteuerliche Pläne zur Wiedergewinnung der verlornen Kronen schmiedet, ebenso deutlich als unerbittlich gezeichnet. Die verschiedensten Typen fürstlicher Verbannten sind vertreten, von der stolzen, ihrer hohen Aufgabe sich bewußten Königin von Illyrien an bis zu dem verkommenen, durch Ausschweifungen aller Art seine Fürsten- und Menschenwürde beschimpfenden Prinzen Axel, vulgo Hühnerschwanz genannt. Ebenso reichhaltig und bunt ist der Kreis derer, die aus edeln oder selbstsüchtigen Interessen ihr Schicksal mit dem ihrer Gebieter verknüpft haben und nun inmitten einer republikanischen Hauptstadt den Schein ehemaliger Größe durch Fortsetzung der höfischen Etikette und bedeutungslos gewordner Zeremonien wahren helfen.

Die Schärfe der Charakteristik, die lebensvolle Schilderung der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit des Tons von der leisen Ironie bis zum schärfsten Spott, der bunte Wechsel zwischen ernsten, ja tiefergreifenden Szenen und den Bildern eines leichtsinnigen Genußlebens, vor allem der tragische Schluß machen den Roman zu einem bedeutenden Kunstwerk, gegen dessen rein dichterische Vorzüge das Lob, daß er zugleich ein getreues Sittengemälde der Pariser höchsten und hohen Gesellschaft nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs ist, unstreitig zurücktritt.

Weder so interessant hinsichtlich des Stoffes, noch so spannend in der

Digitized by Google

Führung der Handlung, wie die „Könige im Exil," aber noch schärfer in der Satire ist der „Unsterbliche." Mir erscheint er als eine weitere Ausführung jener trefflichen, in den „Künstlerehen" enthaltenen Skizze „Was der Palmenfrack erzählte." Gegenstand des Angriffs ist die Pariser Akademie. Während die „Könige im Exil" der republikanischen Eitelkeit geradezu schmeicheln konnten, mußte dieser Roman das nationale Selbstgefühl arg verletzen. Es gehörte daher kein geringer Mut dazu, ein Institut, dessen Mitglied zu werden das höchste Ziel der Gelehrten und Künstler ist, in so schonungsloser Weise zu geißeln. Alle Stationen, die ein solcher Unsterblicher auf seinem nicht immer dornenlosen Ruhmeswege zurückzulegen hat, die Bewerbungsbesuche, die Intriguen zu seinen Gunsten, die mehr oder minder bedenkliche Mitwirkung der Frauen, die Wahl, die Aufnahme, ja selbst das pomphafte Leichenbegängnis werden uns ausführlich geschildert, oft mit jenem boshaft-ironischen Ernst, der noch mehr zwischen den Zeilen lesen läßt, als er bestimmt ausspricht.

Wie viel jene Übertreibung, die ein wesentlicher Zug der Satire ist, an diesem Zerrbilde mitgearbeitet hat, das dürfte nur der Eingeweihte, der sich nicht mehr durch würdevolle Formen oder äußeren Glanz über die innere Armseligkeit und Leere täuschen läßt, anzugeben imstande sein. Aber gewiß ist, daß Daudet ein so berühmtes, auch im Auslande hoch angesehenes Institut nicht zum Gegenstand einer so bissigen und geradezu vernichtenden Kritik gemacht haben würde, wenn sich ihm nicht mancherlei und zwar recht häßliche Blößen dargeboten hätten. Auch stumpfsinnige Bewunderung und gedankenlose Verherrlichung schleppen sich wie eine ewige Krankheit fort, bis es einmal einem Mutigen, dem der Respekt nicht die Augen blendet, einfällt, die ganze morsche Herrlichkeit in greller Beleuchtung zu zeigen.

Ob Daudets That eine wackere und patriotisch-verdienstliche war, darüber mögen seine Landsleute entscheiden; für uns besitzt der Roman noch einen andern Reiz. Er ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Freytags „Verlorener Handschrift." Abgesehen von einigen ähnlichen Zügen — die Fälschungen des Magisters Knips und des Buchbinders Fage fallen am meisten auf —, wie viel einfacher und glanzloser, aber auch wie viel gediegner und würdiger stellt sich das Leben des deutschen Gelehrten dar! Freytag ist nicht blind gegen seine Schwächen; Eifersucht, Eitelkeit, Mangel an Kollegialität und andre harmlosere Fehler finden in seinem Buche Berücksichtigung, aber sie sind im Tone jenes wohlwollenden Humors geschildert, der uns überzeugt, daß wir es mit mehr lächerlichen, als verächtlichen Auswüchsen zu thun haben, nirgends mit jener ätzenden Schärfe, die nichts ängstlicher meidet, als den Verdacht, daß sie nicht völlig ernst gemeint und berechtigt sei.

Die Stärke Daudets beruht in der Satire, weniger im Humor. So vollendet und reizend auch die oben rühmend hervorgehobenen humoristischen Genrebildchen sein mögen, eigentlich humoristische Typen im großen Stil hat

Digitized by Google

er nur wenige geschaffen, nicht bloß im Vergleich zu der überreichen Fülle bei Dickens, sondern auch wenn man ihn andern weniger bedeutenden Schriftstellern gegenüberstellt. Und die weniger hervortretenden Figuren sind oft skizzenhaft, ohne jene Lebensfülle und plastische Anschaulichkeit, die Dickens auch den untergeordnetsten Personen durch wenige Striche zu geben weiß. Was Daudet aber neben dem Scharfblick für Mängel und Fehler auszeichnet, das ist sein gesundes Empfinden und sein geläuterter Geschmack, die ihn vor einseitiger und krankhafter Auffassung des Lebens schützen. Der Satiriker muß das scharfe Auge des Pessimisten, aber zugleich das hoffnungsfreudige Herz des Optimisten haben. Dieses Lob kommt Daudet zu. Er geißelt zwar Thorheiten und Laster in rücksichtsloser Weise, aber er sieht in dem menschlichen Treiben doch nicht bloß Verworfenheit, Fäulnis und Elend, sondern er gewahrt auch die Blumen, die mitten im Sumpf blühen, und die grünen Matten, die um ihn herum gedeihen. Und mag auch ein Teil seiner Erzählungen tragisch oder gar mit einem Mißklang schließen, das Ganze hinterläßt doch nicht jenen dumpfen Schmerz, jene trostlose Bitterkeit, der jeder Glaube an die göttliche Gerechtigkeit und die Güte der menschlichen Natur abhanden gekommen ist.

Und wie der Inhalt den Dichter, so zeigt die Darstellung den Künstler. Was er uns an Erfahrungen und Lebensanschauungen mitzuteilen hat, das drängt er uns nicht pedantisch und mit jener unerbittlichen Konsequenz auf, die wohl der philosophischen Abhandlung angemessen ist, einem poetischen Werk aber etwas Lehrhaftes, Absichtliches und Frostiges giebt. Auch da, wo er häßliche Szenen schildert, bleibt er sich seiner künstlerischen Aufgabe bewußt. Er scheut sich nicht, den Schmutz Schmutz zu nennen, aber er breitet ihn nicht vor den Augen des Lesers aus in einer Weise, die den Argwohn erregt, daß es der Schriftsteller mit eignem Behagen thue.

Daudet erzählt in dem mehrfach erwähnten Buche „Dreißig Jahre Paris," Zola habe, als Daudets Roman „Fromont jun. und Risler sen." in kürzester Zeit eine Auflage nach der andern erlebte, mit einiger Betrübnis gesagt: „Uns andre wird nie jemand kaufen." Das hat sich im Laufe der Zeit gewaltig geändert; heute hat Zola seinem Rivalen entschieden den Rang abgelaufen. Aber ich bin überzeugt, daß ein späterer Schriftsteller, der die Zeit nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs zu schildern beabsichtigt, nicht in den lichtlosen und infolge ihrer Einseitigkeit unwahren Schöpfungen Zolas, sondern in den Büchern Daudets die zuverlässigeren Quellen erblicken wird. Und wie die lebensvollen Romane von Dickens, obwohl seit dem Erscheinen der vollendetsten mehr als vier Jahrzehnte verstrichen sind, dem gebildeten Leser noch heute einen Genuß bereiten, wie wenige Dichtungen zeitgenössischer Schriftsteller, so wird auch noch ein späteres Geschlecht jenen durch treffende Satire und frischen Humor ausgezeichneten Büchern Daudets Geschmack abgewinnen.

Digitized by Google

Die Seefischerei von Neufundland

Von Gustav Zacher

Die schon seit Jahrhunderten schwebende und in den letzten Jahrzehnten so häufig brennend gewordene Neufundlandfrage scheint nun endlich durch einen Vergleich beigelegt werden zu sollen.

Neufundland, eine Insel von der Größe Englands, wurde unter der Regierung Heinrichs des Siebenten von England entdeckt und unter Elisabeth dann auch förmlich dem englischen Staatengebiete einverleibt. Von jeher lag der Hauptwert der Insel auf dem an ihren Küsten und auf den ausgedehnten Bänken betriebene Stockfischfang, zu dem sich bereits im Jahre 1580 300 bis 400 Boote der verschiedensten Nationen einfanden, ohne sich um die Besiedelung dieser großen Inseln auch nur im entferntesten zu bekümmern. Ja man vermied sogar eine stärkere Kolonisation in der falschen Annahme, daß man sich dadurch selbst eine gefährliche Konkurrenz in der einheimischen Bevölkerung aufziehen würde.

Unter jenen Nationen befanden sich nun auch französische Fischer aus der Bretagne und der Normandie, und um ihnen einen Anteil an dem gewaltigen Reichtume der Neufundlandfischerei zu sichern, bewog die französische Regierung 1635 England zu einem Vertrag, wonach gegen eine Abgabe von fünf Prozent den französischen Fischern gestattet wurde, nicht nur auf den internationalen Bänken, sondern längs einer 700 englischen Meilen langen Strecke der Westküste zu fischen und an der Küste die Ausbeute zu trocknen. Seit dieser Zeit führte dieser Teil der Küste den Namen „French-Shore." Damit war der Grund zu jenem eigentümlichen Fischerei- und Besitzverhältnisse auf Neufundland und auch zu fortwährenden Verwicklungen gelegt.

1713 im Utrechter Frieden behauptete Frankreich trotz seiner Niederlagen zäh seine Privilegien und befestigte sie noch wesentlich 1765 durch den Erwerb von St. Pierre und Miquelon. Auch 1783, als die gegenseitigen Übergriffe beinahe zu politischen Verwicklungen geführt hatten, wurde alles auf dem alten Fuße gelassen, nur daß in streitigen Fällen der König von England als Schiedsrichter anerkannt werden sollte. So blieb es denn auch noch 1815 bei dem Pariser Frieden. Bei allen diesen wiederholten Abmachungen brauchte man auf die unbedeutende einheimische Kolonistenbevölkerung keine

Digitized by Google

Rücksicht zu nehmen; war sie doch Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem 1818 bereits der Sitz des Gouverneurs nach der Insel verlegt war, knapp auf 10 000 Seelen gewachsen, die allerdings nur an der Küste lebten.

Das Innere des Landes hatte bis 1822 kein Weißer betreten, sodaß man nicht die geringste Vorstellung von seinen Reichtümern hatte. Erst Sir John Glover, der 1878 Gouverneur war, unternahm eine Durchforschung des Landes, das keineswegs, wie man sich meist vorstellt, von ewigen Nebeln verhüllt ist, und fand im Innern nicht nur große, fischreiche Seen und Wälder mit wertvollen Schiffshölzern und ackerbares Land, sondern auch zahlreiche Mineralager von Gold, Kupfer, Blei, Marmor und Kohle.

Mit der allmählichen Zunahme der Bevölkerung, hauptsächlich durch Einwanderung aus England, fühlte sich aber die Insel in ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, durch die unbequemen und in herausfordernder Form ausgeübten Privilegien der stammesfremden Franzosen oft tief verletzt, zumal da trotz aller Aufforderungen der beschädigten einheimischen Bevölkerung England nicht die zum Schutze notwendigen Kreuzer entsendete. So wuchs besonders in dieser Zeit von 1815 bis 1841 der Übermut der französischen Fischer auf das Höchste, sodaß sie sich auch nach Labrador hin Übergriffe zu schulden kommen ließen.

Als dann endlich 1841 auch englische Kreuzer in diesen Meeren erschienen, fand die einheimische Bevölkerung doch nicht ihr Recht, da die Kapitäne von der englischen Regierung angewiesen waren, jeden Anlaß zu einem neuen Zusammenstoß zu vermeiden. Welchen Umfang der Unfug, den die französischen Fischer trieben, allmählich angenommen hatte, beweisen die amtlichen Mitteilungen des englischen Kreuzerkapitäns Kennedy, die vor fünf Jahren veröffentlicht wurden: die englische Regierung hatte befohlen, daß innerhalb einer halben Meile von der Flutgrenze die French-Shore als den französischen Ansprüchen unterworfen anzusehen sei. Dieses ganz freiwillige Entgegenkommen Englands mißbrauchten die Franzosen, indem sie erstens an einer ganzen Anzahl von Stellen die französische Flagge aufzogen, sie allerdings auf englische Aufforderung sofort wieder niederließen, daß sie ferner auch über jene Grenzen hinaus durch die Absperrung der lachsreichen Küstenflüsse mit Grundnetzen den ganzen Fischbestand durch diese unverschämte Raubfischerei auf Jahre hinaus vernichteten, obgleich ihnen vertragsmäßig nur der Stockfischfang zustand. Auch der Anlage eines Bahnhofes für die Verbindungsbahn der Orte an der Westküste, sowie dem Betriebe einer Mine bei Port-au-port in der Nähe ihrer Küstenstrecken setzten sie einen ganz grundlosen und daher um so beleidigenderen Widerstand entgegen. Ja, obgleich auch der Hummernfang nicht zu ihren Privilegien gehört, verlangten sie doch die Schließung zweier Konservirungsfabriken in St. Barbe und ebenso die Auflassung einer Kupfermine bei Mings-Bight, ohne freilich mit ihren Ansprüchen durchzudringen. Auch auf offenem

Digitized by Google

Meere wurden die einheimischen Fischer von den Franzosen ganz widerrechtlich verdrängt und fortgewiesen, und dieses Benehmen mußte um so mehr aufreizen, als in Wirklichkeit seit Jahrzehnten schon die Franzosen ihr Fischereirecht garnicht mehr an der French-Shore, sondern auf den Bänken ausüben, auch ihre Fische auf St. Pierre trocknen.

Bei England fanden die Beschwerden der Neufundländer nur eine kühle Aufnahme, und so war es nicht zu verwundern, daß man schließlich auf Neufundland 1886 zu dem Gegenmittel griff, die Ausfuhr und damit auch den Verkauf der sogenannten boëtte, des zum Fischfange notwendigen Köders, durch Parlamentsbeschluß zu verbieten. Freilich fanden die Franzosen, die hierdurch hauptsächlich getroffen wurden, Ersatz auf ihren eignen Besitzungen, ein Teil aber wendete sich zu dem allerdings ihnen nicht zugestandenen Hummernfange, was natürlich wieder zu Gegenklagen der Neufundländer Anlaß gab und auch zu offenen Gewaltthätigkeiten auf dem Meere führte, wodurch diese Angelegenheit wieder einmal Gegenstand der noch schwebenden Verhandlungen zwischen London und Paris wurde. Heute scheinen nun diese zu einem guten Ende führen zu wollen, da die öffentliche Meinung beider Länder auf einen Ausgleich gerichtet zu sein scheint, der nach dem Vorschlage des französischen Abgeordneten Deloncle für seinen Verzicht auf jene ominösen Privilegien nebst einer Entschädigung der Fischerbevölkerung der Bretagne und Normandie eine Gebietsvergütung in Afrika, den Engländern oder besser den Neufundländern aber den unbeschränkten Besitz ihrer Fischereigründe und Küsten bringen soll. Besonders England ist stets gern zu einem Ausgleich bereit gewesen, der bisher nur immer an der Zähigkeit Frankreichs scheiterte. Nun stehen aber selbst hervorragende französische Zeitungen auf Seiten der Feinde des Neufundlandprivilegs, und ist es wohl interessant, diesen Ausführungen zu folgen, in denen nachzuweisen versucht wird, daß Frankreich bei dem Aufgeben seines Privilegs stets nur der gewinnende Teil sein könne.

Schon seit dem Anfange der fünfziger Jahre mußte sich die Gesetzgebung mit der französischen Fischerei auf den Neufundlandbänken eingehend befassen, um durch allerhand Staatsbeihilfen diese ganze Industrie am Leben zu erhalten. Denn das ist ja eben das Eigentümliche bei dieser Frage, daß man in Frankreich bisher selbst ohne thatsächlichen Nutzen immer starr an dem alten Privileg festgehalten hat. In dem Gesetze vom 22. Juli 1851 wurde nämlich zur Hebung der sinkenden Fischerei eine Anzahl von Vergünstigungen festgestellt. Erstlich wurden die bei der Kapitänsprüfung verlangten Kenntnisse auf ein fast leichtsinnig niedriges Maß beschränkt, ferner erhielt jeder Bootausrüster für jeden festengagirten Matrosen 30 bis 35 Franks Prämie unter dem Titel einer Prime pour l'armement. Auch das Salz wurde abgabenfrei geliefert, und besonders wurde die Ausfuhr von französischer Ware durch eine Prämie von 12, 16 oder 20 Franks auf den Meterzentner direkt oder indirekt

Digitized by Google

ausgeführten Stockfisches begünstigt, während auf fremden (norwegischen) Fisch eine Importsteuer von 44 Franks auf den Meterzentner gelegt wurde. Diese Exportprämie belief sich nun 1852 fast auf 5 Millionen Franks, die Ausrüstungsprämie auf 656 700 Franks und trotz alledem ist bis heute kein Aufschwung dieser Industrie zu bemerken. 1852 beteiligten sich 419 Boote mit 13 000 Mann Besatzung am Fange, 1889 allerdings 596 Boote, aber nur mit 11 347 Matrosen, und in dem ganzen Zwischenraume von 1852 bis 1890 stieg die Anzahl der Teilnehmer nur siebenmal auf 14 000 Mann. Ebenso blieb der Fang in den letzten Jahren fast ganz gleich, durchschnittlich 185 000 Tons gleich 150 Millionen Fischen, aber nur im Werte von 75 Millionen Franks, da der französische Unternehmer seine Ware nicht so sorgfältig behandelt wie der Norweger, dessen Ware selbst in Frankreich Konkurrenz macht.

Da nämlich der Unternehmer, der ja seine ganze Ausrüstung vom Staate vergütet bekommt, ohne alles Risiko arbeitet, so fällt für ihn die Notwendigkeit weg, auf sorgsamste Behandlung des Fisches zu achten, da er auch selbst für seinen oft von einem pflanzlichen Parasiten (le rouge) angegriffenen Fisch noch ganz gute Preise, also auch entsprechenden Gewinn erhält. Der Norweger muß sein Salz mit 70 Centimes für 140 Kilogramm, seinen fertigen Fisch mit einem Ausfuhrzoll von 5 bis 40 Centimes für 1 Kilogramm bezahlen, und dennoch konnten 1888 die Franzosen in Dünkirchen, dem Hauptplatze des Stockfischhandels, ihren Laberdan nicht unter 80 Franks für 136 Kilogramm, ihren Klippfisch nicht unter 60 Franks für 100 Kilogramm verkaufen, während norwegische Ware 38 und 45 Franks zu stehen kam. Das liegt aber daran, daß ein so großer Teil der französischen Ware unbrauchbar wird und die bessere daher verteuert. Der Hauptübelstand aber ist der, daß auf diese Weise der Stockfisch, besonders im Innern des Landes, wo noch Fracht dazu kommt, statt ein Volksnahrungsmittel zu sein, nur den wohlhabendern Klassen zugänglich ist. Jedenfalls wird aus dem bisher angeführten klar, daß von einer gesunden Entwicklung innerhalb dieser Industrie keine Rede sein kann.

Nun wird aber von den Privilegienanhängern stets geltend gemacht, daß die Neufundlandfischerei seit alten Zeiten eine Vorschule für die Mannschaften der Kriegsmarine gewesen sei und man schon deshalb das Privileg nicht aufgeben dürfe. Dieser Behauptung widerspricht aber zweierlei, erstens die allgemein bekannte Thatsache, daß man auf unsern heutigen Kriegsmarinen, innerhalb deren das Segelschiff nur noch eine ganz unbedeutende Rolle spielt, für die Verwendung geschickter Matrosen wie in den alten Zeiten nur noch wenig Gelegenheit hat. Bei der französischen Marine kommt aber auch noch der Übelstand hinzu, daß unter den aus der neufundländischen Fischerflottille ausgehobenen Bretonen und Normannen sich der größte Prozentsatz von Analphabeten, ja solcher Matrosen findet, die selbst nach mehrjährigem Dienst in

Digitized by Google

der Flotte entlassen werden müssen, ohne auch nur die französische Sprache erlernt zu haben. Natürlich können diese Leute nur zu geringen und untergeordneten Diensten als Kalfaterer, Zimmerleute, Putzer u. s. w. verwendet werden, wie es auch in Wirklichkeit der Fall ist, sodaß auch dieser Grund für die Aufrechterhaltung des Privilegs nach den eignen Angaben des französischen Kriegsministers hinfällig wird.

Anderseits erleidet aber durch den Betrieb der Neufundlandfischerei der französische Staat jährlich einen bedeutenden und sehr beklagenswerten Verlust an Menschenmaterial, und auch die Einbuße an Booten und Geräten in jenen stürmischen Meeren ist beachtenswert. So kamen 1888 nicht weniger als 221 Matrosen auf die verschiedenste Art, meistens natürlich durch Ertrinken bei jener Fischerei ums Leben, und da den Staat meistens die Verpflichtung trifft, für die Hinterbliebenen der Verunglückten zu sorgen, so wird auch das Vermögen des Staates stark geschädigt. 1888 sah sich der Marineminister, da der Invalidenfonds nicht den an ihn gestellten Ansprüchen gerecht werden konnte, genötigt, sich an die öffentliche Wohlthätigkeit zu wenden, wodurch dem Invalidenfonds 24000 Franks zuflossen. Dazu mußte aber das Parlament noch 50000, die Spezialkasse von Dünkirchen noch 128533 Franks zusteuern, und selbst noch eine zweite Privatsubskription im Betrage von 65750 Franks reichte nicht aus, um die Not der Hinterbliebenen zu lindern. Schließlich mußte man, um das nötige Geld aufzutreiben, zu einem wenig empfehlenswerten Mittel seine Zuflucht nehmen, nämlich von jedem Passagier, der einen Hafen Frankreichs zur Überfahrt nach Amerika oder Australien berührt, eine Überfahrtstaxe von drei Prozent des Fahrgeldes zu erheben, wodurch selbstverständlich der Auswandererstrom von den französischen Häfen abgelenkt wurde.

Nach allen diesen Ausführungen sollte man annehmen, daß niemand ein Interesse an der Aufrechterhaltung der alten Verhältnisse haben könnte, wenn nicht die großen Unternehmer und Bootsbesitzer in den nordfranzösischen Häfen wären, die natürlich den Gewinn, der ihnen so leicht und ohne jedes Risiko jährlich aus den bezeichnenderweise encouragements genannten Staatsprämien zufällt, nicht ohne Kampf fahren lassen wollen. Dazu erstrecken sich ihre Verbindungen bis hoch hinauf in die obersten Regierungskreise, sodaß bei den jetzigen Verhandlungen mit dieser unangenehmen Thatsache entschieden zu rechnen sein wird.

Trotz alledem darf man doch wohl hoffen, daß es diesmal bei der gegenwärtigen Geneigtheit, diesen alten Streitpunkt zu beseitigen, zu einer für beide Teile und auch besonders für die Bewohner Neufundlands wünschenswerten Entscheidung kommen wird.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Hetze gegen Bismarck wird jetzt auch nach Österreich verpflanzt, wo man sich allerdings zu diesem Geschäfte nicht in so schmählicher Weise mit dem Gefühle des Dankes abzufinden braucht. Die erste Reichstagssitzung hat die Wiener „Neue Freie Presse“ zu einem Artikel begeistert, dessen Verfasser unverkennbar seine Bekanntschaft mit der neuesten deutschen Geschichte ausschließlich dem Studium der freisinnigen Blätter verdankt und seine Lektion so geläufig aufsagt, daß er wohl ein gnädiges Kopfnicken des Herrn Regierungsassessors Richter verdient hätte. Nun die Beseitigung des Welfenfonds und des Paßzwanges in den Reichslanden in Aussicht gestellt ist, gewinnt er wieder Vertrauen zu Deutschland. Denn aus dem Welfenfonds wurde die offiziöse Presse „genährt,“ die „die öffentliche Meinung irreführte“; „der Welfenfonds war eines der Vehikel, auf denen der leidenschaftliche Haß daherfuhr, der das deutsche Volk zerklüftete und jeden Ansatz zu einer gedeihlichen Entwicklung der Nation erstickte.“ Hätte Schmock sich wohl schöner ausdrücken können? Aber auch die allgemeine Empörung über das Treiben des Herrn Mackenzie war lediglich ein Werk der offiziösen Presse. Als damals ein Freisinniger seine Entrüstung darüber äußerte, daß eine so unehrerbietige Sprache des Publikums geduldet werde, fragte ihn jemand, ob er halb Berlin einsperren wolle? Solche Macht übte die offiziöse Presse aus! Und der brave alte Hehn ist, wie wir von dem Herausgeber seiner Briefe erfahren, deren leichtgläubiges Opfer — oder gar selbst ein Reptil? Schrecklich! Aber Bismarck wollte ja keine Ausgleichung der Parteigegensätze haben, wie sie sich jetzt vollziehen wird. Er wollte auch keine Versöhnung der Elsaß-Lothringer und störte deshalb den General Manteuffel in seinem Friedenswerke. Man sollte doch meinen, es sei auch in Österreich bekannt und — verständlich, daß gerade die verfrühte Versöhnungspolitik dazu genötigt hat, die Zügel wieder straffer anzuziehen. Alles, was General Manteuffel in der wohlwollendsten Absicht that, sein Entgegenkommen in jeder Beziehung (z. B. daß er in Metz unmittelbar nach seiner Ankunft dem Erzbischof einen Besuch abstattete), alles wurde als Zeichen der Schwäche aufgenommen und bewirkte, daß den Franzosen diesseits und jenseits der Kamm wieder schwoll. Unter Möller so wenig wie unter dem Fürsten Hohenlohe ist den Eingebornen mit Härte begegnet worden, die Verwaltung Manteuffels aber hatte Zustände geschaffen, die nicht geduldet werden konnten, wenn Deutschland das Land behaupten wollte. Das wird jeder bestätigen, der sie in der Nähe kennen gelernt hat, sich des Treibens der Optanten und der Sprache der französischen Presse erinnert. Und macht Österreich in Böhmen nicht dieselbe Erfahrung, obgleich die Eroberung dieses Landes schon etwas ältern Datums ist? Aber es hilft alles nichts, auf Bismarck muß losgeschlagen werden, weil er dafür sorgte, daß die Bäume der Freisinnigen nicht in den Himmel wuchsen. Und im Eifer wird sogar die bedenkliche Wendung gebraucht, Fürst Bismarck sehe „sein widernatürliches Werk zerbröckeln.“ Nun, hoffentlich zerbröckelt nicht, was alle Feinde und Neider Deutschlands sein widernatürliches Werk heißen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung

In jeder Nummer des Reichsanzeigers werden bekanntlich seit geraumer Zeit die in den Lokalzeitungen täglich erscheinenden Berichte über die in unsrer Industrie veranstalteten Streiks und Arbeiterversammlungen zusammengestellt. Diese Einrichtung kann nicht dankbar genug anerkannt werden, denn sie giebt dem Sozialpolitiker Gelegenheit, sich unausgesetzt über den Stand der Arbeiterbewegung zu unterrichten. Wir fassen im Nachstehenden aus jenen Berichten das Wesentlichste zusammen, um einen Überblick über die in der letzten Zeit zum Durchbruche gekommenen Bestrebungen zu geben. Denn wenn diese auch nicht in gleichem Maße wie der große Streik der Bergarbeiter die öffentliche Meinung erregt haben, so lassen sie doch die nächsten Ziele der sozialdemokratischen Agitation nicht minder erkennen, als auf welchem Wege der endliche Sieg dieser Partei erreicht werden soll.

Überblickt man das vorige Jahr, so zeigt sich, daß die Bewegung nach außen hin gegen früher an Stärke verloren hat. Es ist dies vor allem als eine Folge der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar anzusehen. Aber auch die Energie, die die Arbeitgeber gegen die Demonstration des 1. Mai entwickelt haben, hat die Arbeiter zu größerer Ruhe und Besonnenheit gebracht, sodaß trotz der Aufhebung des Sozialistengesetzes, abgesehen von den nicht sehr bedeutenden Ausschreitungen in Sprottau, auch die öffentliche Ordnung nicht gestört worden ist. Die Führer der Sozialdemokratie haben überdies erklärt, daß sie versuchen wollen, ihre Ziele zunächst auf gesetzlichem Wege zu erreichen. Erst im letzten Vierteljahr ist die Bewegung wieder etwas lebhafter geworden, und es verlohnt sich, auf die Vorkommnisse näher einzugehen.

Zunächst hat es in dem letzten Vierteljahre nicht an Streiks gefehlt. Nach den Berichten kann man berechnen, daß in mehr als fünfzig Fabriken

Digitized by Google

die Arbeit niedergelegt worden ist, und es waren an diesen Streiks gegen 10000 Arbeiter beteiligt. Einige Ausstände sind mit großer Hartnäckigkeit monatelang geführt worden. Es waren nicht bloß Lohnkämpfe, sondern daneben trat vielfach das Bestreben der Arbeiter hervor, die Anerkennung ihrer Organisation dem Arbeitgeber aufzudrängen. Die Streiks verteilen sich auf nachstehende Gewerbszweige. In der Textilindustrie ist in sieben Fabriken die Arbeit eingestellt worden. Es haben nämlich gestreikt in den Fabriken von Stärker in Chemnitz 325 Personen, von Zwickert in Braunschweig 150, von Bernhard in Burkhardsdorf 50 bis 60, von Weigert in Schmiedeberg 50, in einer Weberei in Aachen 35, in einer Baumwollenspinnerei in Rochlitz 20 und sämtliche Arbeiter der „Leipziger Baumwollenweberei" zu Wolkenburg. In der Metallindustrie ist der Streik der Taschen- und Federmesserschleifer in Solingen zu verzeichnen, der gegen tausend Familien in Mitleidenschaft zog und vier Wochen dauerte. Von dem Verbandsorgane der westfälischen Bergarbeiter wurde zwar mehrfach mit einem Streik gedroht, auch machten sie bei jeder Gelegenheit ihre bekannten Forderungen geltend; doch haben nur bei Sprockhövel auf der Zeche Blankenburg etwa 300 Mann die Arbeit niedergelegt. Die Befürchtung, daß dadurch ein allgemeiner Ausstand eingeleitet werden würde, ist nicht eingetroffen. Stärker war die Bewegung wieder in der Zigarrenfabrikation. Ein Streik in Liegnitz in der Fabrik von Conrad war allerdings nur von kurzer Dauer; dagegen wurde mit großer Hartnäckigkeit in den Fabriken in Eschwege drei Monate lang gestreikt; die Zahl der Ausständigen betrug beinahe 300. Noch erbitterter wurde in Hamburg und Altona gekämpft. Dort stellten in 27 Fabriken über 3000 Personen die Arbeit ein; dieser Streik, der größte des Vierteljahrs, ist noch immer nicht beigelegt. In der Lederindustrie streikten die Schuhmacher in Eisenach, Bockenheim und Weimar, in allen diesen Fällen handelt es sich um Schuhfabriken mit Maschinenbetrieb. Eine bedeutende Arbeitseinstellung ist weiter aus Erfurt zu verzeichnen. Zwei Drittel der dortigen Schuhfabriken waren genötigt, ihre Werkstätten zu schließen, 2000 Arbeiter waren an diesem Ausstande, der sich ebenfalls wochenlang hinzog, beteiligt. Gestreikt wurde endlich auch noch von den Buchbindergehilfen in Hannover, den Holz- und Pantoffelarbeitern in Schmölln, den Rahmenvergoldern in Berlin, den Tischlern in Hannover, den Kunsttischlern der Firma Dahmen in Elberfeld, den Glasarbeitern in Bergedorf und Ottensen, den Töpfern in Meißen und Berlin und den Zimmerleuten in Osterburg bei Magdeburg. Die Zahl der ausständigen Töpfergesellen in Berlin betrug 400, bei den übrigen zuletztgenannten Gewerbszweigen war die Beteiligung wesentlich schwächer. Verhandlungen über die Arbeitsbedingungen wurden noch von den Goldarbeitern in Berlin geführt; es kam aber zu keinem Streik, wie denn überhaupt in Berlin die Bewegung am meisten nachgelassen hat.

Digitized by Google

Die meisten dieser Streiks waren selbstverständlich in erster Linie Lohnkämpfe. In Schmölln, Chemnitz, Solingen, Hamburg wurde gestreikt, weil die verdienten Löhne nicht für auskömmlich angesehen wurden. Es wurden Lohnerhöhungen bis zu 20 Prozent beansprucht. In Meißen gab die Einführung eines neuen Lohntarifs, mit dem die Arbeiter nicht einverstanden waren, in Burkhardsdorf und Schmiedeberg Lohnherabsetzungen den Anlaß. Bei den Berliner Vergoldern wurde außer einer Lohnerhöhung um 10 Prozent noch um die Erreichung einer neunstündigen Arbeitszeit gekämpft. Auf der Zeche Blankenburg gab die Entlassung von drei Arbeitern, wahrscheinlich Delegirten, Veranlassung zur Niederlegung der Arbeit. In Erfurt wurde den Arbeitgebern ebenfalls das Recht bestritten, Arbeiter, die zur Organisation gehören, zu entlassen. In Eschwege wurde gestreikt, weil die Arbeitgeber von ihren Arbeitern den Austritt aus dem Bremer Fachverein forderten. In Hamburg verlangten umgekehrt die Arbeiter von den Fabrikanten, daß sie nur solche Arbeiter künftig beschäftigen sollten, die zur Organisation gehören. In den meisten Fällen stand der raschen Beilegung der Streiks im Wege, daß die Wiedereinstellung aller ausgesperrten Arbeiter erzwungen werden sollte.

Die Streiks sind aller Wahrscheinlichkeit nach namentlich von sozialdemokratischen Arbeitern ausgegangen. Verfügt hat jedoch die Parteileitung angeblich nur den Ausstand der Töpfer. Im allgemeinen kamen die Streiks der Parteileitung ungelegen, da die Streikkassen leer waren und von den Arbeitern um Weihnachten nichts zu erlangen war. Doch wurde die Durchführung der Ausstände in Bergedorf, Eschwege, Erfurt, Hamburg, nachdem sie einmal ausgebrochen waren, zur Parteisache erklärt und mit allen Kräften unterstützt. Die nach Solingen gezahlten Unterstützungsgelder werden für die ganze Ausstandszeit auf 36000 Mark geschätzt. Die Unterstützung der in Hamburg ausgesperrten 3000 Personen mit 1800 Kindern soll allein wöchentlich gegen 31000 Mark in Anspruch nehmen.

Der Ausgang der Streiks ist verschieden gewesen. Auf der Zeche Blankenburg wurden infolge Vermittelung des königlichen Oberbergamts in Dortmund die drei abgelegten Arbeiter von der Grubenverwaltung zunächst wieder angenommen. Die Streiks der Töpfer nahmen nach einzelnen Berichten angeblich einen glänzenden Verlauf, indem die Arbeiter ihre Forderungen durchsetzten. In der Zwickertschen Fabrik in Braunschweig einigten sich die Streikenden bald wieder mit ihrem Brotherrn. In Chemnitz wurde die Fabrik von Stärker geschlossen und in Eschwege ein Teil der Produktion nach auswärts verlegt. In Solingen und Erfurt kehrten die Arbeiter nach und nach freiwillig zur Arbeit zurück. In Erfurt fehlen nur noch 230 Personen. In Eschwege gelang es den Fabrikanten, die Parteiorganisation zu sprengen. Über den Ausgang der übrigen Streiks wird nichts berichtet. Noch nicht beendet

Digitized by Google

ist, wie gesagt, der Ausstand der Tabaksarbeiter in Hamburg. Angeblich soll noch genug Geld in den Streikkassen vorhanden sein.

In den letzten Tagen haben nun weiter in Hamburg und Altona auf den Rhedereien die Feuerleute, in Mainz die Schreiner, in Halle in der Heylandtschen Gießerei die Former und in Oberschlesien die Belegschaft des Schmiedeschachtes die Arbeit niedergelegt. Die Streikepidemie ist also noch keineswegs als gänzlich erloschen anzusehen. Die zuletztgenannten Ausstände scheinen übrigens, wie die Ausdrücke in der Parteisprache lauten, mehr Abwehr- als Angriffsstreiks zu sein.

Die Arbeiterbewegung des verflossenen Vierteljahres darf aber nicht bloß nach den Streiks beurteilt werden. Wichtiger sind noch die Bemühungen, die durch das Sozialistengesetz zum Teil zerstörte Organisation wieder herzustellen. Diese ist bekanntlich eine zweifache, eine fachgewerbliche und eine politische. Die erstere dient lediglich dazu, die Arbeiter der Partei zuzuführen. Die politische Organisation, die auf der Einrichtung der Vertrauensmänner beruht, die bezirksweise gewählt werden, konnte während der Dauer des Sozialistengesetzes nur sehr lose sein. Es sind nun Versuche gemacht worden, sie straffer einzurichten. Neue örtliche Fachvereine sind zunächst gegründet worden in Leipzig von den Metallarbeitern, von den Wachstuch- und Tapetenarbeitern und den Steinmetzgehilfen, in Saarbrücken von den Töpfern. Die Anzahl der Gründungen dürfte jedenfalls noch größer sein, als bekannt geworden ist. Außerdem machten sich in einzelnen Gewerbszweigen Bestrebungen geltend, die örtlichen Fachvereine zu allgemeinen, über ganz Deutschland gehenden Verbänden zusammenzuschließen. Zu diesem Zwecke kamen Abgeordnete der Tischler, Buchbinder, Schuhmacher, Textilarbeiter, Wachstucharbeiter und Metallarbeiter der Provinzen Pommern und Brandenburg in Hannover, Magdeburg, Weißenfels, Cottbus, Eimbeck und Berlin zusammen. Auf all diesen Versammlungen wurden Resolutionen in dem gedachten Sinne angenommen.

Schwieriger als die fachgewerbliche ist ohne Zweifel die politische Organisation durchzuführen. Die erste Sorge der Parteileitung war daher, nach Aufhebung des Sozialistengesetzes einen festen Organisationsplan aufzustellen. Dieser wurde dann dem Sozialistenkongreß in Halle vorgelegt und angenommen. Dieser Kongreß bildet im verflossenen Vierteljahre den Höhepunkt der Bewegung. Außerdem wurden in den einzelnen Provinzen, wie Brandenburg, Sachsen, Hannover, Rheinland, Westfalen und Hessen, Parteitage, in einer Reihe größerer Städte, wie Berlin, Magdeburg, Solingen, Bochum, Essen, Barmen, Zwickau, auch Volksversammlungen abgehalten. Auch auf diesen Zusammenkünften waren der Organisationsentwurf und die Gründung von Parteiblättern Hauptgegenstände der Beratung. Nach diesen Richtungen hat es also die Partei an Agitation nicht fehlen lassen, vielmehr eine fast fieberhaft zu nennende Thätig-

Digitized by Google

keit entwickelt. Ob nun in der politischen Organisation wirkliche Fortschritte zu verzeichnen sind, läßt sich aus jenen Berichten nicht erkennen. In Baiern und Sachsen wird sie durch die dort geltenden Vereinsgesetze, wie auf dem Sozialistenkongreß in Halle hervorgehoben worden ist, ungemein erschwert; dort wird es also auch ferner im ganzen bei einem loseren Organisation sein Bewenden haben müssen. Am energischsten scheinen die Textilarbeiter der Provinz Brandenburg die Organisation zu betreiben. Sie haben schon auf der erwähnten Versammlung in Kottbus, wo 13 Orte durch 35 Abgeordnete vertreten waren, einen Vertrauensmann für jeden Ort und einen für die gesamte Provinz gewählt.

Im übrigen scheint die örtliche Agitation jetzt aus den Versammlungen, von denen es heißt, daß sie schlecht besucht seien, mehr in die Werkstuben verlegt zu werden, wodurch man größere Erfolge zu erreichen hofft.

Aber nicht alle Berichte für die sozialdemokratische Bewegung lauten günstig. Zum Beispiel steht es in Leipzig innerhalb des Tischlerverbandes mit der Organisation angeblich „dürftig." In Berlin haben sich von 20000 Kellnern nur 250 dem Vereine der Gastwirtsgehilfen angeschlossen. Die Arbeitslosigkeit nimmt in den großen Städten zu, in Berlin sollen 50000 Personen ohne Beschäftigung sein. Es soll den Vertrauensmännern bereits schwer werden, die üblichen Bous zum besten der Parteikasse regelmäßig abzunehmen und zu bezahlen. Selbst in den großen Mittelpunkten, wo die Parteidisziplin tiefer wurzelt als anderswo, bedarf es der ganzen Energie der mit diesem Geschäfte betrauten Genossen, um die stetig zunehmende Lauheit nicht in offenen Widerstand ausarten zu lassen. Hierzu kommt der noch nicht ganz beendete Streit zwischen den „Alten" und den „Jungen." Die Bewegung hat also selbst in den Kreisen der zu ihr hinneigenden Arbeiter noch Schwierigkeiten und Gegensätze mancherlei Art zu überwinden.

Trotzdem hat die Parteileitung den Beschluß gefaßt, die Agitation weiter und zwar noch auf das flache Land auszudehnen. Zunächst ist man bemüht gewesen, die hierfür geeigneten Personen auszusuchen und in den Berliner „Diskutirklubs" auszubilden. Große Erfolge sind jedoch, das lassen die Berichte durchblicken, noch nicht zu verzeichnen.

Bemerkenswert ist, daß gegenüber der Sozialdemokratie mit ihren religiösen und politischen Irrlehren auch eine Bewegung unter den Arbeitern an Boden gewinnt, die Religion und Politik von der Erörterung ausschließt und nur die Hebung mißlicher Erwerbsverhältnisse bezweckt. In diesem Sinne wird eine Organisation der gewerblichen Arbeiter in Mainz versucht. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt namentlich die Mehrzahl der Bergarbeiter ein, wie dies auf ihrer Versammlung in Halle zum Ausdruck gekommen ist. Dasselbe gilt von den Zieglern im Lippischen. Auch der allgemeine Verband der Brauergehilfen hat auf einer in Hamburg abgehaltenen Versammlung gegen die sozial-

Digitized by Google

demokratischen Bestrebungen Front gemacht. Hie und da, wie in Halberstadt, sind auch „Königstreue Arbeitervereine“ gegründet worden. Auch die „Evangelischen Arbeitervereine“ zeigen eine erfreuliche Zunahme. Ihre Zahl beläuft sich jetzt auf 183 mit 40 bis 50000 Mitgliedern. Auch die katholischen Arbeitervereine gewinnen anscheinend an Ausdehnung. Doch darüber ist nach den Berichten kein Zweifel: von einem wesentlichen Abbruche der sozialdemokratischen Bewegung im allgemeinen kann noch nicht die Rede sein. Daß sich demgegenüber auch die Arbeitgeber zusammenzuschließen fortfahren, ist selbstverständlich. Insbesondre wird dies von dem Baugewerbe zu Magdeburg berichtet.

Es ist nun doch fraglich, ob der Staat ruhig zusehen darf, wie die Spaltung zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern infolge jener Organisation täglich zunimmt und in dem wirtschaftlichen Kampfe alles in Machtfrage umgesetzt werden soll. Freilich wird der Arbeiter selbst bei der besten Organisation schließlich unterliegen, wenn er den Bogen zu straff spannt. Aber durch eine solche Katastrophe würden auch die Lebensbedingungen weitester Kreise gefährdet werden. Niemand wird sie wünschen. Glücklicherweise fehlt es in dem verflossenen Vierteljahre nicht an Anzeichen, daß nicht allen Arbeiterkreisen die Besonnenheit abhanden gekommen ist. So haben die Korbmacher Leipzigs der von ihr kürzlich gebildeten Lohnkommission ausdrücklich zur Pflicht gemacht, bei ihren Verhandlungen mit den Arbeitgebern die Forderungen nicht zu hoch zu stellen, sondern auf eine gütliche Auseinandersetzung bedacht zu sein. Doch ist bis jetzt ein solches Verfahren nur als eine Ausnahme anzusehen. Meist behalten die radikalen Elemente die Oberhand. Es erscheint daher wohl gefährlich, wenn sich einmal eine gewisse Organisation der Arbeiter nicht unterdrücken läßt, sie ausschließlich den Agitatoren zu überlassen, die lediglich das einseitige Interesse haben, sie als Kampfmittel, statt zur Versöhnung der Gegensätze, zu gebrauchen. Wo wie in Solingen der Streik mit besondrer Heftigkeit geführt worden ist, haben daher die Verhältnisse von selbst zur Bildung von Vergleichskammern geführt. Auch die Arbeiter und die Arbeitgeber der Berliner Stockfabrikation haben zur Verhütung von Ausständen ein Einigungsamt zu bilden beschlossen. Mehr noch als von Arbeiterversicherung und Arbeiterschutzgesetzgebung hängt die Vermeidung jeder Katastrophe davon ab, ob es gelingen wird, die nach Aufhebung des Sozialistengesetzes nicht mehr zu verhindernde Organisation der Arbeiter den sozialdemokratischen Agitatoren abzunehmen. So lange dies nicht geschieht, wird die Arbeiterbewegung eine stete Gefahr für die Nation bleiben.

Digitized by Google

Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten



Als Friedrich Wilhelm III. am Reformationstage 1817 die Haupturkunde der Union in Preußen erließ, berief er sich für die Berechtigung seiner Stiftung, der Vereinigung der beiden bisher getrennten protestantischen Kirchen, der reformirten und der lutherischen, zu einer „evangelisch-christlichen" Kirche, auf das Beispiel seiner Vorfahren, unter denen er auch den Großen Kurfürsten als unionistisch gerichtet mit aufführte. Wie es dem Könige darauf ankam, die beiden „nur noch durch äußern Unterschied getrennten protestantischen Kirchen" zu einer wahrhaft religiösen Vereinigung zu rufen, die, wie in den ersten Absichten der Reformatoren, so im Geiste des Protestantismus selbst liege, so wollte er auch mit der Durchführung einer solchen „wahrhaft religiösen Vereinigung" zugleich das Andenken und die heilsamen Absichten seiner Ahnen ehren, die nur darum „das gottgefällige Werk" nicht zu stande hätten bringen können, weil es „in dem damaligen unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand." Daß Friedrich Wilhelm III. mit dieser Berufung auf das Beispiel seiner Vorfahren, insbesondre auf das des Großen Kurfürsten, Recht gehabt hat, zeigen die Publikationen aus dem preußischen Staatsarchiv, die in ihrem ersten Bande, herausgegeben von Max Lehmann, „Preußen und die katholische Kirche" behandeln, wovon der erste Teil der kirchenpolitischen Stellung des Großen Kurfürsten und seiner beiden Nachfolger gewidmet ist. Was man längst gewußt, aber lange nicht genug ausgenutzt hatte, geht aus der Sammlung dieser Urkunden hervor; es ist das Glück des preußischen Staates, daß er sich seiner Geschichte auch in der kirchenpolitischen Stellung seiner Regenten nicht zu schämen braucht, vielmehr auch hier „eine Geschichte ohne gleichen" hat. „Es giebt keine bessere Propaganda für das Ansehen Preußens in der Welt — sagt H. v. Sybel —, als die authentische Kenntnis der preußischen Geschichte."

Es kommt uns hier nun darauf an, aus den Quellen, wie sie in den veröffentlichten Urkunden vorliegen, die kirchenpolitische Gestalt des Großen Kurfürsten zu zeichnen. Es wird sich daraus ergeben, daß Friedrich Wilhelm III. sich für sein Werk der Union, worin der fromme König eine Fortsetzung der Reformation selber sah, das er aber, die Rechte und Freiheiten der besondern

Digitized by Google

Kirchen achtend, errichten wollte, ohne etwas „aufdringen und in dieser Angelegenheit verfügen und bestimmen zu wollen, was nicht in der Einigkeit der Herzen seine Wurzeln und Lebenskräfte" habe, daß er sich dafür mit Recht auf das Beispiel des großen Ahnen berufen durfte.

Wenn der Große Kurfürst ein treuer und aufrichtiger Bekenner der reformirten Lehre war, der auch seiner Gemahlin zur Pflicht machte, seine Kinder „in der wahren christlichen reformirten Lehre" zu erziehen, so war er doch weit davon entfernt, in den Andersgläubigen Teufelsanbeter zu sehen, wie es die lutherischen Zionswächter seiner Hauptstadt oder die fanatischen Oberhofprediger des benachbarten Sachsens ebenso grimmig als die katholisch-jesuitischen Seligmacher der Habsburger lehrten und predigten. Diese Duldsamkeit war ein Erbteil vorzüglich jenes Ahnen, der 1613 den Ritus der reformirten Kirche annahm, Johann Sigismunds. Der Schritt Johann Sigismunds war in der That ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen, so wenig es ihm auch selbst gerade zum Bewußtsein gekommen sein mag. Denn die reformirte Kirche war von Anfang an nach ihrer innerkirchlichen Stellung die duldsamere, geneigt, die Unterscheidungslehren zurückzustellen und im Gegensatz zur lutherischen den gemeinsamen religiösen Grund und Boden zu betonen. Die lutherische Kirche, wie sie sich in der Konkordienformel verfestigt und versteift hatte, war darum auch nicht imstande, eine weitherzige Kirchenpolitik zu gestatten. Das hat sich in dem Lande gezeigt, wo man vonseiten der Dynastie am eifrigsten ein fanatisches Luthertum pflegte, freilich nun bald darauf den Papismus ebenso eifrig zu pflegen, in Sachsen. Man kann wohl sagen: hätte das Haus Brandenburg dieselbe Kirchenpolitik verfolgt wie das Haus Sachsen Albertinischer Linie, es hätte sich ebenso wie dieses um seine Zukunft und um die Rolle einer Großmacht gebracht. Denn das Verharren auf dem fanatisch lutherischen Standpunkte der Konkordienformel „hätte in einem konfessionell gemischten Lande, wie Deutschland es nun einmal war, nichts andres bedeutet, als die Unmöglichkeit weiterer Erwerbungen im großen Stile, Verzicht auf die dereinstige Rolle einer Großmacht." Gerade der Charakter der Duldung zog mit dem Übertritt Johann Sigismunds auch in den Hohenzollernschen Staat ein zu einer Zeit, wo man in der ganzen Welt noch keine Duldung kannte. Er selbst freilich, Johann Sigismund, wollte von der Papstkirche wenigstens ebenfalls nichts wissen; er nannte die Päpstlichen in dem Religionsedikt von 1614, das er infolge seines Übertritts erließ, „unsre (der Lutherischen und der Reformirten) allgemeinen Feinde"; er wollte gerade durch seinen Übertritt auch noch das abstellen, was „etwa von papistischer Superstition in Kirchen und Schulen noch übrig geblieben ist." Aber es war doch trotz dieser scharfen persönlichen Stellung des Kurfürsten gegen die päpstliche Kirche, die ihm auch nach seinem Übertritt den Wunsch eingab, Lutherische und Reformirte ihre Glaubensunterschiede aufgeben und gemeinsame Gegnerschaft

Digitized by Google

gegen die römische Kirche einnehmen zu sehen, ganz notwendig, daß das Ereignis seines Übertritts doch auch der römischen Kirche zu gute kam. Denn gegenüber seinen Berlinern, zu denen der lutherische Dompropst von dem „hereinbrechenden reißenden kalvinistischen Wolfe" predigte und abtrünnigen Fürsten Hamans Galgen wünschte, mußte der Kurfürst selbst Duldung in Anspruch nehmen; da gab sichs von selbst, daß er, der in seiner Residenzstadt nur eben geduldete, auch nicht das Prinzip der Unduldsamkeit gegen diejenigen in seinem Lande in Anwendung bringen konnte, die, wenn auch Andersgläubige, doch mit ihm in dem Punkte in gleicher Lage waren, daß sie Geduldete zu sein beanspruchten. Und wenn der Kurfürst seinen eifrigen lutherischen Landständen einen Revers ausstellen mußte, daß „Ihre Kurf. Gnaden sich der Herrschaft über die Gewissen mit nichten anmaßen" wollte, so konnte ein so weitherziger und gerechter Fürst, wie es Johann Sigismund war, unmöglich den Gewissen seiner katholischen Unterthanen darum einen Zwang anthun, weil diese nur eben nicht lutherisch glaubten. So brachte es dieser Übertritt notwendig mit sich, daß dieser Fürst zuerst allen drei christlichen Bekenntnissen mit aller Gerechtigkeit gegenüberstand und auch den Katholiken unter protestantischem Regiment eine Duldung gewährte, die, wie diese selbst rühmten, ihnen nicht unter katholischem gewährt worden wäre. Was er in der Instruktion von 1616 seinem Geheimen Rat zur Pflicht machte, „niemanden seines Glaubens und seiner Religion wegen in einerlei Wege beunruhigen zu lassen," das kam auch den Katholiken zu gute. Damit wurde der Grund zum paritätischen Staate gelegt, zum Staate der Hohenzollern, in einer Zeit, wo in allen andern europäischen Staaten die höchste Regierungskunst darin gesehen wurde, so viel als möglich Bekehrungsversuche zu machen, um die Unterthanen dem Bekenntnis des Landesherrn zuzuführen. Der scharfblickende Thomasius in Halle urteilte im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts ganz richtig, wenn er es für „ein großes Geheimnis der göttlichen Vorsehung" ausgab, daß sie „bei der gemischten Bevölkerung des brandenburgischen Staates nicht den reformirten Unterthanen einen lutherischen Fürsten, sondern den lutherischen einen reformirten habe schenken wollen."

Nachdem nun einmal dieser Eckstein der Duldung in dem jungen Staate gelegt war, kam es darauf an, ihn nicht wieder zu verrücken. Es war das das eine, was den modernen Staat vom mittelalterigen unterscheidet. Das andre war die klare, bestimmte und reinliche Abgrenzung der staatlichen Kompetenz gegenüber der kirchlichen, mit dem Anspruch des Staates, das Staatskirchenrecht in oberster Instanz aufzustellen, oder mit andern Worten: die Souveränität des Staates auch auf staatskirchenrechtlichem Gebiete mit dem staatlichen Aufsichtsrecht in allen nicht rein innerkirchlichen Dingen. Hier hatte das Hohenzollerngeschlecht schon vor der Reformation sein fürstliches Selbstgefühl gegen Übergriffe der geistlichen Autoritäten energisch bethätigt.

Digitized by Google

am schärfsten von allen der Kurfürst Albrecht Achilles, der mit fester Hand die Grenzlinien zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt zog, so weit es die Einsicht jenes Zeitalters gestattete. Er wußte, daß das Principiis obsta nirgends mehr zu beachten sei, als gegenüber der geistlichen Gewalt. „Sie würden uns bald gebietten, daß all unser Obrikeit Ir were (ihnen wäre); darumb dem gemeinen Sprichworte nach: principiis obsta.“ Seine Stellung zum Klerus, den er zwang, in weltlichen Dingen auch der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen, zeigt von der höchsten staatsmännischen Begabung dieses kraftvollen Fürsten. „Man muß — schreibt er — die Pfaffen penntig machen (bändigen), es geschehe durch Lieb oder durch Leid; sie wurden sunst zu halsstarck.“ Als er durch sein kühnes Auftreten über sich den Bann und über sein Land das Interdikt herbeigezogen hatte, antwortete er seinem Amtmanne Heinrich von Aufseß, auf dessen Klage, daß die Geistlichen nicht begraben lassen wollten: „Man muß sich des Teufels weren mit dem heiligen Kreuze. Wie that Sebastian v. Seckendorf, da ein Sterb war zu Kulmbach und der Bischof Interdikt einlegte? Er ließ die Toten dem Pfarrherrn ins Haus tragen. Wollte er den Gestank nit leiden, und die nachfolgende Besorgnis, so mußte er sie wohl begraben lassen.“ Aber für eine sichere Abgrenzung beider, der staatlichen und der kirchlichen Kompetenz, war die Zeit doch noch nicht da. Derselbe Kurfürst, der ungehorsamen Geistlichen die Zehnten entzog, und den, weil er seine Geistlichen wie jeden andern Unterthan besteuern wollte, eine Schmähschrift einen Sohn des Teufels, Vorläufer des Antichrists und andern Pharao nannte, „der da verfolgt das Volk Gottes,“ derselbe Kurfürst trat auch wieder 1461 für den Papst gegen Friedrich von der Pfalz, den Führer der Opposition, in die Schranken, ließ sich die Besoldung der Weltgeistlichen angelegen sein und schob, als er zum erstenmale wieder in seine fränkische Heimat ziehen wollte, die Reise auf, „weil wir selbst zu voran mit XXX oder XL pferdt zum heiligen Blut (nach Wilsnack) wallen wollen.“ Erst die Reformation konnte die Grenzen zwischen staatlicher und kirchlicher Macht genauer ziehen, nachdem sie einerseits den Begriff der Kirche dahin festgestellt hatte, daß sie sei „die Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden,“ anderseits den Staat mit allem weltlichen Regiment und mit allen seinen weltlichen Ordnungen selbst als bona opera Dei anerkennt: de rebus civilibus docent, quod legitimae ordinationes civiles sint bona opera Dei. Der große Einfluß auf die Kirche, durch den sich die Hohenzollern das Bistum thatsächlich schon vor der Reformation in weltlichen Dingen so weit zu unterwerfen gewußt hatten, daß der gesamte Klerus in den brandenburgischen Landen in größerer Abhängigkeit von der fürstlichen Gewalt war, als sonst irgendwo, konnte doch erst in dauerndes und sicheres Recht verwandelt werden, nachdem grundsätzlich die kirchliche Macht in die ihr zukommenden Schranken

Digitized by Google

eines geistlichen Instituts gewiesen war. Wiederum waren es Johann Sigismund und Georg Wilhelm als Statthalter seines Vaters in den klevischen Landen, die hier besonders dem Bischof von Köln gegenüber vielfach die Gelegenheit hatten und benutzten, das staatliche Aufsichtsrecht, das seit den Tagen der Reformation der weltlichen Gewalt grundsätzlich zuerkannt war, auch thatsächlich zu behaupten. Markgraf Georg Wilhelm verbat sich die Einmischung des Erzbischofs von Köln in seinen jülich-klevischen Landen, weil es sich nicht gebühre, „einig fremdes ungebräuchliches Gericht oder Judikatur Ew. Liebden oder sonsten jemandem darin (in den Erblanden) zu gestatten oder von neuem einführen zu lassen. Wie wir denn ihnen, Geistlichen nicht weniger als den Weltlichen, zum Fürsten vorgesetzet und sie uns billig dafür halten und kennen." Diejenigen Geistlichen, die etwa „eine in diesen Landen ganz unbekannte und ungebräuchliche christliche Jurisdiktion und Kognition" oder etwa neue Eidesformen zu „merklicher Schmälerung und Verringerung unsrer landesfürstlichen Hoch-, Ober- und Gerechtigkeit" einführen oder einschleichen lassen wollen, werden auf die „Vestigia und Merkzeichen" hingewiesen, die noch aus frühern Zeiten her zeigten, wie „Unsere hochgeehrte Vorherren christlöblichen Angedenkens . . . dergleichen ernstlich hintertrieben und abgewendet" haben. Diese „Vestigia und Merkzeichen, darvon noch hin und wieder obhanden sein," waren Säcke, die an den Mauern und Thoren der Städte angehängt waren und in die solche Geistliche gesteckt wurden, die „Unsere und dieser Lande Hoheit, Freiheit und Gerechtigkeiten durch allerhand Griffe zuzusetzen und zu präjudiziren sich unterstanden." Er selbst, der Statthalter Markgraf Georg Wilhelm, droht zwar nicht mehr gerade mit den Säcken, aber es wird doch allen eingesessenen Geistlichen, Beamten, Dienern, Unterthanen und Angehörigen ernstlich befohlen, „daß sie hinfüro keines Fremden, er habe gleich Namen, wie er wolle, Verordnungen, Satzungen, Jurisdiktion, Kognition, Visitation, Geboten und Verboten sich unterwürfig machen, Folge leisten oder gehorsamen" sollen, „so lieb es ihnen ist, Unsere Ungnad und harte Bestrafung zu vermeiden, wie sie denn auch auf solchen erwiesenen Fall ipso facto ihrer geistlichen Benefizien und Präbenden privirt sein sollen." Die vertragsmäßige Treue, die Johann Sigismund und sein Vorgänger Joachim Friedrich den Katholiken sowohl in den jülich-klevischen Erblanden als in dem Herzogtum Preußen versprochen hatte, freie Religionsübung, ungestörten Besitz der Kapellen und Bethäuser, freien Zutritt zu Ämtern und Ehrenstellen, hielt auch Georg Wilhelm aufs gewissenhafteste, sodaß er sogar einen Katholiken, den Grafen von Schwarzenberg, den er früher in Kleve hatte kennen lernen, später zum ersten Minister seines Staates erhob, nicht eben zum Vorteil dieses Staates. Er that es aber nach seinem Grundsatz, wie er 1632 an Ludwig XIII. schrieb: „Es war niemals Unsere Absicht, irgend eine Religion, welche Christum bekennt, von unsern Landen auszuschließen, viel weniger sie unbillig zu behandeln.

Digitized by Google

Wenn nur — setzt er hinzu — auch für unsere aus dem Worte Gottes erkannte Religion überall eine gleiche Freiheit behauptet werden könnte," si modo Nostrae religioni par ubique obtineri posset libertas. Eben darum, weil der Kurfürst schon damals die Erfahrung machen mußte, daß die Katholiken Schonung der Gewissen zwar verlangten, aber nicht gewährten, ist es auch sehr fraglich, ob Georg Wilhelm, zumal in einer Zeit, wo der große Religionskrieg eine entschiedne Kirchenpolitik verlangte, gut damit gethan hatte, einen Mann wie Schwarzenberg zum Leiter seiner Regierung zu machen, der seinem Herrn die weitere Ausbreitung der Kapuziner in seinen bergisch-märkischen Landen damit empfahl, daß diese Kapuziner „sein fulge Loute (solche Leute), die keinem nix schaden." Wohin man mit der Weichheit und Milde in dieser harten Zeit kam, trat bald zu Tage. Während der Kurfürst den Katholiken die größte Treue hielt, suchte die pfalzgräfliche Regierung in den jülich-klevischen Landen „die unkatholischen Prädikanten und Schulmeister abzuschaffen." Der Kurfürst, der Mitbesitzer auch des vom Pfalzgrafen verwalteten Teiles dieser bergisch-märkisch-jülich-klevischen Lande war, hielt an seinem Vertrage, diese Lande so regieren zu wollen, „wie es bei Gott, der kaiserlichen Majestät und der Posterität zu verantworten sein würde," gewissenhaft und redlich auch zu Gunsten der Katholiken fest. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm dagegen, der 1614 katholisch geworden war, verstand „die Verantwortung bei Gott" nach dem Sinne seiner Beichtväter, für die diese Verantwortung die Vernichtung der ketzerischen Rotte enthielt. Es war darum ein Glück bei der weichen und allzugerechten Denkart Georg Wilhelms, daß das Geleise, worin sich der brandenburgische Staat bewegen mußte, doch auch in kirchenpolitischer Beziehung schon zu fest gefahren war, als daß es wieder hätte verlassen werden können. Und noch ein viel größeres Glück war es, magnum divinae providentiae mysterium, daß auf den milden Georg Wilhelm, der befinden wollte, „daß die Religion, sonderlich die wahre Religion, nicht mit Gewalt sich fortpflanzen lasse, sondern es gehöre guter Unterricht dazu," sein nicht bloß gerechter, sondern auch kluger und willensstarker Sohn, jener Friedrich Wilhelm folgte, den die Welt als den Großen Kurfürsten kennt.

Dieser gewaltige Herrscher, Staatsmann und Held in einer Person, hat die beiden großen Grundsätze der hohenzollernschen Kirchenpolitik, die Duldung der verschiednen Bekenntnisse, die, wie gesagt, den paritätischen Staat schuf, und die Selbständigkeit des weltlichen Regiments, die den souveränen Staat, der nur eine höchste Gewalt erträgt, gründete, wie zwei granitne Mauern für alle Zeit aufgerichtet.

Durch seine Erziehung, auch durch die Abneigung gegen den katholischen Staatsmann seines Vaters, den Grafen Schwarzenberg, dem er Schlimmes zutraute, war der Kurfürst, wie erwähnt, ein treuer Bekenner der reformirten Lehre, der aber, obgleich er zeitlebens mit dem Glaubenseifer seiner lutherischen

Digitized by Google

Unterthanen zu kämpfen hatte, nie den gemeinsamen Boden verkannte, auf dem die beiden großen evangelischen Bekenntnisse standen. Nichts lag ihm darum mehr am Herzen, als beide Kirchen, die reformirte und die lutherische, als von gleichem Wert und mit gleichem Recht anerkannt zu sehen. Seine Instruktion an die Friedensgesandten nach Osnabrück lautete dahin, daß sie darauf sehen sollten, daß im Friedensinstrument „aller Unterschied zwischen den Lutherischen und Reformirten aufgehoben und ein für allemal deklarirt werde, daß man in allen Punkten und Klauseln, die Religion anreichend, die Reformirten unter dem Namen der Augsburgischen Konfessionsverwandten verstanden haben wolle," was denn auch durchgesetzt wurde. „Es war der erste Schritt — sagt Max Lehmann — zur Union der beiden großen evangelischen Bekenntnisse." Und so großen Wert legte er auf diese Konfessionsverwandtschaft, daß er sich nicht nur ausdrücklich zur Augustana und zur Apologie bekannte, sondern daß er auch in seinem Testamente vom Jahre 1655 und in allen den folgenden, die er im Laufe der Jahre noch festsetzte, die Bestimmung aufnahm, daß seine Erben und Nachfolger verbunden sein sollten, „von nun an bis zu ewigen Tagen die Evangelischen sowohl reformirter als der also genannter lutherischer Religion, bei dem freien Exercitio ihres Gottesdienstes, auch dem Genuß und Besitz aller Kirchen und Schulen, Renten, Hebungen in allen und jeden unsern Landen und Herrschaften ungehindert und ungesperrt zu manuteniren und zu schützen." Und so machte er denn nicht bloß in seinem landesherrlichen Verhalten gegen die Angehörigen beider Bekenntnisse keinen Unterschied, sondern auch in seiner auswärtigen Religionspolitik trat er mit ganz gleicher Energie für beide verwandte Bekenntnisse so entschieden ein, als ob er, wie Ludwig XIV. sagte, „sich vor den Augen von ganz Europa als Protektor der Evangelischen aufstellen wolle." Den Ruhm, Beschützer des Protestantismus zu sein, nahm er um so lieber vor jedem andern in Anspruch, als er dabei sichere Erfolge erwarten durfte. Denn gegen unsichere, vermessene Unternehmungen war er bei allem Hochsinn doch durch einen kühlen, die Kräfte wägenden Verstand behütet. Als Cromwell von ihm verlangte, darnach zu streben, daß die Kaiserkrone an ein andres Fürstenhaus käme, das den Protestanten einen Schirmherrn ihrer Religion böte, lehnte er dieses verlockende Verlangen des starren Puritaners ab. Das sei, meinte er, nicht Sache der Entscheidung einer Kirche; nach den im Reiche geltenden Grundgesetzen müsse man als rechtlich beschlossen hinnehmen, was die Mehrheit der Kurfürsten für das gemeine Wohl festsetze. Es sei im Interesse der Protestanten, lieber sichere, als glänzende Pläne zu verfolgen, tuta potius, quam speciosa sequi consilia, und nur das zu erstreben, „was die Verträge und die Heiligkeit der Eide nicht verletze." Aus diesen Worten sehen wir, daß konfessionelle Rücksichten nicht der letzte Beweggrund waren, der sein Handeln bestimmte. Freilich hatte er persönlich eine so starke Abneigung gegen den Papismus, wie Cromwell; auch

Digitized by Google

wünschte er in seinem politischen Testament vom Jahre 1667, daß in seinen rein evangelischen Provinzen „solche Abgötterei und Greuel (römisch-katholische Religionsübung) von den Nachkommen niemals möge gesehen werden." Er schreibt: „Einem Katholischen sich auch zu vertrauen ist nimmermehr ratsam; denn sie selber in öffentlichen Schriften gesetzet haben, daß den Ketzern, wie sie uns nennen, kein Glaube zu halten sei. Weil sie nun vermeinen, daß sie uns keinen Glauben zu halten schuldig sein, wie können wir denn solchen Leuten trauen, die uns keine Treue zu halten vermeinen schuldig zu sein." Und dennoch, so tief die Anhänglichkeit an sein reformirtes Bekenntnis bei ihm wurzelte, und so mächtig die ganze Zeit die Evangelischen zum gemeinsamen Kampf gegen die Papisten aufzurufen schien, wenn Pufendorf schreibt: „Wie es beim Kurfürsten feststand, seinen Unterthanen, ohne einen Unterschied der Religion halber zu machen, mit gleicher Huld zu begegnen, so konnte er es nicht ertragen, daß irgend einer allein wegen seiner Religionsübung unterdrückt werde," so galt dieser Grundsatz dem Kurfürsten auch den Katholiken gegenüber. Was die pacta einem jeden gönnen, das soll treu gehalten werden, „dabei muß man die Katholischen schützen." In dem Entwurfe „zur Erwerbung Schlesiens" wird verlangt, daß den Katholischen von vornherein versprochen werde, sie bei ihrer Religion frei zu lassen. Es ist eben in diesem großen Herrscher eine ganz moderne Anschauung, wie sie uns sonst keine Herrschergestalt aus jener Zeit bietet. Wie er sieht, daß das Wohl seines Landes das Bündnis mit Schweden aufzugeben und sich an Polen anzuschließen erfordert, thut er es auch auf die Gefahr hin, daß allzu eifrige Glaubensgenossen an ihm irre werden und wie Cromwell meinen, er stehe in Gefahr, sich dem Papsttum zu ergeben. Davon war aber der glaubensstarke Mann so weit entfernt, daß er den Polen, die ihn unter der Bedingung des Übertrittes zur katholischen Kirche im Jahre 1668 zum König wählen wollten, zur Antwort gab, unter dieser Bedingung wolle er nicht einmal die Kaiserkrone, ne Romanam quidem coronam, die Polen würden selbst keine Achtung vor ihm haben, wenn er Gott nicht die Treue hielte und den Vorteil über das gute Gewissen setze, si Deo fidem haud servasse ac emolumentum ante conscientiam habuisse arguatur. Und als man ihm das Wort Heinrichs IV. wiederholte, eine Krone sei wohl einer Messe wert, antwortete er: „Meine Religion, darin ich meiner Seligkeit versichert bin, um einer Krone willen zu verlassen, werde ich in Ewigkeit nicht thun." Wenige Jahrzehnte später dachte ein andrer Kurfürst des deutschen Reiches anders und gab sein Erstlingsrecht als Schutzherr der evangelischen Kirche für den Flitterstaat der polnischen Krone mit leichtem Herzen und ohne alle Rücksicht auf seine durchweg protestantischen deutschen Lande dahin.

Wenn aber Friedrich Wilhelm auch den Katholiken Duldung gewährte, wie er es that, so war es nicht, weil sein protestantisches Herz aufgehört hätte,

Digitized by Google

für die evangelische Sache zu schlagen, sondern diese Duldung wurzelte bei ihm in einer ebenso lautern als weitherzigen Frömmigkeit, für die das Frommsein nicht zu denken war ohne das Gerechtsein, und der das Gesetz der Natur, wonach der Mensch den Menschen tragen soll, höher stand, als die Verschiedenheit der Religionsmeinung, sobald diese zum Haß aufruft. So schrieb er in seinem herrlichen Briefe an den Herzog von Savoyen vom Jahre 1686: „Wie schwer sich auch immer der Haß meistenteils geltend machen mag, der aus der Verschiedenheit der Religionen entsteht, älter doch und heiliger ist das Gesetz der Natur, durch das der Mensch verpflichtet ist, den Menschen zu tragen, zu dulden, ja den ohne seine Schuld gebeugten aufzuhelfen. Denn es würde auch ohne dieses Band der menschlichen Gesellschaft unter den Völkern kein Verkehr sein, noch bestehen können."

Bei solchen Grundsätzen, die die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts atmen, war es erklärlich, daß dieser in seiner Zeit einzig dastehende Fürst auch da die Duldung für seine Unterthanen noch festhielt, wo die katholischen Regierungen durch ihre Verfolgungen der Evangelischen sein protestantisches Herz in Grimm aufwallen ließen. Er nahm die Evangelischen auch in fremden Landen in Schutz, wo er konnte; alle aber, auch die katholischen Unterthanen seiner Lande, befahl er seinen Nachfolgern in seinem Testamente von 1667 „als ein rechter Landesvater zu lieben, ihren Nutzen und Bestes in billigen Dingen allezeit gern zu befördern," und ermahnte seinen Sohn, die Verträge zu halten, die den Katholiken freie Religionsübung sicherten. Da es „in dieser menschlichen Schwachheit" nicht so bald sein könne, daß alle seine Unterthanen zu vollkommener Einigkeit kämen, so wolle er das eine erreichen, daß die Dissentirenden in christlicher Toleranz und Bescheidenheit einander trügen. Denn der Glaube sei keinem menschlichen Zwange unterworfen. Er meinte also, daß es im Wesen der Duldung liege, jeden Glauben zu dulden. Mit diesem Sinne stand der Kurfürst den ursprünglichen Grundsätzen Luthers und der Reformatoren näher, als jene sich nach Luther nennenden Fenereiferer und Zionswächter, die dem großen Herrscher das Leben so sauer gemacht und während seiner langen Regierungszeit ihm einen ununterbrochenen Kampf, den er nicht wünschte, aufgezwungen haben. Wie schwer er an diesem Kampfe trug und wie sehr ihm der kirchliche Frieden am Herzen lag, zeigt die Bestimmung in seinem Testamente vom Jahre 1667: „Die Prediger, Praeceptores und Professores sollen nicht zanksüchtig, sondern friedliche Leute sein, so da den Kirchenfrieden zu befördern suchen und meinen Edikten nachzuleben sich reserviren." Die, die solches nicht thun wollen, sollen das Land räumen. Daß ihm ein solcher Befehl sauer genug geworden sein mag, geht daraus hervor, daß er von dem Ausweisungsrechte, das er, gleich allen andern Fürsten, kraft des dem Landesherrn zukommenden jus reformandi gegen diejenigen andersgläubigen Unterthanen hatte, die im Normaljahre 1624 das Recht freier

Digitized by Google

Religionsübung nicht gehabt hatten, keinen Gebrauch machte und machen wollte, ja es für verwerflich erklärt und am liebsten volle Religions- und Gewissensfreiheit gewähren will. „Wir seind, Gott Lob, des Verstandes, daß wir Uns über die Gewissen Unserer Unterthanen keines Imperii anmaßen, sondern dasselbige Gott allein anheimstellen." So hatte kein Mensch in deutschen Landen seit Luther wieder gesprochen, der selbst den Rottengeistern ihren Glauben und das Wort nicht hatte gewehrt wissen wollen, wenn er in dem Schreiben an seinen Kurfürsten vom 21. August 1524 forderte: „Ew. F. Gn. soll nicht wehren dem Amte des Worts. Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können oder wider wen sie wollen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unser recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor jemand fürchten. Wo sie aber wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da sollen Ew. F. Gn. zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: Wir wollen gerne leiden und zusehen, daß ihr mit dem Worte fechtet, daß die rechte Lehre bewährt werde; aber die Faust haltet stille; denn das ist unser Amt." Die Grenze, die hier Luther scharf zieht, hat der Große Kurfürst, soviel er konnte, beobachtet. Die Freiheit in religiösen Dingen gehörte bei ihm zur Frömmigkeit, scharf abwehrend war er nur, wo unter dem Deckmantel dieser Freiheit ein Angriff auf seine weltlichen Hoheitsrechte gemacht werden sollte. Und so ist die Schilderung gerecht und wahr, die Pufendorf, der größte staatsmännische Kopf unter den Gelehrten, von ihm, dem größten Herrscher seiner Zeit, macht: „Es war in ihm eine aufrichtige Frömmigkeit. Seine angelegentlichste Sorge war die Erhaltung der protestantischen Religion, die er auch bei den andern Mächten auf alle Weise zu schützen und zu hüten versuchte. Wie es aber sein heißester Wunsch war, die unter den Protestanten selbst entstandenen Streitigkeiten auf eine passende und ruhige Weise beizulegen, so begleitete er, da er selbst einen großen Theil seiner Unterthanen hatte, von denen er betreffs gewisser Glaubenspunkte abwich, diese mit gleicher Huld und Zuneigung wie alle andern, schützte sie und nahm sie, ohne irgend einen Unterschied zu machen, je nach Tauglichkeit in seine Dienste. Auch den Römisch-Katholischen fügte er keine Unbill zu, beschwerte sie selbst nicht, noch litt er, daß sie von andern beschwert wurden, sondern gewährte ihnen, sich ihrer Güter und Rechte ungestört zu erfreuen. Und wie er es für baren Unverstand hielt, irgend jemand zu hassen oder geringer zu schätzen wegen Verschiedenheit der Religion, die wir doch meist nicht durch eigne Wahl, sondern durch die Geburt erlangen, so hielt er es auch für Sünde (nefas), die Religion aus menschlichen Rücksichten zu ändern, und noch viel mehr für ein schweres Unrecht, irgend jemand durch Gewalt oder Lockmittel, die der christlichen Religion fremd sind, zu seinem Glauben zu zwingen."

Digitized by Google

War er aber so auf dem Gebiete der Gewissensfreiheit ein echter Protestant, so war er es nicht minder in der durchaus weltlichen Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Da er gegen alle religiösen Gemeinschaften Duldung übte, so konnte er auch keiner einzelnen irgend einen Einfluß auf staatliche Dinge gewähren. Die weltliche Gewalt konnte unmöglich der einen Kirche gegenüber als selbständig hingestellt werden, der andern gegenüber als unselbständig. So hängt der Grundsatz der Duldung mit dem der Selbständigkeit der weltlichen Gewalt aufs engste zusammen. Auch in dem Begriff der Selbständigkeit der weltlichen Gewalt liegt es, gegenüber allen kirchlichen Gemeinschaften selbständig zu sein, wie es in dem Begriff der Duldung liegt, allen Glaubensrichtungen sie zukommen zu lassen. Und so verbittet sich denn der Kurfürst jede Einmischung der geistlichen in weltliche Dinge. „Es ist in unserm Herzogtum (Preußen) nie Herkommen, daß der Klerus in Land- und politischen Sachen etwas zu sprechen hat," schreibt er an seinen Statthalter in Königsberg. Auch über die Dinge, die auf dem Grenzgebiete der Kirche und des Staates liegen, wahrt er der weltlichen Obrigkeit mit aller Entschiedenheit ihr Recht. Er verbietet das theologische Studium auf solchen Universitäten, wo die Jugend anstatt zu friedlichen Seelsorgern zu Fanatikern herangebildet zu werden Gefahr läuft, wie es ihm z. B. damals in Wittenberg zu sein schien, und er thut das kraft seines landesfürstlichen Amtes, weil er dafür sorgen müsse, daß der Jugend „das wahre Christentum, Gottesfurcht, Liebe gegen die Obrigkeit und den Nächsten von ihren Seelsorgern und Lehrmeistern beigebracht und vermehrt werden möge." Auch hierin nahm der Kurfürst die freie und kühne Denkweise der ersten reformatorischen Zeiten wieder auf, in der Luther der weltlichen Obrigkeit selbst geraten hatte, die durch die Kirche eingerissenen Schäden zu heilen und dem Verderben des gemeinen Wesens zu steuern. Die ganze Schrift an den christlichen Adel der deutschen Nation ist ja, wie Luthers Freund Lange sagte, eine „Kriegstrompete," die Staatsgewalt anzurufen zu „des christlichen Standes Besserung," sich an die Spitze des staatlich-kirchlichen Reformwerkes zu stellen und den Anspruch der Kirche, alle Kreise des menschlichen Handelns in den Bereich ihrer Herrschaft zu ziehen, auf den Grundsatz zurückzuführen: „Geistliche Gewalt soll geistlich Gut regieren, wie das die Vernunft lehrt; geistlich Gut aber ist nicht Geld noch leiblich Ding, sondern Glaube und gute Werke." In diesem Sinne hob Luther den Kirchenstaat auf, beschränkte den Papst auf seine geistlichen Verrichtungen und verlangte Abschaffung aller geistlichen Mißbräuche durch die weltliche Gewalt, da er es sehr bald aufgeben mußte, eine solche Abschaffung durch die kirchliche Gewalt jemals hoffen zu dürfen. Was er in Bezug auf das Abthun der Feste der Heiligen, die nur „Saufen, Spielen, Müßiggang und allerlei Sünde" in ihrem Gefolge hätten, schreibt, das gilt ihm überhaupt in Bezug auf das Abthun jedes Mißbrauchs, der durch die

Digitized by Google

Hierarchie im bürgerlichen Gemeinwesen etwa aufgekommen ist. „Was wider Gott ist und den Menschen schädlich an Leib und Seele, hat nicht allein eine jegliche Gemeine, Rat oder Obrigkeit Gewalt abzuthun und zu wehren, ohne Wissen und Willen des Papstes oder Bischofs, ja ist auch schuldig bei seiner Seelen Seligkeit, dasselbe zu wehren, ob es gleich Papst und Bischof nicht wollten." Dieselbe Überzeugung von der Aufgabe der weltlichen Gewalt hatte der Kurfürst. In seinem Testament von 1667 ermahnt er seine Nachfolger, denjenigen römisch-katholischen Geistlichen, die „des Papstes und der Bischöfe Bullen, Dekreten und Befehl nicht parieren, sondern sich einzig und allein an euch halten," allen Schutz zu gewähren. „Da sie aber dem Herkommen zuwider handeln wollten und einen andern Episcopum oder Supremum in diesen Landen erkennen möchten, so sind selbige erstlich mit Geld zu bestrafen; wenn aber solches nicht bei ihnen verfangen möchte, und sie in ihrer Bosheit und Ungehorsam verharreten, so kann man selbige absetzen und andre römisch-katholische an ihre Stelle, die den Gehorsam leisten, wiederum setzen." In solcher kräftigen Weise übte er in seinen klevisch-bergischen Landen, wo er übrigens schon alte klevische Verordnungen der frühern Herzöge für sich hatte, das Aufsichtsrecht über die römische Kirche, ließ die Verwaltung der geistlichen Güter durch weltliche Beamte beaufsichtigen, strafte ungehorsame Geistliche mit Geld (natürlich nicht, um solche Strafgelder zu kapitalisiren und dann den Bischöfen zur Verfügung zu stellen), ließ sie vom Amte entfernen und verbot alle nicht hergebrachten Prozessionen. Überhaupt hatte er, während er den einzelnen Katholiken die freieste Religionsübung gestattete, ein scharfes Auge auf die römisch-katholische Kirche als Korporation. Mußte er doch deren Einfluß auf den Mitbesitzer der jülich-klevischen Erblande, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, übel genug empfinden. Denn trotz allem Vereinbarungen mit dem Kurfürsten auf eine paritätische Behandlung der beiden Kirchen regierte dieser so, als ob die römische Kirche die einzig zu Recht bestehende in seinem Gebiete gewesen wäre. Der Pfalzgraf verfuhr dabei aber ganz nach Anweisung der Jesuiten, die, wie der Unterhändler des Kurfürsten Conrad v. Burgsdorf diesem schrieb, „diesen guten Fürsten dermaßen im Gedrang und in der Klemme haben, als die Schulmeister ihre Schulknaben."

Gegenüber diesem jesuitischen Treiben der pfalzgräflichen Regierung, die z. B. 1657 einer reformirten Predigerstochter ihre Einkünfte deshalb mit Beschlag belegte, weil ihr Vater 1628 unbefugterweise getauft haben sollte, die den Protestanten die Erwerbung des Bürgerrechts in ihrem Machtgebiete verkürzte und sie zur Auswanderung zwang, die es ruhig mit ansah, daß ein Geistlicher seine Pfarrkinder durch Glockenschlag zusammenrief und an ihrer Spitze die verjagte, die das Grab für einen Protestanten gruben, die es geschehen ließ, wenn Geistliche mit bewaffneten Rotten evangelische Leichenpredigten störten oder die die Leiche eines protestantischen Kindes wieder ausgruben und

Digitized by Google

sie auf die Friedhofsmauer setzten — gegenüber solchem jesuitischen Fanatismus war der Kurfürst ganz berechtigt, wenn er auch auf seinem Machtgebiet durch Edikt vom 7. September 1661 beanspruchte, daß die katholische Geistlichkeit auch in geistlichen Sachen (denn was gehört für den römischen Klerus nicht alles unter die „geistlichen Sachen"?) ihn als Ordinarius anzuerkennen habe, und daß er die alte vorreformatorische Verordnung wieder aufleben ließ, daß diejenigen Geistlichen, welche Dekrete auswärtiger Herrschaften (d. h. päpstliche und erzbischöfliche) nachsuchen oder ausführen, mit Amtsentsetzung oder mit Ertränkung in Säcken bedroht werden. Sie sollen gewärtig sein, daß sie „alsofort als Rebellen mit Steckung in die Säcke und Werfung auf das Wasser andern zum abscheulichen Exempel beleget und aus dem Wege geräumet werden sollen." Als dem fanatischen Wolfgang Wilhelm der fanatischere Philipp Wilhelm 1663 in der Pfalzgrafenwürde gefolgt war und alle Evangelischen, die sich nach dem Jahre 1650 in Düsseldorf niedergelassen hatten, von da vertrieb, antwortete der Kurfürst mit Ausweisung der Kapuziner aus Kleve, einer Maßregel, die er „ein von Mir wider Willen zur Hand genommenes Gegenmittel" nennt. Anderseits macht er seinem Statthalter zur Pflicht, begründeten Beschwerden der katholischen Geistlichkeit abzuhelfen; denn er wolle nicht jemanden „respectu religionis in einigem Wege widerrechtlich beschweren." Er ließ also in seinem Machtbereich die römischen Geistlichen bei ihren hergebrachten Zeremonien, Statuten und Ordnungen, hinderte sie auch nicht am Besuch ihrer Konvente innerhalb seiner Lande; auswärtige Konvente aber wollte er nur mit Bewilligung seiner Regierung von ihnen besucht haben. Auch die Visitation von Klöstern und Kirchen sollte nur im Beisein eines kurfürstlichen Abgeordneten geschehen, damit nichts vorgenommen würde, was der landesfürstlichen Jurisdiktion und Hoheit nachteilig sei. Denn auch die geistliche Jurisdiktion (Rechtsprechung über die Geistlichen durch Geistliche) werde nur „allein durch freiwillige Permission aus habender landesfürstlicher Macht precario per personas ecclesiasticas verübet." Nur wenn bei diesen Visitationen die censura ecclesiastica (Lehre und geistlichen Wandel betreffend) vorgenommen würden, solle sich der kurfürstliche Abgeordnete absentiren. Später wurde festgestellt, daß, wenn die Visitation von einheimischen Geistlichen vorgenommen würde, dann die Beaufsichtigung wegfallen sollte, jedoch sollten sie sich auch dann nicht „in die dem Landesfürsten zustehenden jurisdictionalia einmischen." Das Aufsichtsrecht des Staates galt auch in diesem Falle als selbstverständlich, wie in allen andern, wo es darauf ankam, die Unterthanen gegen klerikale Vergewaltigung zu schützen, durch die das friedliche Zusammenleben zwischen Protestanten und Katholiken gestört würde. Wenn dieser Friede, was damals gerade so gut wie heute vorkam, von der katholischen Geistlichkeit oder den Mönchen gestört wurde, so befahl er, „diese, je nachdem sie aus unbesonnenem Religionseifer oder aus bösem Vorsatz gehandelt haben, anzusehen

Digitized by Google

und zu bestrafen." In gemischten Ehen wollte er es so gehalten haben, wie es „der Billigkeit am ähnlichsten ist, daß im Fall in den Ehepakten ein anders nicht versehen oder auch sie, die Eheleute, sich nicht von selbsten gütlich vergleichen, die Söhne in des Vaters und die Töchter in der Mutter Religion anfänglich unterwiesen und erzogen werden, bis sie zu ihrem Alter und verständlichen Jahren kommen, da denn einem jeden zu der Religion, wozu ihn sein Gewissen antreibet, ohne Zwang zu treten freistehet."

Aus solchen Grundsätzen und Bestimmungen sieht man, was es doch für ein großer Segen mit diesem Summepiskopat, diesem sogenannten Notbischofstum des Landesherrn war, und was es vonseiten der Protestanten für eine Thorheit ist, heutzutage nach der sogenannten Selbständigkeit der Kirche auszulangen. Die Einordnung der Kirche in den Staat, die mit dem landesfürstlichen Summepiskopat stattfand, war ein segensreicher geschichtlicher Vorgang, der dem Hierarchentum ein Ende machte. Auch vor dem Richterstuhle der Geschichte geschah der Übergang zur Administration der kirchlichen Sachen auf die weltliche Obrigkeit jure divino. Von solchem jus divinum war auch der Kurfürst fest überzeugt. „Es ist genugsam bekannt, daß zuvörderst jure divino die Sorge und Administration der Religion und geistlichen Sachen einem zeitlichen Landesherrn jure potestatis a Deo ipsi concessae inkumbiret." Und er hielt scharf darauf, „daß uns alle diejenigen jura, Hoheiten und Befugnisse, welche die vorigen Bischöfe in ecclesiasticis gehabt, unverrückt verbleiben." Wo wäre unter einer geistlichen Herrschaft irgendwelchen Bekenntnisses eine Freiheit möglich gewesen, wie sie z. B. die Bestimmung in dem Rezeß von 1666 festsetzt: „Niemand, er sei geistlich oder weltlich, soll der evangelischen oder katholischen Religion halber (er sei darin geboren oder habe dieselbe vor kurz oder lang angenommen) verfolget, weniger aus einer Stadt, Dorf oder dem Land zu emigriren genötigt werden." Solche menschlichere Grundsätze in einer durch konfessionelle Verbitterung und geistlichen Haß unbarmherzig gewordenen Zeit konnte nur die absolute Gewalt eines verständigen weltlichen Fürsten durchführen, der sich von der geistlichen Gewalt aufrichtig freigemacht hatte. Wie stach doch, um nur das eine zu erwähnen, die unbedingte kirchliche Freizügigkeit, wie sie der Kurfürst seinen Unterthanen gewährte, so gewaltig ab von den Ausweisungen der Nichtkatholiken, die die katholischen Mächte, ja selbst die pfalzgräfliche Regierung vornahm, welche doch so viel Rücksicht auf den Kurfürsten zu nehmen hatte und durch Verträge zur gleichen Behandlung der Katholischen und der Evangelischen gegen ihn gebunden war. Hatte doch diese Regierung in Remagen die Frau eines Reformirten verjagt, weil ihr Mann sie nach 1651 geheiratet hatte, stellte sie doch an Handwerker, die sich im kurpfälzischen Gebiete niederlassen wollten, die Forderung, erst katholisch zu werden. Es war darum von großem Segen und ein Gewinn für die Freiheit, daß der Kurfürst sein bischöfliches Amt in seinen Landen mit Strenge

Digitized by Google

wahrte und ausübte, die Bestätigung von Äbten und Pröpsten festhielt, den Besuch der Geistlichen zu ausländischen Konventen an seine Zustimmung knüpfte, die Klöster überwachte, die Versuche des römischen Klerus, sich der landesfürstlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen, vereitelte, der Vermehrung der katholischen Domherren, wie z. B. in Halberstadt, sich widersetzte und die Ansiedlung der Jesuiten schließlich untersagte.

In allen diesen Stücken hielt er streng darauf, den reichsfriedensmäßigen Stand für das katholische Bekenntnis nach Maßgabe des Normaljahres von 1624 zu wahren. Darüber hinaus wollte er den Katholiken keinen Raum gewähren. So schreibt er betreffs der Zulassung der Jesuiten in Halberstadt an seinen Gesandten in Regensburg im Jahre 1653 am 24. Dezember: „Weil Euch dann selbst zur Genüge bekannt, daß sothaner conatus der Jesuiter (sich in Halberstadt niederzulassen, wo 1624 sich keine Jesuiten befunden hatten), dem Instrumento pacis (den Bestimmungen des Westfälischen Friedens) e diametro allerdings zuwider laufen thut, als befehlen wir Euch hiermit gnädigst, ihr wollet demselben quavis occasione beständig widersprechen." Auch in Königsberg hatten sich die Jesuiten eingenistet. Der Kurfürst war hier ebenso wenig wie in Halberstadt vertragsmäßig verpflichtet zu deren Zulassung, wie er das allerdings in Kleve war. Er gebot darum durch Erlaß vom 4. Juni 1655: „Wegen der Jesuiter ist vor allen Dingen nötig, in Zeiten und allvörderlichst auf Mittel zu gedenken, wie dieselben, ehe sie weiter Wurzel fassen und sich tiefer einnisteln, ausgeschafft und, weil sie vermöge der Landesverfassung und Pakten daselbst (im Herzogtum Preußen) nicht zu dulden, durch einen bequemen Weg exterminirt werden mögen." Sie waren aber trotz dieses Erlasses geblieben. Da folgte ein zweites Reskript vom 6. Juli 1660 an den Prinzen Radziwill, den Statthalter in Preußen: „Wir sind berichtet, wasmaaßen die Jesuiter in der katholischen Kirche zu Königsberg sich unterfangen, sowohl der Evangelischen Religion und Lehrer, als Unsere Hoheit in ihren Predigten mit giftigen und sehr nachteiligen Worten dürftiglich (frech) anzusehen und verschiedene höchst verfängliche und schädliche Dinge freventlich auszuschütten. Wann wir nun dererselben Bosheit nachzusehen nicht gemeint, so sind wir entschlossen, dieselben zu Verhütung anderer Inkonvenientien in Unseren Städten Königsberg (d. h. den drei die Stadt bildenden Kommunen) länger nicht zu toleriren. Welches Uns aber jetzo sofort ins Werk zu richten aus gewissen Ursachen bedenklich und eher nicht, als nach der Tradition der Stadt Elbing fortgestellet wissen wollen. Diesem nach ersuchen Wir E. L. hiermit freundoheimlich, Euch aber befehlen Wir gnädigst, gedachte Jesuiter nach der Evakuation und Übergab der Stadt Elbing aus gedachten Unseren Städten Königsberg und dem Herzogtum ohne einzigen Verzug auszuschaffen, auch ihnen nachmals wieder darein zu kommen gänzlich zu verbieten." Aber selbst diese strenge Instruktion hatte es nicht zuwege gebracht, die Jesuiten aus Königs-

Digitized by Google

berg fortzuschaffen. Auch wird der katholische Statthalter, obschon er „freundoheimlich“ ersucht worden war, gerade keine sehr große Eile gehabt haben, dem Ersuchen nachzukommen. Voller Ernst mit dem Verjagen der Jesuiten wurde vom Kurfürsten aber gemacht, nachdem in Frankreich 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben und die Hugenotten vernichtet worden waren. Da wurde auch Friedrich Wilhelm von dem stürmischen Unwillen ergriffen, der damals alle protestantischen Herzen durchbrauste. Er, dessen Gerechtigkeit auch gegen seine katholischen Unterthanen manchmal der Hierarchie die Möglichkeit vorgespiegelt hatte, es könnte am Ende auch dieser Fürst wieder in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt werden, neigte sich jetzt zu Gegenmaßregeln, um der Ausbreitung der katholischen Kirche in seinen Landen zu wehren. Dahin gehört nun auch die scharfe Instruktion nach Königsberg zur Verjagung der Jesuiten: „Nachdem weltkundig ist, welcher Gestalt Unsere unter römisch-katholischen Königen und Potentaten sich befindenden Evangelische Glaubensgenossen hin und wieder aufs härteste und grausamste verfolget und bedränget werden, auch, ohnerachtet dieselbe klare und teils mit teuren Eidschwüren bekräftigte Concessiones und Edicta ihres Exercitii religionis halben für sich haben, gleichwohl darauf nicht die allergeringste Reflexion genommen, sondern vielmehr im Gegenteil dieselbe directo und ungescheuet gebrochen, violiret und aufgehoben werden: so wird Uns verhoffentlich auch niemand zumuten können, daß Wir gedachte Jesuiter, welche ihr dortiges Etablissement nullo titulo justifiziren können, sondern ex mera gratia daselbst bis anhero toleriret worden, noch ferner allda dulden sollten. Gestalt Wir denn auch dannenhero festiglich entschlossen sein, Unsere diesfalls vorlängst gefassete Resolution nunmehro förderlichst zu vollstrecken und gedachte Jesuiter von dort wirklich wegzuschaffen.“ Auch der Gottesdienst der katholischen kaiserlichen und königlichen Gesandtschaften in Berlin wurde eingeschränkt, so weit es anging. Er ließ ihnen durch seinen Hofmarschall hinterbringen, „daß Wir zwar ihnen und ihren Domestiquen und Bedienten das Exercitium ihrer Religion ferner und noch zur Zeit verstatten wollen; daß aber ein öffentliches Exercitium daraus gemacht, und andere, Auswärtige sowohl als Unterthanen, Einwohner und Bürger Unserer Residenzstädte und Lande dazu admittiret würden, solches könnten wir keineswegs ferner zugeben.“ Die Bitterkeit seiner Stimmung gegen die römisch-katholische Kirche war damals so groß, daß er den starr konfessionellen lutherischen Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg III., zu einträchtigem Zusammengehen mit den Reformirten aufs dringendste einlud. Dieses Schreiben vom 11. Juli 1687 ist von einer Kraft und Hoheit, von einer Frömmigkeit und religiösen Unbefangenheit, wie man es in seinen Tagen in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale findet, ein Unionsdenkmal um mehr als ein ganzes Jahrhundert voraus vor der Union. Es verlangt Eintracht der Lutherischen und der Reformirten, will als

Digitized by Google

Voraussetzung für diese Eintracht keine volle Vereinigung in allen Lehren und Glaubensartikeln, sondern weist auf den gemeinsamen Boden des Glaubens hin, der es nicht nötig mache, „daß ein Theil den andern richtete, weniger schmähete oder verdammete." Er habe immer die Geistlichen beider Konfessionen zu dieser „liebreichen Verträglichkeit und in heiliger Schrift so hoch rekommandirten Sanftmut" ermahnt, aber es könne „kein völliger Succeß erwartet werden, im Fall nicht auch andre evangelische benachbarte Potentaten ihren theologis ein Gleiches einschärften, insonderheit aber Ew. Liebden, als welcher bekannter Respekten halber das größte Gewicht dazu zu geben vermögen." Er fordert nun den Kurfürsten von Sachsen auf, mit einzustehen gegen die äußerste Gefahr, „so uns von unsern gemeinen Feinden, den Römisch-Katholischen bevorstehet," und weist hin auf den Charakter der katholischen Religion, „an denen Orten, wo sie zuerst eindringet, anfangs den Meister zu spielen und nachgehends alle, die sie als Ketzer qualifiziren, herauszujagen und ohne Unterschied zu verfolgen." Das werde durch unleugbare Proben, die er aufführt, „bestärket, dergestalt, daß diejenigen, welche die Römischen anfangs zu karessiren geschienen, anders nicht als des Ulysses beneficium, so ihm vom Polyphemo offeriret ward, nämlich (als) der letztere gefressen zu werden, davon tragen." Es läßt sich nicht sagen, welche Bedeutung es für die christliche, vor allem für die deutsche Welt gehabt hätte, wenn das „freundvetterliche, sichere Vertrauen, welches Friedrich Wilhelm hier zu Johann Georg so herzlich hegte und kundgab, auch eine sichere Stätte gefunden hätte. Die fand es nicht, und wohl deshalb hat auch der Große Kurfürst seine Gegenmaßregeln nicht so zur Ausführung gebracht, wie er es anfangs zu wollen schien. Aber bestärkt wurde er durch das, was in Frankreich gegen die Evangelischen Unerhörtes geschah — und hinter Frankreich stand Rom —, in der Auffassung und Ausübung seines Summepiskopats in allen seinen Besitzungen, und zwar über Protestanten und Katholiken gleichmäßig, so weit es bei den Katholiken nicht Sachen betraf, die ad interius conclave gehören. Die Bestimmung des Grenzgebietes, wo die innerkirchlichen Sachen, die spiritualia und alles, was zum ordo gehört, beginnen und wo sie endigen, die Festsetzung des ganzen zwischen dem Staate und der Kirche streitigen Gebietes nahm er schlechterdings überall in letzter Instanz für sich in Anspruch.

Die Kirchenpolitik dieses erleuchteten und starken Herrschers läßt sich also in folgender Weise zusammenfassen: auf der einen Seite unbedingte Duldung für jedes Religionsbekenntnis, verbunden mit ehrlichem Schutz, der jeder Glaubensgemeinschaft gewährt wird, unter Festhaltung des protestantischen Charakters seines Regiments, der allein solchen ehrlichen Schutz erlaubte; sodann unbedingte Machtvollkommenheit des Staates gegenüber den Kirchen, soweit sie als im Staate vorhandene öffentliche Korporationen dem öffentlichen Rechte

Digitized by Google

unterworfen sind. Eins war dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm sicher und gewiß, daß er um der Hoheit des Staates willen auch die Oberherrlichkeit über die Kirche festhalten müsse, wie die Reformation sie dem Landesfürsten gegeben hatte. Auch in diesem Summepiskopat sah er eine potestas a Deo ipsi concessa. Nach den „rechten Händen," nach denen Friedrich Wilhelm IV. später so vergeblich suchte, um die landesfürstliche oberbischöfliche Gewalt für die protestantische Kirche ganz in sie niederlegen zu können, wie er sie, soweit sie ihm über die katholische Kirche zustand, zum guten Teil leider in die katholische Abteilung beim Kultusministerium niedergelegt hatte, darnach brauchte der Große Kurfürst nicht zu suchen. Die „rechten Hände" waren ihm seine Hände.

Ein topographischer Atlas von Leipzig

Seit längerer Zeit schon hat sich zu den mannichfaltigen Liebhabereien, die es in Sammlerkreisen giebt, eine neue gesellt: man sammelt ältere Städteansichten; nicht bloß die Prospekte, Vogelschauansichten und Pläne ganzer Städte, sondern auch die Abbildungen einzelner Stadtteile, einzelner Straßen, Plätze, Häuser, Gärten. Namentlich infolge des überall erwachten Interesses für die Ortsgeschichte hat sich diese Liebhaberei schnell verbreitet; denn wenn es auch reiche Sammler giebt, die Städtebilder überhaupt sammeln, so wird doch in den allermeisten Fällen das ortsgeschichtliche Interesse den Anlaß und die Richtung gegeben haben: man sammelt möglichst vollständig, was von Abbildungen einer bestimmten Stadt in früherer Zeit entstanden ist. Ist das doch auch der leichteste und angenehmste Weg, sich mit der Entwicklungsgeschichte der Stadt vertraut zu machen, angenehmer und leichter, als sich in die nicht immer sehr anziehende ältere ortsgeschichtliche Litteratur zu vertiefen, führt doch dieser Weg auch vor allem zur Kenntnis desjenigen Teiles der Ortsgeschichte, der wohl die meisten am meisten interessirt, weil sich dabei am leichtesten an die Gegenwart anknüpfen läßt: zur Kenntnis der äußern Entwicklungsgeschichte einer Stadt, ihres Stadtbildes. Der antiquarische Buchhandel kommt denn auch dieser Liebhaberei eifrig entgegen. Es erscheinen ganze antiquarische Kataloge, die nichts weiter enthalten als Städteansichten, und in Verzeichnissen über ältere geschichtliche Litteratur werden etwa vor-

Digitized by Google

handene Städtebilder gern ausgeschieden und zu einem besondern Abschnitt zusammengestellt. Es giebt sogar Antiquare, die sich besonders auf dieses Gebiet geworfen haben, sie wenden sich oft mit Angeboten unmittelbar an die städtischen Behörden, an die städtischen Archive, an die Stadtbibliotheken, an die örtlichen Geschichts- und Altertumsvereine — kurz, es hat sich da eine Thätigkeit entwickelt, über die man sich nur freuen könnte, wenn sie nicht auch etwas Bedauerliches im Gefolge hätte: es ist nämlich, um dieser Liebhaberei zu dienen oder sie anzustacheln, ganz offenbar schon eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren illustrirter geographischer, topographischer und historischer Prachtwerke aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, wie von Brauns und Hogenbergs Städtebuch, Merians Topographieen, dem Theatrum Europaeum und andern, von den Antiquaren zerschnitten und ausgeschlachtet worden. Natürlich: für einen Band Merian kann man höchstens 35 bis 45 Mark verlangen. Zerstört man den Band, schneidet die Stadtpläne und Stadtansichten heraus, so kann man, wenn man nur die Abnehmer zu finden weiß, leicht ein paar hundert Mark damit verdienen. Wo aber das Geld lockt, da schwindet alle Pietät. Handelte sichs nur um unvollständige und deshalb weniger wertvolle Exemplare, so möchte es ja hingehen. Aber es werden ohne Zweifel auch ganz vollständige, tadellose Exemplare verwüstet. Nur die Annahme, daß wohl die meisten unsrer großen öffentlichen Bibliotheken vollständige Exemplare dieser Werke besitzen, kann einigermaßen über diese Vorgänge auf dem antiquarischen Büchermarkte trösten.

Es ist zu verwundern, daß man sich die bequemen und sichern Reproduktionsverfahren, die uns jetzt zur Verfügung stehen, noch nicht in größerm Maßstabe zur Nachbildung solcher alten Städteansichten zu Nutze gemacht hat. Es sind wohl vereinzelt in ortsgeschichtlichen Werken auch alte Städtebilder in Lichtdruck oder in Zinkätzung nachgebildet worden, aber den Versuch, eine größere Reihe von ältern Abbildungen einer Stadt getreu nachbilden zu lassen und nach der Zeitfolge geordnet zu einem Atlas zu vereinigen, der die Entwicklungsgeschichte des Stadtbildes gleichsam in Bildern erzählt, hat meines Wissens noch niemand gemacht. Ich habe es jetzt einmal für Leipzig versucht.*) Der Atlas, den ich zusammengestellt habe, enthält auf 70 Tafeln gegen 100 Abbildungen von der Mitte des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Darunter sind 3 Stadtpläne, 16 Ansichten der ganzen Stadt, aus älterer Zeit namentlich Ansichten aus der Vogelschau, 30 Ansichten einzelner Stadtteile, 16 Abbildungen öffentlicher Gebäude, 12 Abbildungen von Privatgebäuden, 5 Innenansichten und 11 Pläne und Abbildungen von Gärten

*) **Leipzig durch drei Jahrhunderte.** Ein Atlas zur Geschichte des Leipziger Stadtbildes im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. **Gustav Wustmann**, Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig. (Leipzig, in Kommission bei Duncker und Humblot, 1891.)

Digitized by Google

und öffentlichen Garten- und Parkanlagen. Nachgebildet sind die Originale, je nach ihrer Beschaffenheit, auf die mannichfaltigste Weise. Die meisten Bilder sind durch Zinkätzung hergestellt worden. Diese vergröbert freilich die Originale etwas, aber bei Holzschnitten und bei Kupferstichen und Radirungen, die ohnehin nicht besonders fein ausgeführt sind — und um solche handelt sichs in den meisten Fällen —, spürt man von dieser Vergröberung nur wenig. Vier zusammengehörige, besonders schöne Radirungen, vier malerische Ansichten Leipzigs, vor den vier Stadtthoren gesehen, 1704 von dem jungen Christian Heckel, einem Schüler Bernigeroths gestochen, sind (bei Dr. E. Albert in München) in vorzüglichen Heliogravüren nachgebildet worden. Eine Abbildung der Thomaskirche und der Thomasschule (aus Johann Sebastian Bachs Zeit) konnte noch von der im Leipziger Ratsarchiv wohlerhaltenen Originalkupferplatte gedruckt werden, die der Rat 1723 zu dem Titelbilde einer neuen Schulordnung hatte stechen lassen. Bei drei Bildern mußte zum Lichtdruck gegriffen werden, zwei von den Stadtplänen sind lithographisch hergestellt worden, ein Plan der Umgegend von Leipzig, den 1776 der Buchdrucker Breitkopf, der Erfinder des typographischen Notendrucks, als Probe eines typographischen Landkartensatzes veröffentlicht hat, ist von dem noch heute in der Buchdruckerei von Breitkopf und Härtel unversehrt aufbewahrten Originalsatz gedruckt worden. Die größte Zierde des Atlas bildet eine „Suite“ von zwölf Buntdrucken (Chromolithographien), Nachbildungen von kolorirten Umrißradirungen, in denen 1784 ein junger Leipziger Künstler, Karl Benjamin Schwarz, den Gang um die Stadt oder „ums Thor,“ wie man in Leipzig sagte, dargestellt hat. Solche kolorirte Radirungen waren damals, am Ausgange des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, sehr beliebt, die Wirkung, die mit dieser Technik erreicht wurde, ganz erstaunlich. Die zwölf Leipziger Blättchen gehören zu dem Reizendsten, was in Stadtprospekten geschaffen worden ist. Sie sind in der Zeichnung von einer wahrhaft kindlichen Einfachheit der Mittel, aber jedes Strichel ist so sicher hingesetzt, und das zarte, blasse Kolorit von einem solchen Duft, die ganze Stimmung der Blättchen so hell und heiter, daß man nicht müde wird, sie zu betrachten. Das typographische Institut von Giesecke und Devrient hat mit der Nachbildung dieser zwölf Ansichten ein Meisterstück ersten Ranges geliefert. Der wiedererwachten Freude der Gegenwart an der Farbe kommen übrigens nicht bloß diese Buntdrucke entgegen, auch eine Anzahl von den Zinkätzungen ist farbig (braun, rot oder grün) gedruckt worden. Die meisten Bilder sind in der Größe der Originale oder doch nur in ganz unbedeutender Verkleinerung wiedergegeben; nur hie und da hat sich, um ein Bild dem von vornherein festgestellten Atlasformat anzupassen, eine etwas stärkere Verkleinerung nötig gemacht. Immerhin haben dabei die drei großen Stadtprospekte von 1547, 1595 und 1615 noch eine Breite von sechzig bis siebzig Centimetern (Bildfläche) behalten.

Digitized by Google

Die einzelnen Tafeln sind im Atlas natürlich nach der Zeitfolge geordnet. Den Anfang macht die älteste Abbildung der Stadt, von der wir überhaupt Kunde haben, der große Holzschnitt, der — aus der Vogelschau — die Belagerung Leipzigs im schmalkaldischen Kriege durch den Kurfürsten Johann Friedrich im Januar 1547 zeigt. Das Bild wurde, wie sich urkundlich nachweisen läßt, unmittelbar nach den Ereignissen in Leipzig gezeichnet und in Holz geschnitten. Das Original (47 : 111 Cmr.) ist schon im siebzehnten Jahrhundert in Hortleders „Teutschem Krieg" stark verkleinert in einem Kupferstich nachgebildet worden, der in antiquarischen Katalogen oft für ein Original ausgegeben wird; von dem großen Holzschnitt weiß man gewöhnlich nichts, da er im Handel nie vorkommt. Auch in neuerer Zeit ist er mehreremale, ebenfalls stark verkleinert, nachgebildet worden. Eine Nachbildung von der Größe wie in unserm Atlas ist aber noch nirgends geboten worden; sie vermag das Original vollständig zu ersetzen. Das Bild ist, abgesehen von dem geschichtlichen Ereignis, das es illustrirt, auch als bloßes Stadtbild von unschätzbarem Werte, denn es zeigt noch ganz das mittelalterliche Leipzig mit seinen Mauern und Mauertürmen (dem Henkersturm, der Landskrone u. s. w.), mit dem alten kleinen Rathaus am Markte, das dann 1556 durch den Neubau Hieronymus Lotters ersetzt wurde, mit der alten kleinen Pleißenburg, in der 1519 die Disputation zwischen Luther und Eck stattgefunden hatte, u. s. w.

Nicht minder wertvoll ist eine Reihe von vier Blättern aus den Jahren 1591 bis 1593, die ebenfalls geschichtlichen Ereignissen ihre Entstehung verdanken: den Kämpfen gegen die Calvinisten in Sachsen. Das erste zeigt die Verhaftung eines calvinistischen Predigers der Thomaskirche und seine Abführung durch die Burggasse nach der Pleißenburg; das zweite den Vorgang, wie der Turmknopf der Nikolaikirche abgenommen wird, der in der That damals, nachdem man ihn kurz zuvor erst neu aufgesetzt hatte, wieder heruntergeholt wurde, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es lägen calvinistische Schriften darin; das dritte den Aufruhr gegen die Calvinisten im Mai 1593, bei dem eine Anzahl Calvinistenhäuser zerstört und geplündert wurden; das vierte die Hinrichtung der vier Rädelsführer dieses Aufruhrs auf dem Marktplatze. Auch diese vier Blätter sind die ältesten erhaltenen Abbildungen der betreffenden Stadtteile und Gebäude.

An zwei weitere große Vogelschauansichten von 1595 und 1615 reihen sich dann ein paar höchst interessante Prospekte von 1628, Nachbildungen von Federzeichnungen des kurfürstlich sächsischen Landbaumeisters Dilich, die zu einer großen Sammlung sächsischer Städteansichten gehören, welche Dilich nach der Natur gezeichnet hatte, um darnach Wandgemälde in den kurfürstlichen Schlössern auszuführen. Die Originale sind im Besitz der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden. Dann folgen eine Reihe Belagerungsszenen aus dem dreißigjährigen Kriege und der erste Stadtplan von 1665 mit den im Laufe

Digitized by Google

des Krieges entstandenen Festungswerken, eine Anzahl Einzelansichten aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, das 1672 erneuerte Rathaus, die 1678 bis 1682 erbaute Börse, die Innenansicht der 1699 erneuerten Barfüßerkirche u. s. w.

Aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sollen hier nur hervorgehoben werden eine Anzahl der damals neu entstandenen prächtigen Privathäuser Leipzigs, allen voran das 1701 bis 1704 erbaute Haus des Bürgermeisters Dr. Romanus, die drei Hohmannschen Häuser, eine Anzahl der großen schönen Privatgärten, Apels Garten, die beiden Bosischen Gärten, der Entwurf zu einem Palais, das Kurfürst August der Starke im Rosenthale von der Stadt erbaut zu haben wünschte (nach einer im Leipziger Ratsarchiv aufbewahrten Wasserfarbenzeichnung von 1707), die große Vogelschauansicht des Marktes und des ganzen angrenzenden Ostteiles der Stadt von 1712, die älteste Abbildung der Leipziger Promenade (von dem Titelbilde von Speröntes „Singender Muse an der Pleiße" von 1736), die Innenansicht einer der in Privatbesitz befindlichen Kunst- und Naturaliensammlungen (von dem Titelbilde des Museum Richterianum von 1743), nicht zu vergessen die schon erwähnten vier Heckelschen Stadtprospekte von 1704, die ebenfalls zu den reizendsten Städtebildern überhaupt gehören. Aus der Mitte des Jahrhunderts reihen sich dann an ein sehr schöner, malerischer Prospekt von 1747, und der vortreffliche Stadtplan aus dem Homannischen Landkartenverlag in Nürnberg von 1749, unzweifelhaft mit amtlichen Unterlagen angefertigt. Aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwähne ich noch die älteste Ansicht des Leipziger Theaters — des Hauses, in dem der junge Goethe als Student ein- und ausgegangen ist, und vor dessen Pforten auch Schillern noch im September 1802 nach einer Aufführung der „Jungfrau" die bekannte Huldigung bereitet wurde, ferner das anfangs viel gepriesene, später viel verspottete Denkmal Gellerts von Öser, die bekannten meisterhaften Stiche Rosmäslers, von dem man sagte, daß er ein zweiter Chodowiecki hätte werden können, wenn er nicht so jung gestorben wäre: die Leipziger Promenade von 1777 und das Innere von Auerbachs Hof 1778 während der Messe, endlich den schon oben erwähnten „Gang ums Thor" und den Stadtplan von 1799 mit der ersten Häusernumerirung, ein Blatt, das jeder befragen muß, der z. B. den äußern Lebensgang von Personen verfolgt, die am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts zu den litterarischen und künstlerischen Kreisen Leipzigs gehört haben.

Wollte jemand den Versuch machen, alle diese Bilder, die hier in Nachbildungen vereinigt sind, im Original zusammenzubringen, er könnte viele Jahre sammeln, könnte Hunderte von Mark dran wenden und würde schließlich doch auf eine ziemliche Anzahl davon verzichten müssen, weil sie im antiquarischen Verkehr überhaupt nicht vorkommen. Gleich Nummer eins, der große Holzschnitt von 1547, ist in Leipzig selbst nur in zwei Abdrücken erhalten; einen

Digitized by Google

besitzt die Stadtbibliothek, den andern das Ratsarchiv. Ein dritter Abdruck soll sich in Weimar befinden, weitere sind mir aber nicht bekannt geworden, im Handel ist das Bild, wenigstens in den letzten zwanzig Jahren, nicht aufgetaucht. Fast ebenso verhält es sich mit den beiden großen Prospekten von 1595 und 1615. Der erste befindet sich in einem Exemplar im Besitz der Leipziger Stadtbibliothek, ein zweites hat seit Jahren schon ein Leipziger Antiquar in den Händen, der aber einen so hohen Preis dafür fordert, daß er bis jetzt keinen Käufer gefunden hat; der zweite kam vor einigen Jahren aus dem Privatbesitz eines Leipziger Antiquars, der ihn zusammengefaltet in einem alten Folianten gefunden hatte, für den Preis von 100 Mark ebenfalls an die Stadtbibliothek. Die vier Bilder aus den Calvinistenunruhen habe ich vor einigen Jahren von einem Frankfurter Antiquar für 60 Mark gekauft; bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst von dem Vorhandensein des vierten Blattes, auch den kundigsten Sammlern waren immer nur drei bekannt gewesen. Von Christian Heckel und seinen vier malerischen Prospekten Leipzigs von 1704 schreibt schon ein Dresdner Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, Boëtius, 1779 in einem Briefe an den Dresdner Akademiedirektor Hagedorn: „Die vier Prospekte von Leipzig allein haben ihn unter den Künstlern unvergeßlich gemacht; kein Porträt, kein Abriß von einer Stadt kann ähnlicher sein als die vier Prospekte.“ Die Kupferplatten kamen in den Besitz des bekannten Amsterdamer Kunsthändlers Peter Schenk, der dann seinen Namen hineinstechen ließ. Die Schenkschen Abdrücke aber, schreibt Boëtius, seien „lange nicht so schön als die, welche im Anfange in Leipzig sind davon gemacht worden, wovon ein Abdruck brüderlich einen Dukaten wert.“ Heute fordern Antiquare für alle vier Blätter 50 Mark und darüber. Von den zwölf bunten Ansichten von 1784 kommt wohl ein oder das andre Blatt gelegentlich im Handel vor, aber die vollständige Reihe ist mir me begegnet; was ein Antiquar dafür fordern würde, wenn er sie einmal in die Hände bekäme, wage ich nicht zu vermuten. Diese Beispiele werden genügen, um ungefähr zu zeigen, was ich mit dem Unternehmen dieses Atlas bezweckt habe, und welchen Sinn es hätte, wenn jemand sagen wollte: Was helfen mir die Nachbildungen, ich will die Originale haben!

Was den erläuternden Text betrifft, den ich den Bildern beigegeben habe, so habe ich damit nicht eine zusammenhängende Entwicklungsgeschichte des Leipziger Stadtbildes geben wollen, sondern nur der Reihenfolge der Bilder nachgehend kurze Bemerkungen über das, was dargestellt ist, und, wo irgend möglich, auch Nachweise über die Herkunft der Bilder, ihre Entstehungszeit, ihre Verfertiger und ihr gegenseitiges Verhältnis. Über alle diese Dinge hat in den Kreisen der Sammler und Händler bisher große Unklarheit geherrscht, fortwährend findet man in antiquarischen Verzeichnissen ungenügende oder falsche Angaben. Um nur ein Beispiel anzuführen: von den vier

Digitized by Google

Calvinistenbildern hat niemand bisher nachweisen können, woher sie stammten; auch die bedeutendsten Antiquare, durch deren Hände unzählige Bücher mit Städteansichten gegangen waren, konnten mir keine Auskunft darüber geben. Nur durch einen Zufall gelang die Entdeckung. Herr Hofrat Förstemann, dem ich die Blätter zeigte und dabei klagte, daß alle Nachforschungen über ihre Herkunft bisher vergeblich gewesen seien, machte mich darauf aufmerksam, daß sich unter den Handschriften der Leipziger Universitätsbibliothek eine kleine Litteratura Lipsiensis aus alter Zeit befinde, ein Verzeichnis von Büchern und Bildern zur Geschichte Leipzigs; vielleicht könne dieses auf die Spur helfen. Es wurde nachgesehen, und wirklich: das Buch, woraus die Bilder stammen sollten, stand in dem Verzeichnis. Nun galt es aber, das Buch selbst zu schaffen. In Leipzig war es auf keiner Bibliothek zu finden. Zum Glück konnte die königliche Bibliothek in Dresden helfen, und so ließ sich denn endlich alles aufs beste feststellen. Sehr leid sollte es mir freilich thun, wenn ich durch den glücklichen Nachweis den Anlaß dazu gegeben haben sollte, daß auch dieses Buch in Zukunft dem Schicksale verfiele, ausgeschlachtet zu werden.*)

Selbstanzeigen neuer Bücher sind im allgemeinen nicht üblich, d. h. eingestandne; uneingestandne werden ja massenhaft geschrieben, ohne daß das Publikum eine Ahnung davon hat. Daß ich diesen topographischen Atlas von Leipzig hier selbst anzeige, ein Buch, das in erster Linie ortsgeschichtliches Interesse hat, vor dem weitern Leserkreise dieser Blätter, wolle man mit den eigentümlichen Umständen entschuldigen, unter denen es entstanden und in den Handel gebracht worden ist. Daß ein solches Buch einen Verleger fände, daran ist ja nicht zu denken, es kann immer nur mit Unterstützung hergestellt werden. Ich wandte mich denn auch, als ich zuerst den Plan dazu faßte, an die städtischen Behörden Leipzigs mit der Bitte, die Mittel dazu zu bewilligen. Beim Rate fand ich auch die größte Bereitwilligkeit. Leider scheiterte die Sache zweimal an dem Widerspruche der Stadtverordneten, und zwar infolge eines Gutachtens, das ein Leipziger Universitätsprofessor, der damals im Stadverordnetenkollegium saß, über mein Vorhaben abgab. Wie es gelautet haben mag, konnte ich ungefähr daraus entnehmen, daß er die Freundlichkeit hatte, mir selbst gegenüber eines Tages zu erklären: „Das wird weiter nichts als ein Bilderbuch, dazu bewillige ich nicht einen Pfennig!" Ich wandte mich darauf an die „Stiftung für die Stadt Leipzig," und diese hatte die Güte, die Mittel zur Herstellung des Buches zu bewilligen.

Ich denke, daß jetzt, wo es fertig vorliegt, die Stadt Leipzig sich dieses „Bilderbuch" schon gefallen lassen kann. Mein Wunsch war es aber nun, daß der

*) Sollte ein Exemplar davon irgendwo auftauchen, so bitte ich dringend darum, es mir als Ganzes anzubieten. Sein Titel ist: Jacobi Franci Relatio Historica Quinquennalis. Frankfurt a. M., 1595.

Digitized by Google

Preis dafür so niedrig als irgend möglich angesetzt würde, damit die kleine Anzahl derer, die sich für den Gegenstand interessiren, und die doch nicht bloß in den wohlhabendsten Kreisen zu suchen sind, auch imstande wäre, es sich anzuschaffen. Der Ladenpreis für ein gebundnes Exemplar wurde daher vom Rate der Stadt Leipzig auf 40 Mark festgesetzt; man hoffte, daß in diesem Ausnahmefalle, wo sichs um ein Buch in sehr kleiner Auflage handelte, das sich in keiner Weise zum Gegenstande buchhändlerischer Spekulation eignete, der Sortimentsbuchhändler sich mit einem bescheidnen Nutzen begnügen würde. Ich bemerke dabei, daß den Einband im Einzelnen kein Buchbinder unter zehn Mark herstellen würde. Nun ist mir aber von Buchhändlern selbst aufs bestimmteste erklärt worden, daß damit ein Fehler gemacht worden sei; man hätte den Preis des Buches, statt auf 40, auf 60 Mark ansetzen sollen, wer 40 zahle, der zahle auch 60, dann würde der Sortimentsbuchhändler in den Stand gesetzt gewesen sein, sich für den Vertrieb des Buches zu erwärmen, bei dem jetzigen geringen Nutzen werde es keinem einfallen, auch nur einen Finger deshalb zu krümmen. Ich stehe also der zwar begreiflichen, aber immerhin merkwürdigen Thatsache gegenüber, daß mein Buch deshalb nicht verkauft werden soll, weil es zu — billig ist. Aber merkwürdig oder nicht — da es mir sehr wahrscheinlich ist, daß die Betreffenden Recht haben, so habe ich diesen Weg eingeschlagen, um denen, die sich etwa außerhalb Leipzigs für das Buch interessiren könnten — und der Leipziger außerhalb Leipzigs ist ja mitunter patriotischer als der daheim —, wenigstens von seinem Vorhandensein Nachricht zu geben.

Leipzig G W

Neue Lyrik

Seitdem Liebeskind in Leipzig den halbverschollenen Tiroler Lyriker Hermann von Gilm wieder zu Ehren gebracht hat, scheint sich sein Verlag zu einem Gnadenort der Tiroler Poeten gestalten zu wollen. Er brachte seitdem die Tiroler Schnaderhüpfel und Volkslieder, die Tiroler Haus- und Grabinschriften in zierlichen Westentaschenbändchen, dann die „Neuen Marksteine" von Adolf Pichler, dem charakteristischsten Vertreter Tirols, und jetzt bringt er gar einen verstorbenen Tiroler, den um das Schulwesen seiner Heimat vielverdienten kaiserlichen Rat

Anton von Schullern (1832 bis 1889) zu nachträglichen dichterischen Ehren.*) Die auf ihre Stammesart stolzen Tiroler werden bald alle Ursache haben, den Leipziger Verleger als einen der ihrigen zu preisen. Die mit großer Sorgfalt und kritischer Vorsicht herausgegebenen Gedichte Schullerns, denen eine interessante und mit wissenschaftlicher Vornehmheit geschriebene Biographie des trefflichen Mannes vorausgeht, haben es aber auch in Wahrheit verdient, aus dem Dunkel des Familienarchivs ans Licht der Öffentlichkeit gezogen zu werden. Zu seinen Lebzeiten war der rastlos thätige Mann zu bescheiden, um die Sammlung herauszugeben. Im Liebeskindschen Verlage darf sie ohne Bedenken an poetischem Wert den Gedichten Baumbachs und Gilms und den Idyllen Heinrich Seidels gleichgestellt werden.

Die Tiroler haben einen so ausgeprägten Stammescharakter, sowohl litterarisch als auch politisch und menschlich, daß man bei einer Sammlung tirolischer Lyrik unwillkürlich zunächst darnach fragt, wie das Tirolertum darin poetischen Ausdruck gefunden habe. Es fehlt auch den Schullernschen Gedichten nicht, aber es ist doch nicht ihre Seele, wie es in der Poesie Gilms und Pichlers der Fall ist. Zwar wird die Sammlung mit einem anmutigen Bilde eines Tiroler „Bads" — eines Kurortes mit warmer Mineralquelle und bäuerischen Einrichtungen — von vor dreißig und mehr Jahren eröffnet, aber das ist auch alles Tirolische (mit Ausnahme etwa des Gedichtes zur Leichenfeier Gilms 1868), was die Sammlung bietet. Und dies entspricht auch dem Wesen des Mannes, von dem die Lieder herrühren. Schullern war zwar ein guter Patriot, er hat sich mit ganz geringen Unterbrechungen Zeit seines Lebens in der Heimat, in Innsbruck und Umgebung, aufgehalten, wo er als Lehrer am Gymnasium (Germanist) 1856, dann als Herausgeber der Innzeitung 1850, als Publizist, als Bezirksschulinspektor, als Schriftführer des Landesmuseums, als Gemeinderat und schließlich als Statthaltereikonzipist, nebenbei als Gründer des Volksschulvereins, als Obmann des Turnvereins u. s. w. in zahllosen Formen unermüdlich und immer liebenswürdig wirkte — aber von seinem Tirolertum hat er, im Unterschiede von vielen andern litterarischen Stammesgenossen, niemals viel Aufhebens gemacht. Er war ein Weltmann und fühlte sich zu Hause in der großen Gesellschaft der Gebrüder Grimm, deren Vorlesungen er in Berlin 1855 gehört hatte. So entspricht es denn zwar der Wahrheit seines ganzen Wesens, daß seine Gedichte mit der schönen Idylle eines Tiroler Kurbades eingeleitet werden, weil sich gleichsam von dem landschaftlichen Hintergrunde der herrlichen Alpenwelt seine eigne Persönlichkeit liebenswürdig abhebt, aber mehr bietet, wie gesagt, das Büchlein davon nicht, und diese Idylle „Hedwig," die übrigens eine seiner

*) Gedichte von Anton von Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1890.

Digitized by Google

reifsten Dichtungen ist, soll einen Cyklus von Liebesgedichten aus seinen jungen Jahren einleiten. Im Texte selbst erfahren wir das, wo der Dichter sagt:

Ach, wie thut sich das Thal so sonnig, indem ich die Lieder
Sammle und ordne an dich, wieder im Geiste mir auf!
Nah aus rauschendem Wald lockt munter das Zwitschern der Meise,
Lustiges Jauchzen ertönt hoch von den Almen herab.
Friede ringsum! kein Ton aus dem lauten Gehader der Menschen
Dringt in des einsamen Thals liebliche Stille herauf.
Wenig Gesellschaft giebts; harmlose Geschöpfe begnügen
Nur mit den Freuden sich gern, welche Natur hier gewährt.
Alternde Mütterchen ruhen im Grase, die stützende Krücke
Neben sich niedergelegt, tief in die fröstelnde Brust
Atmend die sonnige Luft, Veteranen mit goldenen Kreuzen
Vorn an der Brust, Rotbarts tapfre Genossen dereinst.
Stehen gesellt im Gesprächsaustausch der erlebten Gefahren
Anno neun. Ein Kaplan murmelt dabei sein Brevier.
Jugend ist auch dabei.

Das atmet doch Tiroler Luft! Das Büchlein bringt nun drei Gruppen von Gedichten: Liebeslieder, Idyllen, vermischte Gedichte. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt in den Idyllen. Bei aller Thätigkeit in der Öffentlichkeit war Schullern doch wesentlich Privatmann. Zu Hause, in seinen vier Wänden, in den Zimmern, wo er geboren wurde, wo seine eignen Kinder zur Welt kamen und nun auch schon die Enkelchen erschienen, da war es ihm am wohlsten zu Mute. Aus einer alten Adelsfamilie stammend, bewahrte er sich eine tiefe Pietät für die Vergangenheit. In seinem Schlafgemach hingen die Bilder seiner tüchtigen Vorfahren, deren blanker Ehrenschild ihn mit Stolz erfüllte. Er hing an jedem Stück des alten Hauses, das ihn an die glückliche, sorgenfreie Knabenzeit erinnerte. Aber er hatte auch das Vermögen, diese enge kleine Welt sub specie aeternitatis zu schauen. Er war wirklich eine dichterische Natur. Er preist die Poesie als die liebevolle Hingebung an andre, mag sie auch nicht durch Gegenliebe belohnt werden. Denn:

Wie Cäsar nennt bezwungen
Der Dichter, was er sieht;
Im Herzen ists errungen,
Geschaffen neu im Lied.
Draus blühet ihm zum Lohne,
Wohin er immer zieh,
Liebens und Lebens Krone,
Das Glück der Poesie.

So hat er denn auch den echten Idyllenton treffen können. Mit ausgezeichneter Kleinmalerei führt er uns in den längern Gedichten „Rotkelchens Neujahrsbetrachtungen," „Die alte Diele," „Im Schlafgemach" u. a. m. in die Familienstube ein. Er knüpft an die unscheinbarste Kleinigkeit an und erhebt

Digitized by Google

uns doch in das Reich der Poesie. Dabei ist die natürliche Anmut seines Tones, die oft durchbrechende Schelmerei, die feine Beobachtung an Kindern und Großen nicht wenig zu bewundern. Der leider anonyme Herausgeber erinnert an Schullerns besondre Vorliebe für Mörikes Lyrik, und in der That darf man das „Rotkelchen" als ein Gegenstück zu dem berühmten „alten Turmhahn" des schwäbischen Meisters betrachten. Wie dieser, so ergeht sich auch das Rotkelchen in der betrachtenden Erzählung alles dessen, was es in der Familienstube von seinem Käfig aus zu allen Tages- und allen Jahreszeiten an den Kindern und Eltern beobachtet. Ein Prachtstück! In dem einzigen satirischen Gedichte der Sammlung, das sich in der zweiten Hälfte zu wuchtigem Pathos erhebt, im „Vogelsteller," verrät sich Schullern auch als Vogelfreund. Es ist gegen einen „welschen Pfaffen" in Norditalien gerichtet, der aus sicherm Versteck Netze gegen leckere Singvögel auswirft, um sich aus ihnen einen guten Schmaus — in Polenta — zu bereiten. „Des deutschen Waldes Seele" nennt Schullern die Singvögel, und zornig schildert er den „welschen Pfaffen" beim „gelben Mahle":

Nie hat in seinen Tagen
Ein Strahl der Schönheit diese Brust erhellt;
Er fühlte nie an seinem Herzen schlagen
Ein andres Herz, von reiner Glut geschwellt;
Nie klang der Name Vater seinen Ohren,
Nicht rührt an ihn des Lebens Lust und Schmerz:
Wer so wie er der Menschheit abgeschworen,
Wie hätt' er für ein Vöglein wohl ein Herz?

Ihm vorgeschrieben ist in starren Zügen
Der freigeborenen Gedanken Lauf,
Nie schwingt er sich zu eignen neuen Flügen
Aus dem Geleis gemeiner Notdurft auf.
Nur seinen Gaumen reizt, was uns die Seele
Veredelnd hebt, die Lust des Frühlingstags,
Der holde Drang der liedesfrohen Kehle,
Die stolze Wonne freien Flügelschlags.

Man glaubt es gern, was der Herausgeber erzählt, daß Anastasius Grün an diesem schon vor zwanzig Jahren geschriebenen Gedichte Freude hatte.

Diese Proben werden genügen, um zu zeigen, daß die Sammlung der Schullernschen Gedichte auf engem Raume viele Töne vereinigt. Einzelne Liebesgedichte wie: „Zurück nun ohne dich," „Im Park," die kleine Ballade „Guter Tod," einzelne Naturstimmungsbilder: „Wintermorgen! frisch und klar," „Im Herbst," „Wohl unter den grünen Linden" gehören ohne Zweifel zu den Perlen deutscher Lyrik; es sind wirklich künstlerische Schöpfungen: Schullern konnte gestalten und nicht bloß reden. Der Gesamteindruck, den er hinterläßt, ist ungemein sympathisch: ein gesundes, natürliches Gefühl, keine Zerrissenheit,

Digitized by Google

Pietät, Familiensinn, liebevolle Betrachtung des Alltagslebens, frische, unbefangene Sinnlichkeit, Herrschaft über die Form ohne Virtuosität. Schullern hat sich auch wissenschaftlich um die Geheimnisse des poetischen Ausdruckes bemüht, wie der Herausgeber erzählt, der solche Studien im Nachlasse neben einem Romanfragment, einem Drama und vielen andern lyrischen Dichtungen, denen leider nur die letzte Hand fehlte, gefunden hat. Gestorben ist er in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1889 am Herzschlag. Die strenge Auswahl, die der Herausgeber getroffen hat, wird den Gedichten jedenfalls die Dauer sichern, sodaß sie ihren Zweck erfüllt: das Andenken eines tüchtigen Mannes und echten Dichters der Vergessenheit zu entreißen.

An diesen Tiroler Poeten reihen wir für heute noch einen Wiener, der ein wesentlich andres Gesicht zeigt, den Freiherrn Alfred von Berger.*) Berger hat mit seinen im vorigen Sommer veröffentlichten „Dramaturgischen Vorträgen" einen ungewöhnlichen Eindruck auf uns gemacht. Nicht so sehr das reiche Wissen fesselte uns daran, als der ursprüngliche, aus eignem Besitz schöpfende Geist, der sich in jenem kritischen Werke offenbarte. Mit Nachdruck hat Berger selbst dort einmal gesagt, daß er alles, was er an ästhetischen Beobachtungen und Urteilen mitteile, aus Erlebnissen an den Kunstwerken gewonnen habe, und auf dieses unmittelbare Erlebthaben, nicht aufs Gelernte und Ersonnene, ist der Kritiker mit Recht besonders stolz; seine Kritik erhebt er damit gewissermaßen über jede Willkür, sie wird ihm zum Bekenntnis, zur Beichte — er kann nicht anders und stellt sich mit seiner Liebe und mit seinem Hasse frank und frei allen Angriffen und allen Parteien. Um in diesem Stile Kritik üben zu können, muß man aber auch selbst eine ursprüngliche, für die mannigfaltigsten Erscheinungsformen der Kunst gleich empfängliche künstlerische Persönlichkeit sein, eine Natur; denn so ohne Willkür denken müssen und es so rein und klar sagen können, wie Berger, heißt eben nichts andres als Talent haben.

Mit diesen Gedanken nahmen wir seine Gedichte zur Hand. Die Beobachtungen nun, die wir an ihnen machen konnten, haben uns einerseits befriedigt, anderseits aber doch auch wieder enttäuscht. Die Gedichte sind nach zwei Seiten hin zu betrachten. Erstens hat der Dichter darin Gelegenheit, nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein rein menschliches Bekenntnis abzulegen; zweitens sollen die Gedichte auch als Kunstwerk ihren Wert haben.

Und da ist es denn merkwürdig, daß wir aus Bergers Lyrik über seinen Menschen nicht viel mehr erfahren, als was wir durch seine stark persönlichen kritischen Arbeiten ohnehin schon von ihm wissen. Er ist eine wesentlich beschauliche Natur, ein philosophisch angelegter Geist.

*) Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger (sic!). 1891.

Digitized by Google

Täglich in der Jugend Tagen
Hatt' ich eine seltne Stunde,
Wo ich all die wohlbekannten
Dinge, die mich rings umschwiegen,
Plötzlich ansah wie ein Wunder —
Kein verwunschner Prinz im Märchen
Kann mit namenlosrem Staunen
Seinen Hundeleib betrachten,
Seine Hundestimme hören,
Als ich, an mir niederblickend,
Meinen Menschenleib betrachtet,
Meine Menschenstimme hörte.

Das ist nach Plato das ursprüngliche Erlebnis des Philosophen, das θαυμάζειν, die philosophische Verwunderung über die elementarste Thatsache des Daseins. Und diese Philosophennatur spricht sich noch öfters aus, auch wenn sie (nicht sehr schön) ruft:

Und ein Rätsel die Welt, und ein Rätsel auch du,
Und ein Rätsel der Kampf, und ein Rätsel die Ruh,
Und ein Rätsel der Schmerz, und ein Rätsel das Glück,
Und es wandern die Wellen — nicht eine zurück!

oder wenn Berger in seiner Geburtstagselegie sagt:

An dem Tag, der das Rätsel mir aufgab,
Denk' ich bewegt an den Tag, welcher das Rätsel mir löst.

Das ist trotz der dichterischen Form immer nur die Sprache des Denkers; den poetischen Gehalt gewinnen diese und ähnliche Bekenntnisse durch die Leidenschaft, mit der der Dichter auch diesen Wünschen seines Herzens nachhängt: es ist philosophische Lyrik. Die Philosophennatur verrät sich aber auch in der Neigung zur Beschaulichkeit. In einem eignen erzählenden Gedichte wird die Denkernatur gezeichnet: „Ein Denkerleben." Wie Sokrates, von einem Gedanken erfaßt, die Welt um sich vergessend, einen Tag lang in sich versunken auf offnem Markte verbringen konnte, so vergißt Bergers philosophisch angelegter Knabe auf der Suche nach der Wirkung einer Falle im Walde die ganze Welt und kehrt erst als Greis wieder zu seiner Heimat zurück. Als echter Philosoph spricht Berger seinen „letzten Wunsch" dahin aus, daß er nicht „ungefühlten Göttertod" nach Griechenart sterben möchte, vielmehr:

Meine Schmerzen, meine Wonnen
Hab' ich immer klar durchdacht;
Und so möcht' ich auch besonnen
Eingehn in die Todesnacht.

Die Verwicklung der Geschicke
Möcht' ich still sich lösen sehn
Und die letzten Augenblicke
Voll empfinden, ganz vergehn.

Digitized by Google

Er hat aber nicht bloß ein Behagen an der Beschaulichkeit, er kennt auch die Grenzen der Erkenntnis, die Qualen der Selbsterkenntnis, die er so bezeichnet:

Ich kenn' mich selbst! Es gleicht des Adlers Lust,
Der auf unnahbarm Riff die Welt betrachtet,
Es gleicht der Qual in des Begrabnen Brust,
Der eingemauert schmachtet und verschmachtet.

Er ist sich bewußt, daß der Mensch mit seinen Fragen nach dem Rätsel des Daseins nach dem Warum? Wozu? Wohin? nie fertig wird. Auf die Frage: „Wann kommt das Echte?" antwortet ihm ein Greis:

Das ist das Leben, Knab',
Das ist das Rechte,
Zu fragen bis ans Grab:
Wann kommt das Echte?

Öfter kommt es über ihn wie Verzweiflung an dem Erfolge alles Denkens, und er wird sich klar, daß die Frage, warum man lebt, die beste Antwort nur in dem unbefangenen Leben selber finde. Von den Grübeleien weg wünscht er sich zum Genuß der Liebe und der Schönheit. Denn auch das Denken hat ihn nicht glücklich gemacht. Er hat trotz aller Philosophie doch den reinen „Märchenglauben" nicht aufgeben können:

Soll ich mit mut'gem Herzen vertraun,
Daß mir, was möglich, gelinge,
Muß ich ganz im Geheimen baun
Auf unmögliche Dinge.

Nimmer mit kluger Leidenschaft
Wirst du was Großes erreichen,
Glaubst du nicht tief in dir die Kraft.
Wunder zu thun und Zeichen.

Frauenhuld, die dich selig erhebt,
Wirst du nicht fühlen und schauen,
Wenn nicht in dir das Märchen lebt
Seliger Hulden und Frauen.

Wenn ich sterbend zu ewiger Ruh
Staub hinsinke zum Staube,
Drücke mir tröstend die Augen zu,
Heimlicher Märchenglaube!

Auch anderwärts bekennt Berger, daß er sich das Leben mit dem Tode nicht abgeschlossen denken könne:

Wie Kinder horchen auf das Weihnachtsrauschen
Am Thürspalt liegend hell und schmal,
So möchte gern der Mensch erlauschen
Von drüben einen schwachen Strahl;

Digitized by Google

Wie Eltern suchen zu erfüllen,
Was ihre Kinder wünschen unbewußt,
So wird Erfüllung erst dereinst enthüllen
Den tiefsten Wunsch der Menschenbrust.

So geht er also nicht gänzlich auf in der Philosophie, in dem verstandesmäßigen Betrachten der Welt. Er hat keine volle Befriedigung in ihr gefunden, weder sachlich als Lösung der Rätsel, noch persönlich als Gewährung von Harmonie und Glück. Er ist eben bei allen philosophischen Neigungen noch immer Dichter, und damit sind wir auf den Kern seiner Persönlichkeit gekommen, der für ihn Ausgang und Mittelpunkt aller kritischen Produktion geworden ist. Er fühlt sich als Dichter, und mit Recht; aber er ist doch schon zu viel Denker geworden, um ein ganzer, voller, großer, um ausschließlich nur Dichter zu sein. Die beiden Formen geistigen Schaffens sind zu gegensätzlich, um sich neben einander pflegen zu lassen, man kann recht nur eines oder das andre sein. Der Dichter fragt nicht nach den Rätseln der Welt, sondern fühlt sie höchstens und spricht unmittelbar das Gefühl des Wunders aus, als Thatsache, nicht als Problem. Der Dichter ist besessen von seinen Bildern, er kann und muß sich selbst darüber vergessen, der Philosoph schaut ihnen gelassen zu, er will sogar die letzten Augenblicke seines Lebens beobachten. Man kann nicht naiv und reflektirend zugleich sein. Hat einmal der Trieb zur Selbstbeobachtung eine gewisse Stärke gewonnen, so ist der dichterische Trieb gehemmt. Öfter spricht Berger in dunkler Weise von seinem Weh, das „so dunkel wie eine Sage," das „so rein wie Weihnachtsschnee" ist; da meint er immer nur den Schmerz des Dichtenvollens und Nichtdichtenkönnens. Denn wie er in andern Gedichten verrät, ist ihm der Lorbeer des Dichters der höchste erstrebenswerte, er liebt die Poesie leidenschaftlich:

Was euch bedrückt, was euch entzückt,
Ist äußre Schmach, ist äußre Zier,
Was mich zermalmt, was mich beglückt,
Trag' ich in mir.

Ein Lied — nicht mehr: der Nebelstern —
— Verwöhnte Brust, was zagst du noch? —
Der Welt ein Nichts, den Menschen fern,
Ist Sonne doch!

Sein „tiefster Wunsch" geht nur dahin, „ein echtes, schlichtes Buch" zu schreiben:

Und fühle,
Daß ich schaffend mir erwerbe
Das ruhige Recht,
Die schöne Welt,
Die ein banges,
Drängendes Gefühl

Digitized by Google

Unerfüllter Pflicht
Mir versagt und verbittert hat,
Zu genießen,
Nach gethaner Arbeit,
Nach erlebtem Glück
Zu entschlafen.

Wenn wir in der Poesie die reine, unbefangene Menschennatur zu sehen fordern, so ist es wohl der äußerste Gegensatz von Naivität, sich das Recht zu leben und zu genießen erst durch ein gutes Buch erwerben zu wollen. Aber der litterarische Mensch in Berger hat hier sein Innerstes bloßgelegt, wie er in dem Gedichte „Klage" seinen Zwiespalt beschreibt, der ihn am künstlerischen Schaffen hindert:

Wie lang ists her, daß mir kein Lied
Zu voller duftiger Schönheit geriet! —
Das macht: ich bin — kaum weiß ich wie —
Erkrankt an chronischer Psychologie.

Die Dämmrung lieben Geister und Dichter,
Doch in mir brennen zu hell die Lichter,
Sie stören das traulich schaurige Walten
Der zarten poetischen Duftgestalten.

Zu feinen, seelenkundigen Reden
Verspinn' ich die Gedankenfäden,
Gewonnen durch herzlos kaltes Zergliedern
Von warm gefühlten lebendigen Liedern.

Wer wüßt' es nicht: der Horcher im Haus
Scheucht Heimlichkeit und Leben hinaus;
Ein Horcher im Herzen belauert mich
Mit stechenden Blicken: der Horcher bin ich!

Und fängt es dennoch an zu keimen,
Sich im Geheimen leise zu reimen —
Sein kaltes Aug (!) sieht starr mir zu —
Jähes Verstummen, Grabesruh.

Besser, als ein andrer es sagen könnte, übt Berger hier an sich Selbstkritik, er giebt uns selbst den Schlüssel zu all seinem Dichten und Philosophiren in die Hand. Der „Horcher" hat die Muse vertrieben, so wie es dem größern Landsmanne Bergers, Grillparzer, auch zeitweise ergangen ist.

Aber es liegt doch auch wieder ein Segen auf jeder wahren Erkenntnis. Wäre Berger, wie so viele andere gleich ihm angelegte Reflexionsdichter in dem philosophirenden Dichten stecken geblieben, so wäre weder der große Kritiker noch ein besserer Dichter aus ihm geworden. Die Erkenntnis der Wahrheit jedoch hat ihm die Bahn zu anderer schöpferischer Arbeit geöffnet: zur schöpferischen Kritik, die ihm so als innerster Beruf vorgezeichnet ist. Der „Horcher" in

Digitized by Google

ihm hindert ihn zwar am eigenen künstlerischen Schaffen, um so besser aber kann er fremdes beobachten und beurteilen. Die in ihm steckende poetische Begabung findet doch auch noch ihre Geltung: in der Poesie der Poesie. Das Festgedicht zur Grundsteinlegung des Denkmals für Ferdinand Raimund ist ein Meisterstück poetischer Charakteristik eines Dichters. Nie findet Berger geistvollere Bilder und packendere Töne, als wenn er gerade die Poesie feiert.

Und damit sind wir von innen heraus zur Beurteilung des dichterischen Wertes von Bergers Lyrik gekommen: reich an Gedanken, minder reich an Bildern, häufig abstrakt, zuweilen geradezu prosaisch im Ausdruck, ja hie und da sogar fehlerhaft in der Sprache, niemals trivial, am anmutigsten, wenn sie ein feines Aperçu, einen schönen Witz in feine Form faßt, immer fesselnd durch die gerade, schlichte Ehrlichkeit der Empfindung — dies ist ihr äußerer ästhetischer Charakter.

Das Buch ist ein Bekenntnis, das ist die Hauptsache. Nicht bedeutungslos kann der Titel „Gesammelte" Gedichte sein. Warum gesammelt? Es ist ja bisher im Buchhandel unsers Wissens keine andre Sammlung Bergerscher Lyrik erschienen. Offenbar — auch der Inhalt selbst berechtigt zu dieser Vermutung — wollte Berger, an einer wichtigen Wendung seines Entwicklungsganges angelangt, einen sichtbaren Abschluß machen. Aller Zwiespalt liegt hinter ihm; er weiß, was er soll, und darum auch, was er will, und diese Gedichte schließen seine Vergangenheit ab.

Wien M. N.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Wilhelm Tauberts Jugendzeit. Der am 7. Januar kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres verstorbene Oberhofkapellmeister Wilhelm Taubert hat als jüngerer Mann zweimal Leipzig besucht, um sich auf dem Klavier hören zu lassen, einmal im Herbst 1833, das andremal im Frühjahr 1846. Über den ersten Besuch liegen mir nähere Mitteilungen vor, die so bezeichnend für die liebenswürdige Art des Künstlers und zugleich für das damalige Musikleben sind, daß ich manchem eine Freude zu bereiten hoffe, wenn ich sie hier wiedergebe.

Den nächsten Anlaß für die erste Reise des damals 22jährigen Künstlers bot der Wunsch, seine zwei Jahre ältere Jugendfreundin Henriette Kuntze, die sich 1830 mit dem Leipziger Kaufmann Karl Voigt verheiratet hatte, wiederzusehen und ihren Gatten kennen zu lernen. Taubert war mit ihr in Berlin, wo sie mehrere Jahre, bis 1828, im Bendemannschen Hause weilte, zunächst dadurch

Digitized by Google

bekannt geworden, daß beide Ludwig Bergers Unterricht genossen; auch mit Felix Mendelssohn war Henriette dort öfters in gesellige Berührung gekommen.

Schon im Sommer 1832 hatte das junge Ehepaar Taubert zu einem Besuch eingeladen, doch dieser war zunächst noch zu sehr in seine Arbeiten vertieft. „Ich werde jetzt so häufig unmutig — schreibt er —, daß ich noch nichts rechtes zustande gebracht habe, und daß es nicht so recht glücken will. Felix Mendelssohn, der seit einiger Zeit wieder von seinen großen Reisen zurück ist, lähmt meine Flügel etwas. Er ist ein ganz ausgezeichneter Musiker, der Sie im höchsten Grade interessiren würde. Ich wünschte Ihnen nur, ihn einmal seine Kompositionen spielen und phantasiren zu hören. Er beherrscht die Gesetze der Kunst mit einer beneidenswerten Meisterschaft und Leichtigkeit, und das setzt ihn in den Stand, auch aus einem minder bedeutenden Gedanken ein vollendet schönes Musikstück zu machen. Er ist ungemein geistreich und scharfsinnig und ein vortrefflicher Beurteiler. Schon hat er mich auf Wesentliches in der Kunst und namentlich für die Oper aufmerksam gemacht, wofür ich ihm nicht dankbar genug sein kann. Er selbst ist ein musikalischer Poet. Ich glaube, er wirkt mehr durch eine schöne, geistreiche poetische Zusammenstellung, als durch die Macht des musikalischen Gedankens selbst. Ich wünsche sehnlichst, ganz innig mit ihm befreundet zu werden, teils weil ich ihn wirklich liebe, teils weil ich mich recht über die Wahrheiten und Gesetze der Kunst mit ihm aussprechen möchte. Ich schreibe Ihnen später noch mehr von ihm. So viel ist gewiß, daß ich ihn außerordentlich achte und verehre und ihn unendlich über mir stehend finde. Freilich hat er ganz andre Quellen und Hilfsmittel von Jugend auf gehabt, er ist aber auch viel fleißiger gewesen, und ehe ich ihm das nicht alles nacharbeite, kann ich auch nicht Ansprüche auf solche Stufe der Entwicklung machen."

Die Einladung wird indessen dringender auch von Henriettens Gatten wiederholt, und Taubert faßt den Gedanken näher ins Auge. „Ihr Herr — schreibt er am 13. September 1832 an die Freundin — hat ganz richtig geurteilt: es ist mir zwar ungemein angenehm und schmeichelhaft gewesen, so liebe, herzliche Zeilen von ihm zu erhalten, wofür ich ihm ganz besonders danke, aber ich wär doch bei meiner Treu auch ohne diese bei Ihnen eingestiegen, da mir das gar nicht anders einfiel, als seien Sie beide doch ein Herz und eine Seele, und müsse die Freude des einen den andern erfreuen. Über die Reise kann ich freilich noch gar nichts bestimmen" u. s. w. Er war zunächst noch eifrig mit seiner Oper „Der Zigeuner" beschäftigt.

Im Sommer 1833 ist der Plan der Erfüllung entgegengereift. „Also zuerst — schreibt er am 2. September — von meiner Reise nach Leipzig! Ich komme, so Gott will, gleich anfangs Oktober, zum Beginn der Konzerte zu Ihnen. Sie schreiben mir den ersten Konzerttag, und ich entweder Ihnen oder Pohlenz*) die Stücke, die ich spiele. Darüber raten Sie mir selbst wohl. Ich muß doch wohl erst bei Pohlenz mich wieder selbst anmelden? Die Konzerte sind, wenn ich nicht irre, aller vierzehn Tage. Das wäre freilich zu lange für mich, doch möchte ich gern zweimal spielen. An ein eignes Konzert denke ich hier noch nicht. Ich müßte denn so besondres Glück haben. — Ich erfahre also durch Sie den Anfang der Konzerte, der Messe, die geeignetste Zeit zum Kommen, die Wahl der Stücke (Konzert von Beethoven, Sonate von demselben, Variationen von mir, freie Phantasie, oder sonst etwas Brillantes, nämlich für das erste Auftreten) und ob

*) Dem damaligen Dirigenten der Gewandhauskonzerte.

ich an Pohlenz oder an wen sonst zu schreiben habe. Auch erbitte ich mir darüber Nachricht, ob ich Herrn oder Madame Voigt durch meinen Aufenthalt bei diesen liebenswürdigen Leuten nicht sehr genire, worauf ich dann höflichst erwidern werde, daß ich ganz ungenirt doch komme und bei Ihnen wohnen werde, es mag Ihnen nun recht sein oder nicht. Sagen Sie, dazu raten Sie wohl nicht, daß ich augenblicklich über Hals und Kopf mit einer jungen Sängerin nach Leipzig käme und schon jetzt Konzert gäbe? Dieser tour de force hätte dann allerdings seine Ursachen; aber ich möchte doch wissen, ob man sich das Genick dabei einfach oder doppelt bricht! Auch wünscht ich wohl im Geheimen zu erfahren, ob dem Leipziger Theater eine jugendliche vielversprechende Sängerin nötig und willkommen sein würde, ob das Leipziger Publikum nachsichtig gegen Anfänger ist, und dergleichen mehr." Die Sängerin, von der er hier spricht, war seine nachmalige Schwägerin Nanette Schechner.

Die Freundin, die inzwischen das Nötige eingeleitet hat, schlägt ihm den 31. Oktober vor, doch bleibt noch eine Schwierigkeit zu überwinden: er hat dem jungen Violinspieler Birnbach seine Mitwirkung für ein Konzert zugesagt, das dieser am 28. Oktober in Berlin geben will. Am 7. Oktober schreibt er: „Da es mit dem 31. schon so fest ist, so ist es mir in der That sehr lieb: nur muß ich wissen, ob es noch Zeit ist, wenn ich den Mittwoch ankomme, Donnerstag früh probire und Abend spiele, oder nicht? Im letzteren Falle würde ich dem Birnbach wieder absagen und Sonntag den 27. gewiß bei Ihnen eintreffen. Darüber müßt ich aber umgehend Gewißheit haben, weil sich der Mann dann anders einrichten muß. Morgen bekommen Sie meinen Brief, also könnt ich vielleicht Donnerstag ein paar Zeilen darüber Nachricht haben? Lieb wäre mirs, wenn ich erst Mittwoch käme, weil ich diese Spielgelegenheit gern mitnehmen und auch dem Birnbach die Gefälligkeit erweisen möchte. (Ich würde hier ein Konzert von Field spielen, was ich auch jedenfalls mitbringen werde.) Mich würde es natürlich gar nicht geniren; ich ruhe die Nacht ordentlich aus und bin Donnerstag ganz frisch und zum Spielen bereit. Doch wenn ich bestimmt weiß, daß es nicht so geht, so sage ich jedenfalls gleich das Konzert ab und komme in Ruhe und früher. Also Donnerstag erwarte ich jedenfalls Nachricht! Freilich nun fällt mir erst ein, wie wird es denn mit dem Instrument? Wer leiht mir eins, und wer sucht es aus? Denn natürlich dazu wäre dann keine Zeit, wenn ich so spät komme. Darüber haben wir noch gar nicht gesprochen. Und es scheint mir fast zu viel verlangt, daß ich diese neue Mühe auch wiederum Ihnen übertragen sollte, doch müßt ich auch deswegen das Nötige erfahren! Jedenfalls würde ich mit Ihrer Wahl zufrieden sein. Ist Tröndlin derjenige oder wohl gar Wieck? Es muß natürlich ordentlich imstande sein und sich doch wenigstens so bequem spielen, daß es nicht einer besonderen Übung darauf vorher bedarf. Es bleibt beim C-moll-Konzert und bei der freien Phantasie. Ich freue mich ungeheuer. Wie ists mit einer meiner Ouverturen im Abonnementskonzert? Geht es, oder sparen wir sie auf? Im ersteren Falle wäre es die zu dem Schauspiel: Das graue Männlein, die ich vorschlagen würde. Denn ich bringe ja die zum Zigeuner auch mit, und die bliebe dann für mein eignes Konzert. Es ist ein glänzendes Stück. Die beiden ersten Konzerte sind ja des Sonntags gewesen, wie verhält es sich mit dem Donnerstag? Braucht man denn einen Paß? (Sehr lächerlich!) Uebrigens muß ich nun noch unerhört fleißig sein, damit mein Konzert ja fertig wird; das ist das Wichtigste. Schreiben müssen Sie jedenfalls, wie Pixis gefallen, und was er für ein Konzert gemacht hat! das interessirt mich besonders.

Digitized by Google

Muß ich mich denn auch fürchten, wenn ich nach Leipzig komme, oder ist es nicht nötig? Ihre Pläne und Vorbereitungen zu Gunsten meines Konzerts haben mich wiederum sehr gerührt. Ich bin völlig damit einverstanden und wünsche nur, daß es so zur Ausführung kommen möge. Die D-moll-Sonate spiele ich allerdings auswendig und spiele sie am sichersten. Auch die Cis-moll würde ich spielen; F-moll ist mir fast etwas zu schwer. Das findet sich noch. Was die Einladungen betrifft, so bin ich gar kein Freund davon. Ich bitte Sie, sich ganz der Herrschaft über mich zu bemächtigen und ja oder nein zu sagen, wenn mich einer einladen will, wenigstens werde ich Ihnen die Leute immer über den Hals schicken. Ihr Bericht über Felix hat mich sehr interessirt und erfreut. . . . Ich bin beim Lesen Ihres Briefes auf Felix ordentlich eifersüchtig geworden! Na, lassen Sie mich nur nach Leipzig kommen!" Mendelssohn war mit seinem Oheim Bartholdy im September einige Tage in Leipzig gewesen, hatte auch Voigts besucht und in einer kleinen Abendgesellschaft bei seinem Freunde Hauser, zu der auch der Hofrat Rochlitz, Henriettens väterlicher Freund, geladen war, mit dieser u. a. sein Ottetto vierhändig gespielt.

Sonntag den 27. Oktober gegen Mittag traf Taubert mit der Eilpost in Leipzig ein. Am Donnerstag spielte er im Gewandhaus am Schlusse des ersten Teils das C-moll-Konzert von Beethoven, der zweite Teil wurde mit seiner Othello-Ouverture eröffnet, und am Schluß trug der Künstler eine freie Phantasie auf dem Pianoforte vor. Am nächsten Sonntag widmete ihm das Tageblatt, dessen Text sich damals auf zwei schmale Quartseiten zu beschränken pflegte, folgende Besprechung: „Wiewohl wir fast alle bedeutenden Pianofortespieler zu hören Gelegenheit hatten und demnach vielfache Vergleichungen anstellen können, so überraschte uns doch in dem letzten Abonnementskonzerte die Spielart des Herrn Taubert, die durch ihre Eigentümlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sowohl durch seine freie Phantasie, als durch den meisterhaften Vortrag des Beethovenschen C-moll-Konzertes, eines wahren Kunstwerkes, an das sich aber nur der Tiefgeweihte wagen darf, erwarb sich Herr Taubert hohen Beifall; er zeigte eine innige Vertrautheit mit dem wunderbaren unergründlichen Beethovenschen Genius; er wußte uns eine Ahnung zu geben von der Poesie eines Werkes, an dessen Vortrag der größte technische Spieler, wenn er bloß ein solcher wäre, scheitern müßte. Seine kräftigen Baßpassagen rollten in kecker Kraft dahin; seine von uns noch nie ähnlich gehörten Pianissimos im Adagio glichen dem versterbenden Gesäusel der Aolsharfen. Genug, sein Spiel war ein Weben von Seele und tiefer Empfindung; mit Verschmähung der bekannten Effektmittel scheint sich Herr Taubert eine eigne Bahn gebrochen zu haben und bloß auf die wahre Kunst auszugehen. Dies muß in unsrer Zeit, die sich so sehr nach dem Effekt abgejagt hat, daß fast nichts mehr Effekt machen will, die wohlthätigste Wirkung thun, und gewiß wird es allen Musikfreunden höchst erfreulich sein, nächsten Montag Herrn Taubert nochmals in einem eignen Konzert zu hören, dem wir die lebhafteste Teilnahme wünschen." In diesem eignen Konzert, bei dem Fräulein Grabau, der Tenorist Kreßner und Konzertmeister Rohr aus Meiningen mitwirkten, trat der Künstler als Komponist wie als Klavierspieler mehr in den Vordergrund. Die Ouverture zum „Zigeuner" machte den Anfang, dann trug Taubert sein neues Klavierkonzert vor, den zweiten Teil eröffnete die Ouverture zum „Grauen Männlein," dann folgte Beethovens Cis-moll-Sonate, ferner trug Herr Kreßner ein Taubertsches Lied vor, und den Schluß bildete wieder eine freie Phantasie auf dem Pianoforte. „Durch seine freien Phantasien — sagt der Beurteiler im Tageblatt vom 7. November — weiß Herr Taubert die Auf-

Digitized by Google

merksamkeit des Publikums ebenso zu fesseln, als für sich einzunehmen; seine Modulationen sind einschmeichelnd, seine Übergänge interessant, im ganzen gleicht er als Improvisator mehr Moscheles als Hummel; seine Darstellungsweise wird dadurch etwas einförmig, daß er meist mit beiden Händen vollgriffig phantasirt."

Am 10. November folgte dann noch eine musikalische Morgenunterhaltung (die Ankündigung braucht den deutschen Ausdruck) zum Besten der Armen, unter Mitwirkung von Fräulein Grabau und den Herren Grabau, Müller und Uhlrich, in der von Taubertschen Kompositionen ein Trio und zwei Lieder vorgetragen wurden; außerdem Variationen von Berger, ein Rondo von Weber, die schottischen Lieder und das Es-dur-Quartett von Beethoven. Das Eintrittsgeld war hier auf 8 Groschen (= 1 Mark) festgesetzt, während es in dem Konzert vom 4. November, ebenso wie bei den regelmäßigen Gewandhauskonzerten, 16 Gr. betrug.

Die Allgemeine musikalische Zeitung schließt ihre Besprechung der drei Konzerte mit folgender Charakteristik Tauberts: „Aus allem, was er uns gab, leuchtet eine frische, echt musikalische Natur, wie feuriger, noch brausender Wein, der nur der Zeit wartet, um klar und erquicklich zu sein. Mit Recht sehen wir ausgezeichneten Leistungen eines offenbar sehr begabten Mannes entgegen."

Auch im Voigtschen Hause wurde, wie sich denken läßt, während der sechzehn Tage, die Taubert in Leipzig verlebte, viel Musik getrieben. Die nächsten Leipziger Freunde nahmen daran wiederholt teil, besonders der kunstsinnige Rochlitz. Mit der Freundin Henriette spielte Taubert, wie aus deren Gedenkbuch zu ersehen ist, vierhändig ein Quintett von Onslow, alle Quintette Beethovens, mehrere Symphonien des Unsterblichen, das Ottetto und sonstiges von ihm und andern klassischen Meistern. „Das war eine reiche, herrliche Zeit, denn die stillern Stunden im traulichen Stübchen ließen uns den Künstler mehr genießen, als seine öffentlichen Leistungen es vermochten — hier gab er sich ganz, ließ die Seele frei walten und führte uns in seinen wunderbaren Phantasien die schönsten, reinsten Bilder vor die Seele."

Leipzig J. Gensel

Ein neuer Nathan. Zwar kein Drama, aber eine „Christfesterzählung für Kinder bis zu zwölf Jahren," erschienen unter dem Titel: „Weihnachtskerzen. Von Hermann Hoffmeister." (Braunschweig, Bruhns Verlag.) Inhalt: Das kranke Töchterchen eines reichen christlichen Bankiers, der so geizig ist, daß er nicht einmal einen Christbaum kauft, erhält durch ein Versehen des Apothekers einen Schlaftrunk, wird für tot gehalten, in die Leichenkammer des Kirchhofs geschafft und erwacht dort wieder unter dem brennenden Christbaume, den der Totengräber seinen Kindern sonderbarerweise gerade in diesem Raume angezündet hat. Der Verfasser sagt im Vorworte, „die Erzählung von Dornröschen im Verein mit der neutestamentlichen, nicht minder tief ergreifenden Wundergeschichte von Jairi Töchterlein" habe ihm bei der Abfassung seiner Jugendschrift vorgeschwebt. Weiter sagt er, er glaube „eine Apotheose alles dessen geschaffen zu haben, was das poetische Gemüt jedes heranwachsenden jungen Mädchens, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, als die ursprüngliche Grundlage des heutigen deutschen Christfestes, nämlich als den sittlichen Kern der einstigen römischen Saturnalien- und altgermanischen Sonnenwendfeier zu begreifen imstande ist." Nun wird der Leser am Ende meinen, das Christliche fehle ganz in dieser vom „Geiste christlicher Duldsamkeit" durchdrungenen Jugenderzählung. O nein; das Christliche vertritt ein — jüdischer Kaufmann, der neben dem christlichen Bankier wohnt und diesen im echten

Digitized by Google

Christentum unterweist. Dieser Jude hat, „der allgemeinen Sitte Rechnung tragend," seinen Kindern „eine Weihnachtsbescherung aufgebaut," er unterweist den Christen, wie man „das Fest der Liebe" feiern müsse „im Sinne jenes berühmten Nazareners, den die Christen als ihren Religionsstifter verehren," er erklärt salbungsvoll: „Ihr heutiges Christfest ist, wie ich sehr gut weiß, die Wiegenfeier jener göttlichen Liebe, welche als Urborn aller Nächstenliebe in der Gestalt des größten Propheten meines eignen Volksstammes vor achtzehnhundert Jahren vom Himmel auf die Erde gestiegen sein soll." Ein recht — frommer Jude, der Jesum „den größten Propheten seines Volksstammes" nennt, und das Ganze gewiß eine recht erbauliche Lektüre für — „Kinder bis zu zwölf Jahren." Guter Lessing! Was würdest du zu einem so plumpen Nathan — bitte um Entschuldigung, Goldbeck heißt der Jude — sagen!

Vom Fremdwörtertisch. 1. Sanatorium. Es ist sehr erfreulich, daß sich viele städtische Verwaltungen beeilen, Heilanstalten und Krankenhäuser einzurichten, in denen die neueste große Entdeckung eines deutschen Arztes zum Wohl der leidenden Menschheit nutzbar gemacht werden soll. Wie man aber dazu kommt, solche Anstalten — und zwar anscheinend ganz ausnahmslos — mit dem schönen neuen Modewort „Sanatorium" bezeichnen zu wollen, als ob das etwas andres bedeutete als „Heilanstalt," das ist eins der großen Geheimnisse, an denen die deutsche Geschichte so reich ist. Nach meiner Erinnerung hat der Professor Schweninger das Wort zuerst bei uns für seine Anstalt (ich glaube in Wiesbaden) verwendet. Er hat es also auf dem Gewissen. Seitdem haben sich namentlich solche Leute des Wortes bemächtigt, die ihren Unternehmungen dadurch Erfolg verschaffen wollen, daß sie ihrem „Institut" einen funkelnagelneuen Namen gaben, da der Name „Institut" ihnen nicht mehr ausreichend schien. Diesen Patrioten kommt es übrigens dabei gar nicht darauf an, auch einmal ein neugebildetes deutsches Wort zu gebrauchen, wenn es nur recht neu klingt. Liest man ihre Reklamen, so denkt man oft zuerst, man habe es mit Anhängern der Sprachreinigung zu thun, beim Weiterlesen aber wird man bald inne, daß es Deutsche giebt, die auch die ganze Sprachreinigungsbewegung bloß als Modesache auffassen. Es könnte wohl kaum etwas Beschämenderes geben, als wenn die großartige Entdeckung eines Deutschen die Folge haben sollte, auf der einen Seite uns von einer schrecklichen Krankheit zu befreien, anderseits aber unsre Sprache mit einem der abscheulichsten und unnützesten Fremdwörter zu verseuchen. Den meisten Kranken wird es zwar gleich sein, ob sie in einer „Heilanstalt" oder in einem „Sanatorium" gesund werden. Wer aber nur einen Funken von Nationalgefühl besitzt, wird sich gewiß beeifern, an seinem Teile solche Verhunzung unsrer Sprache verhüten zu helfen.

2. Théâtre paré. In den Berliner Hoftheatern finden bei bestimmten festlichen Gelegenheiten Vorstellungen statt, die zunächst und hauptsächlich für den Hof und seine Gäste bestimmt sind. Demgemäß werden die höhern Theaterplätze, soweit solche verfügbar sind, nur unter der Bedingung verkauft, daß die Besucher in Feierkleidung erscheinen. Die Theaterverwaltung nennt solche Vorstellung in ihren Anzeigen Théâtre paré. Neuerdings geschah es z. B. zur zweihundertfünfzigjährigen Feier des Regierungsantritts des Großen Kurfürsten, der ja auch die Franzosen hart bekriegt und das schöne Wort gesprochen hat: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Man gab im Schauspielhause das so passende vaterländische Stück: „Der Prinz von Homburg" von Kleist. Und doch was dies ein Théâtre paré! Vielleicht trägt die Schuld ein unglücklicherweise wieder aufgefundenes ganz altes Theater-

Digitized by Google

anzeigenformular; denn ich erinnere mich nicht, daß man in den siebziger und achtziger Jahren diese Vorstellungen ebenso genannt hätte. Jeder aber, der in eine Amtsverwaltung hineingeschaut hat, weiß ja, daß man einen bekannten Spruch mit Fug dahin abändern könnte:

Es erben sich die alten Formulare
Wie eine ewge Krankheit fort,
Ja manchmal grenzt es fast ans Wunderbare
u. s. w.

U B



Litteratur

Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. T. Litzmann. Berlin, Wilhelm Herz, 1890

Die ersten Früchte seines langen, eindringlichen, von liebevoller Hingebung erfüllten Studiums Friedrich Hölderlins hat uns der Verfasser vor wenigen Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte und in der Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte geboten. Jetzt liegt als abschließendes Ganze eine ausführliche Biographie des unglücklichen schwäbischen Dichters vor, die sich in der Hauptsache auf Hölderlins umfangreichen Briefwechsel, besonders natürlich auf Briefe von Hölderlin selbst stützt. In acht längern Abschnitten, die mit gleicher Ausführlichkeit die Kindheit und erste Jugend Hölderlins, seine Universitätsjahre, sein unruhiges Wanderleben, seine wechselnde Thätigkeit als Erzieher und Hauslehrer und endlich das Hereinbrechen der Geistesnacht über den Dichter schildern, läßt der Verfasser in lebendigen, anschaulichen Bildern den äußern Lebensgang wie die verhängnisvolle Charakterentwicklung Hölderlins an unserm geistigen Auge vorüberziehen; an jeden dieser Abschnitte schließt sich unmittelbar das dazugehörige briefliche Material an.

Jede Biographie wird den Briefwechsel des Mannes, den sie uns zeichnen will, als einen wichtigen Quellenstoff zu berücksichtigen haben; fast ausschließlich auf seinen Briefen das Bild des Dichters zu errichten, war nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten, bei einer Natur, wie Hölderlin sie besaß. Denn wie er sich im allgemeinen scheu gegen die Mitwelt abschloß, die ihm gleichgiltig, ja kalt gegenüberstand, ebenso offenherzig erschloß er sich dem geistig verwandten, dem gleich fühlenden, so beredt strömte er dem Herzensfreunde, dem „Bruder" gegenüber im Briefe, dem Vertreter des mündlichen Gespräches, sein ganzes Innere aus, über das er sich in einsamen Stunden grübelnder Selbstbetrachtung und quälenden Selbsterkennens mit ungewöhnlicher Schärfe klar geworden war. Hölderlins Charakter wirft ein helles Licht darauf, wie Goethe von einem richtigen Gefühle, von seiner gesunden Natur geleitet wurde, wenn er von dem γνῶθι σαυτόν nichts wissen wollte: wer imstande ist, sich ganz zu verstehen, der geht an der Lösung der großen Aufgabe zu Grunde.

Von den 238 von Litzmann vereinigten Briefen sind über die Hälfte hier zum erstenmale gedruckt, sie stammen zum größten Teile aus dem Nachlasse Christoph Schwabs, der sich im Besitze der königlichen Bibliothek in Stuttgart befindet. Durch

Digitized by Google

den Reichtum des in jahrelangem, unermüdlichem Eifer gesammelten, bisher unbekannten Stoffes wird die Biographie auch für manchen Kundigen genug des Neuen bringen. Aber für jeden Gebildeten wird es ein Genuß sein, diese Selbstbekenntnisse — denn das sind Hölderlins Briefe in umfassendem Sinne — zu lesen, die den ganzen liebenswürdigen und gerade deshalb so beklagenswerten Charakter des leidenschaftlichen jungen Dichters in lebendigen Worten wiederspiegeln.

Die Verlagshandlung hat nichts unterlassen, das Buch in einem Gewande zu bieten, das den wertvollen Inhalt würdig kleidet; zur besondern Zierde gereicht der Biographie die schöne Wiedergabe eines von dem Bildhauer Ohnmacht gefertigten Reliefs der Diotima, d. i. Frau Susette Gontard in Frankfurt am Main, in deren Hause Hölderlin die wenigen glücklichen Jahre seines Lebens zubrachte. Leider ist es dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, sein Werk in dieser Vollendung vor sich zu sehen, sein Sohn, Bernhard Litzmann, hat die Ausführung des Druckes überwacht und die litterarischen Nachweise im Anhange hinzugefügt, von ihm dürfen wir wohl auch in nicht zu langer Frist eine kritische Gesamtausgabe der Dichtungen Hölderlins erwarten.

Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J. J. David. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden

Der Verfasser hat sich vor etwa einem Jahre mit der Erzählung „Das Höferecht" vorteilhaft eingeführt. Die sechs kleinern Stücke, die der neue Band vereinigt, zeigen ihn von einer neuen Seite, die man kaum vermutet hätte. Dort bewegte er sich in der Richtung des realistischen Sittenmalers, hier wandelt er in den Spuren Konrad Ferdinand Meyers. Es sind hinanführende Spuren, und David folgt ihnen mit Kraft und Beruf. Er trifft vorzüglich den Ton des mit reifer Besonnenheit an sich haltenden Erzählers, der über den Dingen steht und mit größter Ruhe Vergangenes, Überwundenes, Verklärtes berichtet und uns gerade durch den Kontrast der leidenschaftlichen Bewegung des Inhalts und der vornehmen Stille des Vortrages fesselt. Ein feiner altertümlicher Hauch liegt über seiner Sprache, und einzig diese giebt das Kolorit der Zeiten, in denen diese Erzählungen spielen: des Zeitalters der Reformation und der Renaissance, der Entdeckung Amerikas, der Hexenprozesse, der Vertreibung der Salzburger Protestanten, des Kampfes zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ohne großen Apparat zaubert uns David den Erdgeruch dieser Zeiten herauf. Die Motive sind meist von schlichter Größe und darum von wahrhaft poetischem Gehalt. In dem bedeutendsten Stücke: „Der neue Glaube" behandelt der Verfasser mit tiefer Einsicht religiöse Konflikte. Ein katholischer Richter hat die Aufgabe, einem kalvinistischen Fanatiker, der sich durch eine Predigt auf offenem Markte in der kühnsten Weise gegen die strengen Gesetze vergangen hat, den Prozeß auf Leben und Tod zu machen. Der Kalvinist will aber Märtyrer seines Glaubens werden, er verschmäht es, durch die geringste Ableugnung sich dem unentrinnbar drohenden Schafott zu entziehen, und seine Reden stecken seinen Richter selber an. Der Richter liest zum erstenmal unter der Leitung seines Delinquenten das reine Wort Gottes, die unverfälschte Bibel, im Herzen bekehrt, kann er nicht mehr das alte Gesetz, das er zu behüten hat, walten lassen, wird bei seiner Schwäche zum Verräter an seiner beschworenen Pflicht und verliert Amt und Würden und Weib und Kind. Diese tragische Geschichte ist mit großer Tiefe und wahrhaft erschütternder Kraft erzählt. Ebenso originell ist die folgende Erzählung „Gold." Ein Salzburger Protestant, ein Goldgräber, hat sich seinen fortwandernden Glaubensgenossen nicht anschließen können,

Digitized by Google

die dämonische Liebe zu den heimischen Goldgruben hat ihn festgehalten. Da läßt ihn die Heimat selbst im Stich: die Gletscher wandern so weit ins Thal herab, daß aller Goldbau unmöglich wird, und er geht in der vereisenden Gegend unter. Petre, quo vadis? ist eine Mönchsgeschichte, das Motiv ist nicht neu, ist aber mit kräftigen, stimmungsvollen Farben ausgeführt. Ebenso wertvoll sind „Ruth“ und „Olivenholz,“ letzteres eine Anekdote von Michel Angelo, kurz, aber meisterhaft erzählt. Schwach erschien uns die längste Erzählung des Buches: „Die Tochter Fortunats.“

Bei all dieser aufrichtigen Anerkennung der Begabung des jungen Wiener Dichters, den schon der Ernst seiner Kunstübung vorteilhaft vor vielen Genossen in und außerhalb Wiens auszeichnet, können wir doch nicht umhin, das schon bei der Besprechung seines „Höferechts“ geäußerte Bedenken zu wiederholen. David zergliedert zu oft die Gemütszustände seiner Gestalten, anstatt sie darzustellen; das schädigt stets die Plastik seiner Figuren. Wir wollen nicht bloß ihre Innerlichkeit kennen lernen, sondern sie mit möglichst großer Anschaulichkeit in Bewegung vor uns sehen. David begnügt sich mit einzelnen anschaulichen Szenen, anstatt in der Anschauung zu verharren. Seine künstlerische Ausbildung muß also die Richtung zur Darstellung des thatsächlichen Vorganges nehmen. Und sie wird ihm gelingen, denn er ist wirklich ein echter Phantasiemensch, kein Verstandesdichter.

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Mundart von Ed. Pötzl. Wien, Georg Szelinski, 1891

Wir haben schon einmal den eigentümlichen Humor dieses Wiener Plauderers und Satirikers (in einer Parallele mit seinem Nebenbuhler Chiavacci) charakterisirt. In dieser neuen Sammlung ist Pötzl bestrebt, wie jener andre Humorist eine typische Figur zu schaffen und sie zum Mittelpunkt einer größern Anzahl von Skizzen zu machen. Wie Chiavacci die Öbstlerin Frau Sopherl, so hat sich Pötzl den Herrn von Nigerl geschaffen. Der ist wesentlich anders: nicht das Sprachrohr des Humoristen, sondern sein vielgeliebter Wiener Philister, dem nichts über seine Heimat geht, der sich nirgends so wohl wie beim Wiener Rindfleisch fühlt (diese bescheidenere Speise hat die berühmten altwienerischen „Backhähndl“ in diesen schlechten Zeiten abgelöst). Nigerl ist eine humoristische Figur, keine Maske, und seine Abenteuer auf der Pariser Weltausstellung in der Reihe „Vom Stefansturm zum Eiffelturm“ lesen sich sehr ergötzlich. Von den andern Stücken verdienen die „Wiener Lieder in Prosa“ deswegen Erwähnung, weil sie Pötzls Kunst im feinen Stimmungsbild zeigen; im Gegensatze nämlich zu der gewöhnlichen Beschränkung der Lokalhumoristen auf den Dialekt, versteht sich Pötzl auch auf sein Hochdeutsch. Das feinste Kapitelchen, ganz erfüllt von Wiener Luft, ist „Der Doge von Wien“ — das ist der Baumeister Schmidt, der das schöne Rathaus von Wien geschaffen hat.

Berichtigung. In dem Aufsatz von Ed. Zarncke im vorigen Hefte ist S. 174, Z. 18 von oben zu lesen: im zehnten Buch der Ilias (statt im elften). Die in Ziffern etwas undeutlich geschriebene 10 war von dem Abschreiber des Konzepts für eine 11 gelesen worden, was der Verfasser erst nachträglich bemerkt hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Die wirtſchaftlichen Grundlagen der ruſſiſchen Machtſtellung

Die Tugend der Dankbarkeit gehört im politiſchen Leben zu den allerſeltenſten Erſcheinungen. Von Menſch zu Menſch wird ſie ſcheinbar oft beobachtet, aber da geht ſie auf alle andern Beweggründe zurück, nur nicht auf politiſche, von Volk zu Volk kommt ſie gar nicht vor. Es läßt ſich aber auch dem rückſichtsloſen nationalen Egoismus eine gewiſſe innere Berechtigung nicht abſtreiten, im entſcheidenden Augenblick geben die eignen Lebensbedingungen den Ausſchlag, nicht die Rückſicht auf den Freund, an deſſen Seite man eben noch geſtanden hat.

Das mag ſehr nüchtern klingen und von dem Standpunkte aus, der die Nationen als ſittliche Perſönlichkeiten faßt, auch unſittlich ſein, es iſt aber geſchichtlich, und es iſt wahr. Die ſittliche Folgerung, in der das Verſöhnende liegt, das uns über jenen Zwieſpalt hinweghilft, iſt die Forderung, daß jede Volksgemeinſchaft vor allem auf ſich ſelbſt baue. Ja wir meinen, daß die Summe aller politiſchen Weisheit in dem Satze liege: Verlaß dich auf niemand als auf dich ſelbſt, und wenn du Freunde haſt, baue nur inſoweit auf ſie, daß du auch durch ihren Abfall nicht wehrlos daſtehſt.

In unſern Geſchichtswerken wird das Verhalten Alexanders I. bei Tilſit ſcharf verurteilt, von den Ruſſen dagegen wird dem Zaren vorgeworfen, daß er damals den Augenblick nicht genutzt habe, um im Verein mit Napoleon auf Koſten Preußens die Südküſte der Oſtſee zu gewinnen: Königsberg, Danzig und ſo fort. Die Klage über Öſterreichs Undankbarkeit während des Krimkrieges bietet ein andres Beiſpiel, und über Undank hat der dritte Napoleon ſich in den für ihn ſo böſen Tagen von 1870 gegen Italien, gegen Öſterreich und die andern beklagt, die unthätig zuſahen, wie der Sturmlauf Deutſchlands

Digitized by Google

ihn und sein Reich über den Haufen warf. Ein neues Beispiel des Undankes bot das Verhalten Rußlands nach dem Jahre 1878, als Fürst Bismarck auf dem Berliner Kongreß zum Besten kehrte, was sich irgend aus der verfahrnen orientalischen Lage, in der Rußland steckte, zurechtrücken ließ. Aus jenen Tagen stammt der russische Haß gegen Deutschland als eine nationale Grundempfindung, die gewissermaßen zum nationalen Glaubensbekenntnis jedes Russen gehört. Und während Fürst Bismarck stets bemüht war, diesen Stachel wieder zu entfernen, indem er in rücksichtsvollster Schonung der nationalen Empfindlichkeit der Russen ihren Herausforderungen gegenüber beide Augen zudrückte, steigerte sich bei ihnen der Haß in geradezu krankhafter Weise, ja er spitzte sich direkt auf die Person des Fürsten Bismarck zu, der für alles verantwortlich gemacht wurde: für die schlechten russischen Finanzen wie für die bulgarischen Mißerfolge, für die Not der russischen Landwirtschaft wie für den Widerstand der deutsch-protestantischen Grenzprovinzen gegen die planmäßige Russifizirung, durch die sie vernichtet werden sollten.

Einen Augenblick schien sich diese Stimmung zu ändern, als die Nachricht vom Rücktritt Bismarcks in Rußland eintraf. Da regte sich das slawische Mitleid gegenüber der gefallenen Größe, der Haß, der den einen Mann getroffen hatte, wandte sich wieder dem deutschen Volke als Ganzem zu, ja es gab einige Monate hindurch, nachdem Herr Lwow die Ehre gehabt hatte, in Friedrichsruh empfangen zu werden, keine populärere Persönlichkeit in Rußland als den Fürsten Bismarck. Aber doch nur einen Augenblick. Mußte man auch zugeben, daß die Fabel vom Berliner Kongreß, an der man so lange gezerrt hatte, eine Fabel war, man griff doch wieder zu den alten Einbildungen zurück, und heute, wo uns die Neujahrsrückblicke der russischen Blätter vorliegen, finden wir keine Stimme, die auch nur ein Wort des Bedauerns äußerte. Im Gegenteil: lauter Jubel schallt auf der ganzen Linie. Panslawisten und Reaktionäre, Slawophilen und Liberale stimmen in den Ruf ein: Gottlob, daß er nicht mehr da steht, wo er stand!

Gewiß ein Beispiel politischer Undankbarkeit, das zu denken giebt. Denn daß Fürst Bismarck ein politischer Freund Rußlands gewesen ist und ihm, so lange er nicht in den Stand der Notwehr gedrängt war, alles Gute nicht nur gönnte, sondern auch zuzuwenden bemüht war und auch zuwandte, ist eine geschichtliche Thatsache, an der sich nicht rütteln läßt.

Während nun in der Abwendung von dem Fürsten ganz Rußland einig ist, gehen in der Beurteilung Kaiser Wilhelms II. die Parteien weit auseinander. Das Organ der heute an die Wand gedrückten und fast mundtot gemachten Liberalen Rußlands, der Westnik Jewropy, hat unserm Kaiser eine so begeisterte Würdigung zu teil werden lassen, daß sie sogar in Deutschland schwer übertroffen werden könnte, die übrigen, Grashdanin, Nowoje Wremja, die russische Petersburger und die russische Moskauer Zeitung, haben den Haß,

Digitized by Google

den sie gegen den Fürsten Bismarck hegten, auf den Kaiser übertragen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn mit geringerer Scheu und mit größerm Selbstgenügen an den Tag legen, als noch vor einem Jahre. Die Stimmung im Lande aber ist in ihrer allgemeinen Deutschfeindlichkeit dieselbe geblieben.

Da gleichzeitig die Aufstellung der russischen Streitkräfte an unsrer Ostgrenze immer mehr den Charakter einer Mobilisirung angenommen hat und keinerlei Anzeichen dafür sprechen, daß sich in diesem Vorgehen eine Wandlung vorbereitet, so ist es für uns von hoher Wichtigkeit, die thatsächlichen Grundlagen dieser drohenden Machtstellung kennen zu lernen und zu prüfen, wie fest der wirtschaftliche und sittliche Unterbau ist, der die russische Wehrkraft trägt und erhält. Wenn sich herausstellt, daß die kriegerische Machtstellung auf Kosten der wichtigsten Lebensinteressen des Landes geschieht, so wird man sich dem Schluß nicht entziehen können, daß der Augenblick kommen muß, wo der Zusammenbruch im Innern durch einen Ausbruch nach außen hin verdeckt und womöglich verhindert werden muß.

Wir wollen das soeben veröffentlichte russische Budget nicht eingehend kritisiren. Es blendet, wie es die offiziellen russischen Kundgebungen stets thun, und der Telegraph hat dafür gesorgt, daß überall ausposaunt wurde, wie günstig der Eindruck des Budgets in Paris, in London, in Berlin gewesen sei. Wer näher zusieht, wird bemerkt haben, daß für produktive Ausgaben in diesem Budget fast gar kein Raum ist, und daß ein ganzes System künstlicher Gruppirungen bestimmt ist, den dazu neigenden Leser vollends gefangen zu nehmen.

Nur auf einige Kleinigkeiten wollen wir hinweisen, die zwischen den Zeilen zu lesen sind. Unter den Schulden finden wir aufgeführt 568½ Millionen Rubel für Kreditbillette. Thatsächlich aber waren 1889 im Umlauf 780 Millionen und einiges, während zur Deckung an Metall nur 211½ Millionen im Reichsschatze ruhten. Noch 1880 lag dieses Verhältnis so, daß einer Summe von 716½ Millionen Kreditbilletten ein Metallfonds von 173 Millionen gegenüberstand, sodaß als Schuld eine Summe von ungefähr 543½ Millionen Rubeln aufgeführt wurde. Dieses Verhältnis behauptete sich bis 1887, erst 1888 veränderte es sich in der eben angegebenen Weise, d. h. die Schuld an Kreditbilletten wuchs um 25 Millionen Rubel. Diese Thatsache ist deshalb von Interesse, weil durch Ukas vom 1. Januar 1881 in dem Verhältnis der Ansammlung von Kreditbilletten in den Kassen der Bank, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Geldumlaufes, Kreditbillette vernichtet werden sollten. Wenn daher die umlaufenden Rubelscheine heute zahlreicher sind als im Jahre 1881, so folgt daraus, daß jener Ukas nicht nur nicht erfüllt worden ist, sondern daß in geradem Gegensatz zu dem Geist, in dem er erlassen wurde, eine Vermehrung des Papiergeldes stattgefunden hat. Ebenso hat die russische Regierung, wie es scheint, endgiltig den Plan aufgegeben, der zu Anfang der

Digitized by Google

achtziger Jahre bestand, den Kreditrubel al pari mit dem Silberrubel zu setzen. Man ist eben zu der Erkenntnis gekommen, daß es sich in solchem Falle nicht nur um die 780 Millionen Papierrubel, sondern um die vielen Milliarden russischer Wertpapiere handeln müßte, und an deren Einlösung in Metall ist selbstverständlich nicht zu denken.

Von den im Budget aufgeführten Ausfällen heben wir als charakteristisch hervor fünf Millionen Rubel nicht gezahlter Loskaufgelder von ehemaligen Kronbauern. Daß die Privateisenbahngesellschaften der Regierung rund $1^1/_4$ Milliarde schulden, ist eine weitere lehrreiche Thatsache, auch daß die Mehrzahl der Emerital- und Pensionskassen dem Bankerott nahe stehen.

Doch wie gesagt, auf eine eingehende Kritik des russischen Budgets wollen wir uns hier nicht einlassen. Uns interessirt mehr die wirtschaftliche Lage im Innern des Reichs. Als Unterlage soll uns dabei eine Abhandlung des Fürsten Druzkoi Sokolninski im Januarheft des Westnik Jewropy dienen. Der Verfasser, Großgrundbesitzer im Pensaischen Gouvernement, hat sich als Nationalökonom und Landwirt einen anerkannten Namen gemacht. Seine Überzeugung ist, daß die künstlich ins Leben gerufene und geschützte russische Industrie die russische Landwirtschaft ruinire. Dank den Schutzzöllen und dem künstlich gehobenen Kurse werfe die Industrie in Rußland einen durchschnittlichen Reingewinn von 26 Prozent ab — gewiß ein Beweis, daß es nicht unvorteilhaft ist, in Rußland Großindustrieller zu sein. Dagegen werde die landwirtschaftliche Krisis heute kaum noch bestritten. Von den 114 800 000 Seelen in Rußland seien etwa 13 700 000 Städter, sodaß in runder Zahl 100 Millionen auf die ländliche Bevölkerung fallen. Diese ganze ungeheuere Mehrzahl aber leide schwer unter dem Sinken des Preises ihrer Erzeugnisse. „Schon vor drei Jahren ruinirt, ist sie heute in noch größern Ruin geraten." Die Thatsache des großen Exports der letzten drei Jahre ändere daran nichts, denn der der Industrie zu gute kommende Rubelkurs bedrücke die Landwirtschaft in gleichem Verhältnis.

Eine Petition der „Kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft" bringt unter dem Kapitel „Die Thatsache der Verarmung aller Klassen der Bevölkerung" den interessanten Nachweis, daß in den Jahren 1870 bis 1879 durchschnittlich auf den Kopf 16,98 Pud Getreide kamen, in der Zeit von 1883 bis 1889 aber nur 16,81 Pud (1 Pud gleich 40 russische Pfund). Dabei ist auch das zu Kwas, Schnaps, Bier u. s. w. verbrauchte Getreide mit eingerechnet. Verteilt man nun jene 16,81 Pud auf die einzelnen Tage des Jahres, so ergiebt sich als Durchschnittsportion des Einzelnen weniger als die Hälfte dessen, was ein Soldat, abgesehen von den Zuschlagsgeldern, täglich erhält (die Soldatenportion ist gleich 3 Pfund gebackenen Brotes). So finde der glänzende Export, der Rußland mit dem nötigen Golde versorge, auf Kosten der notleidenden Bevölkerung statt. Die Sterblichkeitsziffer, die von 1779 bis

Digitized by Google

1799 nicht 20 pro Mille überstieg, habe in dem Zeitraume von 1865 bis 1885 35,6 pro Mille, also beinahe das Doppelte betragen. Dabei müsse in Betracht gezogen werden, daß die Sterblichkeit auf dem Lande noch größer sei, als in den Städten. Dazu sei es die ländliche Bevölkerung, die durch die Verteuerung bestimmter Manufakturen am schwersten betroffen werde. So seien z. B. die landwirtschaftlichen Geräte in Rußland 119 Prozent teurer als in Österreich, 159 Prozent teurer als in Deutschland, im Vergleich zu Finnland aber gar 498 Prozent teurer (der letztere Abstand ist eine der Triebfedern zu der jetzigen Russifizirung Finnlands). Erzeugnisse der Baumwollenmanufaktur zahle der Russe 105 Prozent teurer als der Finnländer, 357 und 445 Prozent teurer als der Deutsche und der Österreicher. Bei genauer Umrechnung ergebe sich, daß der hohe Ertrag der russischen Industrie einer allgemeinen Kopfsteuer von 5 Rubeln 77½ Kopeken gleichkomme. Selbst wenn man diese Zahl als übertrieben auf die Hälfte herabsetzen wolle, bleibe immer noch eine Last, die höher sei, als die von der Regierung aufgehobene Kopfsteuer.

Dazu komme, daß jene Belastung zu Gunsten der russischen Industrie die weitere Folge gehabt habe, daß die seit 1877 so wesentlich erhöhten Zölle seit 1879 vonseiten des Auslandes einen anfangs noch recht mäßigen Getreidezoll hervorgerufen hätten, der aber in dem Verhältnis der steigenden russischen Schutzzölle auch seinerseits erhöht worden sei, sodaß schon 1888 die russischen Landwirte dem Auslande für ihr Korn 48400000 Rubel Metall hätten entrichten müssen. So sei, je mehr sich die Schutzzölle zum Besten der Industrie gehoben hätten, die Landwirtschaft umso mehr zurückgegangen.

Die augenblickliche Lage sei die, daß der russische Bauer dem Auslande 18 Kopeken vom Pud an Zoll entrichten müsse, zugleich aber die ihm nötigen Manufakturen entweder dreifach teurer bezahlen oder auf ihren Gebrauch verzichten müsse. Wie das wirke, zeige am deutlichsten der immer niedriger werdende Verbrauch von Eisen. Während in England 10, in Frankreich 6, in Deutschland 5 Pud Eisen auf den Kopf kommen, falle in Rußland ein halbes Pud Eisen jährlich auf den Kopf. „Die Lage der russischen Landwirtschaft hat sich im Laufe der Zeit keineswegs verbessert, sie ist vielmehr stetig schlechter geworden. Die Regierung aber, die 1885 die landwirtschaftlichen Maschinen und Gerätschaften mit einem Zoll von 50 Kopeken Metall vom Pud belegte, hat ihn 1887 auf 70 Kopeken Metall erhöht und dazu noch eine Reihe von Maschinen: Lokomobilen, Heupressen, Handmühlen, Elevatoren u. s. w., mit einem besondern Zoll von 1 Rubel 40 Kopeken Metall beschwert."

Endlich müsse noch die schwere Verschuldung des gesamten Grundbesitzes in Betracht gezogen werden. Es sei eine trügerische Hoffnung, wenn man erwarte, daß die von der Regierung gewährten Kredite hier Abhilfe schaffen könnten. Neben der sozusagen offiziellen Schuld bei den Banken gehe noch

Digitized by Google

eine schwere Privatverschuldung her, die viel höher verzinst werden müsse. Eine Reihe von Jahren mit niedrigen Getreidepreisen habe die Lage vollends verzweifelt gemacht. Schon sei die Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse im Großgrundbesitz wie bei den Bauern auf das geringste Maß beschränkt, sodaß eine weitere Einschränkung als ausgeschlossen betrachtet werden müsse. Der zahlungsunfähige Grundbesitzer müsse entweder sein Land unter dem Hammer verkaufen oder sich dem Wucher in die Arme werfen; beides geschehe, und beides ruinire die russische Landwirtschaft immer mehr.

Am schlagendsten beweise die Abnahme des Verbrauches von Erzeugnissen der Baumwollenmanufaktur, wie arm Rußland geworden sei. 1881 kam für 63½ Millionen Rubel Baumwolle auf den Markt, 1882 für 49 Millionen, 1884 für 45 Millionen, 1890 für — 28,7 Millionen! In zehn Jahren hat also der Verbrauch um mehr als 50 Prozent abgenommen — ein sicheres Zeugnis für die erschreckend gesunkene Kaufkraft des Landes!

Wenn Fürst Drutzkoi Sfokolniński nach all diesen pessimistischen Betrachtungen zum Schluß eine große Perspektive der wirtschaftlichen Stellung entrollt, die Rußland einnehmen müsse, und mit aller Entschiedenheit auf ein Fallenlassen des jetzt herrschenden mörderischen Zollsystems dringt, so wollen wir ihm diesen Ausblick auf die Zukunft nicht verkümmern; an die Erfüllung seiner Wünsche für die Gegenwart aber glauben wir nicht. Das würde einen Bruch mit dem ganzen heute herrschenden System bedeuten und zu einem Siege jener liberalen Richtung führen, deren Bekämpfung einen Programmpunkt der Männer bildet, die den Zaren und durch ihn Rußland beherrschen.

Das Dunkel der Zukunft

Früher hatte man es leichter als jetzt, die Zukunft zu bestimmen. Man kannte die Pläne der Vorsehung aus heiligen Büchern, die man nur zweckmäßig aufzuschlagen brauchte, um die Schicksale der Türken oder das Ende der Welt, durch eine neue Sündflut verursacht, mit Sicherheit zu erwarten. Wie die letztere Erwartung noch 1524 durch den Tübinger Astronomen Stoffler ausgesprochen wurde, wie man eine Arche baute, um wenigstens einen Teil der Menschheit zu erhalten, wie eine große Menge Menschen in Frankreich von dem bevor-

Digitized by Google

stehenden Unheil fast verrückt wurden, alles das ist öfter als ein beschämendes Zeugnis über die langsame Entwicklung menschlicher Kultur erzählt worden.

Jetzt ist man nicht mehr so prophetisch begabt. Während einige die Gegenwart für wissensstolz und dünkelhaft halten, sagen gerade die Kundigen, daß wir im Grunde nur das wüßten und im voraus berechnen könnten, was mit unsern menschlichen Leiden und Freuden, mit unsern geschichtlichen Ereignissen und unsern vaterländischen Interessen nichts zu thun hat: die astronomischen Bewegungsverhältnisse, deren Ergebnisse die Kalender enthalten, und die übrigen Naturgesetze, die eine merkliche Veränderung nicht darbieten, und deren weitere Benutzung für das Wohl der Menschen wiederum unberechenbar ist.

Das ist kein glänzendes Bild unsrer geistigen Fähigkeit. Die Faustische Stimmung:

Ich sehe, daß wir nichts wissen können;
Das will mir schier das Herz verbrennen

ist jetzt noch mehr berechtigt als ehedem.

Glücklicherweise umspannt das Wissen nicht alle unsre menschlichen Interessen. Gerade das uns erreichbare Wissen hat zuweilen den Versuch gemacht, angriffsweise gegen die Aussagen des Gemüts und die Ansprüche des Gewissens vorzugehen. Aber es ist umsonst gewesen. Auch der pessimistische Philosoph, der nur an den gesetzlichen Wirbel der Atome glaubt, sieht in seinen Kindern eine Welt ahnungsvoller Träume und Ideale aufs neue erblühen und hütet sich, diese Welt als „Illusionen" zu bezeichnen. Er freut sich vielmehr, in seiner väterlichen Würde von einer gewissen, eigentlich unbegreiflichen „Pietät" umgeben zu sein. Und wenn er an die Zukunft seiner Kinder denkt, ist ihm das Heinische Wort: „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind" doch sehr widerwärtig und „pflichtwidrig." Auch er kennt in Wirklichkeit etwas Höheres, als die mechanische Abfolge der Ereignisse; und wenn es auch bei ihm meist nur zu einer halbwegs erträglichen Ausgleichung der beiden Seiten des Menschen kommt, so ist doch die Hauptsache erreicht, die Anerkennung eines berechtigten selbständigen Gemütslebens. Ohne Zweifel ist noch immer der wirksamste Träger dieses Gemütslebens die religiöse Gemeinschaft. Wenn nun ein trefflicher Denker (H. Lotze) so viel für eine bessere Einheit unsers gesellschaftlichen und staatlichen Lebens davon hofft, daß „zwei feindliche Parteien zur Bescheidenheit zurückkehren, daß nämlich einesteils die theologische Gelehrsamkeit, anderntheils die irreligiöse Naturwissenschaft nicht so sehr vieles genau zu wissen behaupten, was sie weder wissen, noch auch wissen können," so ist diese Hoffnung auf dem Wege, erfüllt zu werden, nicht bloß auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wie Ernst Hallier zeigt, sondern auch auf dem der Theologie. Wenigstens ist uns in den letzten Wochen ein theologisches Buch zugegangen, das die Bescheidenheit im theologischen Wissen in vorzüglicher

Digitized by Google

Weise predigt und, wenn es Nachfolge findet, dankbar begrüßt werden wird. Es ist das Werk des Magdeburger Professors Bornemann: Unterricht im Christentum. (Göttingen, Vandenhoeck, 1891.) Da finden wir ganze Listen von dem, was wir nicht wissen, meist solches, was wir in unsrer Jugend genau wissen mußten, oder wenigstens bekennen mußten, wenn wir nicht als ungläubig erscheinen wollten. Der Verfasser sagt zu Anfang, es müsse „endlich mit dem Wahne gebrochen werden, als könnten wir auf Grund der christlichen Offenbarung auf alle möglichen und unmöglichen Fragen der Wißbegierde und der Neugier sichere Auskunft erteilen." Und dann folgt „einiges Wenige" über unser Nichtwissen. Wir wissen z. B. nichts Sicheres über den Zustand der Verstorbenen, über die Frage der ewigen Vorherbestimmung Gottes und der Wiederbringung aller Dinge, über die Form und Art des ewigen Lebens und des Auferstehungslebens, die Entstehung und das Wesen unsrer Seele; wir wissen als Christen so wenig als andre Menschen, was Leben, Kraft, Geist, Sein, Wirken, Raum und Zeit u. s. w. ist; wir wissen auch nicht, wie Gott die Welt geschaffen hat, welche Entwicklungsstufen sie seitdem durchgemacht hat, wie Gott wirkt innerhalb der natürlichen Ursachen in der Welt; und wem dies Register noch nicht genügt, der kann das Buch selbst nachlesen und wird mit Befriedigung erfahren, daß noch recht viel Großes und Schönes übrig bleibt, trotz aller Abzüge von dem angeblichen Wissen. Wenn nun das, wie gesagt, einmal Allgemeingut der Theologen wird, woran noch mancher Zweifel gestattet ist, so kann man in dem Dunkel der Zukunft schon eine vielversprechende „Lichtung" ahnen.

Aber mittlerweile drängt uns doch jeder bedeutende Abschnitt in dem Ablauf der Zeiten zu der alten, grübelnden Frage hin: Was will es werden in der Zukunft mit den Dingen und Verhältnissen, die weit über dem Dasein des kurzlebigen Menschen stehen, mit den Gütern der Kultur, mit der Freiheit des Denkens und Glaubens, mit Staat und Kirche, oder vielmehr mit den verschiednen Kirchen, in denen sich das Christentum seit Jahrhunderten liebt und haßt? Wird die Völkerfamilie in Europa und darüber hinaus, in der sich ebenso lebhafte Regungen von Liebe und Haß, wie in den Bekenntnissen, offen und heimlich kreuzen, sich aufmachen, um die Kräfte in gewaltigem Ringen zu versuchen und mit Blut und Eisen eine neue Machtstellung ihrer Glieder zu begründen? Wer wüßte das nicht gern? Jeder weiß freilich, daß sein Streben, hierin etwas zu sehen, am meisten von den staatskundigen Forschern belächelt wird; aber es ist damit ähnlich, wie es die modernen Theologen von der dogmatischen Gedankenarbeit sagen. Denn es weiß da auch der nachdenkende Mensch, daß er dabei nichts erreichen kann, als im glücklichen Fall einen geschickten Ausdruck einer religiösen Stimmung, aber es ist eben so sicher, daß es ganz thöricht wäre, dem Menschen diese dogmatisirende Thätigkeit zu verbieten. Die Folge würde nur sein, daß an die Stelle einer

Digitized by Google

öffentlich beobachteten und geförderten Dogmenbildung aus irgend einer Ecke ein Einfall träte, wie im Mormonentum ein vom Himmel gekommenes Büchlein von Joe Smith und ähnliches. Also ein Spielraum für die vorausdrängende Phantasie muß als ein Ventil für uns angesehen werden. Weit kommen wir doch nicht dabei.

Wenn wir die allgemeine Kulturgeschichte unsrer Völkergruppe eine Zeitlang wirklich studirt haben, so ist die Frage nach dem weitern Verlauf unsrer geistigen und sittlichen Bildung nicht mehr so einfach, wie sie uns in der Jugend vorkommt. Wir sind in der Jugend so ziemlich alle geneigt, zu bewundern, „wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht." Wir sind überzeugt, daß es mit Hilfe der fortschreitenden Naturbewältigung gelingen müsse, auch die allgemeine „Aufklärung" in den nächsten Zeiten vor jedem Rückfalle zu sichern und zugleich immer mehr Einzelne und Klassen an dem Genuß eines menschenwürdigen Daseins teilnehmen zu lassen. Es geht uns nur zu langsam, wir möchten in unsrer cholerischen Stimmung den Fortschritt beschleunigen und hören es nicht gern, wenn uns der Manchestermann auf die hundert Jahre vertröstet, die nach „sozialen" Naturgesetzen noch bis zu der erwünschten Hebung des vierten Standes verfließen müssen. Vielleicht daß wir am Ende unsrer Erwägungen dem jugendlichen Standpunkt uns wieder nähern; aber wie erschreckend ist zunächst die ruhige Anschauung der Wirklichkeit! Statt der Aufklärung sehen wir in den großen Massen, wo nicht der Staat Gewalt übt, den breitesten Aberglauben und Aberwitz; in gewissen Gegenden, nicht bloß in katholischen, beraubt der Dieb die Kirchhöfe, um aus dem Fette von Menschenleichen die Lichter zu gewinnen, die ihn beim Diebstahl unsichtbar machen. Bei gefallenen Soldaten finden wir Medaillen und heilige Briefe, die den Träger vor allen Kugeln schützen sollten. Schüler, die das Examen bestanden haben, schreiben ihren glücklichen Erfolg dem Wasser von Notre Dame de Lourdes zu, in das sie ihre Federn getaucht haben. Es ist unrichtig, in diesem Wahn nur Reste roher, überlieferter Vorstellungen zu sehen; der selbstgemachte Aberglaube, der endlos in jedem Geschlecht neu entsteht, ist um nichts besser, als der altüberlieferte. Welche vorhandnen seelischen Widerstände hat also die Arbeit der Kultur fort und fort zu besiegen! Wie traurig ist die psychologische Wahrheit, daß die menschliche Seele nicht die Einheit und Folgerichtigkeit von vornherein hat, die wir im Geiste des Durchgebildeten finden, daß der Mensch, dem in der einen Gruppe seiner Vorstellungen schon der Zusammenhang von Ursache und Wirkung hell geworden ist, der z. B. sät und pflügt, um zu ernten, in einer andern Gruppe den wüstesten Aberglauben hegt. Wie würden sich Schillers Freunde, die am Anfang unsers Jahrhunderts schon die Aufklärung herrschend fanden, wundern, zu hören, daß in Toulouse noch vor dreißig Jahren nur durch die obrigkeitliche Gewalt einige Menschen gerettet wurden, die als Hexen verbrannt werden sollten!

Digitized by Google

Wie wahr ist es, wenn Lessing in uns allen die Anlage zum Gespensterglauben anerkennt (Hamburgische Dramaturgie, Stück 11)! In der unsichtbaren Welt, die uns umgiebt, trennt nur eine dünne Schicht den Sinn und den Wahnsinn. Die dämonische Tiefe der Seele in ihrer Vielförmigkeit ist eine Thatsache, die, rein für sich betrachtet, uns zweifelhaft macht, ob die menschliche Kultur so ganz über den Wahn siegen wird.

Wenn wir nun aber gar noch äußere Hilfsmächte dieses Wahns entdecken, so muß uns noch bänglicher zu Mute werden. Eine solche Hilfe sehen wir unstreitig wirksam in der katholischen Hierarchie, von der man die Personen, die ihr angehören, billig trennt. Wenn man fragt, wodurch sich schon bisher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der moderne Geist in England, Frankreich und Deutschland der alten Denkungsart zu entziehen gesucht hat, so ist es doch die Gewöhnung, alle Dinge und Erscheinungen nach ihrem Grund und Recht zu fragen, überall zu zweifeln, Beweise zu fordern, selbst angebliche Thatsachen nicht eher erklären zu wollen, als bis sie als Thatsachen erwiesen worden sind. Der Gipfel war sodann, daß die Skepsis bei gewissen Erscheinungen erklärte: Die Sache ist für uns unerklärlich; wir müssen schweigen und warten, unser Urteil aufschieben. Welch ein langer Weg von dem Zustande des richtigen Kindes, das seinen Sinnen unbedingt vertraut und es sehr schön findet, wenn sich nach den Erzählungen der Mutter Jungfrauen in Rehe verwandeln und umgekehrt, durch den Zustand des Halbgebildeten hindurch, der für außerordentliche Erscheinungen sofort einen absurden Erklärungsversuch bei der Hand hat, bis zu der Zurückhaltung eines Faraday, durch dessen Erklärung, die und die Erscheinung lasse sich bis jetzt nicht verstehen, einige Dutzend Laien beschämt veranlaßt wurden, ihre Hypothesen zurückzunehmen!

Wird dieser Prozeß in einem Volke nicht gehemmt, so sind wir vom Standpunkte der Kultur befriedigt. Aber dieser Prozeß hat seine Gefahren, wie es scheint. Zunächst scheint er das Individuelle zu sehr zu betonen, denn nur der Einzelne hat ein kritisches Gewissen. Aber die Sache ist nicht so schlimm. Im Gegenteil drückt die Gemeinschaft mit dem, was sie denkt und will, so stark auf den Einzelnen, und dieser selbst hat ein solches Bedürfnis, mit seinen Ansichten nicht allein zu stehen, daß wir im Interesse der Freiheit in Übereinstimmung mit J. St. Mill wünschen müssen, diesen Druck der Masse durch Stärkung des Individuellen etwas zu vermindern. Dies Interesse kann nun die Hierarchie nicht haben. Sie kann, als im Besitze der ganzen Wahrheit stehend, die kritische Forschung nur innerhalb der schon gesetzten Grenzen dulden. Schon Tertullian verachtet darum die Philosophen, weil sie noch suchen, wo die Kirche längst gefunden hat; und da die Kirche alles umfaßt, Himmel und Erde, Natur und Übernatürliches, Profanes und Heiliges, so hat sie auch noch einen zweiten Übelstand der kritischen Gesinnung und Ge-

Digitized by Google

wöhnung zu beklagen, der ihr nicht selten schwere Stunden bereitet hat. Von früh an stieß die Hierarchie auf übermütige Kritiker, die irgend einen Teil der weitläuftigen Behauptungen der frommen Männer angriffen; es waren nicht immer Dogmen, deren es ja nicht so viele giebt, aber fromme Meinungen, auf die Angriffe zu machen „frommen Ohren“ schmerzlich ist. Dies ist ja einer der acht Gründe, aus denen die Hierarchie Schriften verdammt. Bis auf Pius IX. und unsre Tage geht der Anspruch, daß auch die Gelehrten wie Döllinger sich nicht bloß unterwerfen müssen dem ausdrücklich festgestellten, sondern, daß sie auch darnach sich orientiren müssen „in den Wahrheiten, die durch die menschliche Vernunft erkannt werden.“ Das ist von der Hierarchie durchaus folgerichtig gedacht. Es ist daher ganz klug, Männern von bewährter Kirchlichkeit zuweilen kritische Untersuchungen zu gestatten, wenn man weiß, daß dabei nur das gute Alte herauskommt oder der so gehaßte „scheinbare“ Fortschritt als solcher entlarvt wird. Aber an sich ist die Kritik für diese hierarchische Welt voll Gefahren. Eine ganz passende Redensart, die auch bei Romantikern vorkommt, ist daher, dieses kritische Denken als „freches“ Denken zu bezeichnen. Es macht sich eben an alles, auch an das Heiligste, und wenn es sich irgendwo, wie bei Faraday gezeigt wurde, bescheidet und ein Non liquet ausspricht, so kommt diese Bescheidenheit nicht aus einem gebietenden Kardinalskollegium, sondern aus dem Denken selbst, das seine Grenzen anerkennt, und ach, wie enge Grenzen!

Nun ist es eine selbstverständliche Sache, daß die meisten Menschen, auch in der Zukunft, in einer Bildungsschicht leben werden, die mit dem soeben geschilderten grundsätzlichen Zweifel nichts machen kann. Die meisten werden von den Arbeiten des täglichen Lebens so eingenommen, daß sie nur noch Zeit und Kraft finden für die besondern Bedürfnisse des Gemütslebens und der Frömmigkeit; auch die Gebildeten lassen sich ihre Ansichten über die Verhältnisse, die sich ihrer eignen Beobachtung entziehen, durch die Fachgelehrten in Vortrag und Presse zurechtmachen; so schließen sie sich allgemeinen Meinungen gern an, wenn sie bemerkt haben, daß freie Forschung und öffentliche Erörterung sie festgestellt hat. Die meisten Menschen beruhigen sich unter der Voraussetzung des freien Geisteslebens dabei, daß sie gewisse Dinge so sehen, wie die Männer, vor denen sie Achtung hegen. Aber durch diesen Umstand wird die hierarchische Knechtung des „frechen“ Denkens nicht im mindesten harmloser. Auch der persönlich zur Skepsis nicht berufene Mensch wird beengt, wenn er hört, daß auf irgend einem Punkte jemand den Höherstrebenden unter seinen Brüdern Gewalt anthut. Es ist das Bewußtsein des geistigen Organismus der Menschheit, das wir in uns tragen. Die Anhänger der Hierarchie sind zuweilen erstaunt, daß die Freiergerichteten so oft den alten Galilei vorführen, der von vornehmen Priestern genötigt wurde zu schwören, daß die Erde stille stehe, weil dies in der Bibel gelehrt werde.

Digitized by Google

Jetzt bezweifelt niemand, daß während dieser widerwärtigen Verhandlung der Priester die Erde nicht stille stand, sondern in reißender Schnelligkeit dahinflog. Was die Sache angeht, so ist ja nichts besondres dabei. Auch Luther hielt die Kopernikanische Lehre seinerzeit für närrisch. Da die Hierarchie selbst in einer vor fünfzig Jahren neu gedruckten Liste verbotener Bücher die Schriften Galileis weggelassen hat, die Erde sich also bewegen darf, so ist die Sache nur ein hübsches Andenken an die „Frechheit," mit der einst verhältnismäßig verständige Menschen die freie Geistesarbeit stören durften. Nur diese Seite bietet noch Interesse. Es ist ganz richtig, daß auf dem wirklich theologischen Gebiete die Hierarchie bei weitem öfter richtige als unrichtige Entscheidungen getroffen hat. Auch in andern Fragen, so z. B. ob es Antipoden gebe oder nicht, hat die Spitze der Hierarchie zuweilen die untergeordneten Bischöfe zweckmäßig belehrt. Daß die Hierarchen unsrer Tage für ihre eigne Stellung der höhern Bildung nicht zu entbehren wünschen, ist selbstverständlich; sowohl die Überlieferung macht es notwendig, als die Aufgabe, in einer Zeit des Kampfes und der modernen Kultur die Achtung der Welt und damit die Einwirkung auf die Welt nicht zu verlieren. Und daß die katholische Bevölkerung wenigstens in Preußen lange nicht so nach höherer Bildung strebt, wie die protestantische und die jüdische, ist doch auch nicht aus der Macht der Hierarchie zu erklären, sondern aus allerlei mitwirkenden Ursachen, auch aus der Kostspieligkeit der höhern Schulbildung. Aber der Grundsatz, die freie Forschung, die freie Presse, die nur durch die Geschichte der Forschung geleitete Philosophie, die Gewissensfreiheit und jede nicht von der Hierarchie geleitete Freiheit zu verwerfen, ist dem System eingeboren. Es ist daher eine berechtigte Frage an die Zukunft, ob in der Macht dieser grundsätzlichen Verkümmerung der Kultur eine Veränderung zum Guten oder zum Schlimmen zu vermuten ist. Eine grundsätzliche Veränderung zum Schlimmen ist nicht wahrscheinlich, die einheitliche Zusammenfassung hierarchischer Macht ist seit der Unfehlbarkeit des Papstes vollendet, eine Steigerung ist nicht gut denkbar, nur eine ins einzelne gehende Durchführung, für die der Papst in Rundschreiben, z. B. in dem über die menschliche Freiheit (20. Juni 1888), die Richtlinien zu ziehen pflegt. Es fragt sich allerdings, ob er schon in den Gliedern des Klerus in allen Fällen das gehorsame Organ findet, das er voraussetzen muß. Darin ist er nicht ganz glücklich gewesen, zuweilen hat ein patriotischer Anflug französische, irische, italienische Priester gehindert, ganz unbedingt den Willen des heiligen Vaters zu erfüllen, ja selbst in Deutschland hat sich damals in der Septennatsfrage ein selbständiges Urteil bei Priestern und Halbpriestern gezeigt. Der Grundsatz, daß der Papst allein die seelsorgerischen und kirchlichen Interessen dem Staate gegenüber zu wahren habe, fand nicht völlige Beachtung, es kam sogar zu Beschimpfungen des höchsten Kirchenfürsten. So stark wirkte die politische Vergangenheit und das Ehr-

Digitized by Google

gefühl mancher Zentrumsglieder in einer Sache, die ja allerdings von Rom aus nicht so genau beurteilt werden konnte. Aber das sind seltene Fälle, und es wird nicht bezweifelt werden dürfen, daß im ganzen die Hierarchie selbst durchweg einheitlich denkt und handelt, und da auch die Orden wieder in großer Zahl wirksam geworden sind, auch wo sie eine Zeit lang vertrieben waren, so erstreckt sich die hierarchische Organisation jetzt tiefer als je in die Volksmassen hinein. Die Hauptfrage ist daher immer, ob in dem Volke selbst und in seiner sozialen und politischen Organisation Gründe vorhanden sind, die uns für die Entwicklung der Kultur hoffen oder fürchten lassen. Gewiß gehört diese Frage nicht zu denen, deren Beantwortung auf der Hand liegt. Ziemlich allgemein ist jedoch die Ansicht, daß die Hierarchie lieber mit absoluten Herrschern oder mit zügellosen Demokratien, als mit konstitutionellen, geordneten Verfassungsstaaten zu thun hat. „Der Papst sucht die Könige, er findet die Völker; sein Nuntius sucht den Beichtvater, er findet ein verantwortliches Ministerium." (Hase.) Mit dem absolutistischen Österreich konnte man (1855) ein schönes Konkordat abschließen, aber im verjüngten Österreich (1868) sagte man, „es sei unmöglich, daß der Staat sich seiner Rechte in Bezug auf die Ausübung der Justizgewalt und auf die Gesetzgebung in Sachen des Unterrichts zu Gunsten einer von ihm völlig unabhängigen Macht entäußern oder sich des Rechtes begeben könnte, das natürlichste aller politischen Rechte, das der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, ohne Rücksicht auf die Konfession, der sie angehören, im vollsten Umfang zu verwirklichen." Kein Wunder, daß der Papst die aus solchen Vordersätzen fließenden Gesetze für fluchwürdig, greuelhaft und immerdar ungiltig erklärte. Ebenso natürlich, wenn damals geschrieben wurde: Die Fürsten haben früher die Papstkirche unterstützt, jetzt wollen sie nicht mehr oder sie können nicht, die Kirche wird sich daher genötigt sehen, die Demokratie zu taufen. Aber damit hatte Papst Pius IX. auch schlimme Erfahrungen gemacht; er zog es daher meist vor, sich den konstitutionellen Schranken zu fügen, wie z. B. in Sachen der badischen Konvention (1860), wo die Volksvertretung die staatliche Unterwerfung unter Rom allein verhinderte. Aber seitdem wir zu der konstitutionellen Verfassung auch noch die gleiche und allgemeine Wahlberechtigung hie und da hinzugefügt haben, hat sich auch hier wieder eine Änderung ergeben. Es lohnt sich seitdem vollkommen, daß die Leiter der Gemeinden ihre Hirtenpflicht durch viele Geschlechter hindurch mit Treue und Eifer erfüllt haben. Jetzt gehen die Hirten voran, und die Schafe folgen ihnen zum Wahllokale, den richtigen Stimmzettel in der Hand. Sie sind geübt, in geistlichen und hochpolitischen Dingen nicht dem eignen Urteil, das sie ja nicht haben können, sondern dem Urteil ihres Kaplans zu folgen, der ihr Gewissen zunächst darstellt. So setzt die Hierarchie die politischen Interessen der Kirche in den Massen durch, wie wir es gerade in den Staaten sehen, in denen die Hierarchie einer nichtkatholischen Mehrheit

Digitized by Google

gegenüber gewohnt ist, alle Vorteile zu sehen und zu benutzen. Das ist natürlich, was man auch sagen möge. Anstatt sich darüber zu ärgern, könnten die andern ja dasselbe thun. Schafe werden sich ja auch unter den nichtkatholischen Staatsbürgern finden, Leute, die wählen sollen und nicht können, wie ihnen ihr eignes Gewissen sagt; es fehlt ihnen ja an allem, was für ein politisches Verhalten nötig ist. Niemand giebt sich die Mühe, einen solchen Tropf und seine ebenso verlegenen Freunde zu bevormunden, und es fehlt auch bei den Liberalen die nötige Dreistigkeit, die Schafe zu führen. Einen Beweggrund, der in Himmel und Hölle hineinreichte, haben sie nicht zur Verfügung, wie die Priester es haben. So können sie sich nicht mit großem politischen Einfluß brüsten, den sie auf die Ungebildeten übten. Wenn die Wahlrechte so verteilt bleiben, wird zuletzt notwendig der urteilslose Haufe in einer Doppelform alle Bildung beiseite schieben, diese Doppelform ist die ultramontan und die sozialdemokratisch gefärbte Form. Hier liegen eben die deutlichsten Interessen vor, das geistliche Interesse in der kirchlichen Führung und das materielle Interesse für den irdischen Genuß. Diese beiden Formen verstehen sich auf gesellschaftlichen Zwang und geschlossenes Zusammenwirken, auf Abschließung ihrer Anhänger vor jeder andern Einwirkung. Sie bilden zwei besondre Welten für sich, und da sie zusammen wohl neun Zehntel der Bürger in sich fassen, so ist die Frage statistisch meist ganz klar, wie sich die Dinge machen werden, wenn, wie gesagt, nach dem Wahlgesetze jeder fünfundzwanzigjährige Mensch, wenn er nur Arme und Beine hat, die Schicksale des Reiches mitbestimmen darf.

Ist es nun nicht eine rätselhafte Kühnheit, bei allen diesen innern und äußern Widerständen, die der Entwicklung wahrhaft menschlichen und freien Geisteslebens in der Gesellschaft entgegenwirken, dennoch wenigstens die Frage zu erörtern, ob wir in der Zukunft noch Gutes hoffen dürfen, und sogar die Zuversicht zu hegen, es werde das Dunkel trotz alledem einmal weichen? Wir können für diese kühne Zuversicht kaum einen andern Grund finden, als einen unausrottbaren Idealismus in der Seele, einen Zug von religiösem Optimismus, der öfters bei Männern von keineswegs ausgesprochener Kirchlichkeit, wie Ernst Moritz Arndt und E. Geibel, zu Tage tritt. Es kommt ihnen unerträglich vor, zu denken, daß die Geschichte der Menschen sich im Sumpfe der Unkultur und Unfreiheit verlieren werde, in eine gedankenlose gehorsame Ausübung kirchlicher Bräuche einerseits und eine gedankenlose gleichheitliche Anordnung des täglichen Verbrauchs ohne Wahl und Freiheit im höhern Sinne anderseits. Und sie glauben auch in der bisherigen Geschichte der Menschheit eine Bestätigung ihrer Zuversicht zu finden. War nicht im Mittelalter allerseits der Druck noch weit größer, der auf dem Geiste der Besten lastete? Und doch fanden sich ungebeugte Geister und Gewissen, die wohl dann und wann an dem entsetzlichen Widerstande obscurorum virorum scheiterten, aber nicht

Digitized by Google

ohne daß in einem günstigeren Zeitpunkte deutscher Geschichte ein Mann wie Luther so viel Raum fand, den Samen edler Unabhängigkeit, persönlicher Verantwortlichkeit in die Menschheit zu streuen. Wie war er selbst noch von dem mittelalterlichen Wesen befangen! Aber in seiner Losreißung von dem allmächtigen Institut der Kirche, in seinem Rückgang auf die ersten klassischen Denkmäler christlicher Litteratur, die natürlich erklärt und durchgearbeitet werden mußten, und in dem damit gegebenen persönlichen Zusammenhang mit dem Erlöser gab er den Antrieb zu einem neuen Geistesleben. In dem Kaulbachschen Bilde sehen wir von Luthers offner Bibel alles ausgehen, was wir in Deutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert an großen Denkern, Dichtern, Staatsmännern besessen haben; wie weit manchmal entfernt von Luthers Eigentümlichkeit, aber nur durch ihn möglich! Wir hören gern von katholischen Schriftstellern unsrer Zeit, daß sie auch ihrerseits der eben gezeichneten Bewegung ihre Anerkennung zu teil werden lassen. Sie weisen auf innere Besserungen in ihrer eignen Kirche und auf das Geistesleben der Völker hin, die am meisten an dem reformatorischen Umschwunge beteiligt sind, der germanisch-angelsächsischen Völker. Und will man gerecht sein, so ist eben diese Vorwärtsbewegung der Gesellschaft und ihrer Kultur auch weit über die Grenzen der germanisch-angelsächsischen Völker hinaus vorgedrungen. Der Begriff der geistigen Freiheit und des unabhängigen weltlichen Staates ist auch in katholischen Bevölkerungen den herrschenden Klassen lieb geworden. Napoleon III. verteidigte den selbständigen Kirchenstaat nur aus äußern Rücksichten, denn er hatte mit erfahrenem Blick gesehen, wie er mehr und mehr von den Völkern gehaßt wurde. Er schrieb 1862: „Der heilige Stuhl hat alles gegen sich, was in Europa liberal heißt; er gilt in der Politik als Vertreter des alten Regime und in den Augen Italiens als der Feind seiner Unabhängigkeit, als der ergebenste Anhänger der Reaktion," und schon der Minister Guizot sagte: „Der römische Hof ist zu lange der Bundesgenosse der absolnten Gewalt gewesen, als daß seine Sache nicht den Freunden politischer und religiöser Freiheit verdächtig sein sollte." So ist denn auch der Kirchenstaat durch den Haß der Römer selbst zu Grunde gegangen. Man kann sagen, daß in Spanien und Portugal der alte Zustand noch am meisten fortdaure, trotz der echt romanischen politischen Experimente und Pronunciamentos; aber in Italien und Frankreich ist die Hierarchie nicht imstande, mehr als die untersten Klassen in den kirchlichen Formen festzuhalten. Beide Nationen haben gefühlt, daß sie sich vor allem des Unterrichts bemächtigen mußten, um der Hierarchie entgegenzutreten. Leider haben sie im Eifer mit dem krankhaften Druck des Papsttums auch die gesunden religiösen Elemente aus der Erziehung entfernt, ohne die auch das Staatsleben nicht gedeihen kann. Aber auch dieser Mißgriff stammt aus dem alten System. Denn es ist eine echt katholische Ansicht, daß der Staat kein „Gewissen" haben dürfe. Mejer zitirt

Digitized by Google

die Worte eines modernen ultramontanen Schriftstellers, es sei eine unchristliche Überzeugung des Staates, daß auch er ein Gott verantwortliches Gewissen und daher Pflicht und Recht habe, in kirchlichen Dingen diesem Gewissen gemäß zu handeln, z. B. die gehaßte Freiheit der Religionsübung, der Forschung oder der Presse zu schützen. Es ist echt liberal, wenn der moderne Staat nicht bloß den Schulzwang übt, den einst eine Stimme aus Landshut „ein Stück moderner Tyrannei" nannte, sondern auch den Religionsunterricht jedem Kinde verbürgt, selbst wenn es ihm schwer gemacht wird, die richtigen Lehrer aus den Bekenntnissen zu gewinnen.

Es ist zuweilen gesagt worden, Religionskriege seien nicht mehr möglich; die Religion oder vielmehr die Konfession sei den gegenwärtigen Geschlechtern nicht mehr wichtig genug, um dafür so zahllose Opfer zu bringen. Es mag wahr sein, daß ausschließlich kirchliche Kriege nicht mehr in Aussicht stehen, aber noch 1870 spielte im französischen Kriege das katholisch-päpstliche Interesse eine nicht unbedeutende Rolle von der Höhe der Kaiserin Eugenie bis zu der Tiefe elsässischer katholischer Bauern, wie die Aktenstücke gezeigt haben. So wird es ähnlich wohl auch noch öfter vorkommen, denn das religiöse Ideal eines Volkes mischt sich in alle Teile seines Lebens. Sofern aber nicht Volkskriege im gröbsten Sinne gemeint sind, in denen Rache und Beutegier die Hauptsache sind, sondern Kriege, die auf bewußtern, höhern Gründen beruhen, wird die Kulturfrage selbst eine immer wichtigere Rolle spielen. Schon jetzt sind die Nationen, die den freien Gedanken und Einrichtungen zugethan sind, England, die Vereinigten Staaten, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Holland, bei weitem im Vorteil, ihr Handel, ihre ausländische wirtschaftliche Kultur, ihre Bevölkerungszunahme sichert ihnen eine Entwicklung, die fast erdrückend wirken wird ohne irgend eine Gewalt. Hübbe-Schleiden berechnet nach guten Grundlagen die künftige Bevölkerung von 1980, soweit der angelsächsische Stamm in Betracht kommt, auf 927 Millionen, den germanisch-holländisch-skandinavischen auf 190 Millionen; was können dagegen Spanien und Portugal mit ihren 41 Millionen bedeuten, die dann auf diese Länder kommen? oder Frankreich mit 47 Millionen, einer Zahl, die wahrscheinlich noch viel zu hoch angesetzt ist? Alle diese Zahlen sind ja etwas phantastisch. Aber sie sind lehrreich und tröstlich. Die sogenannte Realpolitik ist ja naturgemäß. Man hält zusammen, weil große Lebensinteressen der Völker, insbesondre die friedliche Entwicklung gesichert werden soll, in der allein mehr als das nackte Dasein erarbeitet werden kann. Aber in eben dieser fortschreitenden Entwicklung des materiellen Lebens gewinnen eine immer größere Zahl von Männern Liebe zur Freiheit und persönlichen Selbständigkeit. Es gehen ihnen die Werte des geistigen Lebens auf, ohne die das materielle Leben verödet. Wie lange es auch dauern mag, bis sich diese Überzeugung Bahn bricht, wie oft sie auch durch örtliche und zeitliche gewaltsame Versuche sozialer Selbsthilfe gestört

Digitized by Google

wird, sie liegt in dem Gange menschlicher Dinge. Man kann bei den verschiednen Graden von nationaler und gesellschaftlicher Bildung und Unbildung füglich an eine große Erziehungsanstalt mit vielen Klassen erinnert werden. Wie groß ist die Verschiedenheit der Schüler je nach den vielen Klassen, in denen die Gruppen sitzen! Aber eins ist allen gemeinsam, die Bewegung nach oben. Man muß wohl Geduld haben, denn die Völker kommen nicht so schnell vorwärts wie die Einzelnen. Aber die Zuversicht, daß sie vorwärts kommen, darf man nicht den Naturforschern überlassen, die sie unermüdet predigen, auch die ganze menschliche Kultur darf sich demselben Glauben hingeben, bei aller Bescheidenheit gegenüber dem Wissen von der Zukunft.

Volksschule und Volksleben

Auf dem achten deutschen Lehrertage, der vorige Pfingsten stattfand, wurden neben den Hauptversammlungen noch eine Menge Versammlungen für besondre Zwecke abgehalten. In einer derselben klärte der Ethnologe Dr. Ulrich Jahn eine Anzahl von Lehrern, die das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes besucht hatten, über den Zweck dieser Sammlung und die Gegenstände der ethnologischen Wissenschaft auf. Er erörterte die Begriffe Volksglauben, Aberglauben, Mythus, Legende, historische Sage, Namensage, Lokalsage, Volksbrauch, Volkssitte, Volksgewohnheit, sprach auch von Volksliedern und Märchen, und wie wichtig alle diese Dinge für die prähistorische und die Altertumswissenschaft, für Völkerkunde, Völkerpsychologie, Anthropologie und Kulturgeschichte seien. „Rings umgeben von diesem wichtigen Material — sagte er — ist nun der Volksschullehrer. Man hört so oft klagen, daß den Herren auf dem Lande die Anregung fehle, sich fortzubilden; mögen sie doch hereingreifen [hineingreifen!] in den Überfluß um sich her und den obengenannten Wissenschaften ihre Dienste widmen, zunächst als Sammler und dann als Forscher. Sie werden dadurch die geistige Leere im Innern füllen, den Wirkungskreis lieb gewinnen und lernen, für ihn Verständnis zu gewinnen, und darüber noch der Wissenschaft einen hervorragenden Dienst erweisen."

Bisher, klagte er, hätten die Gebildeten im allgemeinen und die Lehrer im besondern wenig Sinn für diese Gegenstände bekundet; sie aufzusuchen fehle ihnen die Lust, und wenn sie ja etwas davon wahrnähmen, so gehe ihnen die

Digitized by Google

Fähigkeit ab, es unbefangen aufzufassen und treu darüber zu berichten. „Gesetzt den Fall, ich richte an hundert Landlehrer und Pastoren Bogen, in dem [sic] sich die Fragen befinden: Besteht noch Zauberglaube in X? Sind Besprechungsformeln bei den Leuten im Schwange? Suchen im Geruch der Hexerei stehende Weiber ihren Feindinnen den Kindersegen zu verschließen? Wird Zauber mit den Resten der Sakramente getrieben? Was meinen Sie, welche Antworten daraufhin einlaufen würden? Ein Teil ignorirt vornehm die ganze Geschichte; ein andrer Teil streitet mit sittlicher Entrüstung ab, daß überhaupt noch so etwas in ihren Gemeinden vorkommen könne; und wenn es früher vorgekommen sei, so habe es jetzt, Gott sei Dank, durch ihre Wirksamkeit gute Wege damit. Ein dritter Teil, mit einem gewissen Hang zu Schauergeschichten, wird auf die Fragen hin die wunderbarsten Dinge berichten: wie der und der Schäfer oder Schmied springendes Aderblut gestillt, wie die und die kluge Frau einen Schaden, den die berühmtesten Professoren der Welt nicht zu heilen vermochten, mit einem einzigen Zauberspruche geheilt habe u. s. w. Und wenn das Glück gut ist, so wird unter den hundert einer sein, der kurz und bündig das wieder giebt, was er gelegentlich gesehen hat." Nachdem der Vortragende eine kurze Anleitung zum Sammeln volkstümlicher Merkwürdigkeiten gegeben hatte, kündigte er an, daß demnächst durch Gründung einer deutschen Gesellschaft für Volkskunde solchen Bestrebungen ein fester Halt dargeboten werden solle. [Der Verein ist mittlerweile ins Leben getreten; Vorsitzender ist der Geheimerat Professor Dr. Weinhold, Berlin W, Hohenzollernstraße 10.]

Insbesondre möchten die Lehrer ihr Augenmerk auf die handgreiflichen Gegenstände der Volkskunde richten; es bleibe da noch sehr viel zu sammeln übrig. „Was Sie in unserm Museum gesehen haben, ist kaum ein jähriges Kind, hergegeben zu neun Zehnteln von einem einzigen Manne, dem Mäcen des Trachtenmuseums, Alexander Meyer Cohn. Viel länger als ein Jahr ist nämlich bis jetzt nicht gesammelt worden, und auch hierbei ging es mir, wie bei den Sammlungen der Traditionen. Als ich nach Mönkgut kam, ahnten selbst hochgebildete betagte Leute, die fast ihr ganzes Leben auf der kleinen Halbinsel zugebracht hatten, nicht im mindesten, was sich in dieser Hinsicht noch finden ließ. Als ich einem Herrn aus Rügen die Mönkguter Sammlung zeigte, wollte er durchaus nicht glauben, daß so etwas auf seiner Heimatinsel vorhanden sein könne. Er kenne alles; aber das sei unerhört und möge aus China stammen, aus Mönkgut wahrlich nicht. Ists nicht Jammer und Schande, wenn man sieht, wie die Kunstfertigkeit, die die wundervollen Kerbschnitzereien auf den deutschen Inseln, im Elsaß und der Schweiz und in Hessen, die selbstgeschnitzten Stühle, die gestickten Tücher und Hauben, die geklöppelten Spitzen, die prächtig gemodelten Linnen, die reich gewirkten Bänder, die Strohflechtereien u. s. w. aufweisen, noch vor wenig Jahren allgemein in

Digitized by Google

ganzen Landschaften geübt wurde, und wie sie jetzt zum Teil erloschen, zum Teil im Aussterben begriffen ist? Man sucht heute allenthalben den Hausfleiß künstlich zu beleben, errichtet Knabenhandarbeitsschulen, und was dergleichen Dinge mehr sind; warum richtet nicht die Lehrerschaft ihr Augenmerk auf diese dem Volke seit Jahrhunderten ureigentümliche Hausindustrie und sucht sie zu erhalten, zu vervollkommnen und den heutigen Bedürfnissen anzupassen? Ich will ja nicht sagen, daß die Lehrerschaft darauf dringen solle, daß die Strümpfe im Weizacker auch fernerhin so schön bunt gestrickt werden, daß die Bäuerinnen auch ferner die selbstgewebten Röcke nur bis zum Knie herabfallen lassen; aber das müßte doch zu erreichen sein, daß wenigstens der Kunstsinn und die Kunstfertigkeit dem Volke erhalten bleibt. Bei dem Besuch des Museums haben Sie ja all die schönen Arbeiten gesehen, und der Augenschein wird mehr wirken, als alle Reden. Denn hoffentlich gehts mir hier nicht, wie in Mönkgut, wo ein Lehrer, statt sich zu freuen an dem, was seine Jungen und Mädchen von Hause aus konnten, mit großem Stolz erzählte, daß er es in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes auf der Insel dahin gebracht habe, daß kein einziges Kind mehr in der, wie er sagte, unanständigen Landestracht die Schule besuche, und daß die Leute endlich anfingen, von ihren Narrheiten zu lassen. Freilich, was dieser geehrte Herr vor zwei Jahren gethan, hatte der Lotsenkommandeur in Thiessow Jahrzehnte vorher fertig gebracht. Er zwang die Leute, von ihren Eigentümlichkeiten zu lassen, und erreichte wirklich, daß die ganze Südspitze der Halbinsel Jahrzehnte früher als die andern Mönkguter Dörfer denselben nüchternen Eindruck machte, wie sonst Fischerdörfer am Strande der Ostsee."

So Dr. Ulrich Jahn. Ehe wir uns zu einem höhern Standpunkte der Betrachtung erheben, wollen wir zu den letzten Sätzen des Vortrages einige Bemerkungen machen. Man würde sehr irren, wenn man mit dem Kampfe gegen „unanständige" Volkstrachten der Sittlichkeit einen Dienst zu erweisen glaubte. In diesem Glauben haben die bairischen Herzoge in der Zeit der Gegenreformation die Kniehosen und daneben auch die Volksvergnügungen — glücklicherweise vergebens — auszurotten versucht. Wir lassen uns hier nicht auf eine Untersuchung der Frage ein, ob die Sittlichkeit wirklich mit der Dichtigkeit der Verhüllung des Körpers steige und falle, und wollen auch nicht die verschiednen Frauenmoden der letzten zwanzig Jahre auf ihre Decenz hin prüfen. Nur den einen Punkt möchten wir hervorheben, daß das Schamgefühl in Kleidersachen mit der Sittlichkeit sehr wenig zu schaffen hat. Mancher Mann in hoher Stellung würde sich zu Tode schämen, wenn er einmal in Hemdsärmeln und Buchbinderschürze die Straße Unter den Linden in Berlin am hellen Tage durchwandeln müßte. Und doch ist die Schürze nicht allein ein höchst anständiges, sondern geradezu das alleranständigste von Gott Vater selbst verordnete Kleidungsstück, der Frack dagegen, in dem anständige Herren

Digitized by Google

Staat machen, das gerade Gegenteil davon. Und wenn eine vornehme Dame von fremden Besuchern nicht im Morgenkleide überrascht werden mag, das sie anständig verhüllt, so sind nicht Sittlichkeitsrücksichten der Grund davon, wie schon der Umstand beweist, daß sie sich schämen würde, auch nur einen „Sanktimeter" weniger tief ausgeschnitten auf dem Balle zu erscheinen, als es die Mode gerade fordert. Ein Lehrer protestirte kürzlich sehr lebhaft gegen die von einem Kollegen erhobne Forderung, daß die Kinder im Sommer aus Gesundheitsrücksichten zum Barfußgehen aufgemuntert werden sollten, und erklärte: „Ich verlange, daß die Kinder wenigstens in die Schule anständig gekleidet kommen." Worauf der andre erwiderte, es sei ihm interessant, zu erfahren, daß Moses, die Propheten, Christus und die Apostel unanständige Leute gewesen seien. Es wäre geradezu drollig, wenn jemand die heutigen Stutzer ihrer Lackstiefeln wegen für sittlicher hielte als die Apostel. Wie immer nun auch die Volksschullehrer diesen einzelnen Punkt auffassen mögen, daß sie im allgemeinen allem Volkstümlichen abhold sind, ist nur zu erklärlich. Sind sie doch ihrer Ausbildung und ihrer amtlichen Stellung nach halb Büchermenschen und halb Bureaukraten. Die Bureaukraten aber und die Büchermenschen sind von der Überzeugung durchdrungen, daß jedes nicht durch Bücher gebildete und nicht nach einem obrigkeitlich vorgeschriebenen Reglement lebende Volk unbedingt dumm, roh, unsittlich und unglücklich sein müsse, und daß sie berufen seien, diese Unglücklichen durch Einbläuung der gerade herrschenden Zeitmeinungen und durch Einfügung in die zuletzt erfundne Lebensordnung zu erziehen und zu beglücken. Was freilich die Büchermenschen anlangt, so hat ein Teil von ihnen die überraschende Entdeckung gemacht, daß jener Wust von Aberglauben, Unsitte und Unkultur, den ihre Vorgänger sich rühmten ausgefegt und vernichtet zu haben, höchst wertvolle Gegenstände wissenschaftlicher Forschung und ästhetischer Beschauung enthalte, und daß, wenn nicht glücklicherweise weit mehr davon übrig geblieben wäre, als die stolzen Aufklärer sich träumen ließen, die Wissenschaft von den menschlichen Dingen sehr bald auf eine ungeheure Anzahl statistischer Tabellen zurückgeführt sein würde. Man würde dann nur noch zu lernen brauchen, wie viel Millionen Doppelzentner Roggen, Weizen, Kohlen, Reis, Kaffee, Seife, Petroleum, Papier, Wolle und Baumwolle jedes Jahr in jedem Lande verbraucht werden, und wie viel tausend Menschen in jedem Staate geboren, wie viel andre tausend durch Bacillen oder Bacillentöter, durch Feuer, Wasser, explodirende Gase und Maschinen- oder Wagenräder umgebracht werden, und man besäße die ganze Wissenschaft; mit den Menschen im einzelnen sich zu beschäftigen, hätte keinen Zweck mehr, weil sie einander im Äußern und Innern so vollkommen gleichen würden, wie die Mehlmassen und Kohlenstücke, die sie verbrauchen.

Damit wäre uns der Weg zur Höhe der Betrachtung gewiesen. Dr. Jahn hat den Lehrern als Beweggründe zur Pflege des Volkstümlichen ans Herz

Digitized by Google

gelegt, daß sie dadurch die Wissenschaft bereichern, die Kunstfertigkeit fördern, die Reste schöner Mannichfaltigkeit im Volksleben erhalten und für ihr eignes Gemüts- und Geistesleben einen wertvollen Inhalt gewinnen. Das Beste und Wichtigste aber hat er, vielleicht absichtlich, übergangen: das Volkstümliche ist die stärkste und sicherste Schutzwehr gegen die drohende Verwirklichung des kommunistisch-sozialistischen Staatsideals.

Denken wir uns die Erde als eine berglose, von rechtwinklig sich schneidenden Kanälen in lauter gleich große Rechtecke geteilte Ebene, die überall dasselbe Klima und dieselbe Vegetation hätte, so wäre unser Begriff „Vaterland" gar nicht vorhanden. Die Wurzel der Vaterlandsliebe, das Heimatsgefühl, kann nur in Landschaften von eigentümlichem Charakter entstehen, die nicht übermäßig groß sind, sodaß ihr Bewohner beim Überschreiten der Grenze fremde Bilder zu sehen bekommt und eine andre Lebensart anzunehmen genötigt ist, die ihn das Gewohnte schmerzlich vermissen lassen. Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, Bewaldung oder Kahlheit, Bewässerung und Klima wirken zusammen, dem Häuserbau, der Kleidung, den Gerätschaften und Lebensgewohnheiten ein bestimmtes Gepräge zu geben, zumal da auch die Hauptbeschäftigung der Einwohner von jenen natürlichen Bedingungen abhängt. Ist solchergestalt der eigentümliche Volkscharakter einmal entstanden, so entwickelt er mit der Zeit in Sprache, Sitten, Gebräuchen, Festen, Volksvergnügungen noch weitere Eigentümlichkeiten, die nicht notwendigerweise aus der Natur des Ortes hervorgehen, sondern nur darum so und nicht anders ausfallen, weil der Stamm oder die Gemeinde von andern abgesondert lebt. Dazu kommen dann noch geschichtliche und religiöse oder konfessionelle Zusätze. Ein Mensch, der bis zum zwanzigsten Jahre in einem solchen milieu, wie der heutige Modeausdruck heißt, von scharf ausgeprägtem Charakter gelebt hat, wird sich nur schwer in eine andre Umgebung einrichten und falls er seine Heimat zu verlassen gezwungen ist, sich zeitlebens nach ihr zurücksehnen.

Der Landmann verwächst natürlich mehr mit seiner Landschaft als der Städter, namentlich der Großstädter, der vor Häusern gar keine Landschaft zu sehen bekommt und eine seiner heimatlichen sehr ähnliche Umgebung in allen europäischen und amerikanischen Großstädten wiederfindet. Jener aber hängt mit umso leidenschaftlicherer Liebe an seiner Heimat, je mehr Eigentümliches sie an Landschaftsbildern und Volksgewohnheiten darbietet. Auch seine Beschäftigung, bestehe sie in Ackerbau oder Viehzucht oder in beidem, hat er lieb, weil sie gesund, angenehm, reich an gemütlichem Inhalt ist und ein höheres Maß persönlicher Freiheit gewährt als irgend eine andre. Selbst der Tagelöhner und der Knecht fühlen sich wohl, wenn sie nur satt zu essen haben und nicht geradezu schlecht behandelt werden, und sie beneiden den Vornehmen, namentlich den vornehmen Städter schon darum nicht, weil sie sich in ihrem Benehmen keinen Zwang auflegen, ihren Empfindungen unbefangen Ausdruck

Digitized by Google

geben dürfen und nicht viel aus Büchern zu lernen brauchen. Rabelais hat das in seiner heutzutage nicht mehr hoffähigen Sprache einen Bauernesel einem Herrenrosse erklären lassen. Außer dem baierischen Oberlande wird es freilich nicht mehr viele Dorfgemeinden im deutschen Reiche geben, wo dieses Behagen noch ungestört und ungetrübt genossen würde, aber völlig verschwunden ist es doch wohl kaum in den allerfortgeschrittensten Dorfgemeinden. Selbst der städtische Arbeiter hat sich in Deutschland noch Liebe zur Natur bewahrt, wie die Sonntagsausflüge der großstädtischen Arbeiterfamilien beweisen. Sidney Whitman hebt das in seinem bekannten Aufsatze „Der deutsche und der englische Arbeiter" besonders rühmend hervor gegenüber dem auch in andrer Beziehung „sonnenleeren" Leben der englischen Volksmassen.

Was wird nun die Folge sein, wenn alle diese Eigentümlichkeiten, mit Ausnahme der Berge, die glücklicherweise noch nicht eingeebnet werden können, verschwunden sein werden? Wenn es nur noch dem Namen nach Münsterländer, Pfälzer, Friesen, Altenburgerinnen, Dachauerinnen, wenn es auch keinen Bauernstand mehr geben wird, sondern nur noch größere und kleinere Gutsbesitzer und ländliche „Arbeitnehmer," die aber äußerlich und innerlich allesamt fein gesittete Herren und Damen sind, Herren in Lackstiefeln, gesteiften Halskragen, modischem Rock und Cylinder, Damen, die stets nach der neuesten Mode gekleidet sind? Herren und Damen, die keinem Aberglauben mehr huldigen (nach den „unwiderleglichen" Errungenschaften der Wissenschaft gehört ja das ganze Christentum mit Einschluß des Glaubens an einen Schöpfer zum Aberglauben), keine andern Vergnügungen kennen, als die in der guten Gesellschaft üblichen, d. h. den Skat, das Bierhaus, Konzerte, Bälle und Theateraufführungen, die allesamt hochdeutsch sprechen, eifrig Zeitung lesen, das Vereinsleben pflegen und auf der Höhe der Bildung stehen? Was wird die Folge dieser durchgreifenden Zivilisirung sein?

Zunächst die vollständige Ausrottung des Heimatgefühles und — der Vaterlandsliebe. Wenn man überall dieselbe Tracht, dieselben Sitten, dieselbe Bildung findet, dann ist ein Ort so gut wie der andre, und zwar, wohl gemerkt, nicht bloß ein Ort in Deutschland, sondern in jedem beliebigen zivilisirten Lande der Welt. Schon heute spottet man mit Recht über die Reisenden, die sich von Rieseln und Stangen nur zu dem Zwecke herumschleppen lassen, um sich zu überzeugen, daß von Hammerfest bis in die libysche Wüste hinein überall in der zivilisirten Welt die Kellnerfracks gleich schäbig und die Beefsteaks gleich zäh sind. Ist die Gleichförmigkeit erst bis in die entlegensten Winkel hinein überall durchgesetzt, dann giebt es für die Erholungsbedürftigen — abgesehen von der Luftveränderung — keinen Beweggrund mehr zum Reisen und für die Erwerbslustigen keinen Beweggrund mehr zum Bleiben. Das Ubi bene, ibi patria bedeutet dann nur noch: dort schlagen wir modernen Nomaden unsre Zelte auf, d. h. beziehen wir eine Mietwohnung, wo wir ein

Digitized by Google

paar Mark mehr verdienen können, sei es auch im Auslande. Höchstens die fremde Sprache könnte den nur mit Volksschulbildung ausgerüsteten noch abschrecken. Aber erstens findet er überall in der Welt Deutsche, zweitens ist das Hochdeutsch nicht in dem Sinne Muttersprache, wie der Dialekt es war, an dem, wer darin aufgewachsen ist, mit ganzer Seele hängt, und drittens fällt die Erlernung eines verdorbnen Französisch, Englisch oder Portugiesisch im Umgange nicht schwerer und beschwerlicher, als der schulgerechte Unterricht im Hochdeutschen dem in der Mundart aufgewachsenen Kinde gefallen ist.

Sodann fordert der gemeine Mann, wenn er auf seine lieben Gewohnheiten, seine volkstümlichen Vergnügungen, seine Ungebundenheit und Bequemlichkeit verzichten und sich den Anforderungen der Zivilisation, dem Modezwange und einer bureaukratisch geregelten Lebensweise unterwerfen soll, zur Entschädigung auch seinen Anteil an den Genüssen und Annehmlichkeiten dieser Zivilisation, ihrem Wohnungskomfort z. B., was ihm früher gar nicht einfiel. Für die ihm nun verwehrten Annehmlichkeiten, die umsonst zu haben waren oder Ersparnisse bedeuteten, tauscht er notgedrungen andre ein, die Geld kosten, und auch schon jene weniger angenehmen Dinge, zu denen er geradezu gezwungen wird, kosten Geld oder verursachen Geldverlust, wie das Schulegehen der Kinder in anständiger Kleidung, der Ausfall des Ertrages der Kinderarbeit (die gerade auf dem Lande am wenigsten inhuman ist, ist doch das Kühehüten geradezu ein Vergnügen), die unzähligen polizeilichen und sonstigen Meldungen und der damit verbundene Zeitverlust, Bescheinigungen, Beibringung von Urkunden u. dergl. Alles das fesselt noch dazu die freie Erwerbsthätigkeit, und so kommt der gemeine Mann ganz natürlicherweise auch ohne sozialdemokratische Agitation auf den Gedanken, daß der Staat oder die herrschenden Klassen, die ihn teils in der freien Erwerbsthätigkeit hindern, teils ihm geradezu Geld entziehen für Zwecke, deren Notwendigkeit er nicht einzusehen vermag, damit die Verpflichtung übernehmen, ihn zu versorgen, ihm jederzeit lohnende Beschäftigung zu verschaffen und ihm, wenn er nicht arbeiten kann, den Unterhalt zu gewähren. Nachdem der Staat diese Verpflichtung den Arbeitsunfähigen gegenüber durch die Zwangsversicherung feierlich anerkannt hat, nachdem er sie durch Bekleidung und Speisung der Schulkinder auch dem unmündigen Nachwuchse der Arbeiterbevölkerung gegenüber anerkannt haben wird (in diesem Winter sind zahlreiche Stimmen laut geworden, die das verlangen; die freiwilligen Spenden reichten in Hamburg, Berlin, Breslau und andern großen Städten nicht mehr hin, die mit leerem Magen zur Schule kommenden Kinder in belehrungsfähigem Zustande zu erhalten), wird nichts übrig bleiben, als auch den Unterhalt der arbeitsfähigen Erwachsenen vollends zu verstaatlichen.

Vor allem ist jener Zwang zum schließlichen Ausgleich der Einkommen nicht zu vergessen, der in der Gleichheit der Bildung liegt. Da jeder Arbeiter seine Zeitung liest und aus ihr eine oberflächliche Kenntnis aller Wissensgebiete

Digitized by Google

schöpft, bildet er sich in der That ein, auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis zu stehen und ihre Tiefen zu durchschauen. Zwei von den drei Dingen, die ohne einen methodischen Unterricht und aus der Zeitung nicht erlernt werden können, das Griechische und das Lateinische, werden als alter Plunder bezeichnet, mit dem endlich einmal aufgeräumt werden müsse, und das dritte, die Mathematik, glaubt der Fortbildungsschüler zu verstehen, weil ihm deren fertige Ergebnisse, die Formeln mitgeteilt werden. Das Widerstreben der Humanisten gegen die Beseitigung der alten Sprachen aus dem Schulunterricht beruht zum Teil auf der richtigen Einsicht, daß damit, wenn auch nicht der Bildungsunterschied, so doch die Möglichkeit seines überzeugenden Nachweises schwinden würde. In Nr. 1 der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen wird es der Schulkommission und der Regierung zum Vorwurfe gemacht, daß auch sie sich von dieser Besorgnis hätten leiten lassen; daher wären sie der Schaffung eines gemeinsamen Unterbaues für alle höheren Schulen ängstlich aus dem Wege gegangen. „Uns ist — heißt es Seite 7 — die Erkenntnis in völliger Klarheit aufgegangen, daß sich die Kommission und die Regierung, die ihre Beschlüsse leitete, nicht durch sachliche Gründe von dem einfachsten Heilmittel des gemeinsamen Unterbaues ableiten [doch wohl abhalten oder ablenken?] ließ, sondern durch Regungen eines falsch konservativen ständischen Geistes, als dessen Hauptträger wir den Kultusminister erkennen. Was wir als einen der höchsten Gesichtspunkte bei unsern langjährigen Bemühungen für die Schulreform betrachtet haben, daß sie helfen müsse, die lächerlichen und für jeden Ehrenman kränkenden Ausartungen des Kastengeistes allmählich in unserm Volke auszutreiben (wörtlich so!), die Gebildeten unter einander und so nach und nach mit den Ungebildeten an einen unbefangenen Verkehr zu gewöhnen (wunderbare Wortstellung!), in welchem nach und nach alle künstlichen Gegensätze fallen konnten und keine ernsthafte Schranke mehr blieb, als die Schranke zwischen ehrenhaft und unehrenhaft, gebildet und roh — gerade dieses Ziel, das uns der Geist wahrer Vaterlands- und Menschenliebe immer als das edelste empfehlen wird, hat unsern Vorschlag, wie es scheint, den maßgebenden Personen unannehmbar gemacht." Was werden die Volksschullehrer sagen, wenn ihre Zöglinge hier als Ungebildete den Zöglingen der höheren Schulen entgegengesetzt werden? Nein, meine Herren! Mit euern Bestrebungen gelangen wir zu einem Zustande, wo es nur noch gebildete, und zwar gleichmäßig gebildete, und höchstens durch die Fertigkeit in technischen Spezialitäten zu unterscheidende giebt. Ob aber durch die — selbstverständlich nur scheinbare — Gleichheit der Bildung allein schon ein unbefangener Verkehr aller Menschenbrüder hergestellt werden wird, das ist doch sehr die Frage. In Italien finden wir ihn, obwohl dort die Hoch- und Höchstgebildeten unter 65 Prozent Analphabeten umherwandeln; der Tagearbeiter spricht den vornehmen Mann artig und ohne Scheu an, und wird

Digitized by Google

von ihm als Gentleman behandelt. Nicht auf der Gleichheit der Schulbildung beruht diese Menschlichkeit des Verkehrs, sondern auf den unausrottbaren Traditionen des klassischen Altertums, die durch christliche Erwägungen verstärkt sind, und durch die Formgewandtheit des ästhetisch angelegten und sich in großer Freiheit bewegenden Volkes wird sie erleichtert. Man findet ähnliches bei den deutschen Älplern, obwohl sie ganz genau wissen, daß sie keine Gelehrten sind und auch gar kein Verlangen darnach tragen, welche zu werden. Im Standesbewußtsein liegt keine inhumane Schranke. Der Stolz auf den Berufsstand entspringt nicht der Verachtung der übrigen Stände, sondern der Kenntnis des innern Wertes des eignen Standes. Mag der Gelehrte seinen Stolz haben! Der Junker, der Bauer, der Handwerker, sie haben jeder ihren eignen Stolz; der hindert weder die gegenseitige Hochschätzung noch den freundlichen Verkehr. Daß aber nach Wegräumung aller landschaftlichen, konfessionellen (Konfessionslosigkeit ist ja eines der gefeiertsten Bildungsideale), Standes- und Bildungsschranken der Grad der Ehrenhaftigkeit den einzigen Unterschied ausmachen werde, bezweifeln wir ganz entschieden. Vielmehr wird dann das Volk noch mehr als schon jetzt einem Personenzuge auf der Eisenbahn gleichen und in Vermögensklassen zerfallen, die sich schroff und feindlich gegenüberstehen. Ist es etwa Bildung oder Tugend, was die Farbe der Fahrkarte bestimmt? Der durch Börsenschwindel reich gewordene Millionär fährt erster, der zum Gasthausbesitzer emporgestiegene Hausknecht zweiter, der mittlere Beamte und der anständige Bürgersmann dritter, der verunglückte Akademiker vierter Klasse. Zu Kasten werden die Stände erst dann, wenn der Übergang aus einem in den andern durch Gesetze verboten oder thatsächlich unmöglich gemacht wird. Das war aber im christlichen Europa zur Zeit seiner ständischen Gliederung nicht der Fall. Nicht darin besteht die von der Humanität und dem Christentume gebotene Gleichheit, daß man den zukünftigen Ochsenknechten und Steinklopfern ein höheres Maß von Schulwissen aufnötigt, als sie für ihren Lebensberuf brauchen, sondern darin, daß man auch dem Sohne des Ochsenknechts und des Steinklopfers den Zugang zur höhern Bildung nicht versperrt, wenn er Talent und Trieb zum Lernen zeigt. Mögen die Pfarrer, wie das ehedem üblich war, die Talente aus der Dorfjugend herausfuchen, sie im Privatunterricht prüfen und dann an höhere Lehranstalten bringen, und mögen deren Leiter solche Knaben freundlich aufnehmen und durch Unterstützungen fördern; wenn den Wenigerbegabten Kenntnisse, die sie nicht brauchen und die sie doch wieder vergessen, nicht erst aufgenötigt werden, so geschieht ihnen damit kein Unrecht. Zu beachten ist auch die durch Dittes auf dem letzten Lehrertage in den Kreisen unsrer Volksschullehrer hervorgerufene Agitation für die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligendienst und ihre schon ältere Forderung der fachmännischen, d. h. nur durch Volksschullehrer zu übenden Schulaufsicht. Die Durchsetzung beider Forderungen würde wiederum zwei Unterscheidungs-

Digitized by Google

zeichen der verschiedenen Bildungsstufen beseitigen und die Zöglinge der Volksschule in der Einbildung bestärken, daß sie den höheren Ständen in der Bildung gleichstünden und das etwa Fehlende sehr leicht aus Zeitschriften und dem Konversationslexikon ergänzen könnten.*)

Wenn nun die Gleichheit in Sprache, Sitte, Konfession oder Konfessionslosigkeit, Kleidung und Bildung vollkommen hergestellt, dafür aber die Ungleichheit des Vermögens und Einkommens durch die allgemeine Herrschaft des Großbetriebs in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel desto schreiender geworden sein wird, wird dann wohl die letztere noch aufrecht erhalten werden können? Wir glauben, die fünfzig oder hundert „Gentlemen Arbeitnehmer" werden dann eines schönen Tages ihren „Gentleman Arbeitgeber" in höflichster Form um die Auslieferung seines Kassenschlüssels ersuchen, weil sie sich der Aufgabe, das Vermögen, die Fabrik oder das Landgut, das sie beschäftigt, selbst zu verwalten, vollkommen gewachsen fühlen, und wir werden den Kommunistenstaat ohne blutige Revolution haben.

Man mißverstehe uns nicht! Wir sind keine solche Narren, daß wir das Rad der Zeit zurückdrehen und vom Dampfwagen zum Ochsenkarren zurückkehren wollten. Was nach Gottes Fügung kommen soll, das wird kommen, es mag uns gefallen oder nicht, und wie es aussehen wird, kann niemand wissen. Es wäre ja auch möglich, daß die Arbeitsteilung zu einer neuen ständischen Gliederung führte. Wir verkennen auch die Wohlthaten nicht, die dem Volke aus der allgemeinen Schulbildung, aus dem Zwange zur Beobachtung gewisser Formen, aus dem Weltverkehr, aus der lebhaften und allseitigen Berührung aller Bildungselemente entquellen. Wir wissen endlich, daß es gegen die nivellirenden Einflüsse des Militärdienstes, einer strammen, in alle Verhältnisse eingreifen Staatsverwaltung, des Schulzwangs, der Mode, des Zeitungswesens und des Reiseverkehrs schlechterdings keinen Schutz giebt, und daß kein Vernünftiger daran denken kann, auch nur eine der eben genannten Mächte zu vernichten.

*) Der Verfasser des übrigens zuerst in der Täglichen Rundschau erschienenen Aufsatzes freilich sieht möglichste Gleichförmigkeit der Bildung gerade für die einzige Schutzwehr gegen die Sozialdemokratie an. Er fährt an der angeführten Stelle fort: „Vielleicht hat man sie [die maßgebenden Personen] gelehrt, es als ein Ziel der Demokratie zu betrachten und zu fürchten. Wir wollen wünschen, daß sie nicht einst der Sozialdemokratie gezwungen zugestehen müssen, was sie der Demokratie, d. h. in diesem Falle dem Gleichheitsbewußtsein der gebildeten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts verweigern zu können glauben! Wir fragen uns in tiefster Besorgnis um den innern Frieden und das Gedeihen unsers Vaterlands, wie es möglich sein soll, daß die Gemeinschaft unsrer Gebildeten unter der Führung des Kaisers der Sozialdemokratie Herr werde, wenn man diese Gemeinschaft, statt sie mehr und mehr zu stärken, nur immer schärfer auseinanderreißt! Das ist die soziale Bedeutung der Konferenzbeschlüsse, eine unheilvolle Saat!" Wir überlassen es den Lesern, zwischen dieser Auffassung und der unsern zu entscheiden. Übrigens enthält der Artikel von Friedrich Lange — so heißt der Verfasser — viel Beachtenswertes und Manches, womit wir selbst übereinstimmen. Nur in dem hervorgehobenen Punkte glauben wir ihm widersprechen zu müssen.

Digitized by Google

Was wir sagen wollten, ist nur das, daß es gerade nicht nötig sei, einen von vielen gefürchteten Zustand, der im natürlichen Laufe der Dinge schon schnell genug herankommt, auch noch durch künstliche Mittel zu befördern, und daß es einen komischen Eindruck macht, wenn Leute, die ihren Abscheu vor der Sozialdemokratie nicht stark genug ausdrücken können, dem Kommunistenstaate im Galopp entgegeneilen.

In den letzten beiden Jahrzehnten war es der ehrenwerteste patriotische Eifer, der in der Meinung, damit das junge Reich zu stützen, gegen alle Besonderheiten anstürmte. Die Besorgnisse, aus denen dieser Eifer hervorging, scheinen sich gelegt zu haben. Man mag an maßgebender Stelle erwogen haben, daß, wenn die landschaftlichen, konfessionellen und Bildungsunterschiede das schwierige und große Werk der Reichsgründung nicht zu vereiteln vermocht haben, sie noch weniger das leichtere und geringere der Erhaltung gefährden können. Man wird sich des Wortes Bismarcks erinnert haben: Helfen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon allein! Man wird bei einem Rückblick auf die Geschichte gefunden haben, daß es nicht die deutschen Stämme waren, die ehedem auseinanderstrebten, sondern die deutschen Fürsten, und daß ohne deren selbstsüchtige Politik sogar die Einmischung des Papstes und der Konfessionshaß nicht stark genug gewesen sein würden, das Reich zu zerreißen. Man wird wahrgenommen haben, daß es nicht Abneigung gegen den Reichsgedanken ist, was namentlich in katholischen Landschaften eine kühle oder wohl gar feindselige Stimmung erzeugt hat, sondern Besorgnis vor drohender Vergewaltigung alter lieber Gewohnheiten und vor dem Zwange zur Annahme fremder Sitte. Die Liebe zur engeren Heimat, zu ihren Sitten, ihrer Konfession führt mit Notwendigkeit zur Vaterlandsliebe, sobald dem gemeinen Manne klar geworden ist, daß sein landschaftliches Volkstum nur in dem großmächtigen Reiche Sicherheit und Schutz findet.

Hütet euch also, möchten wir den Gesetzgebern, den Beamten, den Lehrern und den in mancherlei Vereinen thätigen Aufklärern zurufen, Besonderheiten und Volksgewohnheiten, sofern sie nur nicht wirklich schädlicher Aberglaube oder wirklich unsittlich sind, zu vernichten, Besonderheiten, die des Reiches Einheit nicht gefährden, es durch Mannichfaltigkeit schmücken und einen Damm gegen die den Kommunismus vorbereitende Gleichmacherei bilden! So lange wir im deutschen Vaterlande noch Gemeinden haben, die das Lutherlied anstimmen, und andre Gemeinden, die zum Gnadenbilde wallfahrten, Burschen, die in Kniehosen schuhplatteln, und andre Burschen, die im langen Rock und roter Weste zur Kirche gehen, Männer, die ohne das freie Feld oder ohne den Wald oder ohne das Meer nicht leben können, und die als Knaben die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Elemente durch fleißiges Schuleschwänzen bewiesen haben, so lange hat es noch gute Wege mit dem Phalanstère; so was läßt sich nicht zusammensperren.

Digitized by Google

Streifzüge durch die franzöſiſche Litteratur der Gegenwart

Von Ernſt Groth

7. Jean Richepin



Die verneinenden Geiſter pflegen nicht nur im politiſchen Leben über das kühnſte Selbſtvertrauen und die kräftigſten Stimmen zu verfügen, auch in der Kunſt und in der Litteratur ſind ſie zu allen Zeiten lärmend und rückſichtslos aufgetreten, haben auf die ſchöpferiſche Kraft der Zeitgenoſſen oft eine geradezu lähmende Wirkung ausgeübt und den geſunden Charakter ganzer Perioden wiederholt verdorben und gefälſcht.

Auch die franzöſiſche Litteratur der Gegenwart hat unter dieſem Einfluſſe der alles zerſetzenden Geiſter zu leiden. Manches Tüchtige und Gediegene, das unter andern Verhältniſſen geprieſen werden würde, verſchwindet hinter der Staubwolke eines litterariſchen Vandalismus, der auf den feſten Beſitzſtand überkommener Ideale, äſthetiſcher Grundregeln und ſittlicher Anſchauungen immer von neuem ſeine übermütigen und unſinnigen Angriffe ausführt und durch ſein lautes Treiben, beſonders bei den urteilsloſen Köpfen in Deutſchland, den Glauben erweckt, daß der ganzen franzöſiſchen Litteratur der Gegenwart der geſunde Atem ausgegangen ſei, und daß man in den dichteriſchen Erzeugniſſen der letzten zehn Jahre weiter nichts zu ſehen habe, als eine phosphorescence de la pourriture. Und doch giebt es neben dieſer lauten naturaliſtiſchen, ſymboliſtiſchen und impreſſioniſtiſchen Baggerarbeit auch manches Echte in Frankreich, das aus den unverſieglichen Quellen wahrer Poeſie zu Tage kommt und unſer Jahrhundert ſicher überdauern wird.

Freilich, wer über die Machwerke der Pornographen und über das ſogenannte Sittendrama mit ſeinen litterariſchen Neigungen nicht hinauskommt, wie das faſt bei allen unſern großen und kleinen Feuilletoniſten der Fall iſt, in deſſen Kopf muß allerdings mit der Zeit ein wunderliches Bild von dem geiſtigen Leben in Frankreich entſtehen. Iſt es nicht eine ſeltſame Erſcheinung, daß unter der endloſen Reihe unſrer Zeitſchriften die Grenzboten die einzige geblieben ſind, die auf das litterariſche Schaffen eines ſo hervorragenden

Digitized by Google

Dichters wie Sully Prudhomme hingewiesen hat? Aber Geister, die sich nicht in irgend eine Schule einschachteln lassen, aus deren Verherrlichung die modernen Litteraturträger in Deutschland kein Kapital schlagen können, haben immer um ihre Anerkennung kämpfen müssen. Zeigt sich überdies auch noch die Kritik über den Wert des Dichters nicht einig, so hat er trotz aller Vortrefflichkeit ein schweres Ringen auszuhalten.

Noch auffallender ist es, daß selbst französische Schriftsteller wie Jean Richepin, der den jungdeutschen Chorführern in vielen Zügen als ein Gleichgesinnter erscheinen müßte, nur von sehr wenigen wirklich gekannt wird. Jean Richepin gehört zu jenen verneinenden Geistern, die sich den Grundsatz: Scandaliser le bourgeois zur Losung gemacht haben; aber bei aller Lust am Zerstören besitzt er wenigstens schöpferische Kraft genug, um seinen Platz unter den ersten Schriftstellern der Gegenwart zu behaupten. Richepin läßt sich keiner litterarischen Gruppe einreihen, denn bald zählt ihn die Kritik zu den Parnassiens, bald zu den Symbolisten, bald schiebt sie ihn als verspäteten Nachzügler zu den Romantikern oder sogar zu den Klassizisten und Schülern eines Boileau.

Auch über seine Fähigkeiten und seine Leistungen sind die Kunstrichter nicht einig; so sagt der Führer der impressionistischen Kritik, Jules Lemaitre, von ihm: „Jean Richepin besitzt vor allem in seinen Versen Wohlklang, Fülle, lebendige Farbe, einen festen Plan und eine ausgezeichnete Sprache, die man wahrhaft klassisch nennen kann. Er ist der letzte unter unsern Dichtern, der, wenn er will, in der Lyrik über einen mächtigen Lebensodem und über einen breiten, gewaltigen Strom seiner Gedanken verfügt. Er ist der einzige, der seit Lamartine und Victor Hugo Oden geschrieben hat, die diesen Namen wirklich verdienen, der einzige, dem der Atem nicht vor dem Schlusse ausgeht; und zu gleicher Zeit hat dieser begeisterte Rhetoriker Lieder von so wunderbarer Klangschönheit gedichtet, daß man sie geradezu den Volksliedern an die Seite stellen könnte — mit einem Worte, er ist ein großer Dichter!"

Gerade das Gegenteil von dieser Lobpreisung giebt uns der Kritiker der Revue des deux Mondes, Ferdinand Brunetière, wenn er von Richepin behauptet, er besitze von einem Dichter weiter nichts als das Temperament; er habe weder Geschmeidigkeit des Ausdrucks, noch Tiefe der Empfindung, weder Schwung der Phantasie, noch Sympathie, d. h. jene unschätzbare Gabe, den Dingen nachzufühlen und das innere Erbeben in seine Verse hinüberzuleiten. Richepin sei nur ein halber Dichter.

Man muß in der That an diesen Schriftsteller einen andern Maßstab legen, als den dieser beiden Kritiker. Es wäre auch falsch, Richepin als einen Vertreter der sogenannten Décadence zu bezeichnen, denn die Eigentümlichkeiten seines dichterischen Wesens, die krankhaft sinnliche Richtung seiner Empfindungen, die alles zersetzende Schärfe seiner Gedanken, die sich zuweilen

Digitized by Google

ins Burleske überschlagen, die trotzige Verbissenheit und oft lächerliche Wut gegen alle menschlichen Ideale brauchen noch keine Merkmale einer in Auflösung geratenen Zeit zu sein. Wir finden zu allen Zeiten diese Ausbrüche brutaler Sinnlichkeit, diese verzweifelten Versuche, alles Göttliche und Menschliche in den Staub herunter zu reißen und Front zu machen gegen eine übermäßige Verfeinerung unsrer gesellschaftlichen Gewohnheiten, das litterarische Zigeunertum, worin sich viele Züge des alten gallischen Volksgeistes unverfälscht erhalten haben, ist in der französischen Litteratur niemals ausgestorben, auch heutzutage nicht, das beweist uns gerade Jean Richepin. Er behauptet zwar in seinen Blasphemien, er sei weder Lateiner noch Gallier, er gehöre überhaupt nicht zu der arischen Rasse, denn er stamme von dem Nomadenvolke der Turanen ab, denen er an Körperbau, Hautfarbe und Augenbildung gleiche; von ihnen habe er das unruhige Blut geerbt, den ungläubigen Sinn, den unbändigen Freiheitsdrang, l'horreur de l'Idéal et le soif du Néant. Aber diese hochtrabende Begeisterung für seine uralisch-altaischen Vorfahren ist nicht ernst zu nehmen. Im Grunde bleibt Richepin doch ein echter Gaulois, dessen urwüchsige Natur unter der Hülle des modernen Franzosen und klassisch gebildeten Mannes immer wieder hervorbricht.

Er giebt es selbst zu, wenn er in seinem ersten Werke: La chanson des Gueux sein Vorbild, François Villon, in einer Ballade besingt, den genialsten und liederlichsten Poeten des fünfzehnten Jahrhunderts, der sich bekanntlich nur durch seine Verse vom Galgen loskaufte:

Villon, du Dichterkönig, ganz in Lumpen,
Du Meister und du Bettler, stolz und roh!
Du Mädchenjäger, Grübler vor dem Humpen,
O Spielmann lockrer Weisen frisch und froh,
Du großer Träumer auf dem Sack voll Stroh —
Ja, deine Schelmenlieder schwinden nie,
Wie heilges Feuer sprühn sie lichterloh,
Du Lump, du Schurk, du Spitzbub — du Genie!

Insofern mit Richepin jene bald matter, bald kräftiger pulsirende Unterströmung des altfranzösischen Volksgeistes auch gegenwärtig wieder an die Oberfläche hervorbricht und sich unter die andern litterarischen Richtungen mischt, ist gerade dieser Dichter für den Litterarhistoriker eine äußerst interessante Persönlichkeit. Schon Lotheißen hat in seiner Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert auf die bemerkenswerte Thatsache hingewiesen, daß dieser Durchbruch des ursprünglichen Volksgeistes gewöhnlich einzutreten pflegt, wenn verschiedne Strömungen im litterarischen Leben auf einander stoßen, das Urteil und den Geschmack verwirren und eine ruhige Abklärung unmöglich machen; oder wenn nach erbitterten Kämpfen eine Stagnation eintritt, worin die Geister den neu anstürmenden Ideen gegenüber

Digitized by Google

thatenlos dastehen, weil sie dafür die richtige Form und den natürlichen Ausdruck nicht zu finden vermögen. Eine solche Stauung und Ermattung war besonders am Schluß des sechzehnten und am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erfolgt, wo der kirchenfeindliche und schlüpfrige Théophile de Viau seine Schelmenlieder schrieb, die ihn ins Gefängnis brachten; wo der geniale Cyrano Bergerac mit seinen haarscharfen Pointen gegen die überlieferte Dichterei zu Felde zog; wo der liederliche Saint-Amant seine lärmenden Zechlieder verfaßte, und der urwüchsige Mathurin Régnier die derbe Sprache des Volkes in die überfeinerte Poesie hineinzuschmuggeln versuchte. In diesen allen steckt etwas von dem unverwüstlichen Geiste eines François Villon.

Richepin hat die Erbschaft dieser litterarischen Landstreicher angetreten, denn er feiert Villon als den roi des poëtes en guenilles, er nennt in seinen Blasphèmes den „feinen" Théophile und den „guten, dicken" Saint-Amant seine Führer durch die Schenken und Lasterhöhlen und stimmt Théophiles Schmähungen auf Rom von neuem an. Auch das Schicksal, das die Chanson des Gueux über Richepin gebracht hat, seine Verurteilung zu dreißig Tagen Gefängnis, zeigt viel Ähnlichkeit mit den trüben Erfahrungen jener Kraftgeister im siebzehnten Jahrhundert. Ce livre est non seulement un mauvais livre, mais encore une mauvaise action! Mit diesem kritischen Urteilsspruch wurde über Richepins Bettlerlieder der Stab gebrochen, obwohl von andern Schlimmeres und später von ihm selbst viel ärgere Dinge veröffentlicht worden sind. In dieser Beziehung hatte er dasselbe Los wie Baudelaire, als dieser seine Fleurs du Mal geschrieben hatte, und wie Flaubert, als sein Roman Madame Bovary erschienen war.

Man hat Richepins Chanson des Gueux als einen höhnischen Angriff auf unsre gesellschaftlichen Verhältnisse und staatlichen Gesetze bezeichnet, als eine Apotheose des Vagabundentums mit all seiner Roheit und Versunkenheit, mit allen seinen Gebrechen und Lastern; doch scheint es uns, als zeigte er in diesen Gedichten gar nicht die Absicht, für die Not und das Elend der Enterbten irgendwie Stimmung zu machen, wie etwa Victor Hugo mit seinen Misérables, oder gar die Massen zu revolutionärer Selbsthilfe darin aufzureizen. Es sind fast alles bloße Studien, kleine Genrebilder nach Art der Holländer, oder auch nur schelmische Versspielereien, worin er den Ton und die Sprache eines Villon, eines Marot oder Rabelais nachzuahmen sucht. Daher braucht man seinen Worten auch nicht vollen Glauben zu schenken, wenn er in der Vorrede zu seinen Bettlerliedern sagt: „Ich liebe meine Helden, meine armen Strolche, die nach jeder Richtung hin beklagenswert sind, denn nicht nur ihr Gewand, auch ihr Gewissen ist zerlumpt. Ich liebe sie nicht deswegen, sondern weil ich meine Blicke auf ihr Elend gerichtet habe, weil ich meinen Finger in ihre Wunden gelegt, ihre Thränen von ihren schmutzigen Bärten gesogen (man denke!), von ihrem sauern Brote gegessen, von ihrem berauschenden Fuselwein

Digitized by Google

getrunken habe. Ich habe zwar nicht entschuldigt, aber doch ihre seltsame Art erklärt, wie sie das Rätsel der Lebenskämpfe lösen; ich habe ihr Zufallsdasein auf dem Rande der Gesellschaft erklärt und auch ihr Bedürfnis nach Selbst- und Weltvergessenheit, nach fürchterlichem Rausch, nach Freude, nach jener Freude, die wir roh und wüst finden, und die dennoch die wahre Freude ist, jene reine Freude mit dem erschütternden Lachen, mit den thränenden Augen, mit dem offnen Herzen, die junge und menschliche Freude — der Sonne gleich, die immer Sonne bleibt, selbst auf der Mistpfütze, selbst auf der Blutlache."

Daß die Chanson des Gueux stellenweise an Widerwärtigkeiten das möglichste leistet, ist erklärlich, denn wenn sich der Dichter diesen unsaubern Stoff einmal wählte, so konnte er seine Gestalten unmöglich die Sprache des Salons reden lassen. Er gebraucht dann auch das Landstreicherargot, das Largonji noch ausgiebiger als Murger in seinen Scènes de la Vie de Bohème, und hat, um seinen Landsleuten das Verständnis für seine Ausdrücke zu erschließen, den Bettlerliedern ein Glossar beigefügt, worin er seine dem Volksmunde entlehnten Wörter erklärt und damit dem Forscher allerdings manche interessante Spracherscheinung bietet.

Der erste Teil dieses Werkes: Gueux des Champs enthält eine Reihe nach Form und Inhalt vortrefflicher Stücke, z. B.: Ce que dit la pluie; Le merle à la glu; Oiseaux de passage; und auch die Odyssee des Vagabunden, worin das realistische Idyll Grand-père sans enfants ein ansprechendes Genrebildchen ist, hält durch ihre originelle Kraft den Leser in Spannung. Aus den beiden andern Teilen Gueux de Paris und Nous autres Gueux rechnen wir zu den besten Stücken das folgende Trostsonett:

O Bettlerelend! Nur das Geld ist wahres Glück!
Die Macht, den Ruhm, die Freude haben nur die Reichen!
Schon auf den Nasen strahlt ihr Gold als rötlich Zeichen,
Den Aussatzkranken selbst bringt Reinheit es zurück.

Sie haben alles: guten Wein, das fetteste Stück;
Vor ihrem Luxus muß ein jeder Schmuck verbleichen,
Und schöne Dirnen haben sie in Seide ohne gleichen,
Und alle Reize öffnen sich vor ihrem Blick!

Bah! Bettler haben auch bei ihrem Jammerlos
Gar reiche Schätze: ihre Träume, ihre Lieder!
Nur wenig ists, und doch ist oft die Freude groß.

Und manchen Glücklichen seh ich auch hin und wieder,
Der als sein einzges Gut nur die Verdauung kennt
Und den beschnittnen Thaler, den man Mond auch nennt.

Richepin liebt es, selbst in diese Lieder klassische Zitate einzuflechten, und das ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß der Dichter an der klassischen Milch groß geworden ist, daß er auf der École normale studirt

Digitized by Google

und seine Diplome mit Auszeichnung davon getragen hat. Umsomehr wird aber auch der Verdacht bestärkt, diese Bettlerlieder und auch das folgende Werk Les Caresses seien mehr ein zügelloses Spiel seiner Phantasie und seiner rhetorischen Gelüste, als Ausfluß dichterischer Überzeugung und Begeisterung. Was er in diesen Gedichten unter Liebe versteht, das drückt er ziemlich deutlich mit den Versen aus:

Die Liebe meines Innern, die mich zu kochen droht,
Sie zeigt sich nicht platonisch, nach keuscher frommer Weise,
Sie ist kein Halbgefrorenes mit Zuckerbrot,
Sie ist ganz Fleisch, ist eine wilde, geile Speise.

Oder noch widerwärtiger in den Versen:

Vos amours, ô bourgeois, sont des fromages mous;
Le nôtre un océan d'alcool plein de remous.

Und wenn sich unter diesen sogenannten „Liebkosungen," die einen reichen Beitrag zur Ästhetik des Häßlichen liefern, wirklich einige Stücke von Reinheit und Schönheit finden, wie Voix des choses und Bon souvenir, so behält doch ein Kritiker Recht, wenn er von Richepin sagt: Sa religion est le panchœrisme et le panphallisme.

Sein Schrecken vor dem Ideal, wie er selbst sagt, und sein Durst nach dem ewigen Nichts haben ihm auch seine Lästerlieder, Les Blasphèmes, in die Feder diktirt. Die französische Litteratur ist reich an derartigen dichterischen Versuchen, alles herunterzureißen, was der Mensch an religiösen Begriffen, an sittlichen Grundsätzen und lebensschmückenden Einrichtungen überkommen hat, und woran er auch, Gott sei Dank, trotz aller Verhöhnungen mit ruhiger Zähigkeit festhält; aber noch niemals ist ein Werk erschienen, das so in einem Zuge, von Anfang bis zu Ende, und mit einer so selbstzufriedenen Niederträchtigkeit die Kunst zu spotten und zu lästern ausübte. „Ich bin — sagt der Dichter in der Vorrede — weiter gegangen, als je einer in dem freimütigen Ausdruck der materialistischen Glaubenssätze. Ich habe für die Theorie einer Welt ohne Gott die letzte Formel gefunden, die niemand aufzustellen den Mut hat, und die doch alle im geheimen befolgen. Ich glaube das letzte Wort des wirklichen Atheisten ausgesprochen zu haben."

Es ist ein wunderliches Werk, diese Bibel des Atheismus, wie er seine „Blasphemien" nennt, denn er greift darin die Kirchengläubigen ebenso wütend an, wie die Deisten und die Freidenker, die sich an die lächerliche Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen klammern; die Skeptiker kommen darin ebenso schlecht weg, wie die Positivisten, ces ramasseurs de bouts de faits, wie die Materialisten, die von Ursachen und Gesetzen faseln, statt von Zufällen und Gewohnheiten, wie die Gelehrten, deren wissenschaftliche Formeln aus bloßen Silbenstechereien bestehen, wie die Anbeter der Vernunft und die

Digitized by Google

Heuchler und Dummköpfe, die von Recht, Eigentum, Familie, Gesellschaft, Sittlichkeit und dergleichen Dingen den Mund voll nehmen.

Es wäre thöricht, Richepin in seinen ungeheuerlichen Gedankengängen widerlegen zu wollen, denn seine „Blasphemien“ sind weiter nichts, als verzweifelte Ringkämpfe eines tollgewordenen Menschen mit den Sternbildern am Himmel. Man sieht den Athleten, wie er alle Sehnen, Nerven und Muskeln zu gewaltiger Kraftleistung anspannt, wie er ungestüm vordringt, mit den Armen in die Luft greift, keucht und schwitzt, wie er alle Stellungen einnimmt, die ein Ringkämpfer bei seiner Arbeit einzunehmen pflegt; man erstaunt vielleicht über seine Gewandtheit und Fertigkeit, aber man wird dabei den Eindruck eines sehr komischen Schauspiels doch nicht los. Seine „Blasphemien“ müßten in der That auch langweilig wirken, wenn sie nicht durch ihre groteske, kaum wiederzugebende Ausdrucksweise die Heiterkeit des Lesers herausforderten; ein einigermaßen zahmes Beispiel mag hier stehen:

Mais ces faux appétits, cette soif téméraire
D'infini, d'idéal, je les leur crache aux nez
Et je vais leur souffler au cul pour me distraire!

Allerdings eine sehr poetische Zerstreuung für einen materialistischen Dichter.

Er flucht den Frühlingssängern, die den April fortwährend angröhlen; auch seine Bienen seien ausgeflogen, um das Ideal, das Gebet, das Schöne, das Wahre, das Gute, die Liebe und andre Illusionen zu suchen, aber sie seien mit bittern Säften zurückgekehrt. Fast alle seine Sonnets amers sind auf eine verblüffende Pointe aufgebaut; er hat sich auch in dieser Kunst Cyrano Bergerac zum Muster genommen, der in seiner Lobrede auf die Pointe sagt: „Wenn es nötig ist, daß man um einer Pointe willen aus einem schönen Dinge ein häßliches macht, so kann eine solche seltsame und schnelle Verwandlung ohne Gewissensbisse ausgeführt werden, und immer hat mans gut gemacht, wenn mans nur gut gesagt hat. Man wägt die Dinge nicht ab; wenn sie nur glänzend in die Augen springen, so ist alles vortrefflich!“

Nach diesem Rezept scheint Richepin die fünfundzwanzig „bittern Sonette“ gedichtet zu haben, die den zweiten Teil seiner „Blasphemien“ bilden. Unter ihnen ist eines der besten das Sonett Analyse; der darin behandelte Gedanke von der Nichtigkeit der Thränen ist allerdings nicht neu, aber gerade die Art der Ausführung ist für Richepin sehr charakteristisch:

O Thränen, die wir oft Erlöser nannten
Vom Gram, der wolkengleich herniedersinkt
Und mit Gewittersturm auch Regen bringt, —
O schönster Trank, den je Verliebte kannten,
Wenn durst'ge Lippen, die vor Wollust brannten,
Dich schlürften, wie die Sonne, glutumringt,
Den Regenbogen mit der Wolke trinkt —
O Thränen! meines Herzens Diamanten,

Digitized by Google

Die ihr wie Tau geknickte Blüten ziert:
Gelehrte haben euch analysirt
In Kesseln und Retorten, o Verrat!

Da fanden sie gar wunderbare Sachen:
Salz, Wasser, Drüsenschleim und Kalkphosphat.
O Thränen — Diamanten? — Laßt mich lachen!

Mit diesem kaustischen Spott übergießt und zersetzt Richepin alle Freuden des Lebens und alle heiligen Empfindungen der Seele: Elternliebe und Jugendglück, Lachen und Lieben, Wissen und Streben, und doch kommt er schließlich zu dem Ergebnis, daß man nur auf Erden das Paradies zu suchen habe. Die ewigen Wiederholungen derselben Gedanken wirken zuletzt auf den Leser wie das einförmige Summen eines Brummkreisels. Von echter dichterischer Kraft zeugt in dieser Sammlung nur der Teil: La chanson du sang, die er auch, Victor Hugo nachahmend, als eine Legende der Jahrhunderte bezeichnet. Er lauscht dem Rollen und Singen der Blutkörperchen in seinen Adern, und aus jedem Kügelchen hört er einen Teil seiner Abstammungsgeschichte und erkennt darin den Geist und das Leben eines seiner Vorfahren wieder. Er hört darin die kreischende Stimme eines Hallenweibes, die frivole Sprache eines Marquis, die Philosophie eines Schülers von Descartes, das Brüllen eines Seeräubers, die Lieder eines verbummelten Poeten. Sie raunen ihm zu die Geständnisse eines Florentiner Malers, eines Zigeunermädchens, eines Banditen, eines abenteuerlichen Eroberers; er hört aus seinem Blute die Stimme eines Türken, eines Vampyrs, eines Gefolterten, eines Folterers, eines Scholaren, eines Mordbrenners; er fühlt in sich die Reste eines Nomaden, eines Hunnen. Man sieht, es liegt dieser Chanson du sang eine tolle Träumerei zu Grunde, die fast an die Hallucinationen eines Wahnsinnigen erinnern; und doch offenbart er gerade in diesen Liedern einen mächtigen Schwung der Phantasie und eine feurige, oft dithyrambische Sprache, in der er bald die poetische Kraft eines Musset, Victor Hugo oder Lamartine erreicht, bald den volkstümlichen Balladenton anzuschlagen weiß, und selbst sein ausgesprochner Gegner, der Kritiker Brunetière, kann nicht umhin, hier seine Anerkennung, besonders über das Gedicht Les Nomades, auszusprechen. Dort, wo Richepin die letzten Idole der Menschheit, Vernunft, Natur und Fortschritt, angreift und zu zertrümmern sucht, führt er den ganzen Wirrwarr seiner naturphilosophischen Ansichten ins Feld, die von unzähligen Erinnerungen an Lucrez, Plinius, Juvenal, Darwin und Schopenhauer durchsetzt sind. So kommt er denn auch in den Blasphèmes zu dem pessimistischen Schluß: On ne peut trop gémir du malheur d'être né.

Hatte Richepin in seinen „Bettlerliedern" eine ganze Galerie von realistischen Studien, übermütigen Skizzen und fein durchgeführten Genrebildchen

Digitized by Google

gesammelt, so erprobt er in La Mer, dem folgenden Werke, seine ganze dichterische Kraft in der wechselvollen Schilderung des Meeres und des Seelebens. Auch hier tritt fast noch stärker als in der Chanson des Gueux das gesunde Bestreben hervor, nur das Angeschaute, das Selbsterlebte und Selbstempfundene darzustellen. Um das Meer mit seinen unendlichen Geheimnissen, mit seinen bestrickenden Reizen und seinen gefährlichen Naturgewalten aus eigner Erfahrung kennen zu lernen und das fremdartige Leben, Denken und Fühlen der Seeleute in ihrer Thätigkeit mit eignen Augen zu studiren, hatte sich der Dichter als gewöhnlicher Seemann heuern lassen und hat lange Zeit auf Küstenfahrern und Fischerjollen ein freies Matrosenleben geführt. „Ich habe — sagt er — gearbeitet, gegessen und mein Brot unter den vierschrötigen Seebären verdient, die mich als Schiffsjungen behandelten. Ich habe mir ihren Juchtelfuchtel in die Kehle gegossen und in ihren Hängematten und auf ihren Pritschen geschlafen. Ich habe ihre Lieder gesungen und ihre Gedichte erlebt, und manche Verse wirst du hier finden, die ich beim Zusammenklatschen der Segel ersann, wenn ich unter meinem Südwester auf Wache stand, den Rücken gegen den Mastbaum, die Augen nach den Sternen gekehrt."

Es weht in der That durch diese Seestücke, die dichterisch höher stehen, als z. B. Michelets Schilderungen des Meeres, ein frischer, natürlicher Hauch; man hat von einigen denselben lebendigen und erquickenden Eindruck, wie von den Seegemälden eines Ludolf Backhuysen. Licht, Himmel, Luft, Wolken, Schaumkronen, Klippen, Strand, alle diese Teile eines wirkungsvollen Seestückes weiß der Dichter geschickt in seinen Versen zu gruppiren, für alle einen warmen Farbenton zu finden und die ganze Schilderung bald in dem ruhigen, breiten Fluß einer Idylle, bald in dem schnellbewegten, sich überstürzenden Tempo einer Ballade dem Leser vorzuführen. Ein vortreffliches Stimmungsbild ist z. B. das Gedicht En Septembre. Die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit der Verse, die Kraft und Fülle der Sprache, worauf schon Wätzoldt in einem Berliner Vortrage hingewiesen hat, die Freiheit und Schönheit der Gedanken, womit er selbst wissenschaftliche Ergebnisse und Theorien in seine Dichtungen hineinzuweben weiß, all diese Vorzüge des Dichters treten in keinem Werke so unverkennbar zu Tage, wie in La Mer. Nur die Plejaden und die Romantiker haben in ihren Werken einen ähnlichen Reichtum an verschiedenartigen Versformen entfaltet. Es klingt fast tändelnd, wenn Richepin z. B. in seinem Hymnus auf das Wasser die Theorie von der Urzelle rhythmisch entwickelt:

Hier, wo die Woge zerrinnt,
Hier beginnt
Die Liebe, das Leben im Meere.
Das Protoplasma erschafft
In seiner Kraft
Die Zelle und die Monere.

Digitized by Google

Gesegnet sei dieser Schlund
Bis zum Grund,
Wo Schlamm und Unrat brüten.
Dort aus der Tiefe erstand
Als fruchtbares Land
Die Erde in herrlichen Blüten!

In seinem Roman Braves Gens läßt Richepin den armen Musiker Yves de Kergonët ausrufen: J'ai mon idéal, la chanson populaire. Auch Richepin geizt nach dem Ruhme der Volkstümlichkeit, und manche seiner Matrosenlieder sind es auch wert, z. B. das Ruderlied, das Lied vom schlechten Wirt, das Lied von der schönen Tochter des Seeräubers, um die sich Könige, Kaiser und Sultane vergebens beworben haben, und die ihre Liebe schließlich einem lustigen Matrosen schenkt, der heitre Liebeslieder zu singen weiß. Es geht zuweilen auch in La Mer ein ausgelassner Ton durch seine Verse, doch bleibt die Grundstimmung ernst und melancholisch. So nennt er das Meer „die bittre Thräne der untröstlichen Erde", so knüpft der Dichter überall seine pessimistischen Betrachtungen an, wenn er den verlornen Schmetterling über dem weiten Meere dahinflattern sieht, oder mit den Blicken die Seeschwalben verfolgt, die mit ihren Flügeln die letzten Nebel zerteilen, damit die Frühlingssonne durchbrechen kann, oder wenn er die kurzlebigen Wellen schildert, die sich sterbend zurauschen:

A longue existence longs soins,
Et vivre peu, c'est souffrir moins.

Von seinen Bühnenstücken kann nur dem dreiaktigen Lustspiel Monsieur Scapin ein bleibender Wert zugeschrieben werden; Richepin sucht darin eine freie Nachahmung der klassischen Komödie zu liefern. Den reich gewordenen Scapin treibt der Ehrgeiz in höhere Gesellschaftskreise, er will seine Tochter Suzette an einen Advokaten verheiraten, ohne mit der Schwierigkeit zu rechnen, daß das Mädchen ihr Herz unter Zustimmung ihrer Mutter bereits einem jungen Musiker geschenkt hat. Der Dichter hat das Stück in Versen geschrieben, die an Freiheit, Wohlklang und Kraft den klassischen nicht nachstehen, und das täuscht denn auch über die matte Erfindung der Fabel und die gewaltsam verzögerte und auseinandergezogene Handlung hinweg.

Größeren Erfolg hat Richepin auf dem Gebiete des Romans errungen; er ist auch hier, wie in seinen Gedichten, aus einer verworrenen, naturalistischen Auffassung und Darstellung menschlicher Probleme zu glücklichern Grundsätzen durchgedrungen und hat es auch hier verstanden, das den Naturalisten fehlende Spiel eines alle Gegensätze versöhnenden Humors besonders in seinen spätern Romanen mitwirken zu lassen. Sein erster Roman freilich, La Glu, die Leimrute, gehört nach seiner ganzen Anlage und Durchführung den Kokottenromanen gemeinster Sorte an. La Glu, die geschiedene Frau eines Arztes,

Digitized by Google

hat in Paris unter ihren Anbetern auch den Enkel eines reichen Grafen aus der Provinz. Der Alte erfährt von dem Verhältnis seines Erben, der im Begriff ist, die Kokotte zu heiraten, läßt ihn zu sich kommen und verschreibt sich als angenehme Zerstreuung für den jungen Adelphe, ohne dessen Auserwählte zu kennen, eben jene Glu, die den Wahlspruch führt: Qui s'y frotte, s'y colle. Das Unglück, hängen zu bleiben, passirt denn auch dem alten Grafen, desgleichen einem unschuldigen, gutherzigen Fischerjungen, dessen Mutter den Spaß aber falsch versteht und der Glu mit einem Axthiebe den Schädel spaltet.

Natürlicher in der Charakterzeichnung und weniger widerlich im Stoff sind der Roman Madame André, worin er die Seelenkämpfe eines verirrten Weibes schildert, und die etwas romantisch gehaltene Geschichte Miarka, la fille à l'ours, worin er im Gebrauch ungewöhnlicher Wendungen und altertümlicher Ausdrücke schwelgt. Den Lexikographen wird wohl dieser Roman einen besondern Genuß gewähren; andre Leser jedoch werden sich kaum mit Ruhe durch diesen Urwald fremdklingender Wörter hindurcharbeiten.

Lebendig und anschaulich geschrieben sind einige Teile des Romans Césarine, besonders da, wo Richepin das Elend der in die Schweiz geworfenen Ostarmee schildert und die entsetzlichen Szenen, die sich nach dem deutsch-französischen Kriege in Paris abspielen. In diesem Kampfe geht sein Freund Paul de Roncieux zu Grunde, dessen Geschichte und Liebe zu der edeln Césarine der Dichter erzählt.

Nach Entwurf, Aufbau und Gedankeninhalt am wertvollsten ist sein Roman Braves Gens. Hier entwirft er in scharfen Zügen und frischen Farben ein fesselndes Bild von der Pariser Künstlerbohème. In seinem Helden Yves führt er uns den Typus eines kunstbegeisterten, anspruchslosen und gutmütigen Musikers vor, der sich nach langen Kämpfen und Entbehrungen doch noch zu einem bescheidnen Lebensglück hindurcharbeitet. Der Verfasser wirft zuweilen interessante Schlaglichter auf die litterarischen und künstlerischen Zustände der Gegenwart, die in den Köpfen vieler Geister eine heillose Verwirrung anrichten. So sprechen die jungen, bahnbrechenden Dichter in ihren Versammlungen von einem neuen Verse, worin der Gedanke durch eine Art von Musik ersetzt werden soll, worin die Wörter, die Klangfarbe und die Harmonie von Tönen erhalten und die einfachen Tonvariationen der Silben genügen sollen, um Bilder und Vorstellungen in der Phantasie zu erwecken. Diese Kunst nennen sie l'écriture suggestive. Die Maler erheben gewissermaßen auf eine psychologische Malerei Anspruch, indem sie nur den Eindruck der Dinge wiedergeben wollen, die einen nämlich durch das flüchtige grelle Glitzern des in freier Luft unendlich zerteilten Lichtes, die andern durch die Zusammenstellung eines dessin initial et primitif. Die Musiker sind der Ansicht, daß ihre Kunst schließlich alle übrigen auffangen werde, da sie die sinnlichste und zugleich die geistigste, die

Digitized by Google

freieste und doch am meisten mathematische sei, die einzig geeignete, das Unaussprechliche auszudrücken, und auch die einzige, die man in allgemeine Formeln wie eine algebraische Gleichung bringen könne.

Ein merkwürdiger Charakter unter diesen braves gens ist der Schauspieler Tombre, der die Pantomimik für den Gipfel der dramatischen Kunst hält, weil das Wort dem Genie des Schauspielers doch immer Fesseln anlege und den Seelenzustand nie so kräftig und wahr wiedergeben könne, wie das mimische Spiel. Nach seiner Ansicht müssen die Verse ganz monoton ausgesprochen werden, der Inhalt und die Bedeutung der Verse dagegen ist durch „organische Physiognomie“ auszudrücken, die der Rolle wissenschaftlich angepaßt werden muß. Der Schauspieler hat also gleichsam durch die verschiedenen Variationen seiner Stellungen, seines Mienenspiels und seiner Bewegungen die charakteristischen Worte zu unterstreichen. In dieser Auffassung spielt denn auch Tombre die Rolle des Orest; seine Verse tönen einförmig wie das Brummen einer großen Orgelflöte, aber sein gewundener und verrenkter Körper phrasirt alle Gedanken, Wörter, ja sogar Silben mit den Beinen, singt sie mit den Lenden, betont sie mit den Hüften, donnert sie mit den Schultern heraus und giebt ihnen Klangfarbe mit den Armen. Das Publikum sitzt vor dieser außerordentlichen Leistung einer pantomimischen Phrasirung mit offnem Munde wie verblüfft da; dann aber erhebt es seine Stimme zu einem brüllenden und wiehernden Gelächter und weiß dem Künstler durch dieses Organ mindestens ebenso deutlich seinen Seelenzustand auszudrücken, wie durch die Pantomimik. Richepin will hiermit einen Hieb gegen die Symbolisten ausführen, die in der Poesie lediglich eine Kunst der Rhythmen und der Silben sehen und mit ihren Dichtungen darauf ausgehen, durch eine mystische Beziehung zwischen Wortklang und Empfindung musikalische Erregungen in der Seele des Lesers wachzurufen. Daher schwärmen die Symbolisten unter der Führerschafe eines Stéphane Mallarmé und Paul Verlaine auch nur für die mystische Musik eines Wagner, für Parzival und den heiligen Gral, für die Präraphaeliten, für die Gemälde eines Puvis de Chavannes und eines Gustave Moreau, denn nach ihrer Ansicht ist nicht nur jede Musik und jedes Gedicht, sondern auch jede Landschaft weiter nichts, als ein état de l'âme.

Schon in La Mer hat sich Jean Richepin gegen diese Schule der Symbolisten gewandt: „Wir meinen — sagt er in einem Gedicht —, daß die Natur ihr eignes Antlitz habe, und daß wir uns nicht immer selbst in ihr bewundern dürfen, wir wollen in ihre Ursachen und Wirkungen eindringen, die Naturkräfte verfolgen in ihren Wandlungen unter den verschiedensten Wesen, die von der Natur geschaffen und vernichtet werden. Die Oberfläche gefällt uns, aber noch mehr die Tiefe; wir überlassen es den Träumern, die Sterne anzubellen. Denn um das Leben in der Natur besingen zu können, dazu gehört heutzutage mehr: C'est peu, d'être poëte, il faut être savant!“

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Ein merkwürdiges Schriftstück ist in verschiednen Zeitungen erschienen. 466 Männer, „Mitglieder verschiedner religiöser Bekenntnisse und politischer Parteien," fordern zum Beitritt zu einem von ihnen unter dem oben angeführten Namen gegründeten Vereine auf. „Sie wollen der antisemitischen Agitation mit Wort und Schrift entgegentreten. Sie wollen wirklich vorkommende Ausschreitungen und Mißstände weder verhehlen noch entschuldigen, sondern durch positive Einwirkung, insbesondre auch durch wirtschaftliche Maßregeln, solche zu beseitigen suchen." In den Reihen der Unterzeichner begegnen wir einer Anzahl ausgezeichneter, in allgemeiner Achtung stehender Männer, gewissen Schriftstellern, die keiner Einladung, an einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten, widerstehen können und daher in allen Prospekten figuriren, einigen Namen, deren Träger wohl noch nicht lange in der Lage sein dürften, von einer „Ehrensache für uns Christen" zu sprechen, und vielen Unbekannten. Sie alle bilden unzweifelhaft eine stattliche Menge, aber es wäre doch vielleicht vorsichtiger gewesen, nur einige im Namen von 466 vor die Öffentlichkeit treten zu lassen. Denn fängt man an, die Unterzeichner nach verschiednen Kategorien zu gruppiren, so entdeckt man, daß die freisinnigen Abgeordneten ziemlich vollständig auf dem Platze erschienen sind (nur ihr Führer fehlt — da er doch wohl kein Antisemit ist, mag ihm die Rücksicht, daß sein Name abschreckend wirken könnte, veranlaßt haben, im Hintergrunde zu bleiben); allein es drängt sich immer aufs neue die Frage auf: weshalb hat derundder nicht unterzeichnet, da augenscheinlich an seinem Wohnorte, in seinem Gesellschaftskreise eifrig geworben worden ist? Doch ist das Nebensache. Der Verein will wirklich vorkommende Ausschreitungen und Mißstände nicht verhehlen. Was heißt das? Will er sie durch Schrift und Wort zur weitern Kenntnis bringen? Damit würde er die Geschäfte des Antisemitismus besorgen. Oder soll „verhehlen und entschuldigen" besagen: „beschönigen?" Und was haben wir uns unter den wirtschaftlichen Maßregeln vorzustellen? Der Ausdruck ist ein wenig zu allgemein gefaßt, als daß man sich auf einen solchen Wahlspruch um das Banner des neuen Vereins scharen könnte. Die ganze Frage ist aber sehr wesentlich eine wirtschaftliche. So viel schlechte Leidenschaften und Begierden sich in den Dienst des Antisemitismus gestellt haben mögen, weder sie noch die Thätigkeit der Agitatoren würden eine solche Volksbewegung hervorgerufen haben, wenn nicht in der That sehr ernste Mißstände Abhilfe forderten. Diese Abhilfe zu leisten, sind aber unsers Erachtens viel weniger die Christen (um die Bezeichnung beizubehalten, obwohl der Glaubensunterschied kaum etwas mit der Sache zu thun hat) imstande als die wirklich, nicht nur dem Namen nach, nationalisirten Juden, die mit Entschiedenheit jede Gemeinschaft mit den unsaubern Elementen abweisen müssen, deren Treiben allerdings „die sittlichen Grundlagen des Staates und der Gesellschaft gefährdet." Sollten die Gründer des Vereins von solchem Treiben nichts wissen, so wären sie am allerwenigsten berufen, als Reformatoren aufzutreten. Zwei Jahre mag es herſein, daß mehrere von ihnen als Anwälte des Fremdwörterunfuges auftraten: wir fürchten, der Aufruf wird keine andre Wirkung haben, als damals die Kriegserklärung gegen den deutschen Sprachverein.

Digitized by Google

Nachschrift der Redaktion. Wir möchten den vorstehenden Bemerkungen noch die Vermutung hinzufügen: nicht einmal unsre jüdischen Mitbürger werden sich bereit finden lassen, Geldsendungen an den Herrn Kassirer zu machen. Weder für „Wort und Schrift", noch für „wirtschaftliche Maßregeln." Was will man denn thun? Für Wort und Schrift wird nicht so sehr viel Geld nötig sein. Oder will man der verjudeten Presse Unterstützungsfonds schaffen, daß sie umso kräftiger gegen die gut deutsch gesinnte kämpfen und sie niederhalten kann? Braucht sie diese Unterstützung? Gegen etliche Radaublättchen etwa, die die unsanbere Gegnerschaft vielleicht mit nicht viel sauberern Fingern anfassen? Sind diese so gefährlich und so viel unheilvoller als die jüdische Finanzpresse, daß man den Rosinante besteigen und mit dem Klingelbeutel im Lande herumreiten muß zum Schutze der Unschuld? Wirtschaftliche Maßregeln? Will man den hilfsbedürftigen jüdischen Wucher unterstützen, gegen den das Volk aufsteht, damit er dem Volke ruhiger den Hals abschneiden kann, oder will man Bauern, Börse, Gesellschaft und Staat so reichlich mit Geld versehen, daß sie sich vom jüdischen Finanzeinfluß freimachen können, und so positiv dahin einwirken, die wirklich vorkommenden Mißstände zu beseitigen? Wenn das die 466 zu Stande bringen, dann sollen sie gesegnet sein! Aber das werden sie gar nicht wollen. Jüdischen Wucher und Schwindel werden sie auch nicht unterstützen wollen, aber wissen sie überhaupt, was sie wollen? Die etlichen Füchse, die bieder in der Herde marschiren und denen die andern mit Gack gack nachlaufen — Humanität steht ja so schön! — wissens vielleicht. Uns erlaube man, zu lachen.

Der Rückgang der französischen Bevölkerung. Unter den zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Broschüren und Artikeln über die immer langsamere Volksvermehrung in Frankreich verdient die Schrift von Gustave Lagneau*) besonders Beachtung, weil sie zahlreiche Vorschläge enthält, wie dieser ungünstigen Entwicklung abzuhelfen sei.

Der Verfasser giebt zunächst ein Bild von der gegenwärtigen demographischen Lage Frankreichs, das allerdings geeignet scheint, ernste Gedanken zu wecken. Darnach nimmt die Zahl der Eheschließungen in Frankreich von Jahr zu Jahr ab und war 1888 bis auf 7,24 pro Mille gesunken. Besonders auffällig ist die Thatsache, daß sich die jungen Männer erst verhältnismäßig spät zur Ehe entschließen, nämlich durchschnittlich mit neunundzwanzig Jahren neun Monaten, d. h. anderthalb Jahre später als in England. Namentlich die großen Städte zeigen eine geringe Zahl der Ehen: während in ganz Frankreich von 1000 im heiratsfähigen Alter stehenden Männern 609 verheiratet waren, beläuft sich für Paris beispielsweise die entsprechende Zahl auf 570. Die Haupthindernisse der Ehe und der eignen Haushaltung glaubt der Verfasser in der Prostitution und dem Wirtshauswesen erkannt zu haben.

Entsprechend dieser immer geringer werdenden Zahl der Eheschließungen ist auch die Anzahl der Geburten in fortwährender Abnahme begriffen. Im Jahre 1888 betrug sie nur noch 23,09 pro Mille gegenüber von 32,9 in England und 48,8 in Rußland. Auch hier zeigt sich dieselbe Erscheinung: in den Großstädten ist die Geburtenziffer verhältnismäßig niedriger als auf dem Lande. Der Grund dieser geringen ehelichen Kinderzahl ist weit weniger in der natürlichen Unfruchtbarkeit als in dem sogenannten Zweikindersystem zu suchen.

*) Des mesures propres à rendre moins faible l'accroissement de la population de la France. Paris, chez Masson.

Digitized by Google

Während aber die Zahl der ehelichen Geburten stetig abnimmt, bilden die unehelichen Geburten einen fortgesetzt wachsenden Prozentsatz der Geburten überhaupt. Im ganzen Lande betragen sie 8,5 Prozent, in Paris 28,15 Prozent. Der Grund dieser Steigerung ist nach Lagneau in der langen Dienstzeit des Militärs, in dem geringen Schutz der jungen Mädchen durch das Gesetz und in den bei der Eheschließung erforderlichen zahlreichen und lästigen Formalitäten zu suchen. Die Sterblichkeit ist in Frankreich nicht allzu hoch, sie beträgt 21,9 pro Mille. In den Städten über 2000 Einwohner steigt sie bis zu 25,4 pro Mille, aber diese Ziffer kann nicht für ganz richtig gelten, da aus Paris z. B. über ein Drittel, aus Lyon gar die Hälfte der Kinder zur Ernährung aufs Land geschickt werden und dort die Sterblichkeit erhöhen. Im ganzen sterben von 100 Kindern überhaupt im Laufe des ersten Lebensjahres 16,82, von 100 ehelichen 15,10, von 100 unehelichen 28,65.

Hat also die Sterblichkeitsziffer im Jahre 1888 21,9 pro Mille betragen, die Geburtenziffer dagegen 23,09, so bleibt ein natürlicher Zuwachs von 1,19 pro Mille, das ist ein Elftel der englischen Zunahme! Wird nun auch dieser Satz durch die Einwanderung bis auf 3 pro Mille gesteigert, so bleibt er doch noch hinter dem sämtlicher andern Kulturstaaten weit zurück. Angesichts dieser Thatsachen erscheint dem Verfasser die politische Machtstellung Frankreichs für die Zukunft mit Recht als schwer bedroht, und er sucht daher nach Mitteln, diesem Verlauf der Dinge entgegenzuwirken.

Vor allem will er die für die ärmern Stände so lästigen Formalitäten bei der Eheschließung vereinfacht wissen. Sodann ruft er den Schutz des Gesetzes gegen die Verführung der jungen Mädchen an, deren Selbstverantwortlichkeit er statt mit sechzehn, erst mit einundzwanzig Jahren eintreten lassen will. Der Vater des unehelichen Kindes soll für das Kind ein Jahresgeld bezahlen müssen. Gegen diesen Vorschlag wird sich ein triftiger Einwand kaum erheben lassen, wie er ja auch in den meisten Staaten Europas und Amerikas praktisch durchgeführt ist. Umso skeptischer stehen wir einem andern Antrage gegenüber, der dahin geht, den Junggesellen über fünfundzwanzig oder dreißig Jahre eine besondre Steuer aufzuerlegen, um mit deren Erlös solche uneheliche Kinder zu unterhalten, deren Väter nicht zu ermitteln sind. Dieser Gedanke ist zwar nicht neu. Er findet sich schon bei den Populationsschwärmern des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, und wird besonders von Conring (1606—1681) öfters erörtert. Großer praktischer Wert darf ihm aber kaum zugeschrieben werden. Eingehender beschäftigt sich der Verfasser mit der Umgestaltung des Heeresdienstes. Im Interesse der Vermehrung der ehelichen Geburten möchte er diesen verkürzt wissen, und um dies zu ermöglichen, schlägt er folgendes Verfahren vor. Die Schüler sollen vom sechzehnten Jahre an an zwei Nachmittagen der Woche auf dem Schießstand, im Gelände und in den Kasernen militärisch unterrichtet werden, sodaß sie mit bedeutenden Vorkenntnissen zur Fahne kommen und nur ein bis zwei Jahre im aktiven Dienst zu bleiben brauchen. Für genügend ausgebildete schlägt er nach deutschem Muster den Dispositionsurlaub (congé anticipé) vor. Was die Schüler anlangt, so setzt der Verfasser wohl mit Recht bei ihnen ohnehin ein gewisses Interesse an der militärischen Instruktion voraus, das durch einen wesentlichen Einfluß des militärischen Zeugnisses auf das Hauptzeugnis vielleicht noch zu steigern wäre. Ob jedoch die Lehrerschaft diesem Vorschlage sympathisch gegenüberstehen wird, erscheint uns zweifelhaft, sie wird sicherlich fürchten, daß der übrige Unterricht für die jungen Vaterlandsverteidiger wesentlich an Interesse verlieren möchte. Weniger wichtig

Digitized by Google

sind des Verfassers vorgeschlagene Maßregeln über die Strafbarkeit der Verschleppung ansteckender Krankheiten und über die möglichste Zurückhaltung der jungen Mütter im Wochenbett.

Dies die Vorschläge zur Bekämpfung der Ehelosigkeit und der unehelichen Geburten und zur Förderung der Eheschließungen und der ehelichen Geburten. Der Verfasser kommt nun zu den Mitteln, durch die seiner Ansicht nach der großen Kindersterblichkeit und der Sterblichkeit überhaupt vorzubeugen wäre. Sein Hauptgedanke ist hier, die bedürftigen Frauen während der letzten Monate der Schwangerschaft in staatlichen Anstalten aufzunehmen und sie zur Ernährung ihrer Kinder nach der Entbindung längere Zeit darin zurückzubehalten. Dieser Wunsch ließe sich vielleicht verwirklichen, jedoch nur mit enormen Opfern, zumal da der Verfasser für die so vom Verdienst abgehaltenen Frauen staatliche Entschädigung verlangt. Um die Sterblichkeitsziffer herabzudrücken, will Lagneau den Zuzug der Landbevölkerung in die Städte durch Verminderung der städtischen Ämter bekämpfen. Man wird wohl bezweifeln dürfen, ob dies Mittel wirklich Erfolg verspricht. Im allgemeinen betont dann der Verfasser noch die Notwendigkeit gesunder Wohn- und Arbeitsräume und die Vorteilhaftigkeit der Feldlager an Stelle der Kasernen und führt endlich rein volkswirtschaftlich-theoretisch aus: um den Wohlstand und damit die Bevölkerung des Landes zu heben, müßten neue Industrien geschaffen werden. Merkwürdig leicht nimmt er die starke Zuwanderung fremder Elemente, er verlangt nur deren möglichst schleunige Nationalisirung.

Dies sind im wesentlichen die Ausführungen des französischen Arztes. Man muß ihm zugestehen, daß er dem Gegenstande manche neue Seite abzugewinnen gewußt hat, und einige seiner Vorschläge verdienen mehr als bloße theoretische Erörterung. Ob man aber von der Durchführung seiner Maßregeln dauernden Erfolg hoffen dürfte? Wir glauben es nicht, und der Verfasser selbst wohl auch kaum. Staatliche Maßregeln haben dem Bevölkerungswechsel noch nie ein wesentlich andres Gepräge gegeben. Der Staat kann höchstens aufmunternd wirken, aus dem Volke heraus aber muß der Umschwung in den Anschauungen und Gewohnheiten erfolgen, und dazu ist gegenwärtig in Frankreich wenig Aussicht.

Tolstoi und die moderne Gesellschaft. Im neuesten Hefte der „Preußischen Jahrbücher" lesen wir einen Artikel aus der Feder O. Harnacks „Tolstoi in Deutschland," der die Aufnahme der letzten Veröffentlichungen des gefeierten russischen Schriftstellers, des Dramas „Die Macht der Finsternis," der Erzählung „Die Kreutzersonate" und des Büchleins „Über das Leben" einer Betrachtung unterzieht, die den Nagel auf den Kopf trifft. Der Verfasser hebt hervor, daß es die Tendenz gewesen sei, die den genannten Werken den Weg gebahnt habe, daß „man nicht den Dichter, sondern den Prediger gesucht und angehört" habe. Ein Mann von dem Ernste des Grafen Tolstoi aber wolle nicht Beifall hören, sondern die Frucht seiner Rede sehen. „Und kann er, der Asket, der die Gesellschaft bald auf den Standpunkt des russischen Bauern, bald auf den des orientalischen Eremiten zurückschrauben will, hoffen solche Frucht inmitten des reichen und übergewaltigen Lebens der maßgebenden Kulturvölker kommen zu sehen? Das leidenschaftliche Interesse, das man ihm entgegenbringt, hat ihn in eine Reihe mit den Skandinaviern und Franzosen gesetzt, die als der Ausdruck der modernsten Lebens- und Menschenbetrachtung gefeiert werden — nichts kann dem, was Tolstoi verlangt und bedeutet, mehr entgegengesetzt sein. Wir meinen, daß die Mehrzahl derer, die sich von diesen Werken Tolstois angezogen fühlten, durch jene krankhafte

Digitized by Google

Übersättigung bestimmt worden ist, die sich unter Völkern hoher Kultur zeitweise zu zeigen pflegt. Die Unmöglichkeit aus dem ehern geschmiedeten Kreise der thatsächlichen Verhältnisse irgendwie hinauszutreten, verbunden mit dem Bewußtsein von der Unzulänglichkeit derselben, führt dazu, sich utopisch an extremen Ideen zu berauschen, deren praktische Durchführung, weil sie unmöglich ist, keine Sorgen zu erregen braucht. So wenig die Tausende von Gebildeten, welche Bellamys Zukunftsbuch verschlungen haben, daran denken, ihr Privateigentum dem sozialen Staate zu opfern, ebenso wenig denken die, die von der »Kreutzersonate« hingerissen werden, an das Cölibatsgelübde oder beabsichtigen die, die Tolstois Evangelium von dem Unwert dieses Daseins begeistert aufnehmen, ihren egoistischen Kampf ums Dasein einzustellen, auch nur zu mildern. Mancher Beobachter der Gesellschaft mag vielleicht etwas erfreuliches darin finden, daß in einer Zeit, wo die Übervölkerung und die Beengtheit des Lebens rücksichtsloser als je das verzweifelte Strebertum des Einzelnen sich äußern läßt, doch derartige entgegengesetzte Ideen so viel Anteil erregen, und daß der, der seinen Nebenmann ohne Zaudern in den Abgrund stürzt, sich dennoch platonisch über die egoistischen Prinzipien des modernen Gesellschaftsbaues grämt. Allein wir glauben im Gegenteil, daß diese Neigung zu Utopien ein ungünstiges Symptom, weil ein Symptom der Schwäche und Haltlosigkeit ist. Eine unermeßliche Summe von innerer Unwahrheit und Selbsttäuschung wird durch sie erzeugt, und dagegen der Blick für das Mögliche, was geschehen kann und geschehen soll, getrübt, die Thatkraft, dies durchzuführen gelähmt."

Was Harnack hier gegenüber der Salon- und Boudoirbegeisterung, gelegentlich auch der nachmitternächtigen Kneipenbegeisterung für Tolstoi geltend macht, kann ohne weiteres auf die gesamte moderne Neigung angewandt werden, nur in Zerrbildern des Lebens noch wahrhafte und wirksame Lebensbilder zu erblicken. Es ist ein geradezu ungeheurer Abstand zwischen den Absichten der ernstern unter den gegenwärtigen litterarischen Vertretern des Pessimismus und der unmittelbaren Wirkung ihrer Schöpfungen und Gebilde. Von einer ausschließlich ästhetischen Würdigung dieser Tendenzdichtungen kann nicht die Rede sein, da die betreffenden Dichter und Schriftsteller auf die unbefangene Darstellung des Lebens verzichten, die ganze Fülle der Erscheinungen, die ihren Tendenzen nicht entspricht, ja widerspricht, einfach leugnen oder nicht sehen und eingestandenermaßen auf andre als poetische Eindrücke hinarbeiten. Wenn der Nachweis geführt werden könnte, daß die lange Reihe der pathologisch-tendenziösen Dichtungen, die angeblich der Welterneuerung und Erlösung dienen, mindestens Ekel und Verachtung vor der Gemeinheit des gegenwärtigen Lebens, Sehnsucht nach etwas Besserm wecken sollen, hauptsächlich in solchen Lebenskreisen Bewunderung finden, in denen man von Selbstbeherrschung, edelm Maß, Mitleid oder Opferfähigkeit, schlichter Wahrheit und gesunder Tüchtigkeit am weitesten entfernt, jeder schlimmen Entartung unsers Kulturlebens sklavisch unterthan ist, so würde die Bekämpfung der ganzen hier in Frage kommenden Litteratur viel einfacher werden. Leider wird sich dieser Nachweis niemals statistisch führen lassen, und der Eindruck, den der einzelne Beobachter empfängt, wird immer nur für einen persönlichen und zufälligen gelten. Doch ist es gut, wenn die Eindrücke verschiedner Beobachter zusammentreffen, und so haben wir die Leser der Grenzboten auf den oben erwähnten Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" ausdrücklich aufmerksam machen wollen.

Spezimina und Versetzung. Unter denen, die eine Reform unsers Gymnasialwesens anstreben, findet sich eine große Zahl akademisch gebildeter Männer, die

Digitized by Google

durchaus nicht als Gegner der humanistischen Bildung bezeichnet werden können. Sie sehen in der Lektüre griechischer und römischer Klassiker zwar nicht das einzige, aber doch eins unter den geeigneten Vorbildungsmitteln der Jugend, die sich dereinst dem Universitätsstudium widmen will. Die Gegnerschaft richtet sich nur gegen die falsche Auffassung, die manche Gymnasialphilologen von der Aufgabe des humanistischen Gymnasiums haben, und gegen die sich daraus ergebende falsche Beurteilung der Befähigung der ihnen anvertrauten Jugend. Diese falsche Auffassung sieht die Aufgabe des Gymnasiums nicht in der Einführung der Jugend in den Geist der Alten, sondern hauptsächlich in dem Drill der Jugend in der griechischen und lateinischen Grammatik. Deshalb beurteilen sie die Befähigung ihrer Schüler nicht nach dem Grade des Verständnisses, das diese beim Lesen der Lektüre eines Schriftstellers an den Tag legen, sondern hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, nach dem Ausfall der schriftlichen Leistungen, um es kurz zu sagen, nach der Anzahl der „ganzen“ und „halben“ (!) Fehler in den lateinischen und griechischen Arbeiten, namentlich in den jetzt im Übermaße gepflegten Extemporalien. Dieser Maßstab ist zwar für die Gewinnung einer Zensur sehr bequem, er ist aber durchaus verfehlt für eine gerechte Beurteilung der Befähigung des Schülers. Es giebt viele sehr begabte Schüler, die einen Schriftsteller mit Verständnis lesen können, aber trotz aller Anstrengung nicht imstande sind, den an sie gestellten Anforderungen in den schriftlichen Arbeiten zu genügen. Sie übersehen — besonders in den untern und in den Mittelklassen — im lateinischen und griechischen Skriptum grammatische Regeln, die ihnen meist recht wohlbekannt sind, sie setzen einmal einen Indikativ nach ut oder quum oder wohl auch einmal einen Accusativus cum infinitivo, wo ut stehen müßte, sie lassen im griechischen Spezimen häufig einen Spiritus weg oder setzen einen falschen Accent oder bilden Verbalformen in fehlerhafter Weise, oder es fehlt ihnen im Augenblicke die zutreffende Vokabel. Das alles sind gewiß Fehler, die gerügt zu werden verdienen, aber ich frage jeden einsichtigen, gebildeten Mann: Können diese Fehler so schwer wiegen, daß sie für das Aufrücken eines Schülers in eine höhere Klasse und dadurch häufig für seine Zukunft von entscheidender Bedeutung sein dürfen? Gewiß nicht, denn es handelt sich bei der Beschäftigung unsrer Jugend auf dem Gymnasium in den alten Sprachen nicht darum, daß diese später einmal eine fehlerlose lateinische und griechische Arbeit schreiben können, sondern einzig und allein darum, daß sie Kenntnis des antiken Geisteslebens erlangen. In der geistesbildenden und veredelnden Kraft der alten Klassiker liegt allein die Bedeutung des Gymnasiums für unsre zukünftige akademische Jugend. Die Erfahrung lehrt aber, daß sehr häufig die Versetzung sehr begabter Schüler wegen des ungünstigen Ausfalles ihrer Spezimina unterbleibt. Gerade die gebildeten Väter, die die Fähigkeit ihrer Söhne sehr wohl, meist viel besser als deren Lehrer zu beurteilen vermögen, sind erbittert über den falschen Maßstab, den der Lehrer an die Leistungen ihrer Kinder anlegt, und diese Erbitterung ist es, die sich jetzt allerorten der Gebildeten unsrer Nation bemächtigt hat. Auch in den erlösenden Worten unsers Kaisers bei der Eröffnung der Schulkonferenz kann man die hier vertretene Richtung wiederfinden. Wir können uns nur dem mit Bezug auf die Rede unsers Kaisers in der Nummer 51 der vorjährigen Grenzboten gesagten anschließen. Besonders wahr sind die Worte: „Eine ungeheure Unruhe geht durch die heutige Gesellschaft. Die Erziehungsfrage hat nicht wenig dazu beigetragen, denn sie greift in jede Familie ein und berührt deren heiligste Interessen. Eine Menge Unzufriedenheit hat sich hier angesammelt, weil ja die Familie ganz mundtot gemacht war, und der Bureaukratismus hier seine

Digitized by Google

schönsten Triumphe feierte. Daß unser Kaiser sich zum Sprecher der Familienväter gemacht hat, das wird ihm überall hoch angerechnet werden. Daß er freie Bewegung und Raum zu freier Entfaltung geben will, das wird ihm das heranwachsende Geschlecht danken, das unter der Wissensfracht von hundert Kamelen seufzte und über allen Einzelheiten den Blick auf das Ganze verlor und viel an Frische und Beweglichkeit des Geistes wie des Körpers einbüßte. Die vielgerühmte Gymnastik des Geistes aber — gewöhnlich formale Bildung genannt — ist ein Trugbild, das vor den Ergebnissen der neuern Psychologie nicht stand zu halten vermag und von einsichtigen Schulmännern deshalb auch längst aufgegeben ist." Man hat in Gymnasialkreisen einzelne Sätze der Kaiserrede zu scharf gefunden, aber sie sind noch nicht scharf genug, um das Verfehlte der hier gegeißelten Auffassung gewisser Gymnasialphilologen zu kennzeichnen. Ist es nicht geradezu empörend, wenn das Wohl und Wehe unsrer Kinder von dem Vermeiden gewisser grammatischer Fehler abhängig gemacht werden darf? Jeder akademisch gebildete reifere Mann weiß aus seiner Erfahrung genug Fälle anzuführen, wo aus sogenannten Musterschülern, die stets fehlerlose Spezimina schrieben, in dem von ihnen gewählten Berufe nichts oder nichts besondres geworden ist, dagegen sehr viele andre, die niemals ihrer grammatikalischen Schnitzer Herr wurden, Leuchten in ihrer Wissenschaft oder in dem von ihnen gewählten Berufe geworden sind. Und das ist auch für jeden Einsichtigen erklärlich. Kinder von simpler Begabung, aber mit gutem Gedächtnis nehmen sehr leicht den ihnen gebotenen Memorirstoff auf, umsomehr, wenn sie nichts, was ihre Phantasie beschäftigen könnte, im Kopfe haben. Dies ist besonders bei phlegmatischen Kindern der Fall oder bei solchen, die aus einfachen Lebenskreisen stammen. Sie hören zu Hause nichts, was ihren Geist anzuregen vermöchte, und nach einer die Phantasie beschäftigenden Lektüre haben sie kein Bedürfnis, auch fehlt ihnen wohl die Gelegenheit, solche zu erlangen. Dagegen bringen temperamentvolle Kinder oder solche, denen zu Hause Gelegenheit geboten wird, anregende Gespräche zu hören oder sich an solchen zu beteiligen, gute Bücher zu lesen u. s. w., eine Summe von Vorstellungen mit, die ihnen die Aufnahme des in der Schule gebotenen Lehrstoffes erschweren. „Nun, so entzieht doch eure Kinder diesen störenden Einflüssen," werden uns gewisse Gymnasialphilologen entgegnen. Das wäre durchaus nicht richtig. Die Schule, die besonders die Kinder gebildeter Eltern außerhalb der Schule empfangen, ist mehr wert als das bischen Schulbildung, dessen unsre Kinder dabei verlustig gehen. Daß sie jetzt wegen dieses Mangels bei der Beurteilung ihrer Befähigung zu leiden haben, liegt eben nur in der falschen Beurteilung gewisser Lehrer. Handelt es sich um das Hauptziel des ganzen Gymnasialunterrichtes, um die Anfertigung eines guten deutschen Aufsatzes, um den Nachweis eines geistigen Verständnisses des Gelesenen, einer wirklichen Kenntnis des Lebens der Alten, um eine klare, mündliche Darstellung in gebildeter Sprache, da werden diese gebildetern und geistig entwickeltern Kinder trotz ihrer grammatikalischen Schnitzer ihren bisweilen viel geistlosern Musterschülern — den Helden im lateinischen und griechischen Spezimen — fast immer überlegen sein. Sie sind berufenere Jünger für das Universitätsstudium als jene. Also nicht gegen die humanistische Bildung als solche, sondern gegen die nicht genug zu geißelnde Art und Weise, wie gewisse Philologen die Leistungsfähigkeit unsrer Kinder beurteilen, richten sich unsre Pfeile. Jeder gebildete Vater, der Söhne auf dem Gymnasium hat, beklagt tief die von uns gerügten Mißstände. Der Tag der Rückgabe der Spezimina ist zum dies ater für die ganze Familie geworden, nicht weil der Vater aus dem sogenannten

Digitized by Google

schlechten Spezimen die geistige Unreife oder Unfähigkeit seines Sohnes zu erkennen vermöchte, sondern weil er befürchten muß, daß ihm ein querköpfiger Schultyrann die Freude an seinem Kinde zu rauben imstande ist; denn die Fehlerzahl im Spezimen giebt bei einer gar nicht unbedeutenden Zahl von Gymnasialphilologen den Ausschlag bei der Versetzung. Daß wir nicht übertreiben, werden uns viele Väter bezeugen, die sich vor der Versetzung nach dem Klassenstande ihrer Kinder bei gewissen Lehrern erkundigt haben. Alsbald zieht ein solcher Kommißphilologe, gleich einem Feldwebel, sein Notizbuch aus der Brusttasche und macht die Rechnung auf. Er hat sich, sobald eine gewisse Summe von Fehlern erreicht ist, einen dicken Strich gemacht, der die Versetzungsgrenze bezeichnet. Schmerzlich zuckt er mit den Achseln und bedeutet dem armen Vater, daß sein Sohn sich — unter dem Striche befinde. Das muß anders werden. Ein solches Rechenexempel darf nicht über den Hausfrieden oder über das Lebensglück unsrer Kinder entscheiden, besonders jetzt nicht mehr, wo der lateinische Aufsatz und das griechische Striptum als Zielleistungen des Gymnasiums glücklich beseitigt worden sind. Nicht wenige Gymnasialdirektoren und Gymnasialphilologen sind mit uns völlig einverstanden, aber sie vermögen häufig gegen die bei ihren Kollegen herrschenden Anschauungen nichts auszurichten. Deshalb müssen alle Väter, denen das Lebensglück ihrer Kinder am Herzen liegt, und die wünschen, daß ihren Kindern ihre Jugendfreude nicht zerstört werde, gegen die von uns als falsch bezeichnete Auffassung kämpfen und so lange kämpfen, bis sie siegen.

Litteratur

Im Kampf mit Vorurteilen. Novelle von Hans Wittenberg. Leipzig, Karl Hinstorffs Verlagsbuchhandlung, 1890

Der Verfasser — nach dem Stil zu urteilen doch wohl eine Dame — versucht in der vorliegenden Novelle die trüben Erfahrungen eines jungen Mannes zu entwickeln, der aus psychologischen Gründen ein Duell ablehnt, obgleich er Reserveoffizier ist; von einem wirklichen Kämpfen, wie es Hans Wittenberg verspricht, ist freilich nicht viel zu hören. Der Verfasser hat sich in einer Zeitschrift dagegen verwahrt, daß er dieses Motiv einer Dichtung Bleibtreus entlehnt habe und beschuldigt seinerseits Bleibtreu des Plagiats, wogegen dieser sich nun wieder verwahrt — das ist eine bequeme Art, seinen Namen bekannt zu machen. Tant de bruit pour une omelette! Die Novelle ist wirklich nichts mehr. Sie verrät in allen Dingen so sehr den Anfänger, daß man dem Verfasser nur den Rat geben kann, seine Werke erst neun Jahre ungedruckt liegen zu lassen; seine reifer gewordene Selbstkritik und Menschenkenntnis werden ihn dann gewiß von der Veröffentlichung solcher Machwerke abhalten. Auch seine Sprache muß anders werden. Wendungen wie „die ganze Gesellschaft war forthin darüber informirt, inwieweit

Digitized by Google

er der Muse Terpsichores zu huldigen gedachte," wenn jemand nicht tanzen will, oder „er vertraute sein Schreiben dem Schutze und der Fürsorge der deutschen Reichspost an," wenn jemand einen Brief abschickt, und ähnliche gezierte Salbadereien werden doch seit der Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule nicht mehr für geistvoll gehalten. Der Aufbau der Novelle ist wenig geschickt, die Charakteristik verschwommen oder unwahr: einen Präsidenten, der seinen Sohn enterben will, weil dieser durch hervorragende wissenschaftliche Arbeiten ein Staatsstipendium erworben hat und auch annehmen will, giebt es nicht; ebenso wenig einen preußischen Offizier, der nicht weiß, wer Lessing sei, oder einen Fabrikbesitzer, der sich mit jungen Damen über die Werke eines Aristophanes, Sophokles und Euripides zu unterhalten pflegt. Daß sich der Verfasser das Recht der Dramatisirung und der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten hat, ist wohl nur ein Scherz.

Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter, zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Gräfe

Eine Blumenlese neuer Art, und es gehörte einiger Mut dazu, sie zu veranstalten. Denn der Gedanke liegt gar zu nahe, sich die bald lästigen, bald lächerlichen Figuren, die heutzutage ein Rundreisebillet nach Italien nehmen und gründlich ausnützen, nun auch mit einem poetischen Bädeker ausgerüstet, und Horaz, Byron und Platen zitirend vorzustellen. Allein das Buch wird außerdem vielen Reisenden Freude machen, die nicht in jene Klasse gehören. Denn auch solchen kommt so die moderne Art des Reisens zu Gute, die empfänglich und wohlvorbereitet sind, aber nicht gleich ganze oder halbe Jahre im Lande zubringen können, sondern den Besuch der verschiedenen Gegenden auf mehrere Urlaubsreisen verteilen müssen, oder die sich wiederholt gönnen dürfen, was früher nur vom Schicksal begünstigten und nur einmal im Leben gewährt wurde. Da man auf kurze Ausflüge keine Bibliotheken mitnehmen kann, wird ein Reisebegleiter willkommen sein, der Längstvergessenes wieder in Erinnerung bringt, mit Unbekanntem bekannt macht, die Römer und Griechen-Römer und den schwierigen Dante sogar in Übersetzung vorführt. Ob es notwendig war, jeder flüchtigen Erwähnung einer Örtlichkeit bei Ovid, Horaz, Properz u. s. w. nachzuspüren, darüber dürften die Ansichten geteilt sein. Übrigens ließen sich mancherlei vergleichende Betrachtungen an diese Anthologie anknüpfen, z. B. darüber, welche Stätten immer wieder besungen worden sind, und an welchen die Dichter stumm vorübergegangen sind, und wie anders oft die Maler ihr Urteil thatsächlich abgegeben haben. So ist für das herrliche Verona nur Catull zu Worte gekommen, Ravenna hat nur Platen zu zwei Distichen begeistert, der auch allein in je einem Doppelverse Prato, Pistoja, Perugia erwähnt u. s. w. „Zeitgenossen — sagt der Herausgeber — konnten nicht wohl herangezogen werden." Sei es, aber der Begriff ist schwer zu begrenzen, und da Kopisch († 1853) nicht als Zeitgenosse angesehen worden ist, hätte z. B. Robert Reinick († 1852) vielleicht zugelassen werden können, der in seiner harmlos-heitern Weise eine Seite des römischen Lebens zeigt, die doch auch schon der Vergangenheit angehört, das Treiben der deutschen Künstler vor der Eisenbahnzeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Zum deutsch-österreichischen Handelsvertrage

Auch wer noch so unbekannt wäre mit den Verhältnissen des internationalen Handels, der wird doch wissen, daß ein Handelserleichterungsvertrag zwischen dem deutschen Reich und der österreichisch-ungarischen Monarchie notwendig eine Herabsetzung der deutschen Getreidezölle enthalten muß. Denn Österreich hat einen Überschuß an landwirtschaftlicher Produktion, während Deutschland seinen einheimischen Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht deckt. Anderseits ist die deutsche Industrie einer großartigen Steigerung fähig, während ihr auf den bisherigen Märkten Verluste drohen, und während der Zollkrieg, den wir seit 1881 und namentlich seit 1887 mit Österreich führen, ihr schon beträchtliche Verluste gebracht hat. Das ist also der Stand der Sache: in Österreich hoffen die Landwirte, in Deutschland hoffen die Industriellen Vorteile von einer gegenseitig erleichterten Einfuhr.

Es giebt aber auch hüben und drüben Gegner eines solchen Handelsvertrages, die alle auf seinen Abschluß gerichteten Bemühungen in der Geburt ersticken möchten. In Österreich scheinen die Gegner weniger zahlreich und weniger mächtig als in Deutschland, wo die Gegenwirkung von der mächtigen Partei der Agrarier ausgeht. Bekanntlich wurden die deutschen Getreidezölle zuerst im Jahre 1879 mit dem mäßigen Satz von 1 Mark für den Doppelzentner eingeführt, aber im Jahre 1885 wurde der Satz verdreifacht und im Jahre 1887 verfünffacht. Dieser hohe Satz ist es, den unsre Agrarier krampfhaft festhalten, und um deswillen sie dem heranziehenden Handelsvertrag ihre Weherufe entgegensenden. Bei der Verhandlung im Reichstag am 13., 14., 15. und 16. Januar, wo die Anträge Auers und Richters, der eine zur Aufhebung, der andre zur Ermäßigung der Lebensmittelzölle, beraten wurden, erklärten

Digitized by Google

die Agrarier auf eine Herausforderung des Abgeordneten Richter, sie würden auch bei der Vorlage des österreichischen Handelsvertrages gegen die Ermäßigung der Getreidezölle stimmen. Freilich erfolgte diese Erklärung in Form von namenlosen Zwischenrufen, einmal auch vom Rednerstand, aber aus dem Munde eines Konservativen, der schwerlich im Namen aller Agrarier zu sprechen bevollmächtigt war. Der Abgeordnete Richter stellte seinerseits den Antrag auf namentliche Abstimmung bei der Beschlußfassung über den österreichischen Handelsvertrag in Aussicht, um die Abweichung, die er schon jetzt prophezeit, zwischen der Januarabstimmung und der künftigen zu zeigen. Wenn der genannte Abgeordnete glaubt, mit solcher Sicherheit prophezeien zu können, so geht er von dem schwerlich unrichtigen Urteil aus, daß die gegenwärtige Reichsregierung noch keine so folgenreiche Arbeit unternommen hat, wie den österreichischen Handelsvertrag, daß hier der Regierung widersprechen so viel heißt, wie mit der Regierung brechen. Daß zu einem solchen Bruch die Agrarier sich stark genug fühlen, bezweifeln auch wir.

Wir haben die erste Einführung des Getreidezolls im Jahre 1879 durchaus gerechtfertigt gefunden. Damals handelte es sich um den Schutz des Grundbesitzes gegen eine wilde Spekulation, die namentlich russisches Getreide weit über den deutschen Bedarf einführte, um es entweder über die See zu bringen, oder auch um es auf den deutschen Markt zu werfen, oder auch um nur den Preis des deutschen Getreides zu drücken. Dieser Spekulation konnte durch einen mäßigen Grenzzoll ein Damm gesetzt werden. Aber den deutschen Agrariern kam es nicht bloß, wie Graf Kanitz kürzlich im Reichstage sagte, auf ständige Preise an, sondern auf hohe Preise. So setzten die Agrarier die weiteren Zollerhöhungen in den Jahren 1885 und 1887 durch. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätten sie einen dritten Anlauf zu einer noch weiteren Zollerhöhung genommen, wenn nicht der Unwille der öffentlichen Meinung solchen Bestrebungen ein Ende bereitet hätte.

Aber wenn die Gefahr des endlosen Fortschreitens auf diesem Wege auch beseitigt worden ist, so bleibt der geschaffene Zustand doch gefährlich und darum unhaltbar. Der Satz von fünf Mark auf den Doppelzentner ist viel zu hoch. Freilich einen übermäßig hohen Preisstand hat er bis jetzt nicht hervorgebracht. Aber in Verbindung mit einer durch andre Maßregeln hervorgebrachten Fleischteuerung verschafft er in den unbemittelten Klassen, die von dieser Teuerung am meisten leiden, doch dem Glauben Eingang, daß der armen Bevölkerung zu Gunsten des Grundbesitzes das Brot verteuert werde. Nun nehme man an, daß durch Mißernten oder sonstige Zufälle ein wirklich hoher Getreidepreis eintritt, so kann eine gefährliche Erbitterung der unbemittelten Volksklassen gar nicht vermieden werden. Man kann in die Lage kommen, jede Art von Getreidezoll, der ja lange Jahre nicht bestanden hat, über Hals und Kopf wieder abschaffen zu müssen. Allein wenn ein solcher Fall auch nicht

Digitized by Google

eintritt, so bleibt an dem jetzigen Zoll der Übelstand haften, daß er der Preis ist für die Zufriedenheit eines Teiles der Bevölkerung, der einen andern Teil der Bevölkerung einseitig belastet. Die bedenklichsten Maßregeln sind die, die in die Berufsstände Neid und Zwiespalt tragen.

Wenn die Reichsregierung zur Herabsetzung der Getreidezölle nur auf den Stand von 1885 zurückgeht, so sollte man meinen, könnten die Agrarier noch immer zufrieden sein. Wenn nun aber vollends diese doch bescheidene Ermäßigung des Getreidezolles der Preis wäre, der große Vorteile der deutschen Industrie einbrächte, oder sagen wir richtiger: wenn diese Ermäßigung der Preis wäre, um den das gesamte Wirtschaftsleben der deutschen Nation vor dem schwersten Schaden zu bewahren ist, dann sollte man meinen, wäre die Verweigerung dieses Preises von seiten der Agrarier eine Handlung der äußersten Kurzsichtigkeit, ja eine sträfliche Blindheit gegenüber einer deutlichen patriotischen Pflicht.

Wir glauben nun in der That zu erkennen, daß dem deutschen Wirtschaftsleben schon in der nächsten Zukunft schwere Gefahren drohen, und daß zur Abwendung dieser Gefahren ein sehr wirksames, aber auch das einzige Gegenmittel in dem Handelsvertrage mit Österreich liegt. Wir begründen dies auf folgende Weise.

Rußland ist eben dabei, einen barbarischen Prohibitivtarif auszuarbeiten und die nötigen Sätze zu ermitteln, an deren Einführung, sobald die dortigen „Sachverständigen" ihre Arbeit beendigt haben, gar nicht zu zweifeln ist. Damit wird eine deutsche Ausfuhr vernichtet, deren Betrag immer noch auf etwa 200 Millionen Mark geschätzt wird. Spanien hat uns soeben seinen Handelsvertrag gekündigt, was uns einer Ausfuhr von 44 Millionen Mark beraubt. Frankreich ist dabei, einen Zolltarif zu beraten, der eine Ausfuhr von 210 Millionen Mark verschließt oder doch beträchtlich schmälert. Wie es künftig mit der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten stehen wird, deren Betrag sich auf 400 Millionen Mark beläuft, ist ganz unsicher. Es giebt Leute bei uns, die dem Mac Kinley-Tarif jede Wirkung absprechen; ob das aber unbefangene Sachverständige sind, bleibe dahingestellt. Es giebt wieder andre Leute, die aus dem jüngsten Wahlsieg der Demokraten den Schluß ziehen, daß die Demokraten, zur Herrschaft gelangt, nichts eiligeres zu thun haben werden, als die Mac Kinley-Bill abzuschaffen, und daß die Demokraten bei allen künftigen Präsidenten-, Senats- und Repräsentantenwahlen siegen werden. Gegen eine solche Zuversicht kann man nur sagen: So möchtet ihr es haben, darum ist es so.

Die Zusammenrechnung dieser Ausfuhrsummen giebt, so denken wir, einen recht stattlichen Betrag, der sich möglicherweise bald als Ausfall in der deutschen Handelsübersicht breit macht. Sollten wir dann nicht einer neuen Handelskrisis entgegengehen, einer weit schlimmern als der von 1873 bis 1885?

Digitized by Google

Nun traue man uns aber wegen der vorangegangenen Ausführung nicht etwa zu, daß wir den ganzen Ersatz für diesen ungehenern Ausfall in der erleichterten Handelsverbindung mit Österreich zu finden hoffen. Einen Teil des Ausfalls, groß oder klein, je nachdem der Handelsvertrag ausfällt, wird uns ja der erleichterte Zugang zu dem österreichisch-ungarischen Markt ersetzen, und dieser Ersatz wird wahrlich nicht zu verschmähen sein. Dennoch ist es nicht der Ersatz, in dem wir das Hauptziel und den erreichbaren Haupterfolg des mit dem österreichischen Handelsvertrage von unsrer Regierung eingeleiteten Vorgehens sehen. Man erwäge folgendes: Frankreich hat mit uns durch den Frankfurter Frieden einen unkündbaren Meistbegünstigungsvertrag. Jetzt kündigt es alle seine Tarifverträge, um keine Vergünstigung mehr, die in diesen Verträgen fremden Staaten eingeräumt worden, auch dem deutschen Reiche gewähren zu müssen. Die bloßen Meistbegünstigungsverträge wird es nach der kürzlichen Erklärung des auswärtigen Ministers nicht kündigen, sondern es wird für die Staaten, mit denen es solche Verträge hat, einen Minimaltarif einführen, der auch für Deutschland gelten wird. Daß dieser Tarif nicht etwa die deutsche Einfuhr begünstigt, dafür wird sicherlich gesorgt werden. Kommt nun ein deutsch-österreichischer Handelsvertrag zu stande, so ist Deutschland verpflichtet, dem französischen Handel dieselben Vergünstigungen wie dem österreichischen zu gewähren. Aber dazu ist nur Deutschland verpflichtet, nicht auch Oesterreich-Ungarn, das keinen unkündbaren Meistbegünstigungsvertrag mit Frankreich besitzt. Für Frankreich wäre es aber ein großer Gewinn, wenn es die Vorteile, die es als meistbegünstigte Nation von Deutschland erhält, auf das ganze deutsch-österreichische Marktgebiet ausdehnen könnte. Es ist wahrscheinlich, daß um dieses Gewinnes willen Frankreich sich herbeilassen wird, manche Sätze seines Minimaltarifs gegen die bereits vorgeschlagene Höhe zu erniedrigen. Würde nun gar erreicht, daß die Handelsverträge, die Italien sowohl mit Deutschland als mit Österreich-Ungarn hat, in einen verschmolzen würden, so sähe sich Frankreich vor die Wahl gestellt, entweder seine Handelsfeindseligkeit gegen Deutschland wie gegen Italien mit großen eignen Verlusten fortzusetzen oder diese Feindseligkeit aufzugeben. Eine weitere Wahrscheinlichkeit ist, daß, wenn die Mächte des Dreibundes zu einer gemeinsamen Handelspolitik gelangten, sowohl die Schweiz wie Belgien sich anschließen würden, ohne auf Frankreich zu warten.

Dieser Plan also ist es, den unsre Agrarier zu vereiteln sich anschicken. Die Kurzsichtigkeit dieser Herren bedenkt nicht, wo bei einer schweren Schädigung der deutschen Industrie die Abnehmer der Landwirtschaft zu den jetzigen Preisen herkommen sollen. Wie wollen sie bei einer neuen, schwerern und voraussichtlich längern Handelskrisis dem Rufe nach Abschaffnng der jetzigen Getreidezölle widerstehen? Die Herren bedenken nicht, daß dann wahrscheinlich die Getreidezölle abgeschafft werden müssen, ohne daß die Abschaffung uns eine

Digitized by Google

Entschädigung von irgend einer Seite bringt. Sie rufen jetzt aus angeblicher Besorgnis für unsre Industrie, daß bei einer Ermäßigung der Getreidezölle lediglich zu Gunsten Österreichs Rußland aus Rache die deutsche Industrie ganz ausschließen würde. Aber dazu trifft Rußland bereits jetzt seine Anstalten, während es vielleicht durch das Angebot einer allgemeinen Ermäßigung der deutschen Getreidezölle noch zu einem minder barbarischen Grenzverschluß und wenigstens zu einer Bindung seines Tarifs auf längere Zeit zu bewegen ist. Selbst das wäre für den deutschen Handel noch ein Gewinn, nicht der Willkür immer neuer Tarifexperimente von Tag zu Tag ausgesetzt zu sein.

So liegt augenblicklich eine Frage, die wir unter allen Fragen der nächsten Zukunft Deutschlands für die wichtigste halten, und deren sämtliche Beziehungen wir in der gegebenen Ausführung keineswegs erschöpft haben.

Zur Frage des bürgerlichen Gesetzbuches

Von O. Bähr

Wenn man darauf zurückblickt, wie lange schon bei uns von dem dringenden Verlangen des deutschen Volkes nach einem seine Bedürfnisse befriedigenden einheitlichen Gesetzbuche geredet worden ist, so kann man sich eines gewissen Befremdens nicht erwehren, wenn man sieht, mit welcher Gleichgiltigkeit zur Zeit die große Menge unsers Volkes auf den amtlich angefertigten, seit drei Jahren veröffentlichten Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches, dessen Einführung für Deutschland in Aussicht genommen ist, hinblickt. Aus juristischen Kreisen sind allerdings zahlreiche Besprechungen des Entwurfes hervorgegangen, von denen man wohl sagen kann, daß sie in ihrer größern und jedenfalls geistig überwiegenden Zahl nicht zu Gunsten des Entwurfes lauten. Aber auch die große Menge des Juristenstandes, insbesondre der Richter, verhält sich dem Entwurfe gegenüber ziemlich gleichgiltig. Durch diese Gleichgiltigkeit wird es möglich, daß von dem an sich berechtigten nationalen Standpunkte aus für die Einführung des Entwurfes eine Propaganda gemacht wird, die mehr oder minder offen eingesteht, daß es ihr auf den innern Wert des Gesetzbuches wenig ankomme.

Diese ganze Erscheinung — sie wäre vor dreißig Jahren noch nicht in gleicher Weise möglich gewesen — erklärt sich daraus, daß im Laufe des letzten Menschenalters die Achtung vor der Rechtswissenschaft bedeutend gesunken ist. Man hat sich mehr und mehr gewöhnt, das Recht als politisches Material

Digitized by Google

zu behandeln. Daneben finden nur noch die persönlichen Interessen des Juristenstandes ausgiebige Vertretung und Berücksichtigung. Bei keinem Gegenstande droht aber diese Gleichgiltigkeit gegen den Wert des Rechtes so verhängnisvoll zu werden, wie bei der Frage der Einführung eines ganzen Gesetzbuches. Es ist eine Angelegenheit, die auf unabsehbare Zeit hinaus den Rechtszustand Deutschlands feststellt. Zum Teil mag diese Gleichgiltigkeit darin ihren Grund haben, daß man vielfach gar keine Vorstellung davon hat, was dazu gehört, ein Gesetzbuch zu schaffen. Manche scheinen ein solches Werk für eine Art Fabrikware zu halten, deren Herstellung ja nicht schwer sein könne. Dem gegenüber soll hier zunächst eine aufklärende Darlegung in dieser Richtung versucht werden.

Die Schaffung eines Gesetzbuches, das eine hochgebildete, in ihrer Kulturentwicklung weit vorgeschrittene Nation zu befriedigen imstande sein soll, bildet eine der schwierigsten Aufgaben, die sich der menschliche Geist stellen kann. Es müssen für die Arbeit vier dazu befähigende geistige Errungenschaften sich vereinigen: genaue Kenntnis des bestehenden Rechtes, ein lebendiges Rechtsbewußtsein, juristische Gestaltungskraft und Herrschaft über die Sprache. Wir wollen diese Erfordernisse im einzelnen etwas näher betrachten.

Eine genaue Kenntnis des bestehenden Rechtes wird deshalb für die Schaffung eines Gesetzbuches zur unbedingten Notwendigkeit, weil es ja ganz unmöglich wäre, ein völlig neues Recht — nach Art des Volapük — zu erfinden, vielmehr bei einem Kulturvolke, das schon ein entwickeltes Recht besitzt, jede neue Gesetzgebung darauf angewiesen ist, in der Hauptsache an das bestehende Recht anzuknüpfen. Scheinbar hat diese Anknüpfung dadurch in Deutschland große Schwierigkeiten, daß bei uns ganz verschiedne Rechte bestehen. Neben dem in vielen Ländern geltenden gemeinen Recht, das seine Hauptgrundlage im römischen Rechte hat, sind in großen Gebietsteilen umfassende anderweite Gesetzbücher bereits in Geltung, nämlich das preußische Landrecht, der französische Code civil und das sächsische Gesetzbuch. Doch ist diese Schwierigkeit nicht so groß, wie sie scheint. Alle diese Gesetzbücher haben das gemeine Recht und in diesem wieder vorzugsweise das römische Recht zur Grundlage. Soweit sie aber neuere Rechtsbildungen enthalten, pflegen ähnliche von dem römischen Rechte abweichende Rechtsbildungen auch bereits in den Ländern des gemeinen Rechtes eingeführt zu sein. Die Verschiedenheiten in den einzelnen geltenden Rechten betreffen hiernach weit mehr die Einzelheiten und Äußerlichkeiten, als die eigentlichen Grundlagen des Rechtes, an die anzuknüpfen Aufgabe jeder Kodifikation sein muß. Diese Grundlagen führen aber fast durchweg auf das gemeine Recht zurück. Daneben bleibt es natürlich von großem Wert, auch die Verschiedenheiten in den einzelnen Rechten zu kennen, um nach dem Spruche zu verfahren: Prüfet alles, und das Beste behaltet.

Digitized by Google

Die Kenntnis des bestehenden Rechtes darf sich aber nicht auf eine Kenntnis der Rechtstheorie beschränken, sondern sie muß auch das Recht der Praxis umfassen. In der Praxis ist gar manches lebendig, was wir in der Theorie nicht finden. Gerade diesen praktischen Anschauungen einen Ausdruck zu geben, muß sich ein gutes Gesetzbuch zur Aufgabe stellen. Denn der unbefriedigende Zustand der Theorie in Verbindung mit dem Umstande, daß es auch viele zum Theoretisiren geneigte Praktiker giebt, trägt stets die Gefahr in sich, daß die Mängel der Theorie zu praktischen Irrungen führen. Überhaupt muß ein Gesetzbuch, wenn es wahrhaft nutzbringend wirken soll, darauf bedacht sein, gerade die Punkte zu ordnen, bei denen die Praxis bisher öfter gefehlt hat. Natürlich kann man aber diese Aufgabe nur dann erfüllen, wenn man die Praxis kennt und zugleich von dem Geiste einer gesunden Praxis durchdrungen ist.

Als zweites Erfordernis für die Beschaffung eines guten Gesetzbuches bezeichnete ich ein lebendiges Rechtsbewußtsein. Ist ein solches schon für die Rechtsprechung nur schwer zu entbehren, da nur mit seiner Hilfe in vielen Fällen der Richter den Rechtsgedanken des Gesetzes richtig erkennen wird, so bildet es vollends für die Gesetzesschaffung das unentbehrliche Lebenselement. Es ist der innere Sinn für Gerechtigkeit, der hier in Frage kommt. Dieser Sinn kann zwar durch eine gewisse Schulung ausgebildet werden, und in dieser Beziehung bildet das römische Recht eine unübertreffliche Schule. In seinem wesentlichen Bestande aber ist er eine dem einzelnen Menschen verliehene Gottesgabe. Als Beweis hierfür kann die Thatsache gelten, daß dieser Sinn mitunter bei Laien, namentlich bei Geschäftsmännern innerhalb ihres Geschäftsbereiches, sehr lebhaft entwickelt ist, während es unter den Juristen manche giebt (darunter auch solche, die als „ausgezeichnete Juristen“ gelten), die sich dieses Sinnes nur in geringem Maße erfreuen. Ähnlich wie Pilatus fragen sie: „Was ist Gerechtigkeit?“ Darauf haben sie keine Antwort, da ihr Herz ihnen keine giebt. Sie betrachten das Recht als etwas Zufälliges, das man willkürlich gemacht habe, das man so oder so gestalten könne, und das, um es anzuwenden, eben auswendig gelernt werden müsse. Ihre ganze Jurisprudenz ist ihnen etwas Äußerliches, Angelerntes. Dem gegenüber möchte ich, unter Benutzung des Wortes unsers Dichters, sagen: „Die Gerechtigkeit ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben.“ Hiervon ausgehend stelle ich auch die Behauptung auf: Jurisprudenz ist nicht bloß eine Sache des Wissens, sondern vor allem auch eine Sache des Charakters. Am allerwenigsten aber darf der Gesetzgeber des lebendigen Sinnes für Gerechtigkeit ermangeln. Dieser Sinn ist der Kompaß, der ihm überall die Richtung, die er zu verfolgen hat, anweisen muß.

Die Gerechtigkeit kann aber nicht von einem völlig idealen Standpunkte ins Leben eingeführt und dem Gesetze zu Grunde gelegt werden. Die Ver-

Digitized by Google

wirklichung des Rechtsgedankens ist überall auf menschliche Mittel angewiesen, und diese Mittel sind in vielen Beziehungen unvollkommen. Der Gerechtigkeit in ihrem letzten Ziele wird weit besser gedient, wenn wir diese Unvollkommenheit der menschlichen Mittel berücksichtigen, als wenn wir sie außer Acht lassen und darnach das Recht gestalten wollten. Hieraus ergiebt sich, daß das Recht mehr oder minder ein künstlicher Aufbau ist, der zwar durch den Gedanken der Gerechtigkeit geleitet werden, daneben aber stets das praktisch Erreichbare im Auge behalten und darnach die Rechtsvorschriften einrichten muß. In dieser Beziehung das Richtige zu treffen, ist nun Sache der juristischen Gestaltungskraft. Diese Technik des Rechtes, wie man es nennen kann, ist spezifisch Sache der Juristen. Während der Sinn für Gerechtigkeit vorzugsweise auf unserm natürlichen Gefühl beruht, kommt hierbei kluge Berechnung zur Anwendung. Auch in dieser Beziehung geben uns die römischen Juristen ein hochschätzbares Vorbild. Sie haben namentlich eine Menge Anschauungen und Begriffe ins Leben gerufen, die in hohem Maße die Technik des Rechtes erleichtern, und deren Benutzung oder Weiterbildung uns erst den Aufbau einer so verwickelten Schöpfung, wie unsers Rechtssystems, möglich macht. Nur ein Jurist, der diese Technik des Rechtes ausreichend beherrscht, kann mit Erfolg an einem solchen Aufbau arbeiten.

Als letztes Erfordernis für die Aufstellung eines bürgerlichen Gesetzbuches wurde die Herrschaft über die Sprache bezeichnet. Die Sprache bildet das Mittel, durch das wir andern unsre Gedanken mitteilen. Bei einem so gewaltigen, schwer zu erfassenden Gedankenbau, wie es das bürgerliche Recht ist, ist deshalb vor allem eine klare, lebendige Sprache erforderlich. Bekanntlich ist nun die Sprache der Juristen bisher kein Musterdeutsch gewesen. Wer hat nicht schon Richterurteile gelesen, bei denen ihm zu Mute wurde, wie dem Schüler im Faust, als er alles reduzieren und klassifizieren lernen sollte? Ein Hauptgrund für diese Juristensprache liegt darin, daß viele Juristen gar nicht über ihre Subjektivität hinaus können. Sie haben ihr Recht zunächst aus dem lateinischen Corpus juris und den diesem nachgebildeten Lehrbüchern gelernt. Mit den Begriffen, die sie dort in sich gesogen haben, operiren sie nun in einer für unsre Volkssprache wenig verständlichen Weise. Dazu kommt, daß die Rechtswissenschaft, als ein rein geistiger Aufbau, ein Ergehen in mehr oder minder transzendentalen Ausdrucksweisen ermöglicht. So ist die spezifische Juristensprache zu einem für unser Volk ziemlich unverständlichen Idiom geworden. Und wenn ein jüngst veröffentlichtes Scherzgedicht*) mit den Versen schloß:

*) Es stand in den „Fliegenden Blättern“ und begann mit den Worten:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Das nagelneue Gesetz.
Es läßt sich famos damit streiten,
Denn keiner von allen versteht's.

Digitized by Google

Ich glaube, am Ende verschlingen
Die Menschheit Irrsinn und Wahn,
Und das hat vor allen Dingen
Das Deutsch der Juristen gethan —

so ist das zwar etwas bitter ausgedrückt, aber es ist doch nicht ganz ohne. Im Gegensatz hierzu hat ohne Zweifel ein deutsches Gesetzbuch die Aufgabe, ein verständliches Deutsch zu reden. Zwar wird in keiner Sprache der Welt ein Gesetzbuch geschaffen werden können, das auch dem Laien den so verwickelten Organismus unsers Rechtes völlig klar vor Augen stellte. Aber es muß doch wenigstens versucht werden, unserm Volke sein Recht so nahe wie möglich zu bringen. Auch hat die Sprache des Gesetzbuches die größte Bedeutung in ihrem erzieherischen Einfluß auf den Juristenstand. Es muß seine Aufgabe sein, den Juristen wieder an ein gemeinverständliches Deutsch zu gewöhnen. In der klaren Sprache liegt zugleich die beste Bürgschaft für ein klares Denken. Allerdings ist es nicht leicht, die Rechtsgedanken mit zureichender juristischer Genauigkeit aufzustellen und dabei doch eine einigermaßen volkstümliche Sprache zu reden.

Stellen wir noch die Frage nach dem Zusammenwirken aller dieser Fähigkeiten, die wir zur Schaffung eines Gesetzbuches als notwendig bezeichneten, so liegt es auf der Hand, daß die Beherrschung des überreichen Materials, das die deutschen Rechtszustände darbieten, nicht leicht in einer Person von vornherein vereinigt sein wird, daß also, soweit die Arbeit dieses Material ins Auge fassen und zur Grundlage nehmen muß, durch das Zusammenwirken verschiedner Männer sehr Nützliches erreicht werden kann, ja daß ein solches Zusammenwirken fast unentbehrlich erscheint. Abgesehen hiervon aber können jene Fähigkeiten nicht wie ein Picknick zusammengetragen werden, sodaß der eine diese, der andre jene zu dem Werke hinzubrächte. Vielmehr müssen sie sich gegenseitig durchdringen, wenn etwas Gutes geschaffen werden soll.

Es möge gestattet sein, hier einen Vergleich zu ziehen. Auch wenn ein Kunstwerk geschaffen werden soll, sind ganz ähnliche Fähigkeiten erforderlich. Der Künstler muß das, was auf dem Gebiete seiner Kunst bereits geschaffen ist, kennen, weil er nur unter Anknüpfung hieran ein seine Zeit befriedigendes Kunstwerk schaffen kann. Er muß von dem lebendigen Geiste des künstlerisch Schönen durchdrungen sein, denn dieser bildet das eigentliche Lebenselement alles künstlerischen Schaffens. Er muß ferner künstlerische Gestaltungskraft haben, die ihn befähigt, den Gedanken des künstlerisch Schönen in konkreter Erscheinung zu verwirklichen. Er muß endlich auch in der äußern Technik seiner Kunst so bewandert sein, daß er das Kunstwerk, das er im Sinne trägt, zur vollendeten äußern Erscheinung bringen kann. Alle diese Eigenschaften müssen sich in seiner Person vereinigen und lebendig durchdringen.

Digitized by Google

Dies alles hat man nun auch auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens längst erkannt, und man hat daraus die richtige Folgerung gezogen, daß die Schaffung eines Kunstwerkes, auch wenn es das größte ist, immer nur in die Hand eines einzelnen Mannes gelegt werden kann. Niemand hat daran gedacht, für den Entwurf des Kaiser-Wilhelm-Denkmals oder zu dem Plane für das Reichstagsgebäude eine Kommission zu berufen. Vielmehr hat man die Kraft der deutschen Künstlerschaft durch Berufung aller zum Wettbewerb jedes Einzelnen aufgeboten. Ist auf diese Weise für das Kunstwerk die Grundlage gewonnen, dann steht nichts entgegen, daß durch das Urteil oder den Beirat andrer noch Abänderungen in der Ausführung herbeigeführt werden, die dem Werke sehr zu statten kommen können. Das wird sich auch jeder Künstler bereitwillig gefallen lassen. Bekanntlich sind z. B. bei dem Reichstagsbau noch bedeutende Veränderungen im Sinne praktischer Nutzbarkeit des Gebäudes nachträglich gemacht worden.

Nun wolle man mir verzeihen, wenn ich etwas ausspreche, was vielleicht auf den ersten Blick gewagt erscheinen kann. Ich vertrete es aber aus voller Überzeugung. Auch ein Gesetzbuch ist ein Kunstwerk und zwar ein Kunstwerk ersten Ranges. Daran knüpfe ich die Folgerung: Auch bei der Schaffung eines Gesetzbuches muß, wenn etwas Gutes daraus werden soll, der Aufbau des Ganzen in die Hände eines Mannes gelegt werden, wobei natürlich die Mitwirkung andrer im Sinne der obigen Darlegung nicht ausgeschlossen ist. Auch das preußische Landrecht ist nur dadurch zu einem in seiner Art so vollendeten Werke geworden, daß seine Schöpfung in der Hand *eines* hochbegabten Mannes lag. Hat man einen solchen Mann nicht, dann ist es besser, das Werk ganz zu unterlassen. Denn noch schlimmer als der Mangel eines Gesetzbuches ist ein schlechtes Gesetzbuch.

Kommissionen sind überhaupt für Gesetzgebungswerke von zweifelhaftem Werte. Wo es sich um einfache, leicht übersehbare Fragen handelt, kann die Beratung einer Kommission sehr nützlich werden. Wo aber die Fragen tiefer liegen und in weitem Zusammenhange betrachtet werden müssen, da ist es immer zweifelhaft, ob aus einer Kommissionsberatung etwas Gutes hervorgehen wird. Denn nur selten sind alle Mitglieder einer Kommission solcher Fragen mächtig, und der Zufall spielt darin bei den Beschlüssen, die ja meistens Improvisationen sind, eine große Rolle. Dabei ist aber noch immer ein wesentlicher Unterschied, ob eine Kommission eine bereits gegebene, gut entworfene Vorlage bearbeiten, oder ob sie selbst ein Gesetz neu anfertigen soll. Es ist anzuerkennen, daß schon oft Regierungsvorlagen wesentlich verbessert aus den parlamentarischen Kommissionen hervorgegangen sind. Einen in seinen Grundlagen oder seinem ganzen Geiste verfehlten Entwurf vermag dagegen eine Kommission nicht leicht in ein gutes Gesetz umzuwandeln.

Die gegen den Wert von Kommissionsverhandlungen bestehenden Be-

Digitized by Google

denken treffen im höchsten Maße zu bei Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches. Eine große Menge von Fragen, die dabei vorkommen, liegen so tief und sind so überaus schwierig, daß nur ein gründliches Studium zu einem klaren Einblick führen kann. Vielfach stehen auch die Fragen in einem weiten, schwer zu überblickenden Zusammenhange. Hier paßt so recht der Vergleich mit einem Webermeisterstück:

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Nicht leicht werden nun in einer zahlreich besetzten Kommission alle Mitglieder solchen Fragen gewachsen sein. Sie werden also abstimmen, wie ihnen im Augenblicke die Sache scheint, und so entsteht dann das Gesetzbuch — ein Spiel des Zufalls.

Es möge hier gleich ein Wort einfließen über den Wert einer Mitwirkung von Laien bei einer solchen Beratung. Daß bei Laien mitunter ein sehr gesundes Rechtsgefühl zu finden ist, habe ich bereits oben bemerkt, und soweit dieses in Betracht kommt, könnten Laien bei einem Gesetzbuch sehr nützlich mitwirken. Dagegen fehlen ihnen alle andern Fähigkeiten, die zur Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches erforderlich sind, und schon dadurch wird der Wert ihrer Mitwirkung wesentlich abgeschwächt werden. Es kommt aber noch hinzu, daß auch das natürliche Rechtsgefühl der Laien sich immer nur dann mit Sicherheit wird äußern können, wenn ihnen die Rechtsfragen in völlig konkreter Erscheinung vorgelegt werden. Auf abstrakte Sätze reagirt das Rechtsgefühl nicht. Ein Beispiel wird die Sache klar machen. Was würde wohl ein Laie sagen, wenn man ihm die Frage vorlegt: Soll der Satz „Der Tote erbt den Lebendigen" in dem Gesetzbuch eingeführt werden? Er würde gar nicht wissen, was das bedeutet. Aber auch wenn man ihm den Satz dahin erläuterte: Soll der Erbe zum Erwerb der Erbschaft einer Erbschaftsantretung bedürfen oder nicht? so würde er noch immer ratlos dastehen. Denn die Folgen dieser Doppelfrage würde er sich ganz und gar nicht klar zu machen vermögen. Gesetzt nun aber, es legte ihm jemand folgenden Rechtsfall vor: A hat in seinem Testamente zunächst seinen Freund M, wenn aber dieser nicht Erbe würde, seinen Freund N zum Erben eingesetzt. A ist gestorben. Kurz vorher ist M verschwunden. Es ist wahrscheinlich, daß er tot ist; aber man hat seine Leiche nicht gefunden. Nach Ablauf einiger Zeit kann er für tot erklärt werden. Als Erben hinterläßt er fernstehende Verwandte. Wer bekommt nun die Erbschaft des A, der Freund N oder die Verwandten des M als dessen Erben? Ein mit gesundem Rechtsgefühl begabter Laie wird ohne Zweifel sagen: Natürlich der Freund N! Denn den Verwandten des M hat ja der Erblasser nichts zuwenden wollen, und der M selbst hat ja die Erbschaft noch gar nicht bekommen. Dieses Ergebnis wird erreicht, wenn man an der

Digitized by Google

Notwendigkeit einer Erbschaftsantretung festhält. Stellt man dagegen den Satz auf: „Der Tote erbt den Lebendigen," so bekommen in dem obigen Falle die Verwandten des N die Erbschaft, gänzlich dem natürlichen Rechtsgefühl zuwider. Durch dieses wird also der gedachte Satz verworfen. Man sieht aber hieraus, welcher Umwege es bedarf, um das natürliche Rechtsgefühl des Laien spielen zu lassen. Soll es bei der Gesetzgebung vertreten werden, so müßten dem Laien stets erst die Folgen der Rechtssätze völlig klar gemacht werden, was nur vonseiten der Juristen geschehen könnte. Diese werden aber öfters keine Neigung dazu haben, zum Teil aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie sich selbst über die Folgen der Rechtssätze, die sie im Munde führen, nicht immer klar sind. Es bedarf ausführlichen Studiums oder Nachdenkens, um diese Klarheit zu gewinnen. Der Laie wird also in solchen Fragen blindlings seine Stimme abgeben, so, wie er sich ungefähr die Sache denkt. Oder er wird sich in das Schlepptau irgend eines Juristen begeben, der sich ihm als Autorität aufzuspielen versteht. Demagogie wird nicht allein in Volksversammlungen, sondern mitunter auch in den Parlamenten und Kommissionen betrieben. Jedenfalls wird durch die Mitwirkung von Laien in einer Kommission für ein Werk nach Art des bürgerlichen Gesetzbuches die ganze Sache noch mehr als sonst dem Zufall preisgegeben.

Das soeben von mir etwas ausführlicher behandelte Beispiel giebt zugleich den nichtjuristischen Lesern dieser Zeitschrift ein Bild davon ab, was für Fragen bei Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches vorkommen. Solcher Fragen giebt es tausende.

Aus dem Dargestellten ziehe ich folgendes Ergebnis. Es war ein Fehler, daß man im Jahre 1874 zu der Schaffung einer bürgerlichen Gesetzgebung eine Kommission von elf Mitgliedern und zahlreichen Hilfsarbeitern berief, wenn nicht etwa unter den Mitgliedern dieser Kommission ein Mann war, der als Schöpfer des Ganzen die Sache in die Hand nehmen konnte. Ein solcher Mann scheint in der Kommission nicht vorhanden gewesen zu sein, oder wenn er vorhanden war, so ist er jedenfalls nicht der richtige Mann für die Sache gewesen. Die nächste Folge dieser Sachbehandlung war die, daß die Kommission dreizehn Jahre und vier Monate lang zusammensaß, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Als dann endlich nach strengster Geheimhaltung aller Arbeiten der Entwurf des Gesetzbuches zu Tage trat, war er — ein mißlungenes Werk. Daß der Entwurf nicht gelungen ist, darüber sind so gut wie alle einig. Meinungsverschiedenheit besteht nur über das Maß des Mißlingens.

Wir wollen nun sehen, in welchem Maße sich die verschiedenen Grundlagen, die wir oben für ein Werk der fraglichen Art als notwendig bezeichneten, bei Schaffung des Entwurfes als vorhanden bewährt haben. Es kommt dabei noch in Betracht, daß der Entwurf nicht für sich allein steht, daß er vielmehr

Digitized by Google

von fünf starken Bänden „Motiven" begleitet ist, die aus den Vorarbeiten der Redaktoren und den Beratungsprotokollen der Kommission zusammengeschrieben sind, daß auch nach § 1 des Entwurfs, der den „Geist der Rechtsordnung" als subsidiäre Rechtsquelle bezeichnet, diese Motive neben den Paragraphen des Gesetzes Anspruch auf unmittelbare Geltung haben würden. Diese Motive lassen einen noch tieferen Einblick in die geistige Werkstatt zu, aus der der Entwurf hervorgegangen ist.

Unbedingt ist anzuerkennen, daß die Kommission bemüht gewesen ist, als Grundlage ihres Werkes einen möglichst vollständigen Überblick über das in Deutschland geltende Recht zu gewinnen. Im Umfange des von der Kommission bearbeiteten Stoffes enthalten die Motive eine ziemlich vollständige Sammlung alles Wissenswerten sowohl aus der gemeinrechtlichen Theorie als auch aus den in Deutschland geltenden Gesetzbüchern und den einschlagenden Landesgesetzen. Diese von großem Fleiß zeugende Sammlung wird stets als Material ihren Wert behalten.

Soweit nun dieses Material mit richtigem Verständnis in den Entwurf übergegangen ist, enthält dieser viel Brauchbares und Schätzenswertes. Namentlich hat das preußische Landrecht öfters einen befruchtenden Einfluß auf den Entwurf geübt. Möglich, daß auch eine Reihe wertvoller Gedanken des Entwurfes aus der eignen Initiative der Kommission hervorgegangen ist. Es ist ja außerordentlich schwer, zu erkennen, was in dem Werke der Kommission selbst angehört und was sie anderswoher entnommen hat. Keinesfalls möchten wir der Kommission dadurch zu nahe treten, daß wir nicht das, was sie Gutes geleistet hat, anerkännten.

Aber bei weitem nicht überall hat die Kommission das ihr zu Gebote stehende Material mit wahrhaft wissenschaftlichem Geiste durchdrungen und mit praktischem Sinne zu gestalten verstanden. Es fehlt nicht an verfehlten Theorien, die den Paragraphen des Entwurfs zu Grunde liegen und dann noch des breitern in den Motiven vorgetragen werden. Eine wahre Scheu scheint aber die Kommission davor gehabt zu haben, praktische Gedanken, für die sie nicht in der Theorie schon eine Grundlage vorfand, irgend zu verwirklichen. So sind eine Menge Dinge, die, wenn man einmal kodifizirt, dringend der einheitlichen Ordnung bedürfen, im Entwurfe weggeblieben. Bis zu einem gewissen Maße kommt der Kommission für diese Auslassungen allerdings der von der Vorkommission erstattete Bericht zu statten. Darnach sollten gewisse Rechtsgebiete von dem Entwurfe ausgeschlossen bleiben. So namentlich das bäuerliche Güterrecht. Ferner das Verlagsrecht und das Versicherungsrecht, die in Verbindung mit der Revision des Handelsgesetzbuchs in Angriff genommen werden sollten.*) Bei einer Menge andrer Gegenstände (Forstrecht, Wasser-

*) Das Verlagsrecht als Teil des Handelsrechts zu betrachten ist ganz unpassend.

Digitized by Google

recht, Fischerei- und Jagdrecht, Deich- und Sielrecht, Bau- und Nachbarrecht, Enteignungsrecht, Gesinderecht) hatte die Vorkommission zu erwägen gegeben, „ob nicht die privatrechtlichen Grundprinzipien dieser Institute sich zur gemeinschaftlichen Regelung im Gesetzbuch eignen." Der Bundesrat hatte diesen Bericht der Vorkommission in der Art zum Beschluß erhoben, daß er der zu berufenden Hauptkommission überließ, „die darin enthaltenen Vorschläge als Anhaltepunkte zu benutzen." Die Kommission hatte hiernach völlig freie Hand, auf welche Gegenstände sie ihr Werk ausdehnen wollte. Sie hat diese Freiheit in der Art benutzt, daß sie alle jene von der Vorkommission benannten Gegenstände hat fallen lassen. Aber die Auslassungen des Entwurfes reichen noch weit über diese Gegenstände hinaus in Gebiete hinein, bezüglich deren gar kein Zweifel sein kann, daß sie in einem bürgerlichen Gesetzbuche zu ordnen gewesen wären. In Deutschland bestehen tausende von Vereinen, und täglich werden neue gegründet. Diese Vereine leben doch auch unter dem Rechte. Aber für sie ist das Recht im Entwurfe ungeordnet geblieben, wobei auch vielleicht eine gewisse politische Ängstlichkeit mitgewirkt haben mag. Alltäglich werden in Deutschland tausende von Schuldscheinen und Quittungen ausgestellt. Was aber ein Schuldschein und eine Quittung sei, das — sagen die Motive — könne man nicht wissen, und deshalb werde besser gar nicht davon geredet. In unzähligen Fällen verwirklicht sich das Recht nur dadurch, daß der eine Teil dem andern zur Rechnungsstellung verpflichtet ist. Das Institut der Rechnungsstellung zu verstehen, finden aber die Motive zu schwierig, und deshalb steht im Entwurfe nichts davon. Noch eine Menge andrer kleinerer praktischer Fragen, über die die Theorie nichts enthält, und bezüglich deren deshalb eine Vorschrift durch das Gesetzbuch die Praxis so nötig hätte wie das liebe Brot, hat gleichwohl der Entwurf unbeantwortet gelassen. Es ist, als ob das praktische Recht dem Entwurfe ganz fern gelegen hätte. Sicherlich sind alle diese Weglassungen nicht auf Mangel an Fleiß zurückzuführen, sondern es haben andre Gründe dafür vorgelegen. Und wenn zu diesen Gründen auch die innern Schwierigkeiten der Kommission gehört haben sollten, so würde das nur von neuem ein Beweis sein, wie wenig sich eine Kommission zu einem derartigen Werke eignet.

Noch schmerzlicher aber als diese Nieten berührt in den positiven Schöpfungen des Entwurfes der vielfach sich kundgebende Mangel an gesundem Rechtssinn und an juristischer Gestaltungskraft. Es ist ja außerordentlich schwer, diesen Mangel in einer Weise darzustellen, daß auch für den Nichtchristen die Sache anschaulich wird. Gleichwohl soll es hier durch einige Beispiele versucht werden.

A ist mit N, der an einem andern Orte, Z, wohnt, in Unterhandlung wegen eines Hauskaufes. A giebt seinem Freunde B, der eine Reise macht und dabei Z berührt, Vollmacht zum Abschluß des Kaufes. Nach der Abreise

Digitized by Google

des B reut aber A die Sache, und da er nicht weiß, wo B sich im Augenblick aufhält, telegraphirt er an N, daß er die dem B erteilte Vollmacht zurücknehme. Wie B nach Z kommt, verschweigt ihm aber N das Telegramm, und B schließt nun in dem Glauben, bevollmächtigt zu sein, den Hauskauf ab. Ist nun für A dieser Abschluß bindend? Jeder mit natürlichem Rechtsgefühl begabte wird sagen: „Gott bewahre! N wußte ja, daß B den Kauf nicht abschließen sollte. Aus seinem betrüglichen Handeln kann doch N keine Rechte ableiten." Der Entwurf aber findet, daß der Kauf für A gelten müsse. Denn die Ungiltigerklärung würde „eine Durchbrechung der Annahme des Fortbestandes der Vollmacht sein, für welche es an zureichenden Gründen gebricht." So sagen die Motive I. S. 236.

Ein andrer Rechtsfall. A ist von B unvorsichtigerweise auf der Jagd erschossen worden. A hat seinen Freund C zum Erben eingesetzt. Nach zwanzig Jahren stirbt D, ein Oheim des A. Wäre A nicht erschossen worden, so würde er nach seiner mutmaßlichen Lebensdauer bei dem Tode seines Oheims noch gelebt und diesen beerbt haben. Darauf gestützt, klagt nun C gegen B auf Ersatz dieser Erbschaft. Das Gesetzbuch (§§ 704 und 722) spricht ihm diesen Ersatz zu. Denn durch den Tod des A ist für diesen der Erwerb der Erbschaft mutmaßlich gehindert worden. Folglich hat der Thäter den Erben zu entschädigen. Das ist im Sinne des Entwurfes juristische Konsequenz. Daß hundert Ereignisse hätten eintreten können, die, wenn A fortgelebt hätte, doch dem C die Erbschaft des D nicht hätten zu teil werden lassen, kommt für den Entwurf nicht in Betracht.

Solche Entscheidungen praktischer Fälle können nicht als bloß vereinzelte Fehlgriffe betrachtet werden (es lassen sich noch eine Menge ähnlicher Fälle aus dem Entwurfe herauslesen), sie sind vielmehr bezeichnend für die ganze Bedeutung des Werkes. Wer solche Entscheidungen fällen kann, der hat nicht von Gottes Gnaden den Beruf, Deutschlands Recht für alle Zeit festzustellen.

Charakteristisch ist übrigens für den Entwurf, daß er sich so viel wie möglich hütet, auf konkrete Entscheidungen einzugehen. Auch in den Motiven, wo man doch zum Verständnis der oft so dunkeln Sätze des Entwurfes dringend nach erläuternden Beispielen sucht, finden sich solche nur selten. Die Motive ergehen sich meistens in allgemeinen Reden, durch die man nicht klüger wird, als aus dem Entwurfe selbst. Das Lebenselement praktischer Jurisprudenz, konkrete Anschauung, scheint bei dem Entwurfe nur eine geringe Rolle gespielt zu haben.

Die Mängel des Entwurfes an juristischer Gestaltungskraft in gemeinverständlicher Weise darzulegen, ist so schwierig, daß es hier nicht versucht werden soll. Aber eine einzelne Seite der Sache muß doch hier erwähnt werden. Bekanntlich betrachtet es die ärztliche Wissenschaft heute als eine

Digitized by Google

Hauptaufgabe, Krankheiten nicht bloß zu heilen, sondern vor allem zu verhüten. Es hat sich daraus ein besondrer Zweig der Medizin, die Hygiene, entwickelt. Darnach sollte man glauben, auch die Jurisprudenz müßte es als eine Hauptaufgabe betrachten, Prozesse, die ja eine große Ähnlichkeit mit Krankheiten haben, zu verhüten. Dieser Gedanke scheint aber den Verfassern des Entwurfes ziemlich fremd geblieben zu sein. Vielfach sind die Rechtseinrichtungen so getroffen, als ob es ganz gleichgiltig sei, ob mehr oder weniger Prozesse daraus entstehen.

Wir kommen endlich noch zu einem der schmerzlichsten Punkte, die wir zu berühren haben. Das ist die Sprache des Entwurfes. Der Entwurf redet nicht die Sprache unsers Volkes, sondern nur das Idiom der Juristen, das sich in ihm durch Überladung mitunter zu einem wahrhaft peinlichen Deutsch steigert. Man hat in neuerer Zeit viel von einem „papiernen Stil“ geredet. Dieser papierne Stil herrscht in dem Entwurfe durchweg. Was das Studium desselben dann noch ganz besonders erschwert, daß sind die in übermäßiger Zahl vorhandenen Verweisungen von einem Paragraphen auf den andern, vor und rückwärts. Dies alles hat zur Folge, daß das Gesetzbuch für unser Volk fast ganz unverständlich bleiben wird. Aber auch für den Juristen sind viele Bestimmungen geradezu rätselhaft. Das einzige, was sich als sicheres Ergebnis voraussagen läßt, ist das: es wird unendlicher Streit daraus entstehen.

Als Beispiel für die Sprachweise des Entwurfes möge hier der bei dem obigen Rechtsfall angeführte § 722 Platz finden. Obgleich es sprachlich noch viel schlimmere giebt, wähle ich ihn, weil seine Bedeutung durch den gedachten Rechtsfall dem Leser klar sein wird. Er lautet:

> Ist durch den Tod ein an die Person des Getödteten geknüpftes Vermögensrecht erloschen oder der Erwerb eines Vermögensrechtes verhindert, welches der Getödtete erworben haben würde, wenn seine mutmaßliche Lebensdauer nicht verkürzt worden wäre, so ist er in seinem Vermögen insoweit als beschädigt anzusehen, als sein Nachlaß durch den vorzeitigen Tod eine Verminderung erfahren hat. Der Schuldige ist zum Ersatze dieses Schadens nach Maßgabe des § 704, Abs. 2 verpflichtet.

Wenn wir nun nach dieser Erörterung den Entwurf in seiner Gesamtheit betrachten, so wird es wohl kaum überraschen, wenn ich ausspreche: Die Fehler des Entwurfes liegen nicht in Einzelheiten und Äußerlichkeiten, sondern in dem ganzen Geiste, aus dem er hervorgegangen ist. Soll aus ihm etwas Brauchbares werden, so genügt nicht eine „Revision“ oder „Überarbeitung,“ die hie und da eine Bestimmung verbessert, den Entwurf im ganzen aber aufrecht hält, sondern es bedarf einer Umarbeitung des Entwurfes, die seinen ganzen Charakter ändert. Das Material des Entwurfes und das, was er Gutes enthält, kann ja dabei in angemessener Weise verwertet werden.

Digitized by Google

Wird der Entwurf unter Aufrechthaltung seiner Wesenheit Gesetz, so wird der ihm innewohnende Geist nach und nach die ganze deutsche Rechtsprechung durchdringen. Die Rechtswissenschaft, die schon jetzt leider nur noch als eine Wissenschaft zweiten Ranges gilt, wird zu einer Wissenschaft dritten oder vierten Ranges herabsinken. Die Rechtserörterungen werden mehr und mehr in der beklagenswerten Methode der Motive geführt werden. Der Sinn für materielles Recht, dieses beste Lebenselement der Rechtsprechung, wird, da er in dem Gesetzbuche nur schwach vertreten ist, auch in der Praxis schwinden. Und die Prozesse, die sich zahllos vermehren werden, werden vorzugsweise in dem Gezänk über den dunkeln Wortlaut des Gesetzbuches und seiner Motive bestehen. Man wird diese Voraussage vielleicht für Pessimismus halten. Ich habe mich aber nicht getäuscht, als ich zu einer Zeit, wo alle Welt die im Entwurfe vorliegende Zivilprozeßordnung bewunderte, ihre übeln Wirkungen voraussah und voraussagte. Ich werde mich auch heute nicht täuschen, wo viele in der Beurteilung des Entwurfes mit mir übereinstimmen.

Man könnte vielleicht sagen, daß ein großer Teil der Fehler, die man dem Entwurfe zum Vorwurf machen kann, doch auch schon in der heutigen Jurisprudenz vorkämen, und daß insoweit durch die Erhebung des Entwurfes zum Gesetz keine Verschlechterung eintreten würde. Das ist aber irrig. Wenn auch die Richtung, die der Entwurf verfolgt, schon heute im Juristenstande vielfach vertreten ist, so steht ihr doch auch eine andre, gesundere Richtung gegenüber, die gegen sie ankämpft. Mit der Einführung des Entwurfes feiert aber die erstere Richtung den offiziellen Sieg. Das Schlechte in der Jurisprudenz wird festgenagelt, der Kranke wird hoffnungslos. Überdies lehrt die Erfahrung, daß nach Erlaß eines Gesetzbuches die Praxis, da sie nicht mehr über den Wert des Gesetzbuches steigen kann, noch unter dessen Wert herabsinkt.

Nun noch ein Wort über die nationale Seite der Sache. Daß die Schaffung eines möglichst einheitlichen Rechtes für Deutschland ein nationales Bedürfnis sei, werden nur eingefleischte Partikularisten in Abrede stellen. Die Frage, in welcher Form dies am besten zu erreichen gewesen wäre, muß damit als erledigt betrachtet werden, daß nun einmal der Gedanke, es könne das nur in der Form eines allgemeinen Gesetzbuches geschehen, herrschend geworden ist. Das deutsche Volk erwartet aber von der deutschen Einheit nicht bloß einheitliche, sondern auch gute Einrichtungen. Und wenn man ihm statt dessen Einrichtungen giebt, die seine Bedürfnisse nicht befriedigen, so wird dadurch der nationale Gedanke nicht gefördert, sondern nur geschädigt. Sicherlich hat der schlechte und teure Zivilprozeß, den man im Namen der deutschen Einheit gegeben hat — man kann ja jetzt offen so reden, nachdem dieser Prozeß durch Erlaß des Gesetzes über die Gewerbegerichte offiziell verurteilt ist — in unserm Volke dem deutschen Reiche keine Freunde erworben. Ebenso wenig würde es dieses Gesetzbuch thun. Der deutsche Juristenstand insonderheit

Digitized by Google

müßte es als eine tiefe Demütigung empfinden, daß das deutsche Reich, das auf allen andern Gebieten so Großes geleistet hat, nur auf dem Gebiete des Privatrechtes nichts Besseres als dieses Gesetzbuch zu schaffen vermocht habe.

Allerdings würde Deutschland nicht daran zu Grunde gehen. Die Erfahrung lehrt, daß ein Volk, wenn es sonst reich und glücklich ist, auch eine schlechte Rechtsprechung ohne wesentlichen äußern Schaden ertragen kann. (So z. B. in England.) Gleichwohl würde die andauernd unbefriedigende Gestaltung eines so bedeutungsvollen Elementes des Volkslebens, wie es die bürgerliche Rechtsprechung ist, schwer empfunden werden. Mit ihrem Sinken würde zugleich die beste Schule für das ganze öffentliche Leben verloren gehen. Nach einem Menschenalter aber würde die Kraft, sich aus diesem Zustande wieder herauszureißen, völlig erloschen sein. Und dann würde sich die Mißachtung, die man heute dem innern Werte des Rechtes entgegenbringt, bitter rächen.

Napoleon der Erste und die positivistische Geschichtschreibung

Selten haben geschichtliche Abhandlungen in Frankreich ein so lebhaftes Interesse im Publikum und einen so heftigen Meinungsaustausch in der französischen Presse hervorgerufen, wie die von dem berühmten Geschichtsphilosophen Taine zuerst in der Revue des deux mondes veröffentlichten Aufsätze über Napoleon Bonaparte. Das schonungslose Vorgehen Taines, seine abfällige Charakteristik und entschiedne Verurteilung des Begründers der französischen gloire sind selbst von republikanischen Schriftstellern mit dem größten Unwillen aufgenommen worden; der Streit, in den sich auch der Prinz Napoleon gemischt hat, dauert noch fort und nimmt einen ähnlichen Umfang an, wie vor zwanzig Jahren, als Lanfrey seine Geschichte Napoleons geschrieben hatte.

Man findet Taines Darstellung einseitig, übertrieben, verkehrt und das Bild des Kaisers gefälscht und verzerrt; es fehlte nicht viel, so hätten seine Landsleute den zu offenherzigen Historiker des Hochverrats, mindestens einer unpatriotischen Gesinnung angeklagt. Der Prinz nennt ihn einen déboulonneur académique, der daran Vergnügen finde, sein Opfer bis zu den letzten Fibern

Digitized by Google

zu zersetzen, ohne einen Aufschrei der Seele, ohne „Streben zum Idealen." Für Taine, sagt er, ist die französische Revolution nur die „Metamorphose eines Insekts"; er sieht alles mit den Augen eines Kurzsichtigen, er arbeitet mit der Lupe, und sein Blick wird trübe oder unruhig, sobald der geprüfte Gegenstand eine außergewöhnliche Größe annimmt. Dann verdoppelt er seine Forschungen, er sucht eine Stelle, wo er sein Mikroskop ansetzen kann, er findet endlich eine Erklärung, die von seinem Gesichtspunkte ausgeht und die Größe verkleinert, deren Anblick ihn zuerst benebelt und geblendet hatte. Prinz Napoleon behauptet, der Kaiser sei nur der uneigennützige Verbreiter der durch die Revolution hervorgebrachten Gedanken gewesen; er habe niemals Ehrgeiz und Selbstsucht gezeigt, denn sein vorzüglichster Charakterzug sei Herzensgüte gewesen.

Andre, die Taines Darstellung nicht widersprechen, meinen: „Napoléon fut un monstre? Qu'importe, puisqu'il a fait la France glorieuse! Ihr sagt, daß die Millionen Menschen, die er in den Tod geführt hat, nutzlos hingeopfert worden seien, denn Frankreich habe er kleiner hinterlassen, als er es erhalten. Kleiner? Glaubt das nicht. Er hat es um die Erinnerung an hundert Siege größer hinterlassen. Er hat zwanzig Jahre lang Krieg geführt, das heißt, zwanzig Jahre lang hat er die Seele des Volkes hochgehalten, indem er darin Mut, Stolz und Opfersinn bis zum äußersten steigerte. O, möchte doch ein solches Ungeheuer wie er wiederkommen, um uns aufzurütteln und uns zu rächen!" Man sieht, die napoleonische Legende, die einst durch den Haß gegen die Bourbonen großgezogen und durch Geschichtschreiber, Künstler und Dichter der Volksseele künstlich eingeimpft worden war, lebt trotz Auguste Barbier, Lamartine und Lanfrey, trotz der Ereignisse von 1870 und 1871 ungeschmälert fort; und wenn die Entrüstung über Taine, der nur das durch seine positivistische Methode beweist, was andre Geschichtschreiber bereits gefunden und oft viel rücksichtsloser ausgesprochen haben, bis in die letzten Volksschichten gedrungen ist, so zeigt diese Erscheinung, daß das französische Volk ohne seinen Götzen, den Béranger, Victor Hugo, Edgar Quinet, Thiers u. a. verherrlicht haben, nicht mehr leben kann. Es muß diese Personifikation des Nationalruhmes nun einmal haben, es muß einen militärischen Helden der Revolution feiern können, und was diese für Frankreich ist, das haben neuerdings die beispiellosen Auftritte bei der Aufführung von Sardous Thermidor bewiesen.

Es ist bekannt, daß Taine bei allen seinen Studien von rein materialistischen Voraussetzungen ausgeht, daß er die exakte Methode der Naturwissenschaften in vollem Umfange auf die Erforschung und Darstellung des künstlerischen, philosophischen und geschichtlichen Lebens überträgt. „Ob die Thatsachen physischer oder moralischer Natur sind, sagt er, ist ganz gleichgiltig, sie haben immer Ursachen. Es giebt Ursachen für den Ehrgeiz, für den Mut, für die Wahrheitsliebe wie für die Verdauung, für die Muskelbewegung und die

Digitized by Google

tierische Wärme. Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriole et le sucre. Nach Taine sind die ganze Litteratur- und Kunstgeschichte, das Leben des Einzelnen wie das ganzer Nationen lediglich Probleme der psychologischen und physiologischen Mechanik. Alle geistigen und seelischen Kräfte, alle Charaktereigenschaften und sinnlichen Triebe sind im Grunde nur das Endergebnis einer unabsehbaren Reihe von zufällig zusammenwirkenden mechanischen Kräften: Wirkungen der Rasse, des Klimas, des Bodens, der Umgebung, der Vererbung, der Anpassung u. s. w. Unter diesen allgemeinen Triebfedern der Seele und des Geistes giebt es besondre herrschende Kräfte, facultés maîtresses, die bewußt oder unbewußt bei jeder Handlung hervortreten, das eigentliche Wesen des Menschen bestimmen und seinem geistigen und sinnlichen Leben eine gleichbleibende Richtung geben. Diesen Triebfedern spürt Taine überall nach, und sobald er sie gefunden und von einander getrennt hat, bringt er sie wieder zusammen, belebt sie und setzt sie in Schwung. Es ist kein Wunder, daß der Historiker mit dieser Methode oft zu ganz verzerrten Charakterzeichnungen kommt; seine Auffassung Miltons oder Shakespeares z. B. ist geradezu abschreckend.

Taine geht bei seiner Studie über Napoleon mit aller Gewissenhaftigkeit vor; als Hauptquelle benutzt er die in zweiunddreißig Bänden erschienene Correspondance de l'empereur Napoléon I, aber er zieht auch die übrigen Dokumente herbei, sobald ihn die von den Herausgebern vielfach kastrirte Korrespondenz im Stiche läßt oder sein Urteil eine kräftigere Stütze verlangt. Selbst die von den Bonapartisten verdächtigten Zeugnisse eines Metternich, Bourrienne, Pradt, Miot de Melito und der Madame de Rémusat läßt er zur Bekräftigung seiner zuweilen vorgefaßten Urteile mitsprechen. Wenn man sich ein Bauwerk erklären will — so beginnt er seine Charakteristik —, muß man sich die allgemeinen Verhältnisse vergegenwärtigen, d. h. die Schwierigkeiten und die Mittel, die Art und die Eigenschaften der vorhandenen Materialien, den Zeitpunkt, die Gelegenheit, die Dringlichkeit. Aber noch wichtiger ist es, den Geschmack und das Genie des Baumeisters dabei zu erwägen, besonders wenn er der Eigentümer ist, wenn er baut, um selbst darin zu wohnen, wenn er vom ersten Augenblick seines Einzuges an sorgfältig die Einrichtung des Hauses seiner Lebensweise, seinen Bedürfnissen und seinem Dienste anpaßt. So verhält sichs mit dem Gesellschaftsbau Napoleon Bonapartes; er hat als Baumeister, Eigentümer und hauptsächlichster Bewohner von 1799 bis 1814 das moderne Frankreich geschaffen. Niemals hat ein einzelner Charakter sein Gepräge so tief einem Gesamtwerk aufgedrückt; so muß man, um das Werk richtig zu verstehen, vor allem jenen Charakter studiren.

Napoleon steht, nach Taine, ganz außerhalb des Rahmens, in den man Charaktere von weltgeschichtlicher Bedeutung gewöhnlich zu setzen pflegt. Sein Temperament, seine natürlichen Triebe, seine Fähigkeiten, seine Einbildungs-

Digitized by Google

kraft, seine Leidenschaften und sittlichen Anschauungen heben ihn weit heraus aus der Mitte aller seiner Zeitgenossen. Napoleon ist kein Mensch des achtzehnten Jahrhunderts; er gehört einem ganz andern Geschlechte, einer ganz andern Zeit an. Auf den ersten Blick erkannten seine Zeitgenossen in ihm den Ausländer, den Italiener, und daneben gewisse Züge, die außerhalb aller Vergleichung standen. Taine findet in Napoleon alle Charaktereigenschaften der italienischen Condottieri, jener kleinen Tyrannen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wieder; er ist nach seiner Auffassung die letzte und kräftigste Frucht jener italienischen Zeiten, die sich auf der abgeschiedenen Insel Korsika, ungestört von den Verwirrungen und Kämpfen, von den Stürmen und Heimsuchungen der übrigen Kulturvölker allmählich vorbereiten und entwickeln konnte. „Er stammt von den großen Italienern ab, jenen Männern der That vom Jahre 1400, von militärischen Abenteurern, von Thronräubern und von Gründern vorübergehender Staaten. Er hat von ihnen durch unmittelbare Übertragung das Blut und die angeborne geistige und sittliche Weltanschauung geerbt." Taine sucht diese merkwürdige Erscheinung durch einen fast zu poetisch klingenden Vergleich klar zu machen: ein vor dem Zeitalter der Verarmung und des Verfalles gepflückter Schößling wurde in eine ähnliche und entfernte Pflanzstätte getragen. Der Keim hat sich dort unberührt erhalten, ist von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden und hat sich durch Kreuzung immer wieder erneuert und gekräftigt. Endlich bei seinem letzten Triebe entwickelt er sich in großartiger Weise mit denselben Zweigen und Laubmassen und denselben Früchten, die einst der ursprüngliche Stamm gezeitigt hatte. Die neuere Kultur und die französische Gartenkunst haben ihm kaum einige Äste abnehmen, kaum einige Dornen abbrechen können: seine innere Faserbildung, seine wesentlichen Bestandteile und seine selbstthätige aufstrebende Kraft und Richtung sind nicht verändert worden. Aber der Boden, den er in Frankreich und im übrigen Europa vorfindet, und der durchtränkt ist von dem Gewitterregen der großen Staatsumwälzung, zeigt sich seinem Wachstum günstiger, als das abgewirtschaftete Land des Mittelalters. Er steht hier in seiner Art allein da, er verkümmert hier nicht, wie seine Vorfahren in Italien, unter dem Wettbewerb seiner Gattung, nichts drängt ihn zurück, er kann allen Saft der Erde einsaugen, das ganze Sonnenlicht des weiten Raumes. Er kann zu dem Koloß werden, den die frühern Setzlinge nicht liefern konnten, obgleich sie vielleicht ebenso lebenskräftig und sicher ebenso aufsaugend wie er gewesen sind, den sie nicht liefern konnten, weil sie in einem weniger mürben Boden aufgewachsen waren und sich gegenseitig in der freien Entwicklung ihrer Kräfte behinderten.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht Taine auf die besondere Analyse der geistigen und moralischen Kräfte über, die als facultés maitresses das ganze Wesen, die Begriffe und Handlungen Napoleons notwendig be-

Digitized by Google

stimmen mußten. Er kommt dabei in dem ersten Teile, wo er das Genie des Kaisers in seine wesentlichen Eigenschaften zerlegt, zu folgenden Ergebnissen. Was Napoleon vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnet, ihn allen überlegen macht, das ist die Vollständigkeit und natürliche Frische seiner Geisteskräfte, l'intégrité de son instrument mental. Sehr richtig bemerkt Taine hierzu: Unser Gehirn hat nach einem Gebrauch von dreihundert Jahren etwas von seiner ursprünglichen Zähigkeit, Schärfe und Geschmeidigkeit verloren; das aufgezwungene Spezialistentum hat es von der normalen Richtung abgewendet, es geradezu windschief und für andre Benutzung ungeeignet gemacht. Überdies hat die Vervielfältigung der fertigen Ideen und der angelernten Methoden das Gehirn verfilzt und aus seiner Thätigkeit eine Art von handwerksmäßiger Arbeit gemacht. Schließlich ist es durch die Raubwirtschaft ermattet und durch die andauernde Stubenhockerei völlig erschlafft. Napoleon hat diesen Zustand nicht gekannt; er besaß das Gehirn eines Italieners aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert und hätte in dieser Hinsicht der Zeitgenosse eines Dante sein können, eines Michel-Angelo, eines Cäsar Borgia, eines Julius II. oder Machiavelli; er war de sang vierge et de race neuve, daher konnte er auch, wie Roederer berichtet, achtzehn Stunden bei ein und derselben Arbeit zubringen, ohne daß sein Geist ermüdet wurde. Napoleon sagt selbst von sich: „Nicht ein Genie offenbart mir plötzlich das, was ich in einer für die andern unerwarteten Lage zu sprechen und zu thun habe, mein Nachdenken, meine Überlegung macht es, ich arbeite immer, beim Essen, im Theater; des Nachts wache ich auf, um zu arbeiten." Die Masse von Thatsachen, die sein Geist aufspeichert und festhält, die Masse von Ideen, die er verarbeitet und neu schafft, scheint die menschliche Fassungskraft zu überschreiten, und dieses unersättliche, unerschöpfliche, unverwüstliche Gehirn arbeitet so ohne Unterbrechung dreißig Jahre lang.

Eine andre Wirkung seiner eigentümlichen Gehirnfaser ist die Bestimmtheit, Klarheit und Festigkeit seiner Gedanken: jamais il ne fonctionne à vide. Wir verlieren, meint Taine, seit drei Jahrhunderten immer mehr die volle und unmittelbare Anschauung der Dinge. Unter dem Zwange einer häuslichen, vielseitigen und verlängerten Erziehung studiren wir nicht mehr die Dinge, sondern ihre Zeichen: statt des Landes die Karte, statt der ums Dasein kämpfenden Tiere Namenverzeichnisse, Einteilungen und höchstens ausgestorbene Arten in unsern Museen, statt der fühlenden und handelnden Menschen die Statistik, die Bücher, die Geschichte, die Litteratur, die Philosophie, kurz gedruckte Worte und, was schlimmer ist, abstrakte Worte, die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wesenloser, schattenhafter werden, immer mehr von der Erfahrung abweichen, immer schwieriger zu verstehen sind. Gesellschaft, Staat, Regierung, Souveränität, Recht, Freiheit — man hat gesehen, wie diese Ideen, die wichtigsten von allen, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zugestutzt

Digitized by Google

und gefälscht wurden, wie die einfältige Wortklauberei sie zu Axiomen und Dogmen zusammenkoppelte, welche Brut diese metaphysischen Scheinbilder erzeugt haben, wieviel lebensunfähige und unnatürliche Frühgeburten, wieviel ungeheure und bösartige Hirngespinste!

Napoleon war durch Vererbung und Erziehung frei geblieben von derartigen Trugbildern der modernen Kultur; er verachtete die Ideologen, er erinnerte sich stets, qu'il travaille non sur le papier, mais sur la peau humaine qui est chatouilleuse. Ihn fesseln nur Thatsachen; alles, was er an Begriffen über die Menschen besitzt, verdankt er der Beobachtung. Nicht durch Spekulation sucht er über die Dinge klar zu werden, sondern lediglich durch praktische Beschäftigung mit ihnen; daher seine Neigung, sich auf allen Gebieten in die Einzelheiten zu vertiefen. Jeden Monat erhielt er zwanzig große Aktenstücke voll von Militärberichten, alle las er aufmerksam durch und pflegte zu sagen: Ich finde an dieser Lektüre ein größeres Vergnügen als ein junges Mädchen beim Romanlesen. Daher kam es denn auch, daß seine Gedanken immer mit den Gegenständen übereinstimmten, oder wie Taine sagt: l'idée chez lui se trouve adéquate à son objet. Sein Gedächtnis war deshalb für abstrakte Dinge, Eigennamen, Wörter, Daten und dergleichen schwach, um so kräftiger aber für Dinge, die er aus der Anschauung kannte, z. B. für militärische und topographische Verhältnisse. Zu dieser ungetrübten Gedächtniskraft kommt noch ein beispielloser Scharfsinn in der Beurteilung der Menschen. Niemand hat ihn in der Kunst übertroffen, die Zustände und Regungen einer Seele zu entwirren, die herrschenden Beweggründe zu erfassen, die den Menschen antreiben oder zurückhalten. Unter der Leitung dieser Hauptfähigkeit arbeiten alle andern, und in der Kunst, die Menschen zu beherrschen, bleibt sein Genie unumschränkt. Die Wörter „warum" und „wie" schweben immer auf seinen Lippen; er sagt selbst: Pourquoi et comment sont des questions si utiles qu'on ne saurait trop se les faire. Sein Verfahren hierbei ist das der Experimentalwissenschaften; es besteht darin, jede Hypothese oder Ableitung durch eine genaue Anwendung zu prüfen, und zwar unter gegebenen Bedingungen. Wie die physische Kraft genau bestimmt und gemessen werden kann durch die Ablenkung einer Nadel, durch das Aufsteigen oder die Entfärbung einer Flüssigkeit, so kann auch die unsichtbare moralische Kraft annähernd gemessen werden durch ihre sinnliche Offenbarung, durch Worte, Betonung und Gesten; Napoleon kennt den abstrakten Begriff Mensch nicht, sondern er verhandelt nur mit Einzelwesen, deren Eigenart er sofort durchschaut.

Napoleon hatte drei Kompendien, drei Atlanten in seinem Kopfe, einen militärischen, der alle zur Kriegsführung notwendigen Dinge mit der größten Genauigkeit enthielt, einen Zivilatlas, der alle Einzelheiten der Verwaltung und die zahllosen Artikel der Einnahmen und Ausgaben aufwies, und endlich ein gewaltiges biographisches oder psychologisches Sammelwerk, wo jeder

Digitized by Google

bemerkenswerte Mensch, jeder Stand, jedes Volk in seinen Eigentümlichkeiten verzeichnet stand. Aber diese Masse von Notizen war nur der geringste Teil von dem geistigen Inhalt, der sich in seinem mächtigen Gehirn bewegte; denn über seinen Vorstellungen, die er sich von der Wirklichkeit gebildet hatte, fluteten alle Ideen, die er sich von dem Möglichen machte. Thatsächlich war denn auch seine schöpferische Einbildungskraft, l'imagination constructive, die hervorragendste von allen seinen geistigen Fähigkeiten. Er lebte schon in seinen Häusern, ehe sie gebaut waren; die Größe wuchs bei ihm zum Maßlosen, das Maßlose artete in Tollheit aus. Europa, sagte er, ist nur ein Maulwurfshaufen; große Reiche und große Staatsumwälzungen hat es nur im Orient gegeben, wo sechshundert Millionen Menschen leben. Seit zweihundert Jahren giebt es in Europa nichts mehr zu thun; nur im Orient kann man noch im großen Stile arbeiten.

Es war sein beständiger Traum, Paris zur Hauptstadt Europas, der ganzen christlichen Welt zu machen, wo jeder König sein Palais besitzen und dem Kaiser der Franzosen huldigen sollte. Der Weg nach Warschau war ihm nur der Anfang des Weges nach Indien. Wenn Napoleon an diese Pläne dachte, so ergriff ihn die volle Begeisterung eines Künstlers: Il crée dans l'idéal et l'impossible. Man erkennt ihn dann, sagt Taine, als das, was er wirklich ist, als den nachgebornen Bruder eines Dante und eines Michel Angelo. In der That, durch die festgehaltenen Umrisse seiner Vision, durch die Kraft, den Zusammenhang und die innere Logik seiner Träumerei, durch die Tiefe seiner Betrachtungen, durch die übermenschliche Größe seiner Ideen ist er ihnen ähnlich, sogar völlig gleich. Sein Genie hat dieselbe Form und dieselben Bestandteile; er ist einer von den drei souveränen Herrschern der italienischen Renaissance. Nur wirkten die beiden ersten auf dem Papier oder dem Marmor, während er auf dem lebendigen Menschen, auf dem empfindenden und leidenden Körper arbeitete. Er sagte selbst von sich: Ich liebe die Macht, gewiß; aber ich liebe sie als Künstler. Ich liebe sie, wie ein Virtuose seine Geige liebt: ich liebe sie, um daraus Töne, Akkorde, Melodien zu locken.

Wie Napoleon seiner Gehirnsubstanz und seinen geistigen Fähigkeiten nach zu den großen Männern der italienischen Renaissance gehört, so muß man ihn noch mehr hierzu rechnen, wenn man sein Nervensystem, sein Blut, sein Temperament, seine moralischen Eigenschaften in Betracht zieht. Dreihundert Jahre der Polizei, der Gerichtshöfe und der Gendarmen, der gesellschaftlichen Vorschriften, der friedlichen Sitten und der ererbten Zivilisation haben in uns modernen Menschen die Gewalt und den Sturm der angebornen Leidenschaften unterdrückt. Sie waren in Italien zur Zeit der Renaissance noch völlig unberührt; es gab damals im Menschen lebhaftere und tiefere Regungen als heutzulage, heftigere und ungezügeltere Bestrebungen, ungestümere und hartnäckigere Willenskräfte als die unsern. Welche Triebfeder auch damals den

Digitized by Google

Menschen bewegte: Stolz, Ehrgeiz, Eifersucht, Haß, Liebe, Begehrlichkeit und Sinnlichkeit — diese innere Triebfeder spannte sich mit einer Kraft und löste sich mit einer Heftigkeit, die heutzutage verschwunden sind. Sie erscheinen wieder in diesem großen Spätling des fünfzehnten Jahrhunderts. A entendre Joséphine, il n'avait aucun principe de morale: n'a-t-il pas séduit ses sœurs les unes après les autres! Man hat Taine wegen dieser Stelle heftig angegriffen; aber wenn man Napoleon auch von jenem Vorwurfe freispricht, so bleiben doch noch genug Belege, um Taines Ansicht zu bekräftigen. Seine leichte Erregbarkeit, die ihn oft aller Fassung beraubt und ihn in Thränen ausbrechen läßt, verlangt ein Gegengewicht, und das findet er in einer oft künstlich gesteigerten Brutalität; fehlt ihm diese, so bricht er zusammen, wie vor seiner Trennung von Josephine oder nach seiner Abdankung in Fontainebleau.

Um so heftige Leidenschaften zusammenzuhalten, zu lenken und zu beherrschen, war eine ungeheure Kraft notwendig. Bei Napoleon liegt sie in einem angebornen Triebe von außerordentlicher Tiefe und Schärfe, in dem Instinkt, sich allein zum Mittelpunkte zu machen, alles auf sich zu beziehen, mit andern Worten im Egoismus, in einem Egoismus, der nicht bewegungslos sondern thätig und gewaltsam ist, der Stärke und Weite seiner Fähigkeit angepaßt, durch die Erziehung und die Umstände entwickelt, durch den Erfolg und die unumschränkte Macht gesteigert, bis er zu einem Ungeheuer wird, bis er inmitten der menschlichen Gesellschaft ein kolossales „Ich" errichtet hat, das räuberisch und zäh seine Beute unaufhörlich an der Leine im Kreise herumtreibt, das jeder Widerstand verletzt, jede Unabhängigkeit beunruhigt und das auf dem beanspruchten unbegrenzten Gebiete kein Dasein dulden kann, wenn es nicht als Anhängsel oder Werkzeug zu ihm gehört. Dieser Egoismus entwickelte sich zuerst unter den Lehren, die ihm das gesellschaftliche Leben auf Korsika erteilte, später unter den Eindrücken, die ihm die Gesetzlosigkeit der französischen Revolution brachte. Jeden Menschen kann man, nach Napoleons Meinung, bei den selbstsüchtigen Leidenschaften packen und durch Furcht, Habgier, Sinnlichkeit, Eigenliebe, Wetteifer in der Hand behalten. Jeder Mensch ist eingebildet, leichtgläubig und ohne Selbstbeherrschung. Treibt nur seinen Stolz bis zur Eitelkeit, bringt ihm eine maßlose und falsche Meinung von sich selbst bei und von andern, und ihr werdet ihn mit gesenktem Haupte hinführen können, wohin ihr wollt.

Taine nennt den Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft und die erste Triebkraft des Kaisers; er ist der innere Schlund, den der Instinkt, die Erziehung, die Überlegung und die Theorie in ihm ausgewühlt haben und worin das stolze Gebäude seines Glückes versinken sollte. Der Ehrgeiz ist die bleibende Substanz seines Willens und ist seinem ganzen Wesen so eingefleischt, daß er ihn nicht mehr von sich zu unterscheiden vermag. Daher sein zügelloser Despotismus, der in den Worten gipfelt: Je suis à part de tout le monde, je

Digitized by Google

n'accepte les conditions de personne. Andre Staatshäupter, sagt Taine, haben auch ihr Leben zugebracht, indem sie die Menschen gewaltsam unterdrückten, aber das geschah mit Rücksicht auf ein Lebenswerk und auf ein nationales Interesse. Was sie das öffentliche Wohl nannten, war kein Trugbild ihres Gehirns, kein launenhaftes Gespinst ihrer Einbildungskraft, ihrer persönlichen Leidenschaften, ihres Ehrgeizes, ihres Hochmutes. Außerhalb ihrer Träume gab es für sie ein wirkliches Ding von höherer Bedeutung, d. h. den Staat, den Gesellschaftskörper, den mächtigen Organismus, der durch die fortlaufende Reihe festbegründeter Geschlechter weiter dauert. Unter dem beständigen Einfluß der Staatsraison hatten dreißig Herrscher gearbeitet, und so hatten sie Provinz an Provinz gefügt und durch Mittel, die dem Einzelnen untersagt, aber den Staatsmännern erlaubt sind, Frankreich fest und dauernd aufgebaut. Bei ihrem unvermuteten Nachfolger fehlt dieser Grundsatz; auf dem Throne wie auf dem Schlachtfelde bleibt er als General, Konsul oder Kaiser nichts weiter als officier de fortune, der nur an sein Avancement denkt. Infolge einer ungeheuern Lücke in seiner Bildung, seinem Gewissen, seinem Herzen ordnet er den Staat seiner Person unter, statt seine Person dem Staate unterzuordnen. Er opfert die Zukunft der Gegenwart, und daher konnte sein Reich keinen Bestand haben.

Zwischen 1804 und 1815 hat Napoleon mehr als 1 700 000 Franzosen hingeschlachtet, die innerhalb der alten Grenzen geboren waren, und ungefähr zwei Millionen Menschen, die für ihn als Verbündete oder durch ihn als Feinde getötet wurden. Was die armen, begeisterten und leichtgläubigen Gallier dadurch gewannen, daß sie ihm zweimal ihr Staatswesen anvertrauten, ist eine doppelte Invasion. Was er ihnen als Erbteil hinterließ, als Lohn für ihre Aufopferung nach diesem unerhörten Blutvergießen, war ein um fünfzehn Departements verkleinertes Frankreich; eingezwängt in die Grenzen von 1789, blieb es zwischen seinen mächtiger gewordenen Nachbarn ein Gegenstand des Argwohns, blieb es eingeschlossen von einem drohenden Kreise voll Haß und Mißtrauen. Das ist, so schließt Taine seine Charakteristik, das politische Werk Napoleons, das Werk eines vom Genie bedienten Egoismus: in sein europäisches wie in sein französisches Bauwerk hat der unumschränkte Egoismus einen Konstruktionsfehler hineingebracht. Dieser Grundfehler zeigt sich an dem europäischen Gebäude von dem ersten Tage an ganz unzweideutig, und er bewirkt dort nach fünfzehn Jahren den schnellen Zusammensturz. In dem französischen Gebäude ist er zwar weniger ersichtlich, aber ebenso schwerwiegend; man wird ihn erst nach Verlauf eines halben Jahrhunderts oder eines ganzen beseitigen, aber seine allmählichen und langsamen Wirkungen werden ebenso verderblich sein und sind nicht weniger gewiß.

Es ist kein Wunder, daß diese Darstellung Taines die Entrüstung aller Bonapartisten im höchsten Grade hervorgerufen hat; wenn man ihn aber der

Digitized by Google

Unehrlichkeit, der Fälschung und der treulosen Gesinnung anklagt, wie es der Prinz Napoleon gethan hat, so thut man dem Geschichtschreiber sicher Unrecht. Taine steht mit allen seinen Bestrebungen und Arbeiten über allen Parteien und persönlichen Interessen; er hat es verstanden, sich nach und nach bei allen politischen Parteien in Frankreich mißliebig zu machen, und das spricht sicher für seinen ehrlichen Charakter und seine ehrliche Überzeugung.

Judith Trachtenberg

Seine neue Erzählung von Karl Emil Franzos, die auf dem ihm vertrauten Boden von „Halbasien", von Galizien spielt, ist von vornherein der Teilnahme großer Leserkreise sicher. Auch da, wo man sich von der Darstellungsweise des Schriftstellers keine eigentlich ästhetische Befriedigung verspricht, ist man doch überzeugt, daß ein Stück eigentümlicher, scharfer Beobachtung, charakteristischer Schilderung von Land und Leuten seinen Erfindungen zu Grunde liegt, und rechnet auf ein treues Bild verborgner Erdenwinkel und schwer zugänglicher Häuser. Wer aber eine Reihe der besten kleinern Erzählungen von Franzos und vor allen Dingen den Roman „Ein Kampf ums Recht" im Gedächtnis hat, wird und darf mehr erwarten, und in der That gehört auch der Roman „Judith Trachtenberg" nach der Seite des lebendigen, energischen Vortrages und der sinnlichen Anschaulichkeit zu seinen besten Leistungen. Leider läßt sich den Vorgängen und Menschen der Erzählung selbst — gleichviel ob sie freie Erfindung oder Wiedergabe der Wirklichkeit sind — nicht nachrühmen, daß sie ein tieferes Interesse erregten als das, was wir an widerspruchsvoll seltsamen Erlebnissen und unerquicklichen Schicksalen doch auch nehmen müssen. Nach der gegenwärtig proklamirten Anschauung ist es freilich unzulässig, dem dargestellten Leben gegenüber, wenn es nur Leben ist, von Sympathie und Antipathie zu sprechen. Doch ein Schriftsteller, wie der Verfasser der Bilder „Aus Halbasien" und des erschütternden Romans „Ein Kampf ums Recht", weiß sehr gut, daß am letzten Ende die Empfindung unbesieglich ist und, wenn auch nicht über den Kunstwert, so doch über die lebendige, dauernde Wirkungsfähigkeit jeder Dichtung, ihre Kraft, Sympathie zu wecken, entscheidet. In der von ihm dargestellten tragischen Episode aus dem podolischen Leben aber ist fast in allen Gestalten etwas vorhanden, was die reine Teilnahme nicht aufkommen läßt, was

Digitized by Google

das menschliche Mitleid durch einen Zusatz von Ekel und Mißmut nicht tötet, aber lähmt, etwas, was die poetische Wirkung, die jedes Kunstwerk hinterlassen soll, in sozialpolitische Erörterungen und Betrachtungen umzuwandeln droht.

Judith Trachtenberg, die Titelheldin der Geschichte, ist die einzige Tochter und das zweite Kind eines jüdischen Fabrikanten und Kaufmanns Nathaniel Trachtenberg, der in einer kleinen Stadt Ostgaliziens seine Geschäfte betreibt und seinen Reichtum mehrt. Er vermag sich durch seine günstigen Vermögensverhältnisse eine bessere Bildung anzueignen, als damals — die Geschichte spielt vor etwa zwei Menschenaltern unter der Regierung des Kaisers Franz — den meisten seiner Glaubensgenossen vergönnt war. Er ist aber trotzdem ein strenggläubiger Jude in der Art, wie sie nur der Osten Europas noch kennt. Er läßt seine Kinder, den Sohn Rafael und die Tochter Judith, in der eignen Strenggläubigkeit erziehen. „Ich will — sagt er dem Lehrer — nicht entscheiden, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, als Jude geboren zu sein; ich habe darüber meine besondern Gedanken, welche (!) Sie, den kindlichfrommen Mann, vielleicht tief erschrecken würden. Aber ein Schicksal ist es, und sein Schicksal soll der Mensch unverbittert tragen lernen. Darum suche ich meine Kinder in der vollen Pietät für das Judentum zu erziehen; die Demütigungen, welche (!) ihnen aus ihrer Abstammung erwachsen werden, kann ich ihnen nicht lindern oder gar fernhalten, so suche ich ihnen wenigstens als Wegzehrung den Trost ins Leben mitzugeben, daß sie für etwas leiden, was ihren Herzen teuer und der Schmerzen wert ist.“ Wie er bei dieser Auffassung doch dazu kommt, den Kindern einen nähern Umgang mit christlichen Kindern der Landstadt zu erlauben, ist nicht näher begründet, jedenfalls erwächst aus dem Verkehr Judiths in der Familie des kaiserlichen Kreiskommissars, des Herrn Ludwig von Wroblewski, schweres Unheil. Der Beamte ist einer von den gemeinen, genußsüchtigen, bestechlichen altösterreichischen Beamten, deren Franzos eine ganze Anzahl geschildert hat, und die merkwürdigerweise immer und ausschließlich Polen sind. Er weiß sehr wohl, warum er den Fabrikanten, in dessen Hause er umsonst wohnt, und dessen Tochter als gesellschaftlich Gleichgestellte behandelt, Nathaniel Trachtenberg aber legt sich die Dinge so zurecht, wie sie ihm passen. Da er bei sich beschlossen hat, den Sohn Rafael die Rechte studiren zu lassen, die Tochter schon früh an einen aufgeklärten und gebildeten Juden in Deutschland zu verheiraten, und gewohnt ist, in Dingen, die er wohl überlegt und richtig berechnet hat, seinen Willen zu haben, so hält er es gar nicht für möglich, daß ein inneres Leben in der Seele eines seiner Kinder seine Pläne kreuzen könne. Unglücklicherweise hat aber Judith Trachtenberg aus dem Umgange mit den Wroblewskis und andern christlichen Familien das Verlangen gewonnen, sich der Welt des Ghetto zu entziehen, und gerät darüber zuerst in Zerwürfnis mit ihrem geliebten Bruder Rafael, der sich trotzig und fanatisch an eben diese Welt anklammert, dann aber in einen Herzenskonflikt der verhängnisvollsten Art.

Digitized by Google

In dem ostgalizischen Neste, das die Familie Trachtenberg bewohnt, steht das Haupt- und Stammschloß der polnischen Grafenfamilie Baranowski, deren gegenwärtiges Haupt der junge Graf Agenor Baranowski ist, der beim Beginn des Romans seinen Einzug in Stadt und Schloß hält und bei einem vom Kreiskommissar gegebenen Balle in die Lage kommt, sich der schönen Judith gegen eine feige und unwürdige Beleidigung, die ihr von einem verlumpten Schlachzizen angethan wird, ritterlich anzunehmen, um so ritterlicher, als er ein ausgesprochener Feind der Juden ist und mit gutem Gewissen beteuern kann, daß er ihr beigesprungen sein würde, auch wenn Judith statt schön häßlich gewesen wäre, und obschon sonst seine Losung ist: Kampf gegen die wachsende Macht des israelitischen Kapitals und als erste Regel in diesem Kampfe keine gesellschaftliche Berührung mit den Juden, keine Vermischung der Gegensätze. Die eine Begegnung mit der schönen Jüdin hat hingereicht, in ihm eine rasende Leidenschaft zu wecken, denn nur eine solche kann es begreiflich machen, daß er einem Halunken wie dem Kreiskommissar Mitteilungen über seine entzündete Phantasie macht und es weniger beklagt, daß Judith Trachtenberg eine Jüdin, als daß sie ein braves Mädchen ist. Für Wroblewski ist dies das Signal, seinen übrigen anmutigen Eigenschaften die eines eifrigen und ziemlich geschickten Kupplers hinzuzufügen. Graf Agenor leistet nach der Sitte schwacher Naturen seinem plötzlichen wilden Verlangen, Judith zu besitzen, einigen Widerstand, aber er ist so von seiner Leidenschaft übermannt, daß es des Kreiskommissars und seiner häßlichen Dienstleistungen gar nicht erst bedürfte, um ihn auf dem Wege weiterzutreiben, auf dem er Judiths Gegenliebe sucht und — gewinnt. Dabei täuscht er sich im Grunde weder über sie noch über sich. „Er hatte Judith gewonnen, weil sie ihn für ritterlich und edel hielt, frei von Vorurteilen gegen ihr Volk, weil sie seiner Ehrlichkeit, seiner Liebe vertraute; ein Wort von der Kluft, die sie schied, eine Andeutung der Unmöglichkeit, sie zu seinem Weibe zu machen — und sie war ihm für immer verloren. Sie hatte bisher nie von der Zukunft gesprochen, keine Frage an ihn gestellt — aber wenn sie es that? Und wenn es nicht dazu kam, wenn sein Betrug, seine Lüge auch ferner im Schweigen oder in vieldeutigen Antworten bestand — durfte sie ihm deshalb minder das Gewissen beschweren? Und die er betrog, er begehrte sie nicht bloß, sondern liebte sie auch, heiß und aus ganzer Seele. »Wie ist das nur über mich gekommen?« fragte er sich oft und fand keine Antwort. Gewiß, ihre Schönheit hatte auf den ersten Blick seine Sinne entzündet, aber daran allein lag es nicht. Sie war so gut, so achtungswert in ihrem Stolz, so rührend in ihrer Hingebung, so bedauernswert durch die Art, wie sie ihre Stellung unter den Menschen empfand, eine Stellung, die ihr fremder Wille gegeben [hatte]. Aber auch dies alles genügte nicht, um ihm selbst das Wunder zu erklären, welches sich mit seinem Herzen begeben [hatte]. »Vielleicht, dachte er zuweilen, vielleicht ists nur das Mitleid, das Grauen vor dem

Digitized by Google

Schicksal, welchem(!) ich sie entgegenführe, wenn ich schwach bleibe.« Dieses Schicksal war ihm stets düster genug erschienen. »Das ist kein Mädchen, sagte er sich, welches(!) sich in das Los einer Maitresse fügen könnte oder schlau und niedrig genug dächte, sich durch Betrug an einem andern Manne zu retten.« In dieser qualvollen Nacht aber überkam es ihn vollends: »Sie überlebt es nicht! Du wirst ihr Mörder!« Es trieb ihn auf; mit fiebernden Pulsen ging er in seiner Schlafstube auf und nieder, bis ihn die Ermattung wieder in den Lehnstuhl sinken ließ. Aber die Stimme seines Gewissens sprach fort durch die nächtliche Stille: »Ihr Mörder, wenn deine Schwäche fortwährt.«"

Bei dieser Sachlage und da Judith dem Grafen bei einer Zusammenkunft im Schloßgarten erklärt, dies sei das letztemal „vor seiner Werbung," könnten die Dinge ihren natürlichen Verlauf haben, wenn die Erbitterung über die Heimlichkeit und den Anteil Wroblewskis an der Bethörung Judiths den sonst so klugen Nathaniel Trachtenberg nicht über alle Grenzen hinausrisse. Wie Judith den zürnenden Vater anfleht, ihren Geliebten anzuhören, wenn er um sie werben komme, sagt der jüdische Kaufmann selbst ganz richtig: „Das könnt' ich ruhig versprechen, denn er wird nicht kommen," fügt aber in wilder Leidenschaft hinzu, auch wenn Baranowski komme, werde er nein sagen, nein und nein, so lange ein Atem in ihm sei. „Denn Feuer und Wasser mischt sich nicht friedlich, und ein Weib, welches(!) seinem Manne zum Fluch wird, ist das unseligste Geschöpf der Welt. Wäre der Graf Agenor Baranowski wirklich wahnsinnig genug, meine Tochter zu heiraten, er wäre moralisch tot. Drei Monate Rausch, und dann ein Leben voll Jammer — du verdienst ein besseres Geschick!" Da Judith ihren Vater nicht versteht, nicht verstehen kann, hat Trachtenberg mit der harten Aussprache seines unabänderlichen Willens die Brücke zu dem weitern Unheil selbst geschlagen, der Graf entführt Judith auf eines seiner Schlösser, und sie läßt sich entführen, weil sie ihm blindlings vertraut und in ihrem Vater allein das Hindernis einer gesetzmäßigen Verbindung mit dem Geliebten sieht. Es kommt alsbald, was nicht ausbleiben kann, der Graf macht Judith zu seiner Buhle, und wie sie sich zu wundern beginnt, daß sich Taufe und Trauung so lange verzögern, sucht er Ausflüchte. Blitzartig kommt die Erkenntnis der Wahrheit über sie, sie macht einen Selbstmordversuch an demselben Morgen, wo im Städtchen ihr Vater begraben wird, den bei der Kunde von der Flucht der Tochter ein Schlaganfall getroffen hat. Sie weiß noch nichts von diesen Folgen ihrer unseligen Leidenschaft, für sie hat der Zweifel an dem Geliebten genügt, den Tod zu suchen. Graf Baranowski steht in halt- und trostloser Verzweiflung der Lage, die seine Leidenschaft geschaffen hat, gegenüber, er weiß genau, daß Judith nicht leben will und wird, wenn er ihr sagt, daß er sie nicht zu seiner Gemahlin nehmen will und kann, und daß die bloße Kunde von dem Tode des alten Trachtenberg hin-

Digitized by Google

reichen kann, ihn zu ihrem Mörder zu machen. Er sieht sich, wie es der Regimentsarzt Dr. Reiser ausdrückt, vor die Frage gestellt, ob man einen physischen Mord begehen darf, um sich den moralischen Selbstmord zu ersparen. In seiner Verzweiflung würde sich der Graf jetzt, trotz der unüberwindlichen und berechtigten Abneigung gegen eine solche Heirat, entschließen, Judith durch eine Trauung die Ehre wiederzugeben, wenn er auch nicht absieht, wie er dann weiter leben soll. Aber wieder ist Herr von Wroblewski zur Stelle, um einen Ausweg zu zeigen, der freilich ein neues Verbrechen in sich schließt, auf den sich aber Graf Agenor hindrängen läßt. Der Kreiskommissar kennt einen zerlumpten Gesellen, der schon bei früherer Gelegenheit den Priester gespielt hat. Er überzeugt den Grafen, daß Zeit gewinnen in diesem Falle alles gewinnen heiße, und so wird der falsche Priester zu einer Scheintaufe und Scheintrauung verschrieben, nach der Graf Baranowski mit Judith, die sich nun für seine Gattin hält, eine Reise nach dem Süden antritt. Hier verfließt dem Paare ein glücklich-unglückliches Jahr, währenddessen die Betrogene einem Knaben das Leben giebt. Der Graf hat sich durch die Einwilligung in den schauerlichen Betrug ganz in die Hände des elenden Wroblewski gegeben, der die Schraube der Erpressung umso fester anzieht, als er inzwischen sein Amt als Kreiskommissar verloren hat. Denn Trachtenberg hat seinem Sohne Rafael die Rache an dem schurkischen Beamten sterbend hinterlassen, die dieser mit alttestamentarischem Vergeltungseifer betreibt. Wenn es auch zu Rafael Trachtenbergs Bedauern nicht zur schimpflichen Absetzung und zur Zuchthausstrafe für Wroblewski gekommen ist, so ist er doch pensionirt worden, ist fortan machtlos und auf die Ausbeutung des schuldigen Agenor Baranowski angewiesen.

Daß auch dieser Krug nur so lange zu Wasser gehen kann, bis er bricht, empfindet jeder Leser, es ist eigentlich ein halbes Wunder, wie lange es dauert, bis er in Scherben liegt. Die Geldforderungen des schamlosen Exkommissars erreichen eine Höhe, die schließlich die Mittel des Grafen Baranowski übersteigt und ihn zwingt, zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach der galizischen Heimat zu reisen. Während seiner Abwesenheit wird Judith in ihrem italienischen Zufluchtsorte das furchtbare Geheimnis verraten, sie erfährt, daß sie eine Betrogene und Entehrte ist, und entflieht mit ihrem Kinde, um gleichfalls nach ihrem Geburtsorte heimzueilen. In dem Augenblicke, wo sie den ungeheuerlichen Betrug, der an ihr verübt worden ist, erkennt, weiß sie auch, daß sie keine Katholikin, daß sie noch eine Jüdin ist, und begreiflicherweise gereicht ihr das in dem Gedanken an ihren Vater, dem ihre Liebe zu Graf Baranowski den Tod gebracht hat, zu einer Art von Trost. Sie findet freilich daheim nur verschlossene Thüren und verschlossene Herzen, eine einzige alte jüdische Witwe, Miriam Gold, deren Tochter Christin und die Ehefrau eines Christen geworden ist und die sich von den jüdischen Frommen hat verleiten lassen, ihrer

Digitized by Google

Lea Barbara in der Todesstunde das Wiedersehen zu versagen, nimmt sich der doppelt ausgestoßenen an und vergönnt ihr Zuflucht in ihrem ärmlichen Häuschen. In dem Augenblicke, wo sich in der Judengemeinde ihres Heimatsortes die Kunde von ihrer Rückkehr als Betrogene, als Bettlerin, als Todkranke verbreitet, erfährt auch Graf Baranowski, was geschehen ist, und da er schon vorher, nach einer Verständigung mit seinem braven Rechtsanwalt, entschlossen war, seinen Frevel durch eine wirkliche Taufe Judiths und eine wirkliche Heirat mit ihr zu sühnen, so ist er jetzt doppelt dazu erbötig. Nun aber trifft er bei Judith Trachtenberg auf einen harten Widerstand. Sie hat erfahren, daß ihr der sterbende Vater auf dem „guten Ort" das Grab neben dem seinen hat sichern lassen, falls sie als Jüdin stirbt, und jetzt erscheint ihr dieses Grab als das Beste, was ihr geblieben ist, als ihr teuerstes Erbe. An die Stelle der früheren leidenschaftlichen Liebe zu Baranowski ist eine Art Haß getreten. „Er raubte, er stahl mir meine Ehre vor den Menschen, aber er nahm nicht, ohne zu geben. Ein andres jedoch stahl und raubte er mir, ohne es zu ersetzen, und das war wahrlich noch ein heiligeres Gut. Er stahl mir meinen Glauben und gab mir dafür — einige Tropfen Wasser aus der Hand eines Gauners." Judith ist in den Erschütterungen ihrer Leidensmonate wieder ganz Jüdin, und zwar jetzt fanatische Jüdin geworden. Sie sagt dem vermittelnden Arzte Dr. Reiser: „Ich hab' oft genug gehört: wir haben alle nur einen Vater im Himmel! Ich habe selbst daran geglaubt! Aber nun, wenn ich mein eignes Geschick erwäge und das der andern um mich her, nun kann ich nicht mehr daran glauben! Wie, wir sollten um unsers Glaubens willen so viel gelitten haben, und es war eigentlich überflüssig? Es ist ihm gleichgiltig, wenn wir Juden bleiben oder nicht? Warum läßt er uns dann als Juden geboren werden? Nein, er muß wissen, was er damit will, nicht zwecklos fließt unser Blut, unsre Thräne — sonst wäre er nicht der Allerbarmende, der Allgerechte!" Sie weist das Anerbieten Baranowskis zurück und deutet nur an, daß es eine Versöhnung gebe, wenn der Graf auf das Opfer ihres Väterglaubens verzichten und sich im Großherzogtum Sachsen-Weimar, wo Ehen zwischen Christen und Juden gesetzlich gestattet sind, mit ihr trauen lassen wolle. Graf Baranowski, der, um der unerträglichen Situation ein Ende zu machen, sich schon selbst bei dem neuen Kreiskommissar Groza angezeigt hat, überwindet sich auch so weit und geht darauf ein.

Mit diesem Entschluß beginnt eine Reihe seltsamer Demütigungen für den Grafen Agenor, Demütigungen, die ihren Quell in der starren Entschlossenheit des jungen Weibes haben, die vor Zeiten so biegsam in der Hand ihres Geliebten gewesen ist. Judith Trachtenberg weigert sich nach der Trauung in Weimar, mit ihrem Gemahl nach Italien zu gehen, fordert vielmehr, daß in Wien der Versuch gemacht werde, die Anerkennung der seltsamen Ehe für Österreich zu erwirken, und setzt ihre Forderung in einer Audienz bei Fürst

Digitized by Google

Metternich durch. Darauf zwingt sie den Grafen mit dem dämonischen Übergewicht, das ihre Willensstärke und ihre geheime Gleichgiltigkeit gegen das Leben über ihn gewonnen haben, mit ihr einen festlichen Einzug als Gräfin Baranowska in dem Heimatstädtchen zu veranstalten und sich mit ihrem Bruder Rafael Trachtenberg vor aller Augen zu versöhnen, sie beugt den Nacken des Mannes, dessen Ehre nun die ihrige ist, bis zum tiefsten. Der Unglückliche vermag nichts mehr zu verweigern. Er kann nur bitter lächeln, wenn sie ihm verheißt, sie wolle ihm seine Nachgiebigkeit lohnen. Aber es ist ihr bitterer Ernst damit. Am Abend des feierlichen Einzugstages, nach dem unerfreulichen Hochzeitsmahl, nachdem sie mit ihrem Bruder eine Zusammenkunft auf dem jüdischen Friedhof am Grabe des Vaters gehabt hat, ertränkt sie sich in dem Teiche des Schloßparkes, ihre letzten Zeilen bitten den Gemahl, sich nicht mit dem Vorwurfe zu quälen, daß er an ihrem Tode schuldig sei. „Sie sterbe, um ihn nicht elend zu machen und selbst noch elender zu werden, sterbe, weil sie nach dem, was über sie gekommen sei, nicht Mut noch Kraft zum Leben habe, aber es sei keines einzelnen Menschen Schuld, auch nicht die seine!"

Wir erfahren nicht, wie Graf Agenor Baranowski diesen Tod seiner Gemahlin getragen hat, aber wir ahnen, daß er zwischen Reue, Trauer und einem Gefühl der Erlösung schwanken, und daß dies letztere Gefühl, mag er wollen oder nicht, allmählich die Oberhand erhalten muß. Das Mitleid, das der Leser ursprünglich mit der armen Judith empfunden hat, wandelt sich gegen den Schluß der Erzählung hin in ein Grauen vor ihrem alttestamentarischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn," in eine unerquickliche Untersuchung, wie weit ihr Recht gegen den Grafen reicht und wo es zum offenbaren Unrecht wird. Man erwehrt sich nicht des Gedankens, daß aus dieser Verstrickung von Schuld und Schuld, von Elend und Unheil am letzten Ende nur einer, der zornmütige Rache heischende, von der Rache lebende Bruder Rafael, volle Befriedigung davonträgt.

Wir zweifeln, daß die Absicht des Verfassers auf diesen Eindruck gegangen sei. Aber ausbleiben wird er bei keinem Leser, er müßte denn zufällig des Glaubens leben, daß jedes Unrecht der Welt Sühne verlange, jedes Unrecht aber, das am Stamm Israel begangen wird, tausendfache Sühne.

Digitized by Google

Das Tabaksdöschen

Eine Rokokostudie

Unter den narkotischen Reizmitteln, mit denen im siebzehnten Jahrhundert die moderne Menschheit gesegnet oder, wie andre meinen, verderbt und vergiftet wurde, darf sich der Tabak einer besonders ehrenvollen Geschichte rühmen. Zahllos ist die Schar seiner Anhänger geworden; ihr lauter Lobgesang hat zu allen Zeiten die Stimmen der Gegner gewaltig übertönt. Die mannichfachen Einwirkungen des Zauberkrautes auf das Leben des ihm tributpflichtig gewordenen Abendlandes sind oft Stoff für den Denker geworden und haben von den verschiedensten Seiten her Beleuchtung gefunden. Die „Tabakologie," wie man scherzhaft sagte, hat in gleicher Weise die ernste Aufmerksamkeit des Mediziners, des Volkswirtes und des Historikers gefesselt. Auf die Höhe universalhistorischer Würdigung führte gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts die Betrachtung der bekannte und in seiner Zeit wegen seines Freimuts gefürchtete Göttinger Publizist und Historiker A. L. v. Schlözer, einer der Paten der neueren Geschichtsforschung. „Geschichte des Tabaks" — schreibt er in seinem Briefwechsel — wäre immer für die Welthistorie ein wenigstens ebenso interessantes Sujet als „Geschichte des großen Tamerlans" oder als „Geschichte des alten assyrischen Kaisertums." Diese Anschauung — so hoffte er — werde sich „trotz des Widerstandes der Anno-Domini-Männer" noch Bahn brechen. Als Schlözer diese Zeilen schrieb, hatte der Tabak bereits eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich, auf ein reichliches Jahrhundert festbegründeter und immer weiter ausgebreiteter Herrschaft schaute er zurück. Sein Vordringen im siebzehnten Jahrhundert hatte noch mannichfache, aber schließlich doch ohnmächtige Hemmnisse zu überwinden; das achtzehnte Jahrhundert huldigte ihm unbedingt und trug stolz seine Zeichen. Mag man darin einen Beweis für die glückliche Beschränktheit oder, wie härtere Urteile lauten, für die Nüchternheit, Plattheit, Gedankenarmut jenes Geschlechtes erblicken: nie sind dem Tabak reichere, zum Teil jetzt noch nicht ganz verwelkte Ruhmeskränze gewunden worden als im Zeitalter der Perücke und des Reifrocks.

In zwei Gestalten hat der Tabak die Herzen des vorigen Jahrhunderts erobert. Nacheinander aufgetreten und nebeneinander in Herrschaft verblieben sind der Knaster und der Rappee. Durch den Nachahmungstrieb geweckter,

Digitized by Google

dann unabweisbar gewordenes Bedürfnis und die Macht der Mode haben auf ihre Verbreitung und wechselnde Wertschätzung Einfluß geübt. Die Sitte, durch lange Röhrchen den Rauch des entzündeten und langsam verglimmenden Krautes einzuziehen, ist die erste Form der Tabaksverehrung. Lange Zeit war hierfür der Name „Tabaktrinken" oder, wie kräftige Gemüter es herzhafter ausdrücken „Tabakfaufen" in Geltung. Die neue Kunst fand rasch eifrige Lehrer und strebsame Schüler, deren ausdauernder Fleiß die schwierigen Anfangsgründe mutig überwand. „Es ist nichts in der Welt — heißt es im »Satyrischen Pilgram« Grimmelshausens —, das man den andern so gern lernet als das Tabakfaufen." Während die neuen Moden meist zuerst in den Kreisen der obern Zehntausend heimisch wurden und dann allmählich zu den breiten Volksschichten durchsickerten, hat sich der Tabak seinen Weg von unten nach oben gebahnt. Rohe Kriegsknechte sind seine ersten Anhänger gewesen. Trotz mancher Hindernisse erlangte er in kurzer Zeit ein gewaltiges Herrschaftsgebiet, er wurde sogar salon- und hoffähig. Freudige Aufnahme fanden Knaster und Pfeife in den Kreisen der studierenden Jugend; wer sich hier einmal ihnen ergeben hatte, wurde ein treuer Verehrer für Lebenszeit und ward in neuen Lebensstellungen neue Gläubige. Lauten Wiederhall fand dieses trauliche Verhältnis zum Tabak in einer Unzahl von Liedern, die zum Preise des fremden Krautes in deutscher Zunge erklungen sind. „Es giebt eine Zeit in unsrer schönen Litteratur — sagt Hoffmann von Fallersleben —, etwa von 1690 bis 1730, in der jedes Blatt nach Tabak riecht." Es ließe sich eine stattliche Hymnologie des Knasters zusammenstellen, wenn nicht die Zwecklosigkeit des Unternehmens von vornherein klar wäre. Denn diese gereimten Ergüsse leidenschaftlichen Dankes sind meist wertlose Spreu; je wortreicher, um so gedankenärmer. Welch hohen Flug die vom Tabaksqualm umnebelte Phantasie begeisterter Sänger nahm, lehrt Johann Rauchwohls „Sinnreiches Lob des Tabaks." Der Dichter brachte es fertig, das fremde Kraut in 101 sechszeiligen Strophen zu besingen. Gegen diese erstaunliche Leistung erscheint selbst Joh. Chr. Günthers viel gesungenes, langatmiges und langweiliges Knasterlied wie ein Zwerg. Der meisten Achtung erfreute sich „des Herrn von Canitzens unvergleichliches Tabakslied" und galt zugleich als Beweis, „was das Tabaksrauchen auch im Christentum für erbauliche Gedanken verursachen könne, indem es uns ein deutliches Bild von der Flüchtigkeit aller Dinge zeiget."

Aber der Kultus des Knasters und der Pfeife konnte auf die Gestaltung des geselligen Lebens nur eine einseitige Wirkung ausüben. Er blieb wesentlich auf die Männerwelt beschränkt und rief hier neue Formen gemeinsamer Zusammenkünfte ins Leben. Nach des Tages Last und Mühe in die Tabagie, das Tabakskollegium, zu gehen,

Wo man mit den Krügen klopfet
Und die Pfeifen stopfet,

Digitized by Google

um dabei über die großen und kleinen Fragen der Zeit zu kannegießern, galt vielen bald als unveräußerliches Menschenrecht und als unerläßliche Pflicht des Staatsbürgers. In dem Qualm und Brodem der Tabaksstube umwehte den leidenschaftlichen Raucher die wahre Lebensluft. Im Hause verlangte die Rücksicht auf die Sauberkeit der Zimmer und damit auch auf die Erhaltung des ehelichen Friedens weise Beschränkung. Selbstverständlich verschlossen sich dem Knaster die Räume, die der Pflege der höhern Geselligkeit, des artigen und gefälligen Verkehrs beider Geschlechter geweiht waren. Der Beigeschmack des Derben und Kräftigen, der von der Pfeife unzertrennlich war, vertrug sich nicht mit den Forderungen der Zierlichkeit und Galanterie, die für die Formen des geselligen Lebens bestimmend waren.

Aber auch hier — und das ist für das Leben der Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert bezeichnend — gewann der Tabak in andrer Bereitung und geeigneterer Hülle bald Bedeutung. Dankbar hebt einer der Tabakssänger die Doppelnatur des gefeierten Krautes hervor:

> Zu wenig wärst du zum Ergötzen
> In einerley Gestalt, im Dampfe nur bereit,
> Du bist gedoppelt mehr zu schätzen,
> Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.

Die Mißstände des Knasters vermied der rauchfreie Tabak, der Rappee. In ihm war glücklich die Form gefunden, die dem Tabak einen neuen Wirkungskreis erschloß. Die Schranken fielen, er hielt seinen Einzug in die zierliche Gesellschaftswelt des Rokoko. Neben die schlichte Thonpfeife tritt nun das gefällige und anspruchsvollere Döschen. Das Beispiel der tonangebenden höchsten Kreise, in denen sich die neue Mode rasch zur Kunst verfeinerte, zwang zur Nachahmung und umgab das Döschen mit der Gloriole des Artigen und Galanten. Eine Schar fröhlicher Lieder umtändelte bald den gefeierten Liebling der Mode; für die Belustigungen des Verstandes und Witzes geistreicheluder Dichter bot sich hier ein dankbarer Stoff. So erlangte das Döschen in kurzer Zeit das Bürgerrecht in der Gesellschaft und genoß besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts große Verehrung; in der Beziehung der Geschlechter zu einander spielt es eine vertrauliche Mittlerrolle. Was der Knasterqualm trennte, führte das Prischen wieder zusammen. Selbst die artige Schöne verschmähte es nicht, sich mit dem Döschen zu waffnen und so die siegreichen Reize ihrer Toilettenkünste noch zu erhöhen. In den Briefen der geistvollen Elisabeth Charlotte von Orleans — bekanntlich einer der ergiebigsten Quellen für die Erkenntnis der Kulturzustände am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — läßt sich das epidemische Auftreten der neuen Mode in den Kreisen der französischen Aristokratie anschaulich verfolgen. Die Briefstellerin ist von der Neuerung sehr wenig erbaut, besonders beleidigt es ihr weibliches Gefühl, daß die vornehme Damenwelt der neuen Unsitte so eifrig

Digitized by Google

huldigte. Ihrer sittlichen Entrüstung leiht sie ihren Vertrauten gegenüber in ihrer derben, herzerfrischenden Art köstlichen Ausdruck: „Ich kan nicht leyden, daß die Weiber taback Nehmen — schreibt sie 1701 an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover. Es ist aber nichts gemeiner jetzt, mad^e^ dorleans und mad^e^ la Duchesse Nehmen Tabac, daß es abscheulich ist." Noch kräftiger äußert sich ihr Unwille 1713 in einem Briefe an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise von der Pfalz. „Es ist eine abscheuliche sach mit dem tabac, ich hoffe, daß Ihr keinen nehmt, liebe Luise! Es ärgert mich recht, wen ich hier alle weibsleutte mitt den schmutzigen naßen, als wen sie in dreck mit verlaub, gerieben hätten, daher komunen undt die finger in alle der Männer ihre tabactiere stecken sehe, dan muß ich gleich speyen, so eckelt es mir." Aber ihre Klagen konnten den Siegeslauf der Schnupftabaksdose nicht aufhalten. In Frankreich, England und Deutschland wird sie rasch heimisch und spielt in einzelnen Gesellschaftskreisen bald eine wichtige Rolle. Wenn auch das Vorbild Frankreichs für ihre rasche Verbreitung den Ausschlag gab, so fand doch die zierliche Behausung des Schnupftabaks nicht als Tabatiere ihren Weg durch die galante Welt, sondern erfreute sich heimischer Bezeichnung. Als snuff-box ist sie von den Engländern gefeiert worden, als Dose, noch mehr in der traulichen und ihrem Wesen angemessenen Koseform „Döschen" wurde sie deutschen Herzen teuer. Adelung wollte freilich dem Worte den Hauch des Heimischen nehmen und es aus dem französischen dose, das gar nicht die Bedeutung des deutschen Wortes hat, herleiten. Das Grimmsche Wörterbuch wahrt dem Döschen die deutsche Abkunft. Wie weit sich in Deutschland die Herrschaft des Schnupftabaks erstreckte, zeigt die Angabe des großen Universallexikons unter dem Worte: „Schnupftabak." „Heutzutage — heißt es hier — wird er aus Gewohnheit von jedermann, sogar von Weibern genommen, und eine zierliche Tabaksdose unter die zu einer galanten Kleidung gehörigen Stücke gerechnet."

Die begeistertste Aufnahme und die sorgfältigste Pflege fand der Dosenkultus in den Kreisen der Stutzer, Pflastertreter, Chapeaus, und wie die lange Ahnenreihe unsrer Dandies, Schnipel, Gigerl heißt. Die Stellung, die der Stutzer in der galanten Welt des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt, ist bezeichnend für „den zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustand des damaligen geselligen Lebens und Wesens," wie ihn Goethe geschildert hat. Zu keiner Zeit ist wohl seinem im Grunde genommen harmlosen und bei aller proteischen Wandelbarkeit der äußern Verkleidung in den Wesenseigenheiten sich fast immer gleichen Dasein eine so eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden, nie ist er in dem Grade das Merkziel der Betrachter gewesen, wie in der Litteratur dieser Zeit.

Der deutsche Stutzer wird zu oft
Vom Satyr aufgeführt,

Digitized by Google

läßt Zachariä die Göttin der Poesie den deutschen Dichtern zurufen. Er ist der gemütliche Gegenstand der tändelnden und scherzenden Poesie, das Stichblatt der Satire, der Zielpfahl breitester, aber immer vergeblich gespendeter moralischer Belehrung. Zu den untrennbaren Attributen seiner stets zierlichen, von allen Modethorheiten sklavisch abhängigen äußern Erscheinung aber gehört auch das Tabaksdöschen. In der Hervorhebung dieses wichtigen Stückes seiner Ausstattung begegnen sich alle, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, in liebevoller Schilderung auch die kleinsten Züge seines nichtigen Daseins zu verewigen. Das Wohlgefallen des modernen Rauchers, der sein mit unabläßigem Fleiße gebräuntes Meerschaumpfeifchen stolz zur Schau trägt, kann sich nicht mit der selbstgefälligen Bewunderung messen, mit der die Augen des Stutzers an seinem Kleinode hafteten. Es gehörte wie das dauernd in Achtung gebliebene Renommirstöckchen zu den Prunkstücken, die artig zur Schau getragen wurden und zugleich den müßigen Händen eine würdige Beschäftigung gaben. Auf geschmackvolle Form und liebevolle Ausstattung wurde, wie leicht erklärlich, besonderer Wert gelegt. Die dekorative Kleinkunst, „der eigentliche Träger des Rokokostils," fand in der mannichfaltigen Gestaltung dieses niedlichen und zierlichen Stückes eine dankbare Aufgabe. Zahlreiche Schöpfungen legen davon Zeugnis ab und zeigen, wie auch auf diesem Gebiete — herbeigeführt durch das veränderte gesellschaftliche Ansehen der Prise — eine Ernüchterung und Vergröberung des Formensinnes eingetreten ist. Während heute die Dose in den Kreisen der jüngern Männerwelt das Licht der Öffentlichkeit scheuen muß und sich nur verstohlen aus Tageslicht wagen kann, in den Händen eines um die Huld der Geliebten werbenden Jünglings aber vollends ein Greuel ist, verstattete ihr die Gunst des achtzehnten Jahrhunderts das Recht, sich offen im Glanze des Tages zu zeigen. „Von elf bis zwölf geht er auf der Gasse spazieren — heißt es in Picanders Lustspiel »Der akademische Schlendrian« von einem Stutzer — und hat bald das seidene Schnupftuch, bald die silberne Tabaksdose in Händen. Alle Leute, die ihn ansehen, sind seiner Meinung nach in ihn verliebt." Diese Stelle zeigt, wie auch die akademische Jugend, in deren Reihen nach wie vor Knaster und Pfeife die erste Stellung behaupteten, von der modischen Form des Tabaksgenusses angekränkelt wurde. Das Döschen wird hier geradezu das Schiboleth artiger und galanter Bildung. Wer sich „die blumenvolle Bahn des sanften Musenlebens" erwählte, bekannte sich zu ihm, „Knaster ist mein Element" sang der echte Bursche. In der Schilderung des Jenaer Raufboldes und des Leipziger Salonhelden hebt Zachariäs Dichtung „Der Renommist" diesen Gegensatz hervor. Die Mode erscheint dem nach wüstem Gelage auf die Streu gestreckten „Stürmer von der Saale" im Traume und beschwört ihn, ihrer Macht sich zu beugen und sein Wesen zu wandeln:

Digitized by Google

Verabscheu von nun an die ungezognen Händel,
Sprich zierlich und galant und rieche nach Lavendel,
Vergiß den Rauchtoback, der hier noch schmauchend glimmt,
Und nimm davor Rappee, wie ihn der Stutzer nimmt.
Dann will ich festlich dich zum Petitmaitre schlagen,
Du sollst ein neuer Held dich vor die Schöne wagen.

Dieses galante Heldentum erlebte freilich auch Zeiten, wo es unter dem Drucke der Verhältnisse brüchig wurde. Unter den Besitzstücken, von denen in den Zeiten finanzieller Trübsal der Bruder Studio sein Herz trennen mußte, um sie als Pfand in die Hände herzloser Manichäer wandern zu lassen, spielt auch die Dose eine Rolle.

Uhr und Dose müssen fort,
Auch zur Not die silbern Schnallen,
Warum wär' an diesem Ort
Denn ein solcher Schnee gefallen?

ruft der beim Anblick des ersten Schnees zur fröhlichen Schlittenfahrt um jeden Preis entschlossene Musensohn. So erhöhte das Döschen nicht nur das gesellschaftliche Ansehen seines Besitzers, sondern gewährte ihm auch als schätzbares Wertstück bei notwendig gewordenen Finanzoperationen Kreditfähigkeit. Natürlich lag diese nüchterne Verwertung weit ab von seiner ursprünglichen Bestimmung und bildete nur die traurige Ausnahme in einem von gesellschaftlichem Glanze umstrahlten Dasein. In einer Welt des Scheines und Flitters Beziehungen anzubahnen, den Austausch höflicher Aufmerksamkeiten zu fördern, wohl gar den Dolmetscher zarter Empfindungen zu spielen, war sein eigentlicher Beruf. Zunächst trug das gewählte, gefällige Aussehen des Döschens dieser Aufgabe Rechnung. Den Hauptanziehungs- und Anknüpfungspunkt bildete der Deckel der Dose, auf dessen künstlerischen Schmuck besondrer Wert gelegt wurde. Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen" ereifern sich über einen Stutzer, der selbst in der Kirche das Kokettiren mit seinem Döschen nicht lassen kann. „Wenn er nichts zu thun hatte, so nahm er seine Tabaksdose und machte sie so weit auf, daß man von ferne die verliebte Abschilderung, welche auf dem Deckel derselben gemalt war, erkennen konnte." Die hier angedeutete Ausschmückung des Deckels mit einer eingelegten Miniaturmalerei, dem sogenannten „Dosenstück," erfreute sich besondrer Gunst. Gern wählte man als solches das zierliche Bildnis einer weiblichen Schönheit. Bei den einen waren es frei erfundene Schöpfungen. Glücklichere trugen die Züge eines wirklichen Wesens als Zeichen erlangter Frauenhuld. Einer dieser vom Schicksal begünstigten feiert deshalb den Schnupftabak:

Drum schließt mit reizendem Gepränge
Dich meiner Schönen Bildnis ein
Und läßt in einer güldnen Enge
Mir zum Gebrauch dich kräftig sein.

Digitized by Google

So oft ich dich mit Luſt empfinde,
Gedenk ich ihrer auch dabei
Mit Wunſch, daß itzt dem holden Kinde
Dies ſüße Prießchen dienſtbar ſei.

Daß eine Braut ihrem Erkornen ein Tabaksdöschen mit ihrem Porträt geſchmückt als Angebinde verehrt, iſt nicht befremdlich. In der Regel iſt das Doſenſtück ein Bruſtbild. Da bei dieſen Darſtellungen der Künſtler nicht unterlaſſen durfte, die weibliche Anmut und Zierlichkeit wirkungsvoll hervorzuheben, ſo erklärt es ſich leicht, daß die Bezeichnungen „Doſenſtück," „Doſengeſichtchen" in dem Phraſenſchatz des Galant'homme mit zum eiſernen Inventar gehörten. „Iſt es ein ſchönes und wohlgeſtaltes Frauenzimmer — ſo rät die Galante Ethica von Joh. Chr. Barth (1720) —, ſo kann ich ihre wundernswürdige Schönheit und wohl proportionirte Taille rausſtreichen." Das „Doſenſtück" that hierbei Wunder. Es war eine artige Schmeichelei, die der Stutzer in den Schwall ſeiner Komplimente einfügte. „Sie haben eine recht allerliebſte Frau," ſagt in dem Gellertſchen Luſtſpiele »Das Los in der Lotterie« ein ſeichter Schwätzer zu einem Ehemann. „Wenn ihr Geſicht gleich nicht mehr ſo gar ſchön iſt, ſo verdient es doch ein Doſenſtück abzugeben."

War aber ſchon die äußere Erſcheinung des Döschens dazu angethan, ein günſtiges Vorurteil bei der galanten Welt zu erwecken, ſo war dies ſelten das Verdienſt des Trägers; die geſchickte Handhabung war erſt ſeine perſönliche That, ſie mußte ihn als den Meiſter geſellſchaftlicher Kunſt erweiſen. Der „barbariſche Gebrauch der Indianer, die Blätter des narkotiſchen Giftkrautes in gepulvertem Zuſtande in die Naſe zu ſtopfen," wie ihn Viktor Hehn in ſeinem vielgenannten Werke „Kulturpflanzen und Haustiere" gebrandmarkt hat, mußte ſich einem gründlichen europäiſchen Veredlungsprozeſſe unterwerfen. Der Rappee ſchuf für ſeinen Kultus beſondre galante Formen, deren Beachtung den Eingeweihten von dem profanen Schnupfer unterſchied.

Er zeigt des Stutzers Artigkeiten,
Der mit geſchickter Hand ihn giebet oder nimmt,

rühmt einer ſeiner Verehrer. In dem Bilde des vollendeten Geſellſchaftsmenſchen darf dieſer Zug nicht fehlen. Die Zionswächter guter, bürgerlicher Sitte, die moraliſchen Wochenſchriften der Zeit, laſſen ſich in der erſchöpfenden Schilderung des Stutzers dieſen Vorwurf nicht entgehen. Der „Hamburger Patriot," der mit Gottſcheds „Vernünftigen Tadlerinnen" im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts die Gunſt eines ausgedehnten bürgerlichen Leſekreiſes teilte, wendet den beliebten Kunſtgriff an und giebt einem Stutzer zur Selbſtcharakteriſtik das Wort. Dieſer bietet eine Reihe Schriften zum Drucke, die er verfaßt hat, um „Erudition galante zu cultiviren." Neben einer „Logique naturelle, von der Kunſt zu reden, ohne was zu denken," einer „Methode de jurer

Digitized by Google

galamment, den jungen Offizieren sehr nützlich," erscheint auch: „L'Art de prendre du Tabac, mit Kupfern." Die Kunst, den Tabak zu nehmen und „mit guter Art zur Nase zu bringen," gewährte ihrem Meister manche Vorteile. Sie half über die Pausen des Gesprächs hinweg — wo die Gedanken fehlten, da stellte ein Prischen zur rechten Zeit sich ein —, sie erhöhte die Wirkung einer artigen Bemerkung, verstärkte den Eindruck eines galanten Witzes. Nabeners „Traum von den abgeschiedenen Seelen" führt einen unglücklichen Stutzer im Jenseits vor. Bei seinem eiligen Scheiden von der süßen Gewohnheit des Daseins hat der Bejammernswerte seine Uhr, sein Stockband und seine Tabaksdose vergessen. „Drei Sachen — rief er —, in welchen meine ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz bestund. Was ist doch der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke? Wenn ich einen artigen Scherz machen will, so vermisse ich mein Stockband und meine Einfälle auf einmal. Ich bin nicht imstande, das geringste Urteil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prise Toback nehmen kann."

Ebenso wichtig wie die Kunst, den Tabak zu nehmen, war die artige Form, ihn andern darzubieten. Hier erst konnte sich der ganze Zauber des Döschens zeigen, seine Kraft, den Menschen zum Menschen zu gesellen, sich bewähren. Sein „complaisantes" Wesen, wie man es mit einem Lieblingsworte der Zeit bezeichnen kann, entsprach recht der Komplimentirkunst des Jahrhunderts und macht es erklärlich, daß auch die gebildete Frauenwelt, „das Frauenzimmer," seinen Reizungen nicht widerstand.

Tabak, beliebte Kost der Nasen,
Galanter Hände Zeitvertreib,
Des Spötters Zorn mag immer rasen,
Dich liebt und braucht manch artig Weib —

beginnt ein „Lob des Schnupftabaks" in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes," die bekanntlich einen Sammelplatz der artigen und witzigen Einfälle der Leipziger Dichter bildeten. Man sieht, wie sich hier das Döschen als zierliches Spielzeug in den Dienst der weiblichen Koketterie stellt. Freilich bleibt auch die Thatsache nicht verschwiegen, daß für manches Gemüt diese Erscheinung ein ernstes Ärgernis bildete. Jedenfalls darf man annehmen, daß sich diese Verirrung des Geschmackes — wie jetzt das Urteil lautet — in engen Grenzen hielt. Nur die galante Modedame, das Gegenstück des eingebildeten Stutzers, konnte an dieser Modethorheit ernstlich Gefallen finden. Nicht zufrieden mit den Künsten des Fächers, der im achtzehnten Jahrhundert sein klassisches Zeitalter erlebte, wußte die gefallsüchtige Schöne auch aus dem Döschen eine Waffe zu machen. Es schuf zwischen Stutzer und Modedame ein sinniges Einverständnis, in dem anmutigen Spiel und Gegenspiel tändelnder Galanterie feierte es seine schönsten Triumphe:

Digitized by Google

Climene nimmt mit frohen Blicken
Den edlen Staub bey andern wahr,
Und reicht uns oft von freien Stücken
Ihr nettes Döschen wieder dar.

Nicht nur als gesellschaftliches Zierstück, sondern als wahres Herzensbedürfnis seiner Trägerin wird das Döschen in einem Liede gefeiert, das sich in dem beliebtesten Hausgesangbuche des Jahrhunderts findet, in Sperontes „Singender Muse an der Pleiße." Mit warmem Eifer spricht hier ein artiges Mädchen zärtliche Empfindungen für ihren Liebling aus.

Mein Döschen ist mein Hauptvergnügen,
Mein größter Staat und Zeitvertreib —

beginnt der Hymnus. Der erste Blick der erwachten Schläferin ist auf das Kleinod gerichtet, sie trägt es stündlich bei sich und kann sich auch in Gesellschaft nicht davon trennen.

Ganz niedlich stehen zwar die Pfeiffen,
Die sonst das Mannsvolk braucht und hält;
Doch in mein Döschen nur zu greifen,
Geht über alles in der Welt.
Und dem nur ist mein Herz bestimmt,
Der auch zugleich mein Döschen nimmt.

Mit dem will ich zufrieden leben,
Dem will ich mich zu eigen weyhn;
Das Beispiel soll mein Dösgen geben,
Ihm unverändert treu zu seyn.
Denn mich ergötzet Tag vor Tag
Mein Dösgen voller Schnupftabak.

Als dieses Lied erklang, hatte der Ruhm des Döschens seinen Zenith erreicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wo die Ideale des Rokoko neuen, mächtigen Einflüssen weichen, beginnt auch sein Ansehen mehr und mehr zu sinken. Es wird still von ihm im Dichterhain. Edlere und höhere Gedanken erregen den „tiefen Grund der Menschheit" und lassen die Herzen rascher schlagen. „Stell' den vermaledeiten Kaffee ein und das Tobackschnupfen, so brauchst du deiner Töchter Gesicht nicht zu Markte zu tragen," herrscht der alte Musikus Miller seine Ehehälfte an, die im Nachtgewand ihren Morgenkaffee schlürft. Wie erscheint hier in den Händen der liederlichen Schlampe das einst so gefeierte Döschen all seines galanten Glanzes beraubt! „Verblichen ist sein Schimmer." Kraftgedanken, die nach des Dichters Worten sich oft an geringe Dinge knüpfen, kann der Rückblick auf seine Geschichte nicht erwecken. Daß es aber unter den Zieraten des Rokoko, dessen Wesen sich auch in seinem Kultus anschaulich darstellt, sein bescheidenes Plätzchen einnehmen darf, wird man ihm wohl zugestehen. Wird die neuerwachte Begeisterung für die reiche und zierliche Formenwelt des Rokoko auch unsern Schönen das verehrte Döschen wieder wert machen?

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Etwas von Verlegernöten; an die Schulvorstände. Der Verleger dieser Blätter hat, wie deren Leser aus den Anzeigen auf den Umschlägen der Hefte, wenn nicht von den Büchern selbst her wissen, eine Anzahl Anthologien gedruckt. Es war ein Liebhaberunternehmen, d. h. zunächst gereichte es den Herausgebern wie dem Verleger zur größten Freude, die Sammlungen zu veranstalten und dann die Bücher so nett und gediegen, als es in dem gegebnen Rahmen möglich war, auszustatten. Es lag ihnen allen daran, solche Bücher zu schaffen, wie sie ihnen selbst ein Bedürfnis waren, und wie sie sie anderswo nicht fanden. Denn das, was von derartigen Büchern auf dem Markt zu haben ist, ist mit wenig Ausnahmen jämmerlicher Schund. Es lag ihnen aber auch daran, daß andre an den Büchern Freude haben sollten, und ganz besonders daran, daß sie läuternd und erziehend auf den Geschmack des heranwachsenden Geschlechts wirken möchten.

Die Bücher haben denn auch einen schönen Erfolg gehabt. Wo den Herausgebern an einem anerkennenden Urteil gelegen sein konnte, da ist es ihnen zu teil geworden. Alle Zeitschriften und Zeitungen von Belang, alle Kritiker von Urteil und Geschmack haben sie so herzlich willkommen geheißen, wie es nur gewünscht werden konnte. Aber in Einem hat sich der Verleger getäuscht: der Eingang im Publikum geht lange nicht so rasch von statten, wie er gehofft hatte. Woran liegt das? Zum Teil daran, daß die Bücher ihrer kostbareren Herstellung wegen nicht zu ganz billigen Preisen abgegeben werden können. Dies fällt aber doch nicht stark ins Gewicht, weil es Leute genug giebt, denen es auf eine Mark weniger oder mehr bei einem guten Buche nicht ankommt. Zum Teil an der Überproduktion, die den Markt überschwemmt. Aber es ist nicht Überproduktion an Gutem, was den Markt überschwemmt. Die jährlich erscheinenden guten Bücher lassen sich zählen. Aber — und da sitzt der Haken — es scheint niemand da zu sein, der sie zählt! Die Besprechungen der Blätter kommen den Leuten rasch aus den Augen. Wer auch auf sie geachtet hat, weiß bald nicht mehr, wenn er einmal ein solches Buch kaufen will, welches gelobt worden war, er geht in den Laden und fragt den Buchhändler, und nimmt, was der ihm rät. Ein guter Buchhändler rät ihm nun auch das Gute, und wir haben manchem guten Buchhändler dafür zu danken, der uns freundlich unterstützt und sich für unsre Bücher verwendet hat. Aber diese guten Buchhändler, die ein Urteil haben über das, was auf den Markt kommt, sind wieder auch bald gezählt, wie die guten Bücher selbst. Es ist ein Fluch für den ernsthaften Verleger, daß er sich nur auf eine kleine Zahl umsichtiger Sortimenter stützen kann, deren Wirkungskreis und Wirkensmöglichkeit verhältnismäßig gering ist, weil er, wie er der Flachheit des großen Publikums gegenüber steht, gegen eine große Konkurrenz anzukämpfen hat, die so flach ist, wie das große Publikum selbst. Eine flache Produktion, ein flaches Publikum, ein flacher Buchhandel — es muß sich gegenseitig erzeugen. Und an ihren Thüren klopft man vergeblich an. Man schickt seine Bücher hinaus und erntet statt Dank Grobheiten; den meisten ists eben ein Ärgernis, Bücher zu erhalten, die vertrieben werden sollen und nicht von selbst gehen. Was es ist, ist ihnen vollständig farcimentum.

Digitized by Google

ob gut oder schlecht, wenns nur leicht verkäuflich ist; drin stecken kann der Sortimenter nicht in dem, was er verkauft; wer damit hineinfällt, hätte sich ja selbst vorsehen können und sich vergewissern, was kaufenswert ist. Soll etwa der Buchhändler Träger der Kultur sein?

Der Verleger, der seine Erfahrung gemacht hat, sinnt nun nach, wie er an sein Publikum hinankommen kann. Und so ist denn auch der Verleger unsrer Anthologien, der diese Beichte ablegt, auf einen schönen Einfall gekommen. Es ist den Büchern mehrfach in den Rezensionen nachgesagt worden, daß sie sich sehr gut zu Prämien für die reifern Schüler höherer Lehranstalten eignen würden. Der bisherige Absatz sagt ihm, daß sie zu diesem Zweck wohl noch kaum Verwendung gefunden haben können. Wahrscheinlich sind sie den Schulvorständen noch ganz unbekannt. Es wird nur darauf ankommen, sie ihnen vorzulegen, sie werden dann die beste Beachtung und Unterstützung finden, wie sie verdienen. Ein paar Hundert sind von den Büchern auf Lager, die nimmt der Verleger, packt sie in Pappkästchen und schickt sie mit einem höflichen Schreiben an die Direktorate einer entsprechenden Anzahl von Gymnasien und Realgymnasien — das war vor wenigen Tagen.

Der Erfolg war verblüffend! Der Verleger steht soeben mitten in der Rückflut der Papptästen und Anthologien. Es kommen wenige mit einer höflichen Bemerkung, die meisten mit der Aufschrift: „Wird nicht angenommen," etliche mit Grobheiten, etliche gar nicht, dafür die Einladung, sie wieder abholen zu lassen. Hineingeblickt hat fast keins der Rektorate.

Die Sache wäre amüsant, wenn sie nicht ihre gar so schmähliche Seite hätte: nämlich die, daß sie dem Verleger der Grenzboten begegnet. Zu erklären ist sie vielleicht damit, daß die Rektorate öfter unwillkommene Sendungen erhalten und sich deshalb lieber alles unbesehen vom Halse halten, was sich uneingeladen einstellt. Aber der Verleger dieser Blätter, die mit solcher Freigebigkeit ihre Spalten allem geöffnet haben, was in den Schulnöten Einlaß bei ihnen begehrte, ja dies so weit gethan haben, daß zu befürchten war, es möchte ihren nicht in Rektoraten sitzenden Lesern bisweilen zu viel des Guten werden, nur um der Sache förderlich zu sein, er konnte doch wohl auf einen andern Willkommen rechnen.

Mir soll wieder einer mit Schulartikeln kommen! J G

Eine Volksschulfrage. Bei H. Risel in Hagen ist schon vor mehreren Monaten ein Schriftchen erschienen unter dem Titel: Wohin steuern wir? Sozialpolitik oder Humanitätsdusel? Zugleich ein Versuch eines Beitrages zur Geschichte des Bergarbeiterstreiks und des Ausfalls der diesjährigen Reichstagswahlen nebst einer Schlußbetrachtung über die Folgen des Rücktritts des Fürsten Bismarck. Von einem alten Gewerken. Wie man aus dem langen Titel sieht, hat man es hier mit einer Äußerung jener pessimistischen Stimmung zu thun, von der sich die Grenzboten nie haben überwältigen lassen, und die ja wohl auch an ihren Ursprungsorten schon im Schwinden begriffen ist. Das Schriftchen ist also eigentlich bereits veraltet. Wir erwähnen es nur eines einzelnen Punktes wegen. Zu den mancherlei Dingen, die dem Verfasser verbesserungsbedürftig erscheinen, gehört auch die Volksschule. Er tadelt die übertriebnen Ansprüche, die Unzufriedenheit der Volksschullehrer, die Beteiligung vieler von ihnen an der politischen Agitation und findet die Leistungen der Volksschule ungenügend sowohl in der Erziehung wie im Unterricht. Auf S. 83 heißt es: „Kurz zusammengefaßt können wir uns dahin resolviren(!), daß die Ausbildung in den Dorf-, Volks- und Ele-

Digitized by Google

mentarschulen während des langen Zeitraumes von acht Jahren eine geradezu erbärmliche ist. Manche Mutter mit mäßiger Schulbildung, die sich regelmäßig ihren Sprößlingen eine halbe Stunde täglich widmen kann, erzielt in drei bis vier Jahren durchweg bessere Resultate(!) als die Volksschule. Wir haben in dieser Beziehung eingehende Studien gemacht und namentlich von Buchdruckereibesitzern in Industriestädten gehört, daß eine kurze viertelstündige Prüfung konfirmirter Knaben, die sich als Schriftsetzerlehrlinge melden, haarsträubende Resultate(!) ergiebt."

So ganz allgemein gehalten, ist dieses Urteil entschieden zu hart; aber etwas Wahres ist daran. Wir haben zweimal kurz hinter einander folgende Erfahrung gemacht. In zwei Blättern, deren Leserkreise nicht zusammenfallen, wurde das Bedenken geäußert, ob nicht die allzulange und allzuanhaltende Beschäftigung der Kinder der untersten Volksschichten mit geistigen Arbeiten sie ungeschickt und unlustig zu den niedrigen und teilweise sehr unangenehmen körperlichen Verrichtungen ihres zukünftigen Berufes mache, und ob nicht die methodische Gewöhnung an das Nachdenken geradezu sozialdemokratische Grübler erziehe; es sei doch am Ende genug, daß der Mittelschlag und die Unbegabten Lesen, Schreiben, Religion und das elementarste Rechnen lernten, wenn nur den Begabteren der Zugang zu einer höhern Ausbildung nicht verschlossen würde. Sofort trat in jedem der beiden Blätter ein Volksschullehrer diesen Bedenken mit der spöttischen Bemerkung entgegen: man sehe wohl, daß der Herr von der Schule so viel wie nichts verstehe; mehr als das, was er für hinreichend erkläre, lernten ja die Schüler auch jetzt nicht; die Lehrer seien schon froh, wenn dieses Ziel unter normalen Verhältnissen erreicht würde; verlernt werde das mühsam Eingebläute ohnehin wieder bis zur Militärzeit. Nun, wenn die Lehrer es selbst sagen, dann müssen wirs wohl glauben. Dann sind wir aber auch berechtigt, zu fragen, ob diese Leistungen der Volksschule im richtigen Verhältnis stehen zu der aufgewandten Zeit und Mühe. Daß dasselbe Ziel mit geringerm Zeitaufwand früher erreicht wurde und in andern Ländern, wie in Amerika, noch heute erreicht wird, steht fest. Werden vielleicht die Kinder im Laufe der Jahrhunderte immer dümmer, oder sind sie in Deutschland dümmer als anderswo? Wir legen Wert darauf, daß die tadelnde Stimme aus nationalliberalen Kreisen stammt, denn diesen gehört der „alte Gewerke" ohne Zweifel an. Bei den Liberalen Deutschlands und Österreichs ist nämlich das Verlangen nach möglichst viel Schulzwang und möglichst langer Schulzeit förmlich zur Krankheit geworden. Sie haben sich beinahe abgewöhnt, den Schulbesuch als Mittel zum Zweck anzusehen, und in den Gedanken hineingelebt, es sei an sich unbedingt notwendig, daß jedes Kind vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre wöchentlich 30 bis 32 Stunden in der Schule sitze und außerdem 14 bis 20 Stunden lang Schularbeit mache, auch wenn nachgewiesen werden könnte, daß der junge Mensch in der halben Zeit mehr lernen würde, was gar nicht so unmöglich und unvernünftig ist, wie es klingt. Diese Schulsucht unsrer Liberalen, d. h. unsrer Städter, erklärt sich aus ihrer langjährigen Feindschaft gegen die Gutsbesitzer, die sich bei uns die konservative Partei nennen, und gegen die Geistlichkeit, welche beiden Ständen entweder Abkürzung der Schulzeit überhaupt oder wenigstens Nachsicht in der Bestrafung der Schulversäumnisse bei schwierigen örtlichen oder Familienverhältnissen zu empfehlen pflegen. Nun kann es ja sein, daß die Liberalen Recht haben, wenn sie darin die Absicht wittern, das Volk zu verdummen; vielen Gutsbesitzern und Pfarrern liegt in der That nichts daran, wenn die Leute gar zu gescheit werden (manchen Fabrikbesitzern, Geschäftsleuten und namentlich

Digitized by Google

den Gründern gewisser Aktiengesellschaften und den Leitern gewisser Geldinstitute allerdings auch nicht). Aber anzunehmen, daß es das Verdummungsstreben allein sei, was sich gegen die allzuweite Ausdehnung des Schulzwanges sträubt, ist doch unrichtig und ungerecht; Rücksichten auf die Anforderungen des praktischen Lebens, auf das leibliche und geistige Wohl der Kinder und sogar sehr beachtenswerte pädagogische Erwägungen wirken auch mit.

Litteratur

D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791 bis 1855). Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander, Regierungs- und Schulrat. Hannover-Linden, Karl Manz, 1891

Diese Lebensbeschreibung eines hervorragenden Mannes und großen Theologen macht einen gediegenen und wohlthuenden Eindruck. Wenn man die kritische Seite zu wenig berücksichtigt findet, so liegt das einmal darin, daß der Verfasser durch verwandtschaftliche Bande mit dem Helden seiner Biographie verbunden war, sodann auch darin, daß Lücke noch nicht lange genug der Geschichte angehört, um genau beurteilt zu werden, zumal von seiten eines Biographen, der Lückes Studien bei seinen andersartigen Berufsaufgaben nicht völlig würdigen kann. Dafür werden wir überall durch lebendige Mitteilungen aus Briefen in eine anziehende Entwicklung Lückes und der Seinigen hineingestellt, auch in einen geschichtlichen Zusammenhang und kulturgeschichtliche Verhältnisse, die für uns Jetztlebende großen Reiz haben. Erst als Student der Theologie in Halle entschloß sich Lücke, die akademische Laufbahn zu ergreifen und sich zu diesem Zwecke nach Göttingen zu wenden. Vier Jahre später trieb ihn besonders die Bewunderung für Schleiermacher an, einige Jahre nach Berlin zu gehen, von wo er als Professor der Theologie für die neue Universität Bonn (1819) bestimmt wurde. Dort blieb er aber nicht sehr lange (1818 bis 1827), in Göttingen fand er die Höhe seiner Wirksamkeit und seinen Lebensabend.

Es ist ein sehr bewegtes inneres Leben voll von Kämpfen und Anfechtungen, das sich in diesem einfachen Rahmen darbietet. Wir befinden uns, wenn wir die mit Lücke in brieflicher und persönlicher Verbindung stehenden Männer aufzählen, in bester, vornehmer Gesellschaft, ich nenne nur Schleiermacher, Hoßbach, Nitzsch, Sack, Brandis, Bunsen, Twesten, Otfried Müller und Julius Müller, De Wette und Neander. Zu den Anfechtungen, die dem trefflichen Manne nicht erspart blieben, gehörten namentlich die Feindseligkeiten, die zwischen ihm oder der ganzen Fakultät und der sehr lutherisch gerichteten Mehrheit der hannoverschen Geistlichkeit (Petri und Konsorten) ausbrachen. Denn wiewohl Lücke unter denen war, die die Theologie vom Rationalismus zum Kirchenglauben geführt hatten, wollte er doch nicht die Freiheit der Forschung um des Kirchenbekenntnisses willen preisgeben. Auch über diese Leiden ist Lücke glücklich hinübergeführt worden.

Digitized by Google

Geschichte der neuern Philosophie. Von Kuno Fischer. Neue Gesamtausgabe. Sechs Bände. Heidelberg, Winter, 1889/90

Diese dritte Auflage des bekannten und viel benutzten Monumentalwerkes beweist, nicht bloß was die erste Vorrede mit berechtigter Genugthuung hervorhebt, daß dies „so umfangreiche und keineswegs leicht zugängliche Werk den Zeitgenossen zur Belehrung gereicht hat," sondern auch was die zu dem Bande „Fichte" betont, daß „in der Gegenwart weit mehr philosophisches Bedürfnis und Interesse lebt, als die Gegner sich und andern überreden(!) möchten, indem sie unermüdlich, aber umsonst verkünden, daß die spekulative Philosophie der Deutschen abgelebt sei." Eine nochmalige Würdigung des so groß angelegten und mit so erstaunlicher Schaffenskraft durchgeführten Werkes erscheint daher aus doppelten Gründen überflüssig. Gegenwärtig wäre eine solche nur als Bestandteil einer Darstellung des gesamten Wirkens Kuno Fischers am Platze, zu der diese Blätter ihre regelmäßigen Beiträge gestellt haben. Fischers Verdienste um die Rekonstruktion der durch Kant und seine Nachfolger fast vergessen gemachten so überaus wichtigen Erneuerung der spekulativen Philosophie, um Descartes, Spinoza und Leibniz und ihre Schulen oder Anhänger und Fortsetzer sind dem Fachmann ebenso wert, als dem philosophisch Gebildeten seine glückliche Methode, durch Voranstellung der philosophirenden Persönlichkeit das graue Feld der Theorie aufs individuellste zu beleben, seine unübertroffene Gabe sich jeder einzelnen aufs innigste und genaueste anzuschmiegen, sodaß der Darsteller jeweilig mit ihr verwachsen scheint und dennoch allen gerecht wird, endlich seine glänzende Fähigkeit, anzuordnen, einzuteilen und zu erzählen, die die schwierigsten Entwicklungen und die abgezogensten Gedankengänge selbst dem minder eingeweihten Aufmerksamen nahebringt. Fischers Auffassung der Kantischen Philosophie selbst, die in ihren beiden mächtigen Bänden die naturgemäße pièce de résistance des Gesamtwerkes bildet, hat manche scharfe Angriffe auszuhalten gehabt, früher auch in diesen Heften. Wir halten es von vornherein für ein unmögliches Unterfangen, einen dogmatisch geschlossenen, unverrückbaren Standpunkt für die Beurteilung eines Systems zu erstreben, dessen Prinzip darauf abzielt, solche dogmatische Feststeßungen unter allen Umständen und für alle Zeit unmöglich zu machen. Fischer scheint nun diese Erfahrung, die jeder eindringende Kantforscher an sich selbst macht, mit einer gewissen Geflissentlichkeit in einigen prinzipiellen Fragen hervorzukehren. Er verschmäht es auch gelegentlich nicht, Kantische Terminologien in eine etwas resolutere Fassung zu bringen, wodurch sie zwar an seiner Unterschiedenheit verlieren, an Greifbarkeit für den Hausverstand, der nicht in der Lage ist, den Subtilitäten der Schule zu folgen, aber immerhin gewinnen. Es gehört das mit zu den unerläßlichen Grundaufgaben, die das Werk ihm stellte, und da auf der andern Seite die streng sachgemäße Diskussion nicht zu kurz kommt, im Gegenteil in den neuen Auflagen mit dem weitern Ausbau der Spezialforschungen sorgfältig fortschreitet, so ist nicht ersichtlich, wie man daran im Ernst Vorwürfe knüpfen konnte. Wer aber auch immer in diesem Sinne Sonderansichten und Privatmeinungen in dem Fischerschen Werke nicht zu ihrem Rechte gelangt sehen und darum grollen sollte, er wird in litterarhistorischer Beziehung nicht umhin können, seine Vorzüge, ja seine Unersetzlichkeit uneingeschränkt zuzugestehen. Daß auch hier die neue Ausgabe neu aufgeschlossene Quellen sorgsamst ausschöpft, zeigt sich allerorten, besonders in dem Bande über Leibniz. Kleinere Ungenauigkeiten sind in so groß angelegten Werken unvermeidlich; wir möchten gerade bei Nennung des Namen Leibniz eine solche namhaft machen, die uns I. 2. S. 110 vorzuliegen scheint, wo das Auftreten des Johann Bredenburg gegen Spinozas theologisch-

Digitized by Google

politischen Traktat als gewichtige Gegnerschaft (nach Bayle) dargestellt wird, während Bayle im weitern zeigt, daß dieser Bredenburg sich (zu seinem eignen Kummer) schließlich im Prinzip in das geometrische Beweisnetz des Spinozismus verstrickte und also insofern den Angriff des Isaak Orobio auch verdiente (vergl. Leibniz, Theodicee § 373). Doch gehört derartiges auch bereits in die fachwissenschaftliche Auseinandersetzung. Thatsächliche Irrtümer dürfte es schwer sein in der stattlichen Bändereihe aufzustöbern, die die Einzeluntersuchung von sechs Gelehrten ehrenvoll darstellen könnte. Diese Fülle philosophischer Vertiefung macht dieses historische Werk zu einer für die spätern Zeiten denkwürdigen Vertretung der Spekulation in einer ihr teils abgekehrten, teils wenig förderlichen Zeit und bildet so mit der kongenialen Geschichte der griechischen Philosophie Zellers den leuchtenden Beweis, daß der philosophische Trieb sich nicht unterdrücken läßt, sondern stets in irgendwelcher Form die Achtung und Bewunderung der Zeitgenossen zu erzwingen vermag.

Der Modedichter. Eine litterarische Humoreske von Julius Litten. Elberfeld, Baedeker, 1890

Am liebsten hätten wir lange Auszüge aus diesem heiter-ernsten Büchlein gebracht, so gut hat es uns gefallen; aber wir wollen ihm sein Publikum nicht verkürzen und begnügen uns daher mit einem kurzen Hinweis. Litten ist offenbar ein sehr eingeweihter Kenner der Zustände in unsrer Litteratur und Journalistik. Er hat eine Übersicht über alle Formen des litterarischen Strebertums und kennt alle faulen Punkte. In der Lebensbeschreibung des Modedichters Victor Practicus sammelt er alle Sünden der Gegenwart in einen Brennpunkt und schwingt die Geißel der Satire und der Parodie nach allen Richtungen. Niemand wird verschont: die Gelehrten der Litteraturgeschichte, die zur Waschzettelforschung herabgestiegen sind, die Butzenscheibenlyriker, die Fabrikanten historischer Romane, die Naturalisten, die Tantiemenjäger, die Klikenkritiker, die Handel mit Rezensionen treiben, die Redakteure der poetischen Zeitschriften, die Gedichte nur von Abonnenten annehmen, auf der ersten Seite aber zur Reklame einige Verse von berühmten Namen drucken, die sich einen witzelnden „Briefkasten der Redaktion“ schreiben an erfundene Korrespondenten u. s. w. — alle bekommen sie in diesen Knittelversen nach dem Muster Wilhelm Buschs ihren Teil. Wer eine solche Kenntnis der Schäden und Schwächen unsrer Zustände aufweist, besitzt jedenfalls ein reineres Ideal vom Beruf der Litteratur als die, die er verhöhnt, und es blickt auch hinter der parodistischen Maske durch, so z. B. wenn er von der Geringschätzung der Lyrik spricht, die in unsrer Zeit verbreitet ist. Einzelne Bemerkungen dürfen sogar als neu bezeichnet werden, z. B. die Satire auf die Poeten, die an den schönsten Orten Europas Stimmung zur Arbeit suchen (Ossip Schubin). Das Büchlein verdient die Empfehlung, die ihm Gustav Freytag mit auf den Weg gegeben hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Artikel 31 der Reichsverfassung

Fremdwörter in einem Gedichte beleidigen das Ohr, schaden aber sonst nichts; Fremdwörter in einem Gesetze beleidigen das deutsche Ohr leider nicht, können aber sehr schädlich wirken, indem sie das Verständnis des Gesetzes erschweren und damit die Rechtssicherheit gefährden. Zu dieser Bemerkung giebt uns die jüngste Verhandlung im Reichstag über das gegen den Abgeordneten Grillenberger während einer Vertagung des Reichstags eingeleitete Strafverfahren Anlaß. Die bekannte Streitfrage über die Auslegung des Artikels 31 der Reichsverfassung wäre wohl nie entstanden, wenn die betreffenden Bestimmungen der Verfassung in gutem Deutsch, d. h. unter Vermeidung unnötiger Fremdwörter, abgefaßt wären. Wir wollen versuchen, zur Lösung der Frage einen Beitrag zu geben, indem wir — unserseits Fremdwörter nach Möglichkeit vermeidend — die einschlägigen Bestimmungen einerseits aus dem Gesichtspunkt der Sprache, anderseits aus dem des Zweckes — namentlich des aus andern Bestimmungen der Verfassung selbst sich ergebenden Zweckes — betrachten.

Ein Abgeordneter darf während einer gewissen Zeit nicht zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden. Welches ist diese Zeit? Die Reichsverfassung macht im fünften Abschnitt („Reichstag“) drei möglicherweise in Betracht kommende Zeiträume namhaft: die „Legislaturperiode“ (Artikel 24), die „Session“ (Artikel 26) und die „Sitzungsperiode“ (Artikel 31). Daß sich der Schutz der Abgeordneten nicht auf die ganze „Legislaturperiode,“ nicht auf den ganzen „Gesetzgebungsumlauf“ oder, um sowohl deutsch als verständlich zu reden, nicht auf die ganze Zeit erstreckt, für die der Reichstag gewählt ist, das ist außer Streit. Streitig ist nur der Begriff der „Sitzungsperiode“ und sein Verhältnis zu dem Begriff der „Session.“ Da Session (als bloße Über-

Digitized by Google

setzung) zweifellos vollkommen gleichbedeutend ist mit Sitzung, so hätte die Reichsverfassung ebensogut in Artikel 26 von einer „Sitzung," wie in Artikel 31 — dem Doppelfremdwort „Legislaturperiode" entsprechend — von einer „Sessionsperiode," einem Sitzungsumlauf reden können.

Sitzung, Session bezeichnet sprachlich ursprünglich einen Zustand: das Ruhen des Körpers auf dem Gesäß. In Artikel 26 ist aber die Bedeutung des Wortes eine andre, abgeleitete, da bezeichnet es die Zeit, während der die Reichstagsabgeordneten sich in diesem Zustande befinden, die Zeit, während der der Reichstag „tagt," versammelt ist. Sitzung ist gleich Tagung. Was bedeutet aber das Wort Tagung, was bedeuten die Worte Reichstag, Landtag? Der Zusammenhang zwischen Volksvertretung und Sonnenlicht ist auf den ersten Blick dunkel, man möchte zuweilen an die Ableitung lucus a non lucendo denken, insofern mitunter lange Zeit vergeht, bis es in den Köpfen mancher Volksvertreter tagt, hell wird.

Der Landtag ist der Tag, an dem die Landsgemeinde zusammenkommt, sich versammelt, um ihre Angelegenheiten zu beraten, daraus abgeleitet: die Versammlung der Landsgemeinde. Mit der Beratung ihrer Angelegenheiten mochte sie wohl ursprünglich an einem Tage fertig werden, wie heute noch die Appenzeller; je verwickelter aber die Verhältnisse wurden, um so weniger reichte die Zeit von einem Sonnenaufgang bis zum nächsten Sonnenuntergang hin, die Beratung dehnte sich also auf mehrere Tage aus, ein einziger Landtag dauert nun viel länger als der lange Tag der Juden, er umfaßt Wochen und Monate, der ganze Zeitraum, die Vielheit der Tage gilt zufolge staatsrechtlicher Fiktion als ein Tag. Tagung, Sitzung, Session ist also der Zeitraum, während dessen der Reichstag versammelt ist oder kraft des Gesetzes als versammelt gilt.

Wie verhält sich nun dieser Zeitraum zur „Legislaturperiode"? Die Antwort auf diese Frage giebt der Artikel 13 der Reichsverfassung: „Die Berufung des Reichstags findet alljährlich statt." Mit jeder Berufung beginnt eine neue Tagung, die Legislaturperiode umfaßt mehrere Tagungen oder Sessionen. Wie viele? „Alljährlich" kann bedeuten: jedes Jahr, aber auch: des Jahres (nur) einmal. In Artikel 13 hat das Wort nicht die zweite Bedeutung, wie sich aus Artikel 14 ergiebt; der Bundesrat wird nach Artikel 13 gerade so wie der Reichstag „alljährlich" berufen, seine Berufung muß aber nach Artikel 14 (außerdem) stets erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird, also auch dann, wenn in dem betreffenden Jahre die „alljährliche" Berufung schon stattgefunden hat. Alljährlich kann demnach nicht bedeuten: „des Jahres (nur) einmal," sondern muß bedeuten: „des Jahres mindestens einmal." Ob die Berufung einmal oder mehreremal im Jahre stattfindet, das richtet sich nach dem Bedürfnis. Damit kommen wir auf den Zweck zunächst des Artikels 13.

Digitized by Google

Warum muß der Reichstag mindestens einmal im Jahre berufen werden? Doch wohl nicht zu dem Zweck, damit man „wieder einmal beisammen gewesen" sei, sondern darum, weil eine innere Notwendigkeit für diese Berufung vorhanden ist. Diese Notwendigkeit liegt in den Artikeln 69 bis 72 der Verfassung: der Reichshaushalt muß für jedes Jahr besonders durch Gesetz festgestellt werden, und daraus würde sich auch ohne den Artikel 13 die Notwendigkeit der alljährlichen Berufung des Reichstags ergeben. Denn wenn es auch, worauf wir hier nicht weiter eingehen, statthaft sein mag, im Jahre 1890 den Reichshaushalt sowohl für das Jahr 1891 als auch für das Jahr 1892 festzustellen, so kann doch der Reichstag zu einer solchen Feststellung auf zwei Jahre nicht genötigt werden, er kann, ohne die Verfassung dem Buchstaben oder dem Geiste nach zu verletzen, das Eintreten in die Beratung des Haushaltsgesetzes für 1892 zur Zeit ablehnen. Aber auch abgesehen davon: schon der Artikel 72, der verordnet, daß über die Verwendung der Einnahmen des Reiches dem Reichstag jährlich — d. h. in jedem Jahre, nicht: für jedes Jahr — Rechnung abzulegen sei, macht die jährliche Einberufung des Reichstags unbedingt notwendig. Die Reichstagssitzung, in der das „Budget" festgestellt wird, können wir die ordentliche Session nennen im Gegensatz zur außerordentlichen, zu der der Reichstag zur Beratung eines andern (dringenden) Gesetzes berufen wird, nachdem der Budgetreichstag geschlossen ist. Die Reichsverfassung unterscheidet zwar nicht zwischen ordentlicher und außerordentlicher Session, in einem Reichsgesetz aber (vom 23. Dezember 1874, betreffend die geschäftliche Behandlung eines Gerichtsverfassungsgesetzes u. s. w.) begegnen wir wirklich der Bezeichnung „ordentliche Session."

Mit dem Zweck der Berufung hängt die Dauer der Session eng zusammen. Die Tagung des Reichstags beginnt mit der Berufung. Wann endigt sie? Die Verfassung kennt drei Arten der Beendigung: Auflösung, Schließung und Vertagung. Die Auflösung macht nicht nur der Session, sondern dem ganzen Reichstag, sie macht der „Legislaturperiode" ein (vorzeitiges) Ende; der Schluß des Reichstags bedeutet das Ende der Session, die Vertagung beendigt, wie der Artikel 26 ergiebt, die Session nicht, sie unterbricht sie bloß. Die Auflösung bedeutet den gewaltsamen Tod, die Schließung den natürlichen Tod, die Vertagung den Schlaf der Session. Der Schlaf aber ist der Zwillingsbruder des natürlichen Todes.

Zur Auflösung des Reichstags („während derselben," d. h. während der „Legislaturperiode" fügt der Artikel 24 sehr unnötig bei) ist ein Beschluß des Bundesrates unter Zustimmung des Kaisers erforderlich; das Recht, den Reichstag zu vertagen und zu schließen, steht ebenso wie die Berufung und Eröffnung nach Artikel 12 dem Kaiser allein zu. Diese Rechte des Kaisers sind im wesentlichen bloße Ehrenrechte, ohne sachlichen Gehalt. Bei der Eröffnung ist dies von selbst klar. Die Berufung ist zwar nicht der Form,

Digitized by Google

aber der Sache nach davon abhängig, daß der Bundesrat die Vorbereitung der Arbeiten (Artikel 13) für den Reichstag beendigt hat; das Recht der Vertagung ist durch Artikel 26 sehr beschränkt, sie kann ohne Zustimmung des Reichstags während der Session nur einmal, und dieses eine mal auf nicht mehr als dreißig Tage erfolgen. Über die Voraussetzungen für die Schließung enthält die Verfassung keine ausdrückliche Bestimmung, allein deren sonstiger Inhalt ergiebt, daß auch dieses Recht ein reines Ehrenrecht ist: der Reichstag wird vom Kaiser geschlossen, oder: dem Kaiser steht die Schließung des Reichstags zu, wenn dieser seine Geschäfte erledigt, sein „Tage"werk gethan hat.

Die gesetzgeberische Thätigkeit des Reichstages ist von dreierlei Art: er hat den Reichshaushalt festzustellen, er hat die vom Bundesrat nach Artikel 7 an ihn gebrachten Gesetzentwürfe und er hat die zufolge des Artikels 23 aus seiner eignen Mitte hervorgegangenen Gesetzvorschläge zu beraten. Vor Feststellung des Reichshaushaltes kann die jährliche Session nicht geschlossen werden; über andre dem Reichstag zu machende Vorlagen hat der Bundesrat zu beschließen (Artikel 7), ein vorgelegter Gesetzentwurf kann also auch nur zufolge Beschlusses des Bundesrats zurückgezogen werden. Daß der Beratung der von Reichstagsmitgliedern ausgehenden Gesetzvorschläge keine Hindernisse bereitet werden, verbürgt der Artikel 26. Stünde dem Kaiser das Recht zu, die „Session" vor Feststellung des Reichshaushaltes oder vor Erledigung der Gesetzentwürfe und Gesetzvorschläge zu schließen, so würde dies die Lähmung der Reichsverwaltung oder die Vereitelung der Rechte des Bundesrats und des Reichstags bedeuten. So lange also die nach Beginn der Session an den Reichstag gebrachten Geschäfte nicht erledigt sind, kann er nur entweder nach Artikel 24 aufgelöst oder mit der in Artikel 26 vorgesehenen Beschränkung einseitig vom Kaiser, sonst mit seiner Zustimmung vertagt, nicht aber geschlossen werden. Sich selbst kann er im Rechtssinn nicht vertagen, wenn er auch kraft Artikel 27 beschließen mag, seine Geschäfte auf eine bestimmte Zeit auszusetzen: die Fiktion der einheitlichen Tagung wird durch einen solchen Beschluß nicht aufgehoben, woraus sich ergiebt, daß während einer derartigen vom Reichstag beschlossenen Geschäftspause oder uneigentlichen Vertagung der Artikel 31 in voller Kraft bleibt.

Mit dem eben gesagten ist auch schon der Unterschied zwischen Sessionsschluß und Vertagung und eben damit auch der Unterschied zwischen Session und Sitzungsperiode bezeichnet. Mit der Bedeutung des Wortes „Periode" verhält es sich gerade so wie mit der des Wortes „Session." Die Periode ist ursprünglich ein räumlicher Begriff: der Weg, den ein Körper um einen andern — der Mond um die Erde, die Erde um die Sonne — beschreibt, abgeleitet: die Zeit, die der eine Körper zum Umlauf um den andern braucht. Der Umlauf dient zur Zeitmessung oder Zeiteinteilung, wie umgekehrt oft ein Zeitabschnitt zur Bezeichnung einer räumlichen Entfernung dienen muß, wenn

Digitized by Google

wir sagen, daß ein Ort vom andern eine Stunde entfernt sei. Die Periode ist also ein Zeitteil, die Sitzungsperiode ein Sitzungszeitteil oder, da die Session selbst einen Zeitabschnitt bezeichnet, ein Teil der Sitzungszeit, und da die Session ihrerseits einen Teil der „Legislaturperiode" bildet, so ist die Sitzungsperiode ein Teil des Teils oder ein kleinerer Teil der Legislaturperiode. „Groß" und „klein" sind aber schlechterdings keine Rechtsbegriffe, zwischen der Session und der Sitzungsperiode besteht also kein Unterschied im juristischen Wesen, sie sind so wenig Begriffsgegensätze wie „Session" und „Legislaturperiode"; die „Session" ist gerade so wie die „Legislaturperiode" zur Erledigung gesetzgeberischer Arbeiten bestimmt. Wenn in einem Geschäftsjahr zwei Tagungen des Reichstags stattfinden, so hängt es lediglich von dem Geschäftsstande des Reichstags während der ersten Tagung ab, ob die zweite Tagung eine „Session" für sich oder nur eine Sessions- oder Sitzungsperiode, ein Sessionsteil ist. Nach Sessionsschluß tagt der Reichstag nicht mehr, und nach erfolgter Vertagung tagt er auch nicht mehr, wenn auch im letztern Falle die in dem Augenblicke der Vertagung noch anhängigen unerledigten Geschäfte eine nochmalige Tagung in demselben Jahre erforderlich machen. Die Rechtsstellung des Reichstags und damit auch die Rechtsstellung des einzelnen Reichstagsabgeordneten ist in der Zeit zwischen zwei „Sessionen" vollständig dieselbe, wie in der Zeit zwischen zwei (auf verfassungsmäßiger Vertagung beruhenden) Sitzungsperioden.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen Session und Sitzungsperiode könnte man vielleicht darin finden wollen, daß nach Schluß der Session, nicht aber auch nach einer Vertagung eine neue Berufung des Reichstags notwendig sei. Der Unterschied wäre, wenn er bestünde, ein rein formeller, ohne jede sachliche Bedeutung, und würde es schwerlich rechtfertigen, daß die Abgeordneten, die in der Zeit zwischen zwei Sessionen wie in der Zeit der Vertagung gleichmäßig ihren sonstigen bürgerlichen Geschäften nachgehen, in der erstern Zwischenzeit als einfache inaktive Volksvertreter, in der andern als sakrosankte Volkstribunen behandelt werden. Der Unterschied besteht aber zudem als wesentlich gar nicht. Mit seiner Zustimmung kann der Reichstag auf beliebig lange, auch auf unbestimmte Zeit vertagt werden; ist aber eine Vertagung auf unbestimmte Zeit erfolgt, so muß der Reichstag zur Fortsetzung der alten Session gerade so wie zu einer neuen Session berufen werden. Und was ist eine Vertagung auf bestimmte Zeit? Doch nichts andres, als die Aufforderung, auseinanderzugehen und nach der bestimmten Zeit wieder zusammenzukommen, also eine (zeitweilige) Schließung mit unmittelbar angeschlossener Berufung.

Die Verteidiger der Ausdehnung des Privilegiums der Abgeordneten auf die Zeit während der Vertagung haben sich auch schon darauf berufen, daß während einer Vertagung, nicht aber auch in der Zeit zwischen zwei „Sessionen" die Kommissionen des Reichstages fortarbeiten. Das ist eine in jeder Be-

Digitized by Google

ziehung verunglückte Begründung; thatsächlich, da nach dem dargelegten Unterschied zwischen Schluß und Vertagung des Reichstages nach dem Schluß ein Fortarbeiten der Kommissionen aus dem einfachen Grunde nicht möglich ist, weil sie nichts zu arbeiten haben; rechtlich, da die Einrichtung der Kommissionen weder auf der Reichsverfassung noch auf einem andern Reichsgesetze beruht, sondern eine innere, eine Geschäftsordnungsangelegenheit des Reichstages darstellt. Den gewählten Kommissionsmitgliedern kann niemand verbieten, auch nach erfolgter Vertagung in Berlin zu bleiben und ihre Arbeit fortzusetzen, und die Reichsregierung ist einerseits nicht gehindert, anderseits aber auch nicht verpflichtet, auf Wunsch der Kommission Vertreter zu deren Beratungen zu entsenden. Sie ist daran und dazu sowenig während der Tagung als während der Vertagung, sowenig während der Session wie in der Zwischenzeit zwischen zwei Sessionen, gehindert und verpflichtet. Soll einmal eine Kommission als amtliche Vertreterin des Reichstages weiterarbeiten, weil ein ihm vorgelegter Gesetzentwurf am Schluß einer Tagung noch nicht erledigt ist, und die durch eine Vertagung zu gewinnende Zeit — die „Session," das Geschäftsjahr — für die Erledigung nicht zureichen würde, so bedarf es dazu eines besondern Gesetzes: so im Fall des oben angeführten Reichsgesetzes vom 23. Dezember 1874 betreffend die Behandlung der achtzehnhundertundneunundsiebziger Justizgesetze. Das hat aber seinen Grund nicht darin, daß die Kommissionsmitglieder ohne das Gesetz an dem weitern Aufenthalt in der Reichshauptstadt und an der weitern vertraulichen Beratung des Gesetzentwurfes gehindert wären, sondern darin, daß ohne das Spezialgesetz der Schluß der Session nicht möglich wäre. Den Kommissionsmitgliedern aber wird in einem solchen Falle (siehe § 2 des angeführten Gesetzes) der Schutz des Artikel 31 mit Recht gewährt, nicht weil sie Abgeordnete sind, sondern weil hier die Kommission kraft des Gesetzes als Vertreterin des Reichstages weitertagt.

Fassen wir das Ergebnis unsrer Ausführung in einer rein deutschen Umschreibung der einschlagenden Bestimmungen der Reichsverfassung zusammen, so lautet sie, wie folgt: Der Reichstag wird jedesmal auf die Dauer von fünf Jahren gewählt. Zu einer Auflösung vor Ablauf dieser Zeit ist ein Beschluß des Bundesrates unter Zustimmung des Kaisers erforderlich. Berufen wird der Reichstag in jedem der fünf Jahre mindestens einmal. Ist in der ordentlichen Tagung der Reichshaushalt festgestellt und sind die sonstigen an den versammelten Reichstag gebrachten Geschäfte erledigt, so wird er vom Kaiser geschlossen. Solange der Reichshaushalt nicht festgestellt ist und die sonstigen Geschäfte nicht erledigt sind, kann der Reichstag mit seiner Zustimmung vom Kaiser auf bestimmte oder unbestimmte Zeit, ohne diese Zustimmung nur einmal und nicht länger als auf dreißig Tage vertagt werden. Nach dem Schluß der ordentlichen Tagung kann er im Falle des Bedürfnisses in dem-

Digitized by Google

selben Jahre wiederholt zu außerordentlicher Tagung berufen werden. Er gilt als versammelt, so lange nicht der Schluß oder die Vertagung durch den Kaiser erfolgt ist. So lange er versammelt ist oder als versammelt gilt, kann kein Mitglied wegen Verdachts eines Vergehens zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden.

Die philologische wie die teleologische Betrachtung der positiven Bestimmungen der Reichsverfassung führt also dazu, den Abgeordneten den Schutz des Artikel 31 während der Zeit der Vertagung zu versagen. Zu demselben Ergebnis gelangen wir, wenn wir nach dem innern Grunde des Artikel 31 fragen; er liegt, wie wir schon angedeutet haben, nicht darin, daß die Gründer der Verfassung die Volksvertreter zu Volkstribunen erheben wollten, sondern darin, daß kein Abgeordneter wegen bloßen Verdachtes einer strafbaren Handlung ohne Zustimmung des Reichstages seinem Beruf, das Volk zu vertreten, entzogen werden soll. Diesen Beruf erfüllt er aber nur und kann er nur erfüllen, so lange der Reichstag tagt, nicht aber wenn er geschlossen und ebenso wenig, wenn er vertagt ist.

Die konservativen Elemente Frankreichs vor der großen Revolution

Eugen Guglia, der sich als einen Freund des Alten bekennt, hat vor zwei Jahren in der (mittlerweile eingegangenen) Zeitschrift für Geschichte und Politik (Jahrgang 1888, Heft 10) einen sehr interessanten Aufsatz über die ersten litterarischen Gegner der Revolution in Deutschland veröffentlicht, dem er nun eine umfassende Arbeit in Buchform, das Ergebnis langjähriger Studien, folgen läßt: Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution. Zustände und Personen. (Gotha, F. A. Perthes, 1890.) Der erste Band von Taines großem Werke erfährt dadurch eine wertvolle Ergänzung, die aber für den Historiker wichtiger ist als für den Politiker; denn jenem verhilft sie zu einer gerechteren Würdigung des alten Frankreichs, indem sie ihm den Schatz edler Gesinnung, guter Sitte und echter Weisheit zeigt, den zahlreiche Vertreter aller Stände der Sittenverderbnis und den Verstandesverirrungen zum Trotz noch bewahrt hatten, dieser aber erfährt über die Ur-

Digitized by Google

sachen der Revolution im Grunde genommen nichts neues. Auch nach Guglia hat Ludwig XIV. die Revolution verschuldet, indem er durch Niederreißung aller Schranken, die seinem absoluten Willen im Wege standen, den Staat in eine dammlose Ebene verwandelte, über die sich der Strom der Neuerung ungehindert ergießen konnte, mochte er nun von einem legitimen Despoten oder von einem Usurpator oder von einem Pöbelhaufen entfesselt sein. Auch nach ihm war die Schwäche und Unfähigkeit der beiden folgenden Ludwige schuld, daß die Neuerung, wenn sie sich nun einmal nicht abweisen ließ, nicht in den Bahnen einer geordneten Reform zu halten war.

Nur den Mißgriffen der Regierung schreibt er es zu, daß alle Reformversuche mißlangen. „Eine wahrhaft konservative Politik ist auch unter Ludwig XVI. niemals mit Konsequenz und Energie verfolgt worden. Ich weiß wohl, es hat einsichtige Beurteiler dieser Zeitläufte gegeben, die eine ganz entgegengesetzte Meinung hegten. Nicht eine konservative, sondern nur eine radikale Regierung, ganz von der Art, wie sie unter Ludwig XIV. bestand, hätte — so sagen diese — die Monarchie in Frankreich retten können, denn die alten historischen Institutionen waren alle innerlich abgestorben. Die Aufgabe der folgenden Blätter wird es sein, lebenskräftige Triebe in diesen Organismen dennoch nachzuweisen. Wäre es aber wirklich so, wie jene meinen, so hätte es auch dazu vor allem unbeugsamer Entschiedenheit bedurft, wie sie jener Regierung niemals innewohnte." Auch eine Ansicht, die den Freunden des alten Ständewesens und den Liberalen, zwei sonst sehr selten übereinstimmenden Gruppen, gemeinsam ist, wird von Guglia bestätigt, daß nämlich das Volk durch den bevormundenden Absolutismus die Fähigkeit verloren habe, sich in schwierigen Lagen selbst zu helfen. „Der praktische Sinn, der den Franzosen von Natur aus innewohnt, litt sogar darunter, und vielleicht ist auch dies ein Grund, warum die chimärischen Ideen theoretischer Politiker so leicht Eingang in die Mittelkreise fanden, warum endlich diese, denen die Revolution so viel brachte, was sie eigentlich nicht wollten, so viel nahm, was sie lieber hätten bewahren wollen, [ihr?] so ganz hilflos und unthätig gegenüberstanden."

So war also die erste und vornehmste der Institutionen, aus denen das alte Frankreich bestand, und die nach des Verfassers Ansicht ihre Lebensfähigkeit noch keineswegs verloren hatten, zur Bahnbrecherin der Revolution geworden. Desto tapferer hielten sich die Parlamente. „Die Wahrheit, die Madame Staël hernach so epigrammatisch scharf geäußert: daß die Freiheit alt und der Despotismus neu sei, haben sie immer verfochten. Sie wollten darum das Alte erneuern, nicht seine letzten Spuren vernichten, und darum fand die Revolution schon in ihrer ersten, scheinbar gemäßigten Periode so zahlreiche und entschiedene Gegner in den Reihen der Magistratur." Wenn sie bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Rechte bis auf die Ständeversamm-

Digitized by Google

lungen unter Karl dem Großen zurückführen, so beruht das zwar auf Unkenntnis der Geschichte; aber ihren falschen Ableitungen lag doch der richtige Gedanke zu Grunde, daß nach der Vernichtung der alten ständischen Rechte und provinziellen Gewohnheiten ihr Recht, die Eintragung neuer Gesetze zu verweigern, die einzige noch übrige Schranke des absoluten Königtums bilde, und daß deren Niederreißung den Umsturz der alten Verfassung des Landes, die Revolution von oben bedeute. Auch durch Einkerkerung seiner Mitglieder war der Widerstand des Pariser Parlaments in dem mehrjährigen Konflikte nicht zu brechen, der 1763 mit dem Widerspruch gegen neue Steueredikte begann. Und als sich die Regierung im Mai 1788 dieses Hemmschuhs durch eine Art Staatsstreich zu entledigen suchte, indem sie die Thätigkeit der Parlamente auf das Richteramt beschränkte und für die Eintragung der Gesetze eine neue Behörde einsetzte, da antwortete das Parlament von Paris mit jenem denkwürdigen Protest, in dem man den Keim zu der ein Jahr später erfolgten Erklärung der Menschenrechte hat finden wollen. Nach des Verfassers Meinung sehr mit Unrecht. „Denn nicht von Rechten der Menschen ist doch in diesem Akt die Rede, sondern von Rechten der französischen Bürger, der einzelnen Provinzen, der Magistrate, der Stände, des königlichen Hauses; der modernen naturrechtlichen Prinzipien wird mit keiner Silbe gedacht, von Freiheit und Gleichheit ist nicht die Rede. Das Parlament erklärt darin, daß Frankreich eine Monarchie ist, die vom König den Gesetzen gemäß regiert wird; daß mehrere von diesen Gesetzen Grundgesetze sind: das Recht des regierenden Hauses zum Throne [auf den Thron] von Mann zu Mann; das Recht der Nation, die Steuern durch ihre regelmäßig einberufenen und zusammengesetzten Generalstände frei zu bewilligen; das rechtliche Herkommen und die Kapitulationen der Provinzen; die Unabsetzbarkeit der Magistrate; das Recht der höchsten Gerichtshöfe in jeder Provinz, die Befehle des Königs in Hinsicht auf ihre Urkundlichkeit zu untersuchen und nur in dem Falle einzutragen, wenn sie den Verfassungsordnungen der Provinz und den Grundgesetzen des Staates entsprechen; das Recht jedes Bürgers, in keinem Falle vor andre Richter gestellt zu werden als seine natürlichen, d. h. diejenigen, die das Gesetz ihm anweist; endlich das Recht, ohne welches alle andern nichtig sind, auf niemandes Befehl, wer es auch sei, verhaftet werden zu dürfen, ohne allsogleich den Händen der kompetenten Richter übergeben zu werden. Wie man sieht, stehen die Forderungen vom 3. Mai alle auf dem Boden historischen Rechtes; nur in den zwei letzten Punkten, die sich auf die Sicherung der persönlichen Freiheit des Bürgers beziehen, vernehmen wir einen Anklang an jene konstitutionellen Doktrinen, die aus dem englischen Staatswesen abstrahirt worden sind." Im übrigen waren die Parlamente so wenig von den modernen Ideen angekränkelt, daß sie vielmehr im Widerstande gegen sie eine ganz reaktionäre Richtung einschlugen, die sie mit dem Verlust

Digitized by Google

ihrer Popularität büßten; sie verbündeten sich mit ihrem alten Gegner, dem Klerus, protestirten gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie gegen die Gewährung von Religionsfreiheit und verurteilten fleißig die Schriften und Bücher der beliebtesten Philosophen. Wenn wir der Schilderung Guglias glauben dürfen, waren die Parlamentsräte fast ausnahmslos Männer von puritanischer Sittenstrenge, die nur der Erfüllung ihrer Amtspflichten und ihren Familien lebten, und von unbestechlicher Rechtschaffenheit. „In den grausamen Wechselfällen, heißt es zum Schluß, mit denen die Folgezeit Herz und Nieren der damals lebenden Menschen prüfte, hat die Magistratur nicht übel bestanden. Die früher dem Willen des Königs am ärgsten getrotzt, wurden jetzt zu seinen unerschrockensten Verteidigern. Überläufer und Verräter gab es hier weniger als sonst, viele bestiegen mutig das Schafott, andre starben in der Verbannung und arm. Welch ein Bild aber, wenn der greise Parlamentsrat Régnaud, der zu den Zeiten Maupeous der entschiedensten Opposition angehört hatte, nun — als Ludwig XVI. vor den Schranken des Konvents erschien — aus Fontenay, wohin er geflüchtet war, der Gefahr nicht achtend, nach Paris eilte, sich zum Anwalt des gefangenen Fürsten aufwarf, eine Denkschrift veröffentlichte, die mit den Worten schloß: Es lebe der König! Gewiß, mit dieser Magistratur ging ein gutes Stück des alten Frankreichs zu Grabe."

Von den drei Ständen entwirft Guglia ein glänzendes Bild: ein sittenreiner, in seinem Beruf sich aufopfernder Klerus, mit väterlicher Fürsorge unter ihren Bauern waltende Schloßherren, ein wohlhabender, gesitteter, in guten Volksschulen gebildeter Bürger- und Bauernstand, das sind die Bestandteile des französischen Volkes im vorigen Jahrhundert. Guglia lügt so wenig wie die gewöhnliche Darstellung des ancien régime; schon Taine hat berichtet, daß diese guten Menschen und glücklichen Verhältnisse wirklich noch vorkamen, als Ausnahmen, als Reste besserer Zeiten. Guglia macht uns nur wahrscheinlich, daß die Ausnahmen häufiger waren, als wir bisher geglaubt hatten. Daß aber das Elend, dessen Größe auch er nicht leugnen kann, nicht durch die Hartherzigkeit der weltlichen und geistlichen Seigneurs verschuldet wurde, hat schon Taine hervorgehoben. Schuld daran waren die Eitelkeit der Könige, die den Adel von seinen Gütern an den Hof zog, und die unsinnige Finanzwirtschaft, die das Volk mit Steuern erdrückte. Vom Großvater Mirabeaus erzählt schon Taine, daß er seine Bauern gegen jedermann, auch gegen den König schützte, und daß er einmal sämtliche Accisebeamte seines Bezirks ins Wasser zu werfen drohte, weil Tabakschnüffler sich unterstanden hatten, seines Pfarrers Haus zu durchsuchen. Guglia berichtet ausführlicher über das patriarchalische Walten dieses merkwürdigen Mannes und seiner zwei gleichgearteten Söhne. Der eine davon erinnerte sich noch im spätern Alter, wie er als Knabe einmal vom Vater einen Fußtritt bekommen

Digitized by Google

hatte, weil er aus Versehen den Gruß eines Bauern nicht erwidert hatte. Aus der Schilderung des hohen Klerus — vom Pfarrklerus weiß auch Taine nichts Schlimmes zu berichten — mag die Haltung der Klernsversammlung im Jahre 1788 hervorgehoben werden. Die Regierung legte ihr das Toleranzpatent vor, das den Protestanten wieder eine bürgerliche Existenz zu geben bestimmt war. Es fand keine wesentliche Opposition; der auf das Patent bezügliche Passus in der Schlußrede des Präsidenten ist von wahrhaft evangelischem Geiste durchweht. Auch den beabsichtigten Reformen im Kriminalwesen erwies sich die Versammlung freundlich: Möge Eure Majestät, so sagte der Präsident, in Ihren Ordonnanzen jene überstrengen Gesetze löschen, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Humanität in gleicher Weise verwerfen. Was den dritten Stand betrifft, so wird u. a. ein wohl nicht ganz unparteiisches Wort des Grafen Lauraguais angeführt. Dieser bemerkte der bekannten Brandschrift des Abbé Sieyès gegenüber, der Verfasser habe mit mehr Recht behaupten können, der dritte Stand sei alles, denn er habe alles; die Magistratur vom Advokaten bis zum Kanzler, die Verwaltung vom Subdelegirten bis zum Intendanten, ja bis zum Minister, er beherrsche den Handel und die Finanz, die kirchlichen Würden seien ihm nicht verschlossen, in der Litteratur sei er tonangebend; nur der höhere Militärdienst stehe ihm nicht offen.

Nach den Institutionen werden die „überlieferten Bildungselemente" behandelt. Guglia sucht zu beweisen, daß die Theologie, die Philosophie, die Staats- und Rechtswissenschaft jener Zeit, wie sie in den Schulen vorgetragen wurden, keineswegs den Spott verdient hätten, mit dem sie von den Aufklärern überschüttet wurden, daß sie sich keineswegs auf das Nachbeten mittelalterlicher Scholastik beschränkt hätten, sondern den Zeitideen zugänglich gewesen seien, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen, daß es endlich auch an einer beachtenswerten schönen Litteratur in den konservativen Kreisen nicht gefehlt habe. Der Verfasser übt einen Akt der Gerechtigkeit, indem er die Kritiker Desfontaines, Féron, Sabatier de Castres, Juvingy, die Satiriker Moreau und Gilbert, die Lyriker Colardeau und Malfilâtre, den Dramatiker de Belloy, den Mystiker Saint Martin der Vergessenheit entreißt (Piron, den er ebenfalls nennt, ist ja wohl weniger unbekannt). Beruht doch die Berühmtheit mancher Geister des andern Lagers weit weniger auf ihrem innern Werte, als auf der Macht der Clique, der sie angehörten, und ist doch z. B. Moreaus Reise ins Land der Cacouacs, unter welchem Namen er die Philosophen verspottet, wirklich eine vortreffliche Satire. Von den Juristen, die in den Schulen gelesen wurden, mag Domat genannt werden, dessen „Traktat über die Gesetze" von den Gegnern Montesquieus über dessen Esprit des lois gestellt wurde. Heute ist er so vergessen, daß ihn nicht einmal das Konversationslexikon kennt. Ob er wirklich so weit hinter Montesquieu zurückbleibt, daß er dieses Schicksal

Digitized by Google

verdient, läßt sich natürlich aus Guglias Skizze seines Systems nicht erkennen. Daß er Absolutist war, würde man ihm wohl verziehen haben; sind es Hobbes und Voltaire mit seinem Generalstabe doch nicht minder gewesen. Aber freilich, er war durch und durch ein gläubiger Christ jansenistischer Richtung, ein Freund von Port Royal; er ließ die Träger der Autorität Gott verantwortlich sein und band jedes Recht an entsprechende Pflichten, und weder geistreiche Gedanken noch schöne Darstellung würden hingereicht haben, ihm für diesen Fehler beim Hofe und bei den Philosophen Verzeihung auszuwirken. Das gesamte Privatrecht läßt Domat in der Liebe wurzeln. Die Verpflichtung zur Nächstenliebe kommt einerseits in den mancherlei Verbindlichkeiten des Familienlebens, anderseits in den noch mannichfaltigern zur Erscheinung, die aus dem Gewerbe- und Handelsverkehr, den Dienst- und Herrschaftsverhältnissen, dem Gemeinde- und Staatsleben entspringen; sogar die Verpflichtung zum Steuerzahlen ist ihm religiös-sittlicher Natur, weil der Einzelne dadurch der Gesamtheit, namentlich aber den Armen zu Hilfe komme. Dabei hat seine Liebestheorie nichts Süßliches, denn als Jansenist ist er tief durchdrungen von der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts; aus ihr entspringen seiner Ansicht nach alle Störungen der gesetzlichen Ordnung, alle Streitigkeiten um Mein und Dein. Gewiß eine recht altmodische Auffassung. Ob aber darum ganz wertlos?

Am lesenswertesten ist das dritte Buch von Guglias Werk, das den bewußten Widerstand gegen die revolutionären Lehren in drei Kapiteln darstellt. Das erste behandelt die aus dem Schoße der Zeitphilosophie selbst hervorgehende Reaktion, vertreten durch Montesquieu, die Physiokraten, Rousseau, Mably, Linguet, Voltaire, Grimm, Galiani, Buffon, Saint Martin, das zweite die auf den praktischen Erfahrungen des In- und Auslandes beruhende Reaktion, die sich vorzugsweise in der Journalistik äußerte, das dritte diejenigen Männer und Frauen der Gesellschaft, die klar erkannten, welchem Ziele oder vielmehr Abgrunde die Bewegung der Geister zueilte, und deren Voraussicht in der bekannten, von Taine noch einmal abgedruckten Prophezeiung des Cazotte einen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Was immer in unsrer heutigen Zeit gegen einen übertriebenen oder falschen Liberalismus, gegen kommunistische Utopien, gegen das Unternehmen, die Gesellschaft und den Staat nach vorgefaßten Theorien umzugestalten, vorgebracht werden mag, ist damals alles schon gesagt worden, oft, in vielfachen Wendungen, im Spott und im Ernst, in anziehendster Form gesagt worden. Einige Proben werden diese Behauptung rechtfertigen.

Linguet leitet in seiner Théorie des Lois civiles alles öffentliche und Privatrecht aus dem Eigentum, und dieses aus der gewaltsamen Besitznahme ab. Obwohl demnach die gesellschaftliche Ordnung auf blutigem Unrecht beruht, besteht sie dennoch zu Recht, und sie anzutasten ist ein Frevel. Wie

Digitized by Google

der Vater, der seine Kinder zu Sklaven machen muß, um sein Besitztum ungeschmälert zu erhalten, unumschränkter Herr seiner Familie, so ist der Monarch unumschränkter Herr des Staates; die Verpflichtung, das Privateigentum seiner Unterthanen zu respektiren, bildet die einzige Schranke seiner Gewalt. Linguets Staatsideal ist die patriarchalische Despotie des Orients, von der er behauptet, sie sei gar keine Despotie, vielmehr verdienten die abgelebten Kulturstaaten des Westens diesen Namen, wo der Tagelöhner sein elendes Dasein fristet. „O ihr Philosophen — ruft er aus — die ihr gemächlich in euerm Zimmer am Feuer sitzt und da eure Träume von Freiheit ausspinnt, verwirklicht sie doch, indem ihr mit diesen Elenden euern Überfluß teilt, den ihr ja nur genießt, weil sie dessen beraubt sind. Schreckt ihr aber davor zurück, dann laßt die Welt ruhig, wie sie ist, und zieht nicht die Grundsätze euerer Vorfahren, von denen ihr euch nur mit der Feder entfernt, ins Lächerliche!" Mit ihren Deklamationen machten sie das Los der Armen nur drückender. Grausame Philosophie, könne die Menschheit ausrufen, wie schmerzlich sind deine Tröstungen, wie unberufen dein Eifer! Leide und stirb im Kerker, sagte er zum Sklaven, denn das ist dein Geschick! Der Arme hat nichts, aber er soll auch nichts haben; nur auf Fristung des Lebens hat er Anspruch, und diese ist ihm möglich, denn das Bedürfnis nach dienenden Händen ist überall in der Welt groß genug. Eine bessere Philosophie ist es, Geduld zu predigen, als zur Empörung zu reizen; die sogenannte Freiheit bringt nur tiefere Knechtschaft und ärgeres Elend. Linguet bekämpfte in leidenschaftlichen Flugschriften nicht allein die Encyklopädisten, sondern auch die oppositionellen Parlamente. Dasselbe that er in den Zeitschriften, die er leitete, dem Journal de Bruxelles, und den Annales politiques, die er von 1777 ab in England herausgab. Hier nahm er sich — er war mit den Jesuiten befreundet — besonders der Religion an, behauptete ihre Unentbehrlichkeit und sagte den Philosophen u. a., sie möchten sich lieber mit dem überhandnehmenden Bettelunwesen und solchen Übelständen beschäftigen, als gegen den religiösen Fanatismus predigen, der bei weitem nicht so gefährlich wie der philosophische, und zur Zeit überhaupt nicht mehr gefährlich sei. Er will die Vorrechte der katholischen Kirche aufrecht erhalten wissen und den Andersgläubigen die Abhaltung ihres Gottesdienstes nur in geschlossenen Räumen gestatten. Die trostlose Lage der ärmern Bevölkerung Westeuropas schreibt er ihrer Trennung von der Scholle zu. Die Tagelöhnerknechtschaft sei weit ärger als die Leibeigenschaft (die damals in Frankreich schon größtenteils aufgehoben war). Die echte Freiheit bestehe in dem Vermögen, sich und seine Familie durch Arbeit zu ernähren. Diese Freiheit habe der Leibeigne genossen, der „freie" Tagelöhner entbehre sie. Sein Kampf gegen die Magistratur brachte ihn 1780 in die Bastille, wo er zwei Jahre schmachtete. Diese Erfahrung mäßigte seine Vorliebe für den Absolutismus einigermaßen und rang ihm das Zugeständnis ab, daß die von ihm

Digitized by Google

bisher geringgeschätzte englische Verfassung, die den Bürger vor solchen Gewaltthaten schütze, doch ihr Gutes habe. In der Revolution schlug er völlig um und wurde ein wütender Jakobiner. „Genützt hat es ihm nichts; er endete 1793 unter der Guillotine."

Dieselben Grundsätze, die Linguet als ein Mann von leidenschaftlichem Gemüt und zweifelhaftem Charakter in möglichst schroffer und durch Übertreibung abstoßender Form zu verkündigen liebte, verteidigte Mallet du Pan, der Sprößling einer Genfer Pastorenfamilie und den Überlieferungen seines frommen und sittenstrengen Vaterhauses zeitlebens treu, in der gemäßigten Sprache einer tiefen und klaren Überzeugung, nachdem ihn die Wirren seines kleinen Heimatstaates allmählich aus einem Anhänger Rousseaus in einen Konservativen verwandelt hatten. Als Linguet 1780 eingekerkert wurde, übernahm Mallet die Leitung der Annalen. „Schon der erste Band, sagt Guglia, beweist, daß seine politischen Anschauungen eine beinahe endgiltige Klärung erfahren haben. Wie scharf weist er die Deklamationen zurück, mit denen Diderot das Buch seines Freundes Raynal über die Geschichte der europäischen Niederlassungen in den beiden Indien pikant gemacht hatte! Wenn da von der heillosen Verderbtheit aller bestehenden Ordnungen die Rede ist, so wendet er dagegen ein, wie alle die schönen Systeme der Zeitphilosophen doch nichts Existenzfähiges an deren Stelle zu setzen wüßten. Was denn Raynal mit seinen Ausfällen gegen Priestertum und Könige eigentlich wolle? Selbst wenn man so dächte, wie er, müßte man doch diesen Wahrheitsfanatismus, diese Überhebung der Vernunft, diese Konvulsionen der Philosophie bedauern. Ob sich denn diese Schriftsteller über den Einfluß der Religion auf die Moral, auf die Politik, auf das Glück oder Unglück der Massen niemals ernstere Gedanken gemacht hätten? »Möchten sie doch den sittlichen Zustand des Zeitalters erwägen und uns dann aufrichtig sagen, ob sie den Augenblick für passend erachten, die Antriebe zur Tugend zu vermindern!« Was halte denn die menschliche Gesellschaft zusammen? Die Gesetze? Raynal beweist in zehn Ländern ihre Tyrannei und ihren Widersinn. Die Regierungen? Nach Raynal sind sie alle verdorben. Die Erziehung? Die kann bei der Unsittlichkeit der Erwachsenen keine Früchte tragen. Die Selbstsucht? Raynal liefert die Geschichte ihrer Verbrechen. Was bleibt also? Die Wahrheit? »Aber ich frage euch wie Festus den heiligen Paulus: Was ist denn Wahrheit? Bis nicht alle Weisen der Erde einstimmig auf diese Frage antworten, lasset den Elenden ihr Paradies und den Bösen ihre Gewissensangst!« Revolutionen wirkten um so verheerender, je älter die zu beseitigenden Einrichtungen und je verwickelter die Verhältnisse einer fortgeschrittenen Kultur seien. Raynal scheine die Kulturstaaten und Völker Europas für Kalmückenhorden und Irokesendörfer zu halten. Die großen Eigenschaften Voltaires erkennt Mallet an, beklagt aber »die Wut, mit der er die Priester und die heilige Schrift verfolgt hat.« Und da ihm

Digitized by Google

diese Anerkennung, als ein Abfall von den Grundsätzen der Zeitschrift, übel genommen wurde, so antwortete er: Die Verfechter der alten Ordnung handelten sehr unklug, wenn sie alle mit dem Banne belegten, die nicht blindlings ihre Pfade wandelten. »Meine Prinzipien — antwortet er einem unzufriedenen Einsender, der geschrieben hatte, man kenne seine Prinzipien nicht —, meine Prinzipien sind die eines Bürgers von Genf, der in der Religion seiner Väter und seines Volkes aufgewachsen ist und Dank der guten Erziehung, die man in seinem Vaterhause genießt, und dem Beispiele der tugendhaftesten und aufgeklärtesten Geistlichkeit gelernt hat, die Hand Gottes in seinen Werken und die Wohlthaten der Offenbarung zu erkennen, religiös ohne Aberglauben und duldsam ohne Gottlosigkeit zu sein. Dieser Gesinnung, dem Charakter, zu dem sie bildet, werden die Annalen treu bleiben, so lange ich imstande bin die Feder zu führen.« Nach Linguets Freilassung überwarf er sich mit diesem und gründete später das Journal politique de Bruxelles, in dem er die Fehler der Regierung freimütig tadelte, u. a., daß sie ihre eigne Autorität durch Unterstützung der holländischen Demokraten vollends untergrabe. Über die innere Politik durfte er seine ganze Meinung in dem Journal nicht aussprechen; er legte sie in einem Tagebuch nieder. Darin tadelt er, daß die finanziellen Reformen nur auf Erhöhung der Einnahmen anstatt auf Ersparungen abzielten, und bezeichnet die Vergewaltigung der Parlamente als Rückkehr zum Despotismus und zugleich als revolutionär. Das lit de justice vom 8. Mai 1788, durch das die Parlamente auf ihre richterlichen Aufgaben beschränkt wurden, sei nur von den Geldleuten freudig begrüßt worden, die von den beabsichtigten neuen Auflagen Gewinn hofften. Aber diese Maßregel habe das letzte schwache Bollwerk gegen ministerielle Willkür umgerissen; die neue Cour plénière, der die Einregistrirung der Gesetze übertragen worden war, sei nur ein Staatsrat. Es gebe jetzt keine unabhängige Körperschaft mehr zwischen König und Volk; einen solchen Streich würde selbst Richelieu nicht gewagt haben, und nun wage man ihn in so elender Lage und bei solcher Gärung der Gemüter! Über das Naturell des französischen Volkes denkt Mallet ganz so wie wir Heutigen; er schreibt: „Der Franzose ist nicht fähig, kühl zu überlegen; darum taugt ihm auch keine freie Regierungsform, denn diese verlangt eine maßvolle Diskussion."

Unter den Frauenbildern, die Gnglia zeichnet, heben wir das der Herzogin von Choiseul hervor. Sie war nicht gläubig religiös, aber vereinigte mit einem durchdringenden Verstande ein warmes Herz. Auf ihren Gütern als Wohlthäterin ihrer Unterthanen und unermüdlich thätige Hausfrau waltend, folgte sie mit Aufmerksamkeit dem Gange der Weltbegebenheiten, die sie richtig beurteilte. Sie beklagte die Willkürherrschaft der Minister, verspottete die Philosophen, verabscheute die verbrecherische Kaiserin Katharina und das Kriechen der Encyklopädisten vor dieser ihrer Gönnerin, ließ sich aber durch alles das ihre gute Laune nicht verderben. Großes Vergnügen machten ihr die Streitig-

Digitized by Google

leiten der Philosophen unter einander; „es kann uns nur angenehm sein, sagte sie, zu sehen, wie die Tyrannen unsrer Meinungen sich mit denselben Argumenten niederschlagen, die sie angewendet haben, uns zu unterjochen." Die Gesamtheit der philosophischen Lehren der Aufklärer vergleicht sie dem babylonischen Turm, aber „dieses unsinnige Werk kann doch mit der Zeit eine Schule für verständige Baumeister werden; diese werden von den Fehlern ihrer Vorgänger lernen und mit denselben Materialien dauerhafte und nützliche Gebäude aufführen, mit denen jene einen lächerlichen, unwohnlichen, unnützen und sogar gefährlichen Bau aufgerichtet haben."

Am Schlusse des Abschnittes, in dem Mallets Ansichten dargelegt werden, schreibt Guglia: „Wenn man die Schriften dieses Mannes zum erstenmale liest, ergreift einen ein Staunen: ist das wirklich schon alles vor der Revolution gesagt worden? Dann entsetzt man sich beinahe. So scheint denn alle Weisheit einzelner verloren, wenn die Menschen einmal vom Taumel ergriffen sind, nur durch ungeheure Geschehnisse, nicht durch Worte ist das irdische Geschlecht zu belehren." Mit dieser Äußerung verfällt der Verfasser in den Fehler der Theoretiker, die er bekämpft. Den Hunger stillen, das kann eine konservative Lehre so wenig wie eine revolutionäre, der Hunger aber war es, der das Volk zur Revolution trieb.' Wir wissen aus Taine, daß der Acker brach liegen blieb, weil die Leute nicht mehr Lust hatten, sich nur allein für den Steuereintreiber zu placken, daß die Brotkrawalle seit 1747 an der Tagesordnung waren, daß Tausende von Bettlern, dazu bewaffnete Schmuggler und Räuberbanden das Land durchzogen. Wenn nun, wie es 1789 geschah, diese Scharen in Paris zusammenströmten, wenn sie dort ein Militär vorfanden, das selber hungerte und bereit war, mit den hungernden Brüdern gemeinsame Sache zu machen, und eine Regierung, die zwischen absolutistischen und radikalen Anwandlungen hin- und herschwankte, die ihre ehrlichsten und erleuchtetsten Freunde zurückstieß oder einsperrte, da hätte die Anarchie doch nur durch ein Wunder abgewendet werden können. Sie wäre auch ohne die Zeitphilosophie hereingebrochen, nur daß dann die Greuelthaten ohne die Zuthat von schönen Reden und Verfassungsentwürfen verübt worden wären, während anderseits die Modephilosophie, wenn sie ohne die herrschende Mißwirtschaft hätte entstehen können, höchstens unblutige Verfassungsänderungen hervorgebracht hätte. Auch uns gefällt ein ständisch gegliederter Staat besser als eine bald von Konventen, bald von Diktatoren despotisch regierte Demokratie; aber wer kann es ändern, daß die Reste des ständischen Staates eben nur Reste waren? Wären sie, wie Guglia meint, lebensfähig gewesen, so würden sie ihre Lebensfähigkeit durch Überwindung der sozialen Nöte bewiesen haben. Was im Laufe der Jahrhunderte langsam gewachsen ist, das kann, wenn es durch Despotengewalt zerstört worden ist, nicht binnen wenigen Jahren wieder hergestellt werden, mögen die Geister, die die Wiederherstellung wünschen, noch

Digitized by Google

so erleuchtet und rechtschaffen sein. Verloren sind ihre Lehren nicht, wenn sie bei den Neubildungen, deren jede Zeit bedarf, beachtet werden.

Guglias Stil ist nicht überall unanfechtbar, und die — vielleicht unbewußte — Nachahmung Rankischer Wendungen gereicht ihm nicht zum Vorteil weil sie zur Vergleichung zwingt; „im vorhinein" (S. 448) und so manche Satzfügung schmecken ganz und gar nicht nach Ranke. Auch sind weit mehr Druckfehler stehen geblieben, als die Berichtigungen anführen. Dem sachlichen Werte des verdienstvollen Werkes thun diese Mängel der Form keinen Eintrag.

Die Stenographie in der Schule

Der Verfasser des Aufsatzes „Die lateinischen und griechischen Pensa" (in Nr. 49 der Grenzboten vom vorigen Jahre) hat in seinen Ausführungen auch einen Punkt berührt, der bei den jetzigen Reformbestrebungen merkwürdigerweise kaum einmal gestreift worden ist, obwohl er einer gründlichen Erörterung würdig wäre, nämlich die Verminderung des Schreibwerkes in den höhern Lehranstalten.

Wir leben — und es wird oft genug darüber geklagt — in einem papiernen Zeitalter, das Ströme von Tinte über Rollen endlosen Papiers ausgießt. Unsre verwickelten und vielgestaltigen Kulturverhältnisse verlangen eben gebieterisch das Festhalten der irgendwie beträchtlichen Geschehnisse durch sichtbare Zeichen, da hinter der Menge dessen, was für kürzere oder längere Zeit unverändert der Kenntnis erhalten werden muß, die Kraft und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses weit zurücksteht. In mancher Beziehung wird hierin des Guten gewiß zu viel gethan, aber auch bei Beschränkung auf das Unerläßliche bleibt das Schreibwerk eine schwere Bürde, die wir als ein von der Kultur verlangtes Opfer entsagungsvoll und gleichmütig zu tragen gezwungen sind.

Auch von den Schülern der höhern Lehranstalten wird die Schreiberei als drückende Last empfunden. Die Beseitigung der griechischen und lateinischen Pensa von diesem Standpunkte betrachtet würde freilich nur geringe Erleichterung schaffen, denn nicht in den fremden Sprachen muß die Hauptmasse des Schreibwerkes geleistet werden, sondern in der Muttersprache, und bei der scharfen Betonung des Deutschnationalen in der jetzigen Schulreformbewegung kann es nicht ausbleiben, daß künftig das Schreiben in der Muttersprache noch

Digitized by Google

größern Umfang annehmen wird, selbst wenn man einen Teil der Übungen auf jene mündlichen Vorträge und Disputationen abwälzt, deren Wert und Nutzen höchst zweifelhaft ist. Das eine Ziel der höhern Lehranstalten, die Schüler zur richtigen, klaren, bestimmten und knappen Darstellung ihrer Gedanken in der Muttersprache heranzubilden, läßt sich am besten durch vieles Lesen in guten Schriftstellern und durch fleißige eigne Handhabung der Feder erreichen. Das selbstthätige Schreiben ist dabei noch wichtiger als das Lesen. Jean Paul sagt in der Levana einmal: „In der erziehenden Welt geht nichts über das Schreiben, nicht einmal Lesen und Sprechen, und ein Mensch liest dreißig Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung, als er ein halbes schreibt.“ Ob der fränkische Humorist mit diesen Zahlen das Wertverhältnis ganz richtig getroffen hat, mag dahingestellt bleiben, es ist das nicht von großem Belang. Man kann gern das Lesen im allgemeinen in ein günstigeres Verhältnis zum Schreiben rücken, man kann weiter, da Jean Paul mehr an Erwachsene denkt, die empfangende Thätigkeit des Lesens für die Jugendzeit insbesondre nochmals hinausschieben gegenüber der schaffenden Arbeit des Schreibens, das Schlußergebnis wird doch immer dahin lauten, daß das Schreiben wichtiger ist.

Liegen aber die Dinge so, dann läßt sich eine Beschränkung des Schreibens ohne Schädigung der Unterrichtserfolge nicht herbeiführen. Soll man sich nun da allein mit dem Kräutlein Geduld begnügen, das bekanntlich jede Bürde leichter macht? Giebt es nicht vielleicht ein Mittel zur Erleichterung der Schulen bei dem schaffenden sowohl wie bei dem wiedergebenden Schreiben? Gewiß! Eine solche Hilfe ist vorhanden und wird jetzt überall auf den Straßen und an den Zäunen ausgeboten: es ist die Stenographie.

Die Stenographie ist keine teuflische Hexenkunst, sie ist auch nicht, wie immer noch viele glauben, eine gliederverrenkende Fingerseiltänzerei zur Heranbildung etlicher Fertigkeitshelden, die sich auf dem schwebenden Trapez des Nachschreibens schneller Reden sehen und bewundern lassen wollen. Sie ist vielmehr nach ebenso nüchterner wie zutreffender Erklärung eine Schriftart mit einfachem Alphabet, der die prosaische, aber nützliche und segensreiche Aufgabe zugefallen ist, der schreibgeplagten Menschheit Zeit und Kräfte sparen zu helfen. Von den Kunstgriffen, Kniffen und Schlichen, durch die berufsmäßige Parlamentsstenographen in langer Schulung sich hinaufarbeiten zu der schwindelnden Höhe sechs- bis achtfacher Schreibgeschwindigkeit, die ihr saurer Beruf manchmal verlangt, weiß die eigentliche Stenographie nichts. Sie begnügt sich mit Verkürzung der Schreibarbeit auf etwa ein Viertel im Vergleiche zu der gewöhnlichen Schrift, fordert dafür aber auch Zuverlässigkeit, Lesbarkeit und diplomatische Treue, um die sich berufsmäßige Virtuosen der Stenographie nicht zu kümmern brauchen. An Einfachheit kann sich die Stenographie freilich mit der gewöhnlichen Schrift nicht messen, sie bedeutet gegen diese bisher vollkommenste Schriftart einen Rückschritt, mit dem man eben den Vorteil der größern Kürze

Digitized by Google

erkaufen muß. Aber sie will ja auch der gewöhnlichen Schrift den Platz nicht streitig machen, sondern nur, wo es nötig, möglich und nützlich ist, als Ersatzmittel neben ihr hergehen, die vollkommnere Schriftart soll also der Zeit- und Kraftersparnis halber keineswegs in rückläufiger Bewegung einer unvollkommneren geopfert werden. Auch würde eine überwiegende Handhabung der Stenographie mit Notwendigkeit den Übelstand geringerer Fertigkeit im Anwenden der gewöhnlichen Schrift zur Folge haben, wonach sicherlich niemand Verlangen tragen kann.

Man sollte meinen, ein so schätzbares Hilfsmittel müßte sich in kurzer Zeit an den höhern Schulen fast von selber eingebürgert haben, zumal da die Stenographie nicht bloß für die wenigen Schuljahre Vorteil bringt, sondern als κτῆμα ἐς ἀεί jeden, der eine höhere Schule durchlaufen hat, und auch einen ansehnlichen Bruchteil derer, die schon aus den Mittelklassen in einen bürgerlichen Beruf übertreten, als hilfreiche Dienerin durch das ganze fernere Leben begleitet. In der That haben auch die Schüler mit der Findigkeit, die ihnen in allen Fragen der Arbeitsentlastung eigen ist, hie und da schon längst zur Stenographie gegriffen, um sich das umständliche und zeitraubende Schreibgeschäft abzukürzen und zu erleichtern. Dagegen hat die Lehrerschaft vielfach in befremdlicher Weise den Schülern die Früchte der erlernten Fertigkeit verkümmert, ganz besonders in Preußen. Obgleich das preußische Kultusministerium in einer Verfügung vom 14. Februar 1876 erklärt hat, daß es die Erlernung der Stenographie durch Schüler höherer Lehranstalten nur billigen könne, wird diese Aufmunterung von manchem Lehrer durch wohlfeile Kathederwitze und durch wegwerfende Äußerungen über Stenographie wieder wirkungslos gemacht, ja die Fälle stehen nicht vereinzelt da, daß Lehrer ihren Schülern jede Anwendung der Stenographie in der Schule geradezu untersagt haben.

Fragt man nach den Gründen solcher Voreingenommenheit, so hört man zunächst die Antwort, es sei nicht statthaft, daß die Schüler etwas verstünden, was den Lehrern fremd sei. Dieser Grund verdient nun kaum eine Abweisung, denn es zeugt nicht eben von würdiger Gesinnung, einem andern den Genuß von Vorteilen deswegen zu mißgönnen, weil man selbst nicht in deren Besitz ist. Wie viele Gymnasiasten erlernen privatim das Englische, von dem ihre Lehrer gewöhnlich nichts verstehen! Soll man den jungen Leuten deshalb verbieten, sich diese Sprache, die jedem Gebildeten von Nutzen sein kann, anzueignen? Jener Grundsatz ist vielleicht ganz klug ausgesonnen, aber ins Praktische läßt er sich nicht übersetzen, denn es wird von dem Lehrer nicht einmal verlangt, daß er sämtliche Kenntnisse besitze, die gerade von den Schülern in der Schule, geschweige denn außerhalb der Schule erlernt werden. Will aber der Lehrer in Bezug auf die Stenographie den Schülern durchaus keinen Vorsprung gestatten, so bleibt es ihm unbenommen, sich selbst noch mit

Digitized by Google

der Stenographie vertraut zu machen. Er würde dabei im eigensten Vorteil handeln, denn auch von Personen reifern Alters erlernt, trägt die Stenographie noch so reichliche Zinsen für das aufgewandte Zeitkapital, daß niemand über einen Verlust zu klagen haben wird.

Ein andrer Einwand ist der, die Schüler seien schon genügend mit Arbeiten überhäuft und könnten nicht noch etwas Neues dazunehmen. Das ist gewiß richtig. Aber eben der Arbeitsüberhäufung wegen lernen die Schüler Stenographie, sie wollen sich durch eine Mehrarbeit von kurzer Zeit eine für Schule und Leben andauernde Arbeitsentlastung erringen. Das ist ein schlechter Rechner, der aus falsch angebrachter Sparsamkeit sich scheut, eine einmalige Ausgabe von hundert Mark zu machen, obwohl er weiß, daß die aufzuwendende Summe in kurzem aus dem Ertrage des beschafften Dinges wieder gedeckt sein wird und künftig Jahr für Jahr ein Gewinn damit zu hoffen ist, der die Anlage um das doppelte, dreifache und noch mehr übertrifft.

Des weitern wird wohl behauptet, die Stenographie schade den Augen, verderbe die gewöhnliche Schrift und Orthographie, und es lasse sich keine charakteristische Hand darin ausbilden. Diese Einwürfe beruhen teils auf ungenügender Sachkenntnis, teils treffen sie nur einzelne Systeme, nicht aber die Stenographie schlechthin. Ein hervorragender Augenarzt, wie Professor Cohn in Breslau, hat aus eigner langjähriger Erfahrung im Gegenteil die Anwendung der Stenographie zur Schonung der Augen und zur Verhütung der Kurzsichtigkeit empfohlen. Daß sich in der Stenographie genau so charakteristisch unterschiedne Hände ausbilden wie in der gewöhnlichen Schrift, wird jeder bestätigen, der stenographirte Schriftstücke verschiednet Personen zu lesen gehabt hat. Man lernt durch den Gebrauch die Hände scharf unterscheiden, ja es genügen dann z. B. drei bis vier stenographirte Wortbilder, um den Schreiber daraus zu erkennen. Eine Verschlechterung der gewöhnlichen Handschrift bei gleichzeitigem Gebrauche der Stenographie ist kaum denkbar. Die Stenographie verlangt sorgfältigere Schreibung als die gewöhnliche Schrift, und wenn eine Einwirkung von jener auf diese ausgeht, so müßte man vielmehr erwarten, daß die sorgfältigere Ausführung auch der gewöhnlichen Schrift zu gute käme. Das Gegenteil gehört eigentlich zu den psychologischen Unmöglichkeiten, und es hat auch noch niemand Beweise für jene Behauptung gebracht. In der Orthographie sündigen allerdings manche Systeme gewaltig, aber doch nicht alle. Wenn daher ein ungünstiger Einfluß der Stenographie auf die Rechtschreibung der gewöhnlichen Schrift bemerkt wird, so braucht nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu werden, der Übergang zu einem orthographischeren System würde den Übelstand rasch beseitigen — cessante causa cessat effectus —, und die Vorteile blieben den Schülern erhalten.

Im Grunde genommen ist ein einziger Einwand von Bedeutung: die Stenographie könne mißbraucht werden. Das ist richtig. Die Schüler

Digitized by Google

können zur Vielschreiberei verleitet werden, indem sie die durch Stenographie ersparte Zeit nicht zur Erholung oder Körperübung, sondern nur zum Niederschreiben umso größerer Massen verwenden. Es können schwache Naturen sich von der Stenographie, in der sie zum erstenmal einen in sich abgeschlossenen Lehrgegenstand vollständig bemeistert haben, so angezogen fühlen, daß sie der Versuchung erliegen, sich mit ihr theoretisch und praktisch über Gebühr zu beschäftigen, und so durch vorzeitige Selbstthätigkeit ihre eigentlichen Pflichten versäumen und wohl gar zu Grunde gehen. Endlich können sich die Schüler auch, wenn die Lehrer nicht stenographiekundig sind, geheime Notizen machen, in den alten Klassikern Eselsbrücken überschreiben und was dergleichen Unterschleife mehr sind.

Diese Bedenken sind gewiß nicht zu unterschätzen und verdienen ernstliche Berücksichtigung, aber sie entspringen doch sämtlich nur aus der unrichtigen Anwendung der Stenographie, und ein altes Wort sagt: abusus non tollit usum. Gerade der Einwurf, die Stenographie könne mißbraucht werden, enthält eigentlich eine Anerkennung, denn nur eine gute, an und für sich nützliche Sache läßt sich mißbrauchen, eine schlechte und böse nie. Gestehen die Lehrer den Nutzen der Stenographie hiermit stillschweigend ein, so handelt es sich hauptsächlich um die Frage, ob der wirklich erwachsende Vorteil größer ist als der möglicherweise entstehende Schade. Man darf wohl zu den Lehrern der höhern Schulen das Zutrauen haben, daß, wie sie imstande sind, durch Belehrung, Vorstellung und Warnung den Schülern die Anwendung der Stenographie ganz zu verbieten, sie durch dieselben Mittel auch die geringere Wirkung herbeiführen können, einer mißbräuchlichen und schädlichen Benutzung der Stenographie bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben. Das preußische Kultusministerium, das in der angeführten Verfügung vom 14. Februar 1876 nicht allein die Erlernung der Stenographie durch Schüler höherer Lehranstalten, sondern sogar die Bildung von stenographischen Übungskränzchen billigt, würde sich zu dieser Kundgebung sicherlich nicht veranlaßt gesehen haben, wenn ihm einerseits die Überzeugung von dem Nutzen der Stenographie für höhere Schüler, anderseits die Gewißheit von der Befähigung der Lehrer zur Verhinderung etwaigen Mißbrauches gefehlt hätte. Jedenfalls läßt sich im Hinblick auf diese Verfügung nicht in Abrede stellen, daß diejenigen preußischen Lehrer, die dem Gebrauche der Stenographie unter den Schülern Hindernisse bereiten, nicht im Einklang mit den Wünschen ihrer vorgesetzten obersten Behörde handeln.

Zur Klärung der Angelegenheit würde es wünschenswert sein, wenn bei den im Werke befindlichen Reformen des höhern Schulwesens auch die Frage nach der Stellung der Stenographie zur Besprechung käme. Ob es zweckmäßig und nötig ist, der Stenographie auf einer bestimmten Stufe der höhern Schulen einen Platz im Lehrplane, sei es wahlfrei, sei es pflichtig, anzuweisen, soll

Digitized by Google

hier nicht untersucht werden. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 11. März 1886 hat bei den Verhandlungen über eine dahin zielende Petition der damalige Regierungskommissar Geheimrat Bonitz erklärt, das Hauptbedenken liege in dem Umstande, daß nach den angestellten Ermittelungen nur ein mäßiger Prozentsatz derer, die die Erlernung begönnen, es dahin brächte, von der Stenographie einen wirklich entlastenden Gebrauch zu machen, während für die übrigen das Stenographiren eine Anstrengung bleibe und die Gedanken von der Sache ablenke. Das wäre allerdings ein schwerer Vorwurf. Aber er findet — abgesehen von dem beschränkten Beobachtungsmaterial, auf das er sich stützt — seine genügende Erklärung in der jetzigen schiefen Stellung des Gegenstandes innerhalb der preußischen Schulen. Der Kultusminister billigt die Erlernung, Übung und Anwendung der Stenographie durch die Schüler. Die Direktoren stehen erfahrungsgemäß der Sache höchstens gleichgiltig, meist aber mißtrauisch, unfreundlich, widerstrebend gegenüber. Und die Mehrheit der Lehrerschaft endlich spöttelt über die Stenographie und die, die sie lernen, ja sie zieht sie in den Augen der Schüler herunter und verbietet kurzweg ein beträchtliches Anwendungsgebiet der erlernten Fertigkeit. Da muß man freilich fragen: Wo sollen denn die jungen Leute Freudigkeit und Ausdauer hernehmen, wenn sie solche Erfahrungen machen? Wird sich nicht ein großer Teil sagen: Direktor und Lehrer sehen die Sache nicht gern, in der Schule dürfen wir auch keinen Gebrauch davon machen, warum sollen wir da lernen, was wir nur in beschränktem Maße verwerten dürfen, und uns obendrein die Ungunst der Lehrer zuziehen, die uns unter Umständen Nachteil bringen kann? Das ist aus der Seele des Schülers heraus ganz richtig gedacht, und es bedeutet nichts Verwunderliches oder Ungünstiges, wenn viele, da ihnen das natürliche Übungsfeld der Schule verboten ist, die Sache nur halb lernen oder aus Mangel an Gelegenheit es nicht zu der erforderlichen mechanischen Handhabung der Stenographie bringen.

Man schaffe nur einen günstigen Boden, und es wird sich zeigen, daß der Same sehr gut aufgeht und reichliche Früchte trägt. Einzelne Abtrünnige wird es natürlich auch dann noch geben, aber das Ergebnis im ganzen wird ein völlig verändertes Gesicht haben. In der Schweiz z. B. hat die Stenographie schon frühzeitig Boden gewonnen und bei den Schulen keinen oder nur geringen Widerstand erfahren. Gewiß die Hälfte der jüngern aus der Schweiz stammen Universitätsdozenten und der Schweizer Gymnasiallehrer ist jetzt stenographiekundig. Obgleich an den Kantonschulen die Stenographie kein eigentliches Lehrfach ist, macht sich doch die Mehrzahl der Kantonschüler mit der Stenographie bis zu ganz mechanischer Handhabung vertraut, weil jede statthafte Erleichterung des Schreibwerkes durch die Stenographie auch wirklich gestattet wird und die Lehrer das als ganz selbstverständlich betrachten. Ja an einzelnen Kantonschulen liegt die Sache so, daß die Lehrer den Schülern

Digitized by Google

beim Eintritt in die obern Klassen erklären: Wir setzen bei euch allen stenographische Fertigkeit voraus und richten unsre Diktate u. s. w. auf stenographiekundige Hörer ein. Die Folge ist, daß an diesen Anstalten schon in mittlern Klassen kaum noch ein stenographieunkundiger Schüler sitzt, da ein solcher beim Aufrücken in die obern Klassen stark ins Hintertreffen kommen würde.

Man mag immerhin, so lange die Stenographie kein pflichtiges Lehrfach ist, diesem Verfahren Billigung verweigern, seine Wirkung aber zeigt doch deutlich, von welchem Einfluß die Stellung der Lehrer zur Sache ist und was für Erfolge bei wohlwollendem Verhalten der Lehrer erreicht werden können. Noch niemals hat verlautet, daß der Schweizer Erziehungsrat sich über ähnliche ungünstige Erfahrungen wie der preußische Regierungskommissar habe beklagen müssen.

In gleicher Weise sind wohl auch in andern Staaten von den obersten Unterrichtsbehörden hinlängliche Beweise für den Nutzen der Stenographie in den höhern Schulen und für die Möglichkeit, etwaigem Mißbrauch wirksam zu steuern, gesammelt worden, denn es ist z. B. in Baiern schon durch Verordnung des Kultusministeriums vom 30. September 1854, in Österreich durch Erlaß des Unterrichtsministeriums aus dem Jahre 1860 und in Sachsen durch Verordnung des Ministeriums für Kultus und öffentlichen Unterricht vom 7. Mai 1873 die Stenographie als wahlfreier Gegenstand in den Lehrplan der höhern Schulen eingeführt worden. Alle diese Staaten sind in Begünstigung der Stenographie so weit gegangen, wie es von manchen namhaften Pädagogen der Neuzeit, z. B. Ziller, gefordert worden ist. Auf den ersten Blick hat es ja etwas Befremdliches, die Überbürdung durch Einführung eines neuen Lehrgegenstandes mildern zu wollen, es sieht das fast so aus, als wollte man den Teufel austreiben durch Beelzebub. Es sieht aber wirklich nur so aus, denn wie gesagt, die anfängliche Mehranstrengung von kurzer Zeit führt bald zu dauernder Entlastung, und mit der förmlichen Eingliederung des Gegenstandes in den Lehrplan wird am sichersten bewirkt, daß der Unterricht die erreichbaren Früchte auch wirklich trägt.

Die Männer, die durch das Vertrauen der Krone dazu berufen sind, an der Reformirung des preußischen Schulwesens mitzuarbeiten, werden sich der Pflicht nicht entziehen können, über die künftige Stellung der höhern Schulen Preußens zur Stenographie, von der bis jetzt in den Verhandlungen noch gar keine Rede gewesen zu sein scheint, Beschlüsse zu fassen. Natürlich wird bei allen Erörterungen die Stenographie nur in ihrer Bedeutung als zeit- und kraftsparende tägliche Gebrauchsschrift zu betrachten sein, ihre eingeschränkte Verwendung zum Nachschreiben öffentlicher Reden liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises. Die Stenographie ist ferner ausschließlich ihres Nutzens wegen und als Mittel zum Zweck ins Auge zu fassen, nicht aber um ihrer

Digitized by Google

selbst willen. Was Schwärmer von dem hohen wissenschaftlichen Gehalt der Stenographie, von ihrer Bedeutung für das Eindringen in den Geist der Muttersprache und dergleichen zu erzählen pflegen, schrumpft bei genauem Hinblicken auf ein sehr bescheidnes Maß zusammen und ist für die ganze Frage ohne Wichtigkeit, da die höhern Schulen in andern Lehrfächern weit bessere Mittel zur Erreichung solcher Zwecke bieten. Wie man die gewöhnliche Schrift lehren und lernen muß nicht als Selbstzweck, sondern weil ohne sie die Aneignung von Bildung unmöglich oder doch ungemein schwierig ist, so kann auch die Stenographie in den Schulen nur als Mittel zum Zwecke der nachfolgenden Entlastung gelehrt werden.

Entscheidet man sich dafür, auch in den höhern Schulen Preußens der Stenographie einen Platz einzuräumen oder auch nur ihre Erlernung durch die Schulen zu befürworten, so entsteht die wichtige Frage, welches System der Stenographie gewählt werden soll, denn die Schule müßte dann doch darauf sehen, daß nicht durch Anwendung verschiedner Systeme die Schüler etwa in Streitfragen verwickelt, die gegenseitige Lesbarkeit gehindert und so ein Teil des Nutzens wieder vereitelt würde.

Die Zahl der Elemente, mit denen die Stenographie arbeitet, ist ziemlich gering. Diese „Quantitäten," wie man sie wohl nennen mag, werden aber durch das Hineinlegen charakteristischer Werte oder Merkmale, die man als „Qualitäten" bezeichnen darf, bedeutend vermehrt und potenzirt. Je nachdem nun alle Qualitäten oder bloß einige mit dieser oder jener Quantität vereinigt werden und je nachdem man die Bezeichnungsmittel, die durch diese Kombinationen hervorgebracht sind, für diesen oder jenen Wert der gewöhnlichen Schrift einsetzt, ergiebt sich eine fast unbegrenzte Möglichkeit verschiedenartiger Systeme. Im deutschen Sprachgebiete sowohl wie in den übrigen Kulturländern ist diese Möglichkeit schon längst zur Wirklichkeit geworden.

Wenn man jedem Durchschnittsvertreter eines bestimmten Systems glauben wollte, dann wäre nur und ausschließlich das System, dem er anhängt, ein Ausbund von Vollkommenheit, alle übrigen aber verächtlicher Plunder, der kaum wert ist, von der Sonne beschienen zu werden. Schwerlich findet man auf irgend einem andern Gebiete solche erbitterte gegenseitige Verläfterung und Schmähsucht, wie sie die verschiednen stenographischen Systeme an einander ausüben. Dieser kindliche, um nicht zu sagen kindische Fanatismus gebärdet sich bei diesem doch verhältnismäßig untergeordneten Gegenstande mindestens so, als ob es sich um der Seelen Seligkeit handelte.

Die Wahrheit ist, daß völlig unbrauchbare Systeme sehr selten sind, die übrigen sich nur durch den etwas größern oder geringern Grad von Brauchbarkeit unterscheiden, daß aber alle brauchbaren, auch die brauchbarsten nicht ausgeschlossen, an Fehlern und Schwächen leiden, die meistens in derselben Quelle ihren Ursprung haben, aus der auch ihre eigentümlichen Vorzüge her-

Digitized by Google

vorgegangen sind. Je nachdem der Erfinder ein feiner oder ein stumpfer Kopf, ein wirtschaftlicher oder ein unwirtschaftlicher Haushalter gewesen ist, und je nachdem er diesen Mangel oder jenen für leichter erträglich gehalten hat, ist sein System mehr oder minder gut und brauchbar geworden.

Wenn hiernach auch die meisten Systeme dem Bedürfnis genügen und ans Ziel führen, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß alle für die Schule gleich geeignet seien. Eine rudis indigestaque moles von unzusammenhängenden Willkürlichkeiten, ein unlogisches Gewirr von Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von den Ausnahmen und Ausnahmen zu den Ausnahmen der Ausnahmen, ein Sammelplatz vorgeschriebener Mißachtungen von Gesetzen der Rechtschreibung, Aussprache und Grammatik, ein System, dessen Erlernung den Umfang eines förmlichen Studiums beansprucht, und andres von dieser Art kann nun und nimmer in die Schule passen, wenn es im übrigen auch noch so brauchbar wäre.

In den höhern Lehranstalten Baierns, Österreichs und Sachsens ist das System von Gabelsberger eingeführt, das für die Schulen so wenig geeignet ist, wie man sich nur denken kann. Keine durchgreifenden Regeln, zahlreiche Willkürlichkeiten, sprachlich und grammatisch bedenkliche Vorschriften und infolge der Schwierigkeiten eine viel zu lange Lernzeit, der dann wieder eine viel zu lange Übungszeit folgen muß, ehe die unerläßliche mechanische Handhabung erreicht werden kann! Gabelsbergers System trägt den Stempel „Redezeichenkunst“ an seiner Stirn, es ist zum Nachschreiben von Reden erfunden worden, nicht zur Erleichterung des täglichen Schreibwerkes. Jeder Vorteil, der eine weitere Kürze schafft, ist ihm willkommen, mag auch sonst ein Gebrechen dadurch ins System gelangen. Für den Standpunkt der parlamentarischen Fingerkünstler des Nachschreibens schneller Reden ist das angebracht und begreiflich, aber für den Lehrer und Schüler höherer Anstalten nicht. Daß die Stenographie Gabelsbergers durch Verbesserungen und Vereinfachungen jemals den Ansprüchen der Schule angepaßt werden könnte, muß bei der Anlage des ganzen Systems billig bezweifelt werden, wenigstens würde von Gabelsberger nicht viel mehr als der Name übrig bleiben, und außerdem bekundet die Anhängerschaft Gabelsbergers in ihrer Mehrheit sehr wenig Neigung selbst zu ganz geringen Vereinfachungen und Verbesserungen, sie ist auf dem Brette der Parlamentsstenographie oder Redezeichenkunst verzweifelt fest angenagelt.

Wie ist es aber dann möglich gewesen, daß die Gabelsbergersche Stenographie in die höhern Schulen der genannten drei Länder hat eindringen können? Die Erklärung liegt in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Stenographie. Als Baiern 1854 mit Einführung der Stenographie in den höhern Schulen vorging, war in Süddeutschland überhaupt wie in Baiern ganz besonders ein andres System als das von Gabelsberger kaum bekannt, geschweige denn verbreitet. Gabelsberger war ein Baier gewesen und hatte sein System in München, wo er lebte, ausgearbeitet und veröffentlicht, die

Digitized by Google

bairischen Behörden hatten seine Stenographie mannichfach begünstigt, ihre Kenntnis hatte sich von München aus über das Land verbreitet, in den Landtagskammern wurden die Reden mit Gabelsbergers Schrift nachgeschrieben, kurz, der allgemeine Begriff „Stenographie" deckte sich in Baiern damals ziemlich vollständig mit dem besondern „Gabelsbergers Stenographie." Wie hätte da die Regierung auf den Gedanken kommen sollen, ein andres System in den Schulen lehren zu lassen oder die Entscheidung etwa von einem Wettbewerbe, einer Prüfung abhängig zu machen? Ganz ähnlich lagen die Dinge 1860 in Österreich, wohin Gabelsbergers Stenographie frühzeitig aus Baiern verpflanzt worden war und wo sie dadurch einen gewaltigen Vorsprung vor allen spätern Systemen gewonnen hatte.

Anders waren die Verhältnisse, denen sich Sachsen im Jahre 1873 gegenüber befand. Allerdings war die Stenographie Gabelsbergers bereits in den dreißiger Jahren auch nach Sachsen gebracht worden und hatte sich dort einbürgern können, ohne zunächst Mitbewerber zu finden. Einen festen Stützpunkt erhielt sie besonders in den Gabelsbergerschen Stenographen der sächsischen Kammern, die unter dem Namen „Stenographisches Institut" zu einer staatlichen Körperschaft erhoben wurden und sich die Verbreitung der Gabelsbergerschen Stenographie im Königreiche angelegen sein ließen. Trotzdem gewannen auch andre Systeme in Sachsen Verbreitung, wenn auch bescheidnere, und in Preußen vollends, wo sich der Staat verhältnismäßig wenig um Stenographie kümmerte, war das System Gabelsbergers nicht obenauf gekommen, sondern mußte sich mit geringern Rollen begnügen. Diese Thatsachen waren der sächsischen Regierung nicht unbekannt geblieben, und so sah sich das Kultusministerium, da es durchaus unpädagogisch gewesen wäre, bei Einführung in die höhern Schulen die Wahl des Systems freizugeben, in eine gewisse Verlegenheit versetzt. Auf der einen Seite war durch eine staatliche Körperschaft das System Gabelsbergers schon längst gelehrt worden, auf der andern zeigten die Thatsachen, daß trotzdem auch andre Systeme in Sachsen Anhänger gefunden hatten, und die Entwicklung der Dinge in dem Nachbarlande mußte doch Zweifel aufkommen lassen, ob denn Gabelsbergers System wirklich so gut und empfehlenswert sei, um anstandslos den Schülern von Staats wegen vorgeschrieben zu werden. Hier wäre eine Prüfung und Vergleichung der Systeme durch Männer der Wissenschaft und der Erziehung geboten gewesen. Das sächsische Kultusministerium konnte sich aber zu dieser freilich schwierigen und umständlichen Vorarbeit nicht entschließen, sondern griff aus Rücksicht auf die geringere Mühe der Durchführung doch Gabelsbergers System heraus. „Entscheidend mußte die Thatsache sein, daß das Gabelsbergersche System durch das Regulativ für das königliche Stenographische Institut vom 17. Juni 1850 § 12 zur Zeit unter staatlicher Autorität eingeführt worden und bei den ständischen Verhandlungen im Gebrauche ist," heißt es in einem Reskript

Digitized by Google

des Kultusministeriums vom 14. Juli 1873. Zwar erklärt das Reskript weiter, daß, wenn entschiedne Vorzüge andrer Systeme nachgewiesen würden, die den sächsischen Unterrichtsanstalten gegebene Weisung entsprechend geändert werden solle; aber diese Erklärung geht von der Voraussetzung aus, als habe schon einmal eine wissenschaftliche und pädagogische Vergleichung dem System Gabelsbergers den Lorbeerkranz erteilt, was doch noch nie der Fall gewesen ist. Das sächsische Kultusministerium hat den Knoten durchhauen, aber nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung gelöst.

Wollte sich der preußische Staat ebenfalls von rein äußerlichen Gründen bestimmen lassen, so müßte er bei Einführung der Stenographie in seinen höhern Schulen ohne weiteres das System von Stolze anerkennen. Stolze war ein geborner Berliner und lebte in Berlin, in Berlin hat er sein System erfunden und mit Unterstützung des preußischen Kultusministeriums herausgegeben, in Preußen besitzt es eine Verbreitung, die sämtliche andern Systeme dort nur zusammengenommen erreichen, und in den preußischen Kammern dient zum Nachschreiben der Reden nur die Stolzische Stenographie. Es ist aber nicht zu wünschen und auch nicht anzunehmen, daß die preußischen Unterrichtsbehörden ohne Prüfung und lediglich aus Rücksicht auf die beati possidentes ihre Entscheidung treffen werden. An Petitionen und Vorstellungen der verschiednen Systeme wird es nicht fehlen, und jedes wird alle Rechtstitel für sich in Anspruch nehmen, wohl auch einseitige Denkschriften überreichen, in denen vom eignen Wesen die Vorzüge, von dem der wettbewerbenden Systeme die Schattenseiten möglichst hervorgehoben sind. Auch verstehen es die Vertreter Gabelsbergers vermöge ihrer festen staatlichen Rückhaltspunkte meisterlich, auf die Klinken diplomatischer Hilfeleistung zu drücken. Aber in Preußen ist es niemals Brauch und Herkommen gewesen, unbesehen das nachzumachen, was von andern Staaten gethan worden ist, Preußen kann bei seiner führenden Stellung in Deutschland vielmehr erwarten, daß wohlerwogne Maßregeln, die es veranstaltet, früher oder später als Vorbild im Reiche benutzt werden und Schule machen. Von Preußen muß auch die Lösung der stenographischen Frage ausgehen, das ist unter den Anhängern der Stenographie die allgemeine Überzeugung. Daher denn bei den einen die Besorgnis, ihren Boden wieder zu verlieren, bei den andern die Zuversicht, allgemeine Geltung zu erringen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß das von Preußen einmal gutgeheißene System der Stenographie nach und nach die andern zurückdrängen wird. Allmählich wird dann das deutsche Reich auch auf diesem Gebiete in größerer Einigkeit dastehen, und von der gegenwärtigen Zersplitterung in zahlreiche Systeme und Systemchen, die der allgemeinen Verwertung der Stenographie hinderlich sind und den Nutzen wieder einschränken, wird dann nicht viel mehr übrig bleiben. Vollständige Einheit wird freilich auch dann kaum zu erreichen sein, denn der unbändige deutsche Drang nach Freiheit und nach Bethätigung

Digitized by Google

der Individualität wird vermutlich auch in stenographischen Dingen immer nach Ausdruck suchen; aber diesen Sonderbestrebungen wird doch die eigentliche Lebensader unterbunden sein, da ihnen der Nährboden der Schule fehlt, und deshalb mögen sie unbehelligt nebenherlaufen. Bringen sie wirklich etwas Neues und Besseres, so wird es stets die Aufgabe der obersten Schulbehörde sein, den Fortschritt für das Schulsystem zu verwerten.

Man darf sich die Sache überhaupt nicht so vorstellen, als ob das einmal gebilligte System nun ewig starr und unverändert bleiben sollte; nein, wie sich jede Sprache und Aussprache unaufhaltsam weiterbildet und dadurch von Zeit zu Zeit Änderungen der von selbst sich nicht entwickelnden Schrift nötig werden, um beide im Einklang zu erhalten, so muß sich auch die Stenographie als eine Unterart der Schrift in gewissen Zwischenräumen Abänderungen unterwerfen. Zudem sollen dem menschlichen Erfindungsgeiste keine Schranken gezogen werden. Das System, das heute als das beste aus der Prüfung hervorgeht, braucht, wenn man es dem Fortschritt verschließt, nach fünfzig oder hundert Jahren nicht mehr an erster Stelle zu stehen. Zwar lassen sich neue „Quantitäten" schwerlich noch entdecken, aber der Scharfsinn und Fleiß befähigter Geister kann doch wohl einmal noch neue „Qualitäten" zu Tage fördern und in der Ökonomie der schon vorhandenen Mittel noch bessere Wege einschlagen. Alle solche Vervollkommnungen und neue Gedanken müßten regelmäßig verfolgt und nach Möglichkeit im Schulsystem zur Geltung gebracht werden, damit sich dieses stets auf der Höhe der Forderungen halte. Die Sache aus Rücksicht auf künftige Fortschritte anstehen lassen, bis etwas Vollkommenes erreicht sei, hieße mit dem horazischen Landmann warten, bis sich der Fluß verlaufen habe, at ille labitur et labetur! In den Naturwissenschaften folgt eine neue Erkenntnis auf die andre, aber die Schule lehrt trotzdem Naturwissenschaften und schließt sich deren neuen Ergebnissen Schritt für Schritt an, ohne damit bis zu den griechischen Kalenden des einstigen Abschlusses der Forschung zu säumen.

Tritt die preußische Schulbehörde der stenographischen Frage herzhaft näher, so würde zunächst wohl ein Ausschuß von Pädagogen und Germanisten einzusetzen sein, um sich über die Forderungen zu einigen, auf denen Schule und Wissenschaft gegenüber der Stenographie unweigerlich bestehen müssen, und über die Wertfolge, in der diese Forderungen als Maßstab zu dienen haben. Der Zuziehung von stenographischen Fachmännern wird es auf dieser Vorbereitungsstufe kaum bedürfen, zumal da in der Litteratur schon manche einschlägige Werke zur Belehrung vorhanden sind. Gegenüber einseitigen und gehässigen Parteischriften, wie z. B. denen von Kaselitz, Eggers und andern, ist allerdings nur ein Procul nefasti! am Platze, dagegen verdienen die besonnenen und ruhigen Arbeiten stenographiebeflissener Schulmänner, wie z. B. Henke und Brauns, sorgfältige Beachtung. Wenn man zur Einigung über diese Grund-

Digitized by Google

lage gelangt ist, müßte die langwierige und schwerere Aufgabe folgen, an dem gefundenen Maßstabe die einzelnen Systeme zu prüfen. Hierbei würden stenographische Fachmänner nicht zu entbehren sein, natürlich keine engherzigen und kleinlichen Parteileute, die sich blind in ein bestimmtes System verrannt haben und über den Zaun ihrer Einbildungen nicht hinwegschauen können, sondern Männer von weitem Blicke, von umfassendern Fachkenntnissen und von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung. Mit der Litteratur ist es in diesem Punkte noch schlecht bestellt. Der kleine „Katechismus der Stenographie" von Krieg, der im Grunde nur ein Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie mit geschichtlicher Einleitung ist, giebt von den andern Systemen keine Entwicklung der Grundgesetze, keine Vorführung der Grundzeichen, sondern nur zusammenhängende Schriftproben, und damit ist für den vorliegenden Zweck nichts anzufangen. Faulmanns „Historische Grammatik der Stenographie" geht zwar auf die einzelnen Systeme genauer ein, aber sie ist eine kümmerliche, unwissenschaftliche Arbeit und von untergeordnetem Standpunkte geschrieben; weiter als zur Befriedigung des allerersten Augenblicksbedürfnisses kann sie nicht dienen.

Für den Fachmann, der die geforderten Eigenschaften besitzt und sich durch das Zetergeschrei in dem Pygmäenkampfe der Systeme nicht beirren läßt, die lautere Wahrheit zu erkennen, gehört nicht eben große Prophetengabe dazu, den Gang der Systemprüfung einigermaßen vorherzusehen. Das System Gabelsbergers dürfte als zu leicht befunden schon in einer der ersten Lesungen ausgeschieden werden. Von den ältern Systemen wird überhaupt nur das von Stolze übrig bleiben, natürlich nicht seiner Verbreitung wegen, sondern wegen des systematischen Aufbaues, des straffen Regelwerkes, des leichten und rasch zu mechanischer Handhabung führenden Studiums und der bedeutenden Fortbildungsfähigkeit — lauter Eigenschaften, durch die die Mängel des Systems ziemlich erträglich gemacht werden. Unter den neuern Systemen ragt durch besondre Vorzüge das von Julius Brauns haupteshoch über alle seine Genossen empor. Obgleich es bei seinem kurzen Bestehen bisher noch keine nennenswerte Verbreitung gefunden hat, wird es doch um seiner trefflichen Eigenschaften willen, denen keine unerträglichen Mängel gegenüberstehen, mit in die allerengste Wahl kommen.

Wie aber auch das Schlußergebnis lauten mag, es wird, dessen darf man versichert sein, in Übereinstimmung mit dem preußischen Wahlspruch Suum cuique stehen: dem besten System, d. h. demjenigen, das bei der Prüfung die größte Menge von Vorzügen und die geringste Anzahl von Mängeln in pädagogischer und wissenschaftlicher Hinsicht aufzuweisen hat, wird unzweifelhaft das Seine, in diesem Falle die staatliche Anerkennung zu teil werden, selbst wenn es gar keine Anhänger besitzen sollte. Die Entscheidung Preußens wird in dem stenographischen Entwicklungsgange Deutschlands einen denk-

Digitized by Google

würdigen Abschnitt bilden und, wenn sie die erhoffte staatliche Förderung mit sich bringt, eine neue Ära noch größerer und allgemeinerer Vorteile und Segnungen durch Anwendung der Stenographie einleiten, denen die Aussicht auf dereinstige stenographische Einigung des Reiches die Krone aufsetzen wird. Daß aber die ganze Angelegenheit nicht als unwichtig oder bedeutungslos bei den Verhandlungen über die preußische Schulreform unter den Tisch falle, sondern wirklich erörtert und zu einem bestimmten Abschluß gebracht werde, dazu wollen die vorstehenden Gedanken Anregung geben. Möchten sie ihre Absicht erreichen.

Diego Velazquez und sein Jahrhundert

Von Adolf Rosenberg

In einer Zeit, wo ein namenloser „Deutscher" Rembrandt als den Retter aus allen Nöten der Politik, der Moral, der Wissenschaft, der Kunst und des gesamten geistigen und materiellen Lebens angepriesen und durch eine unendliche Melodie berauschender Phrasen die große Masse der Urteilslosen bethört hat, ist das malerische Ideal der ausübenden Künstler wie der kaufenden Kunstfreunde, die die Bewegung des Kunstmarktes mit alter und neuer Ware lebendig erhalten, so weit von Rembrandt entfernt wie noch nie zuvor seit zwei Jahrhunderten. Daß Rembrandt schon bei Lebzeiten mit einer entgegengesetzten Geschmacksrichtung seiner Landsleute zu kämpfen hatte, ist aus seiner Biographie, namentlich aus der Geschichte seines wirtschaftlichen Verfalles, bekannt, der gerade anhob, als der Künstler eben erst das, was wir jetzt den eigentlichen Rembrandtstil nennen, zur vollen Reife gebracht hatte. Wenn aber auch die Zeitgenossen, die sich von ihm malen ließen, nicht mit seiner subjektiven, individuell gefärbten Naturauffassung einverstanden waren, so fielen ihm doch die Maler zu. Die Schüler seiner spätern Jahre und seine Amsterdamer Kunstgenossen, die etwas Besondres mitbringen wollten, wenn sie in fremder Herren Ländern Beschäftigung suchten, trugen den malerischen Stil aus der letzten Zeit des Meisters in die Weite, und er nahm stetig an Geltung zu bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo der fabrikmäßigen Herstellung von Ahnenbildergalerien ein vorläufiger Stillstand geboten wurde. Aber auch dann noch blühte der Rembrandtstil im Verborgenen fort, und in neuester Zeit erhob er sich wieder zu voller Kraft durch die geschäftige Thätigkeit eines

Digitized by Google

genialen, vom Glücke und von seinen Auftraggebern begünstigten Künstlers. Er wird immer fortleben, wohin sich auch jeweilig das Zünglein an der Wage des ästhetischen Geschmacks neigen mag; denn er beruht auf einem Naturgesetze, das bestehen wird, so lange die Sonne scheint und durch ihr Licht den Gegensatz zwischen Hell und Dunkel erzeugt, und so lange das menschliche Auge sonnenhaft bleibt, um die Sonne erblicken zu können.

Heute scheint es freilich, als hätte das Auge in den Köpfen vieler Menschen, der schaffenden wie der genießenden, die Fähigkeit verloren, ein gleiches Maß von Helligkeit und Dunkelheit aufzunehmen und in sich zu verarbeiten. Es ist mit einemmale allerorten ein lebhaftes Bedürfnis nach mehr Licht und Helligkeit erwacht. Es ist, wie der anonyme Rembrandtprophet sich ausdrücken würde, in den Augen unsrer Zeitgenossen eine Art von Achsenverschiebung eingetreten, die aber nicht zu Rembrandt, sondern, wenn man durchaus nach einem berühmten Taufpaten suchen will, zu Velazquez führt. Wie sich der Naturforscher bei seinen mikroskopischen Untersuchungen des schärfsten Sonnenlichts oder der elektrischen Beleuchtung bedient, um der Natur in die geheimsten Falten ihrer Seele blicken zu können, so hat auch der seit einem Jahrzehnt beständig wachsende Helligkeitsdrang der Maler zu einer Anschauung und Auffassung der Natur geführt, die die Dinge dieser Welt sozusagen in völliger Nacktheit, von dem poetischen Reize des Helldunkels entkleidet, erscheinen lassen. Und da nun einmal das Verehrungs- und Anschmiegungsbedürfnis ebenso tief in der Seele des Naturmenschen wie in der eines durch Überbildung zur vollkommenen Verneinung gediehenen Umsturzmannes unsrer Tage wurzelt, wo gäbe es einen halbwegs verehrungswürdigen Künstler der Vergangenheit, dessen Werke die reine Natur im Spiegel der Hellmalerei so unverfälscht zurückstrahlten wie die des Don Diego Velazquez?

Selbst bei den „Ursprünglichsten" und „Unabhängigsten" der modernen Malerei, bei den Mitgliedern der Glasgower Schule, sind Spuren vorhanden, die auf das Studium des Velazquez deuten, wozu freilich, außer in Madrid, nirgends so gut Gelegenheit geboten wird, wie in den Privatsammlungen Großbritanniens. James Guthrie, das künstlerisch hervorragendste Mitglied dieser Schule, hat das Beste, was seine großen Bildnisse aufzuweisen haben, mittelbar oder unmittelbar Velazquez zu verdanken.

Dieser Großmeister der spanischen Malerei war noch bis vor vier Jahrzehnten hinter dem glänzenden Gestirn Murillos, in Deutschland wenigstens, völlig im Dunkeln geblieben, und volkstümlich im wirklichen Sinne des Wortes ist er auch heute noch nicht, vielleicht weil man ihn in Deutschland nur als Bildnismaler kennen lernen kann, dessen große Eigenschaften für viele durch die barocken Ausschreitungen der spanischen Hoftracht ungenießbar gemacht werden. Aber selbst wenn man in Deutschland mehr von ihm wüßte, wenn man seine Szenen aus dem spanischen Volksleben und seine aus demselben

Digitized by Google

Nährboden erwachsenen robusten Darstellungen mythologischen Inhalts zu Gesicht bekäme, würde die große Masse der Kunstfreunde in kein nahes Verhältnis zu ihm treten, weil er tief in dem Leben seiner Nation wurzelt, und weil das, was ihn international macht, seine malerischen Eigenschaften, sich nur dem Verständnis der Künstler und eines kleinen Teils von Kunstkennern erschließt.

Was ihm die Künstler abgewonnen haben, wird jedem offenbar, der aufmerksam die zahlreichen Schlangenwege verfolgt, die der moderne Realismus einschlägt, um zur Mutter Natur zu gelangen. Inzwischen ist den kunstliebenden Laien in Deutschland die Persönlichkeit des spanischen Malers auch auf litterarischem Wege näher gebracht oder vielmehr, wie man wohl mit Recht sagen darf, bis in ihr innerstes Wesen erschlossen worden. Die vor zwei Jahren erschienene Biographie des Velazquez von Carl Justi ist eines der Werke, die nur in dem Hirn eines deutschen Gelehrten geboren und nur von der Hand eines deutschen Gelehrten ausgeführt werden können.*) Es ist die warme Begeisterung gepaart mit der besonnenen Methode des Philologen und Urkundenforschers, der Ameisenfleiß des Dokumentensammlers und der weitschauende Blick des den Zusammenhang der Dinge umfassenden, pragmatischen Historikers, der Scharfsinn des jede Einzelheit zergliedernden Psychologen und die plastische Gestaltungskraft des aus dem Vollen schaffenden Künstlers, der ein rundes Charakterbild neben das andre stellt. Es ist dieselbe Methode und Form der Darstellung, der wir schon in dem ersten Hauptwerke des nunmehr an der Schwelle des sechzigsten Jahres stehenden Verfassers begegnet sind. Er hätte das Buch „Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen," das einen großen Gegenstand erschöpfend behandelt und darum heute, zwanzig Jahre nach seinem Abschluß, noch keine Einbuße an seinem klassischen Werte erlitten hat, ebensogut „Winckelmann und sein Jahrhundert" nennen können. Aber er hat es mit Absicht vermieden, den Vergleich mit Goethe herauszufordern, obwohl der weitergreifende Titel bei einer Darstellung der Wirksamkeit Winckelmanns viel tiefer begründet und mehr gerechtfertigt gewesen wäre, als bei einer Charakteristik des Diego Velazquez, der nicht einmal das siebzehnte Jahrhundert in Spanien, geschweige denn das ganze Bildungsleben Europas so mit seinen Gedanken und Thaten durchdrungen und bewegt hat, wie Winckelmann das achtzehnte. Carl Justi ist aber geistreich, belesen und im Besitze der aus Archiven und häufigen Bilderbesichtigungen gehobenen Schätze siegesgewiß genug, sich das Wagnis zu erlauben, einmal einen Maler als Mittelpunkt eines Jahrhunderts hinzustellen. Und er hat Recht, wenn man an alle Erzeugnisse menschlichen Geistes den gleichen Maßstab an-

*) Diego Velazquez und sein Jahrhundert. Von Carl Justi. Zwei Bände. Mit zwei Titelbildern und zweiundfünfzig Illustrationen. Bonn, Max Cohen u. Sohn (Fr. Cohen).

Digitized by Google

legt, wie es der Kulturhistoriker thun muß, wenn er in Ehren seines Amtes waltet. Von den fürstlichen Personen, den Staatsmännern und Hofbeamten, denen Velazquez zuerst als Maler, dann als geschickter Ordner von Hoffestlichkeiten und schließlich als unentbehrliches Mitglied des Hofstaates mit geschmeidigem Eifer zu Diensten war, hat sich nicht ein einziger in dankbarer oder auch nur in angenehmer Erinnerung der Nachwelt erhalten. Ihr Maler hat sie alle überdauert, und ohne ihn würden sie noch tiefer in die Vergessenheit geraten sein, die sie verdient haben.

Interessant ist diese Gesellschaft, die sich um Philipp IV. gruppirte, gleichwohl. Nur muß man sie nicht als Personen betrachten, die von dem feierlichen Nimbus der Weltgeschichte umstrahlt sind. Ein solches Licht vertragen sie ebenso wenig, wie ihnen die Kerze des Kammerdieners schadet. Carl Justi hat diesen Hofschranzen und Dilettanten der Kabinetspolitik, wo sich ihm die Gelegenheit bot, das Galakleid abgezogen und ihre wahre, leider fast immer klägliche Natur enthüllt. Um ein Beispiel von der Meisterschaft zu geben, mit der Justi solche Charakterbilder zu zeichnen weiß, halten wir uns an den Allmächtigen des spanischen Hofes unter Philipp IV., an den Herzog von Olivarez, der auch Velazquez Stellung bei Hofe geschaffen und befestigt hatte.

Justi zählt ihn zu jenen „Schicksalsmenschen, wie sie abwärtsgehenden Staaten ihr böser Genius beschert." Sein „Charakter war in hohem Grade labyrinthisch. Sein raschfassender, durchdringender Verstand, sein Mut, sein Eifer ist nie bezweifelt worden. Er glaubte wohl selbst, nur für das Interesse seines Königs zu wirken, welchen er, dem vorausgreifend, wozu er ihn zu machen sich getraute, El grande genannt hatte. In ihm hatte der von Karl V. Spanien eingeimpfte Instinkt der Universalherrschaft noch einmal Gestalt gewonnen. Doch solche Ziele sind bei Menschen dieser Art unzertrennlich von persönlichem Ehrgeiz. Aber er besaß kein politisches Temperament, und sein Unglück war wohl, daß er ohne staatsmännische Schule ans Ruder kam. Sein Kopf war bizarr und launenhaft, unberechenbar, geblendet durch das Neue, ohne Takt in der Wahl seiner Räte. Er setzte sich beim Beginn eines Unternehmens über die Schwierigkeiten weg und verlor die Haltung bei Mißerfolgen, welche er so lange, als es ging, nicht glaubte. Er weinte dann; der König selbst mußte ihn trösten. Das alles unbeschadet einer blinden und tauben Hartnäckigkeit, mit der er auf falschem Wege auch unter den drohendsten Vorzeichen fortschritt. Er besaß eine originelle, im Geschmack der Zeit stark gefärbte, bald sarkastische, bald zelotische, nicht uninteressante Beredsamkeit und liebte sich reden zu hören; aber die Heftigkeit seiner Ergüsse wies auf ein überreiztes Gehirn. Was half ihm sein Mißtrauen gegen alle Menschen, seine machiavellistische Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, wenn er seine Leidenschaften verriet! Ein Wort reichte hin, um vor dem Gesandten dessen

Digitized by Google

König, Nation, Minister mit wilden Schmähungen und Drohungen zu überhäufen. Er war empfindlich und verstand keinen Scherz; devot dabei nicht bloß, sondern stark melancholisch und abergläubisch. Er sprach von der Welt und ihrer Größe wie ein Kapuziner und hatte in seinem Zimmer eine Bahre, in die er zuweilen hineinstieg unter den Klängen eines De profundis. Er beneide, rief er, das Los des niedrigsten Palastkehrers. Man glaubte in seinem Wesen die geistlichen Anfänge (er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und hatte daraufhin seine Studien in Salamanca gemacht) durchscheinen zu sehen: es ist etwas Pfäffisches in dem Hange zu indirekten Mitteln und zur Kabale, in der glühenden Herrschsucht und Rachsucht, in seinen weitschweifigen Abkanzlungen. Vor Blutvergießen zeigte er Scheu. Am Ende hätte er doch Glück gehabt, wenn seine Politik von der Unterströmung der Zeit getragen gewesen wäre. Aber sie fiel in die schon eingetretene und unaufhaltsame Rückbewegung Spaniens von seiner vorübergehenden Weltmachtstellung zu den natürlichen Grenzen, die es im Mittelalter besessen."

Obwohl zweiundzwanzig Jahre seit Velazquez Eintritt in den Dienst des königlichen Palastes bis zum Sturze des Herzogs verflossen, hat sich in Spanien nur ein einziges Bildnis des Conde Duque von Velazquez Hand erhalten, vermutlich weil die, die im Besitze solcher Bildnisse waren, sich nach dem Falle des verhaßten Mannes beeilten, sein Andenken auch im Bilde auszulöschen. Dafür giebt es im Auslande einige Originalbildnisse des Herzogs von Velazquez, selbst eine große Zahl von Atelierbildern und Kopien, und überdies sind noch Kupferstiche vorhanden, die auf Originale des Meisters zurückgehen. Wenn man die Nachrichten der Zeitgenossen über Olivarez äußere Erscheinung mit seinen unzweifelhaft echten Bildnissen von Velazquez vergleicht, so wird man dem Maler nicht den Vorwurf ersparen können, daß er von der Wahrheitsliebe, die man sonst am höchsten unter seinen Vorzügen preist, zu Gunsten seines hohen Gönners abgewichen ist. Der Herzog von Olivarez hatte krumme Schultern, was „die Toilettenkünste des Malers verschleiert haben," und sein Wuchs war durchaus nicht so stattlich, wie er auf den Bildnissen erscheint.

Aber bei den Bildnissen des Herzogs hatte Velazquez immerhin noch eine dankbare Aufgabe zu lösen, weil er einen Menschen von geistiger Beweglichkeit, voll Temperament und Ungestüm vor sich hatte. In einer weit schwierigern Lage befand er sich dem Könige gegenüber. „Eigenes Los, der Apelles dieses thatenlosen Achill zu sein! — ruft Justi aus. Siebenunddreißig Jahre lang dasselbe Bild zu malen! Denn das Angesicht Philipps hat in diesen siebenunddreißig Jahren eine wundersame, erschreckende Gleichförmigkeit. In der schwarzseidenen Hoftracht, im Jagdhabit, in kriegsmäßig komplizirtem Kampagneanzug, im weißen Atlasstaat, in goldtauschirter Stahlrüstung, in

Digitized by Google

Kirchengala — kniend, stehend, zu Roß — stets schaut der stereotype Kopf hervor. Das längliche Oval mit dem weißlich bleichen Teint, dem kalt-phlegmatischen Blick der großen blauen Augen unter der steilen Stirn, zwischen blondem, steifgekräuseltem Haar, mit den starken, platten Lippen und dem massiven Kinn. Über dem allen der Ausdruck des jede Annäherung ablehnenden, jede Äußerung verschließenden Stolzes. Nur einmal, in der Mitte dieser Zeit, hat sich das Gesicht thatenlustig belebt; aber gleich darauf sinkt es wieder zurück in Starrheit und Apathie. In siebenunddreißig Jahren ist er keinmal aus seiner Rolle gefallen — auch als das Feuer die Kulissen ergriff."

Die Einführung der schwarzen Hoftracht war eine That Philipps IV., der mit gutem Beispiel den Edeln seines Volkes vorangehen wollte und, wie ein Hofhistoriograph schmeichelnd sagt, „dem kostspieligen Putz entsagte, der dem Elend des Vaterlandes die Thore geöffnet hatte." Seinem Hofmaler bereitete er freilich mit diesem Streben nach gesuchter Einfachheit die größten Schwierigkeiten, deren Überwindung aber vielleicht gerade zu jenem Stile des vollkommensten Realismus geführt hat, der gegenwärtig an Velazquez am meisten bewundert wird.

Mit der gleichen Meisterschaft, mit der Justi politische Persönlichkeiten zu zeichnen, Kabinetsstücke kulturgeschichtlicher Detailmalerei zu schaffen weiß, versteht er auch das koloristische Gewebe eines Bildes in seine ursprünglichen Fäden zu zerlegen oder das Werden und Reifen eines malerischen Stils zu zergliedern. Das vom Hofe ausgegebene „Losungswort der Einfachheit" wurde auch für die Hofporträtisten maßgebend. „Gegen die Farben ist man mindestens gleichgiltig; die meisten dieser Bildnisse sind fast nur mit Schwarz und Weiß gemalt; wo die Stoffe lebhafte Lokalfarben hatten, werden diese möglichst gedämpft. Dagegen ist alles aufgeboten — und geopfert — für die plastische Wirkung. Das Licht fällt von links in den geschlossenen Raum und erhellt in breiten Flächen die Gestalt, nur Schattenpunkte und Schattenstreifen übrig lassend. Ohne ein Minimum von Schatten, glaubte der Maler, der die Venezianer noch nicht studirt hatte, würde die Figur ins Flache fallen. Diese Schatten sind zwar scharf abgesetzt, aber durch Reflexlicht erhellt und oft so zart, daß man sieht, der Maler ist auf dem Wege zum Schattenlosen. Vielleicht aber besorgte er auch, daß eine ganz helle Gesichtsfläche die einzelnen Teile isolirt, kleinlich, ja wie angeheftet erscheinen lasse. Schatten dienen nicht bloß dem Relief, sie können auch dem Antlitz Einheit, Zusammenhang und Harmonie, ja Geist geben. Die Figur ferner ist alles, die Umgebung nichts. Später giebt Velazquez Bildnissen in ganzer Figur landschaftliche Fernen, Zimmerdurchblicke. Hier ist der Grund, ausgenommen ein Ende von Tisch und Stuhl, völlig leer. Manchmal sind Fußboden und Wand kaum unterschieden. Diese leere Fläche ist in einem neutralen, kühlen, hellgrauen Ton, der jedoch den Eindruck einer unbestimmten Tiefe macht. Nur eine hellere

Digitized by Google

und dunklere Hälfte bemerkt man, wie durch eine Diagonale getrennt. In der dunkeln steht der Kopf, auf den das meiste Licht gesammelt ist. Auch hat er unterlassen, den dünnen Beinen durch beschattete Umgebung Festigkeit zu geben. Die Figur erscheint wie im Leeren; zwar sieht man ihren Schlagschatten, aber er scheint an keinem Körper zu haften. Dieser helle Grund war eine Neuerung des Velazquez. Beides, das einseitig scharfe Licht und die Unterdrückung alles Zerstreuenden, sind sehr wirksame Mittel, dem Auge die Gestalt mit der Gewalt der Realität aufzudrängen. In dieser Sammlung und Konzentrirung des Blickes liegt ein Geheimnis dieser Bildnisse, wie Beschwörer das Zimmer verhängen, mit Qualm erfüllen und das Auge an einen Punkt bannen, um es für die Erscheinung empfänglich zu machen. In der That erscheint ja, wenn man einen Gegenstand scharf fixirt, die Umgebung nebelhaft, und ein bedeutendes Gesicht läßt alles umher vergessen. Es liegt darin also eine feinere Schmeichelei als in dem System der spätern französischen Bildnismaler mit ihrem Luxus bedeutungsvollen und blendenden Details. Wir können diese Bilder nicht mit dem Leben vergleichen, aber wir haben den Eindruck einer Treffsicherheit, ja Rücksichtslosigkeit in Umrissen und Modulationen, welche an die Unfehlbarkeit der Photographie erinnert. Das Medium der künstlerischen Person, dessen verändernder nivellirender Einfluß auf das Modell sich sonst von selbst zu verstehen scheint, scheint hier keine Brechung zu verursachen. Aber in diesen scharfen Linien, in dieser statuenhaften Form ist das ewig bewegliche, augenblickliche, das *Leben* festgehalten; aus ihr blickt uns der Mensch an, sich selbst offenbarend, wie einst, als er so vor dem Maler stand."

Diese Charakteristik malerischer Eigenschaften paßt freilich nur in allen Punkten genau auf den Velazquez der zwanziger und dreißiger Jahre; aber das ist gerade der Velazquez, der bei denen unsrer zeitgenössischen Künstler, deren Sucht realistischer Darstellung mit der „Unfehlbarkeit der Photographie" wetteifert, das höchste Ansehen genießt. Als Velazquez in den vierziger und fünfziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts völlig in dem Hofdienst aufging — er war 1652 Aposentador mayor de palacio (Palastmarschall) geworden, und außerdem, wie Justi nach dem Urteil glaubwürdiger Zeitgenossen berichtet, „der Spiegel eines spanischen Edelmannes und Hofmannes" —, betrieb er auch die Malerei im Stil eines Hofmannes, der zahlreiche Aufträge mit der schnellgewährenden Verbindlichkeit eines Kavaliers erledigt und darüber nur noch selten Gelegenheit fand, mit seiner Muse geheime Zwiesprache zu pflegen. In seiner Werkstatt arbeiteten Schüler nach seinen Anweisungen und nach seinen Urbildern. Zahlreiche Wiederholungen gingen unter Velazquez Namen in die Welt, und es bedarf daher gegenüber diesen Bildern aus Velazquez Spätzeit einer großen Vorsicht, die Justi auch mit diplomatischem Geschick geübt hat. Aber auch unter den Zerstreuungen und Abhaltungen seines Hof-

Digitized by Google

amtes ging er der Lösung neuer malerischer Aufgaben nach, die auch diejenigen unsrer neuern Künstler aufs höchste fesseln und reizen, die nicht gerade auf den nackten Naturalismus eingeschworen sind. „In seinen letzten Meisterwerken — schreibt Justi — beschäftigen ihn Lichtwirkungen in geschlossenem Raum. Aber die Beleuchtungsart, welche ihm mehr als irgend etwas die Aufmerksamkeit und Achtung der modernen Maler verdient hat, die, worin er keine Nebenbuhler hat, ist die Darstellung im allverbreiteten reflektirten Tageslichte mit dem Gegensatze warmer und kalter Massen. Er hat mit Tizian die Modellirung in vollem Lichte gemein; aber sein Ton ist von dem der Venezianer sehr verschieden, diese malten Antlitz und Nacktes in einem warmen Mittelton mit Unterdrückung der grauen Reflextöne und warmen Lichter. Der Spanier geht von der Beobachtung aus, daß die kühlen grauen Tinten in der Haut überwiegen; sein Inkarnat ist wahrer, obwohl es weniger zu den Sinnen spricht, als das venezianische oder die feurigen Farben des Rubens mit ihren leuchtenden Reflexen; eher ist es Franz Hals verwandt. Die großen Reiterbildnisse, die Übergabe von Breda, die Einsiedler, meist also Werke der mittlern Zeit, sind die Hauptbeispiele der alten Zeit für jene Malerei des diffusen Lichts, welche neuerdings mit Leidenschaft und Erfolg aufs Tapet gebracht worden ist und, was nicht nötig war, nach der Sitte dieses Jahrhunderts der Nervosität, zur Parteisache und zu fanatischem Sektenbekenntnis gemacht worden ist. Man kann sagen, sie sei von allen Arten der Beleuchtung die schwierigste und ungefälligste — vom Gesichtspunkte der Schönfarbigkeit und Farbenharmonie, aber doch die natürlichste, und schließlich schlage sie alle übrigen."

In der Einleitung zu seiner Biographie des Meisters giebt Justi auch einen Überblick über die vorhandene Litteratur. In diesem Überblick wird die im Jahre 1848 gemachte Bemerkung eines Engländers angeführt, die dahin geht, daß „die Deutschen ihren üblichen genauen und kritischen Fleiß diesem Gegenstande (der spanischen Malerei) noch nicht zugewandt hätten," und Justi pflichtet dem Engländer darin bei, indem er nur auf Passavant und Waagen hinweist, die in einem kleinen Buch und in einigen Artikeln auch „Bemerkungen über Velazquez" gemacht hätten. In dieser kurzen Abfertigung der deutschen Litteratur über Velazquez scheint mir ein Unrecht gegen zwei neuere Kunsthistoriker zu liegen, die in jüngster Zeit so verdienstlich und lehrreich über Velazquez geschrieben haben, daß es unbillig wäre, ihrer nicht im Zusammenhange mit diesem Kapitel kunstgeschichtlicher Forschung zu gedenken. Hermann Lücke hat in dem Lebensbilde von Velazquez, das er zu der dritten, 1880 erschienenen Abteilung des von R. Dohme herausgegebenen Sammelwerkes „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" beigesteuert hat, sowohl den Entwicklungsgang des Meisters in großen Zügen richtig gezeichnet als auch das hervorgehoben, wodurch sich Velazquez von seinen Vorgängern in der Malerei, den Spaniern, den Italienern und den Blamen, von denen er hätte

Digitized by Google

lernen können, unterscheidet und worin seine Eigentümlichkeit beruht. Mit scharfem Blick hat schon Lücke das Wesen der realistischen Kunst des Velazquez erfaßt und gezeigt, durch welche Mittel er die Darstellung des wirklichen Lebens vorwärtsgebracht und dieses Leben so bis zur Täuschung erreicht hat, daß es ihm gelang, „die Kunst durch die Kunst zu verbergen." Ich führe aus Lückes Biographie eine Stelle an, die einen Beleg für seine richtige Beurteilung von Velazquez geistigem Wesen liefert. „Die Aufgabe — schreibt Lücke — auf deren Lösung sein staunenswertes Talent sich konzentrirte, war schlechthin die, Menschen und Dinge zu schildern, wie sie sind und zugleich auch, wie sie erscheinen. Je größere Vollendung seine Darstellungen zeigen, umso reiner sind sie von jeder Beimischung eines subjektiven Elements; kein andrer Maler hat vermocht, die Objekte klarer auf sich wirken zu lassen und ihre Individualität in prägnanterer Bestimmtheit wiederzugeben als Velazquez; seine eigne Persönlichkeit verschwindet gänzlich hinter seinen Werken."

Noch tiefer in das Wesen des Velazquez und seine hervorragendsten Schöpfungen ist Karl Woermann in dem dem Künstler gewidmeten Abschnitt seiner „Geschichte der Malerei" eingedrungen, der etwa zwei Jahre vor Justis Biographie erschienen ist. Was Justi von einem verlangt, der sich das Recht zu einer Malerbiographie nehmen will, daß er sich nämlich zuvor „durch unermüdliches Studium der Originale eine Basis der Kennerschaft verschafft" habe, das ist gerade Woermann in einem Maße eigen, wie nur wenigen seiner Fachgenossen, und die Charakteristik, die er von Velazquez und seinen Hauptwerken giebt, wird daher kaum in irgend einem wesentlichen Punkte durch Justis Werk berichtigt. Freilich haben Lücke und Woermann, ihrer Aufgabe entsprechend, Velazquez nur als Maler gekennzeichnet, während Justi ihn im Mittelpunkt seines Jahrhunderts zeigt und um ihn herum sich eine kaum übersehbare Fülle von Erscheinungen, von Menschen jeglicher Art und jeglichen Standes bewegen läßt. Durch diese Form der Darstellung, die weit über die Biographie zu einem beträchtlichen Stück spanischer Staats- und Kulturgeschichte hinausgewachsen ist, ist es Justi gelungen, die Persönlichkeit des Velazquez zu einer Art von Universalmenschen zu steigern, die am Ende wirklich dem Bilde entspricht, dessen Grundlinien er in der Einleitung zu seinem Buche mit folgenden Strichen entwirft: „Für die Geschichtsforscher sind die Werke dieses »Geheimsekretärs der Natur« Urkunden der Zeit; dem Philosophen zeigen sie seinen Hauptgegenstand, den Menschen, wie im Hohlspiegel; sie sind aufregend für den ausübenden Künstler, und ihre Details bestehen vor dem Auge des Anatomen wie des Sportsmannes und des Schusters."

Digitized by Google

Der neue Herr

Die am 9. Februar im königlichen Schauspielhause zu Berlin erfolgte erste Aufführung des Wildenbruchschen Schauspiels „Der neue Herr“ hatte eine Spannung hervorgerufen, die noch weit die Aufregung übertraf, die in den litterarischen Kreisen der Hauptstadt durch die Zensurschwierigkeiten vor der ersten Aufführung von „Sodoms Ende“ erzeugt und dann mit allen Mitteln der offnen und versteckten Reklame genährt worden war. Denn bei dem Sudermannschen Schauspiele war die Neugier des sensationslüsternen Publikums nur dadurch gereizt worden, daß man einerseits die Behandlung sozialer Konflikte erwartete, etwas von Rassen- und Klassenhaß witterte, anderseits sich auf gewisse naturalistische Verwegenheiten gefaßt machte, die das polizeiliche Verbot zunächst veranlaßt haben sollten. Bei dem Schauspiel Ernst von Wildenbruchs traten aber weit höhere Interessen in den Vordergrund, neben denen die rein litterarischen weniger in Betracht kamen. Es war über den Inhalt des Schauspieles schon seit Monaten so viel in die Öffentlichkeit gedrungen, daß es nahe lag, Beziehungen zwischen seinem Inhalt und den Ereignissen aus den letzten drei Jahren der deutschen Geschichte anzuknüpfen. Man erfuhr, daß „Der neue Herr“ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sei, daß die Handlung des Dramas kurz vor und nach seinem Regierungsantritt spiele, und daß sie in der Entlassung des Grafen Adam von Schwarzenberg gipfle, des allmächtigen Ministers und Günstlings des Kurfürsten Georg Wilhelm. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo sich diese Mitteilungen verbreiteten, bei der Feier zur Erinnerung an den vor 250 Jahren erfolgten Regierungsantritt des Großen Kurfürsten am 1. Dezember 1890, hatte der Kaiser in einer Rede während des offiziellen Prunkmahles des Grafen Schwarzenberg gedacht, von dem sich der Kurfürst bald, nachdem er mit eignen Augen sehen gelernt hatte, trennen mußte. Kaiser Wilhelm II. gab bei dieser Gelegenheit dem Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm den Beinamen „groß,“ mit dem die Geschichte eigentlich recht sparsam verfährt und den sie auch bisher für den Grafen Schwarzenberg noch nicht übrig gehabt hat. Kaiser Wilhelm II. wollte offenbar damit sagen, daß Graf Schwarzenberg inmitten eines kleinen, ohnmächtigen, durch und durch zerrütteten Staatswesens der einzige Mann gewesen sei, der einen mächtigen

Digitized by Google

Willen und große Ziele hatte, wenn diese Ziele auch nicht zur Rettung und zur Stärkung des brandenburgischen Staates führten. Damals wurden die Worte des Kaisers aber anders ausgelegt, und es fehlte nicht an offnen und versteckten Hinweisen auf den 18. März 1890. Eine weitere Nahrung erhielten Gerüchte und Kombinationen dadurch, daß der Kaiser sich persönlich für die Inszenirung des Wildenbruchschen Schauspieles zu interessiren begann, daß er, wie weiter verlautete, alle Einzelheiten mit lebhafter Teilnahme begleitete und hie und da wohl auch bestimmend eingriff und daß er zuletzt der Generalprobe von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Die Spannung war also aufs höchste gestiegen, und sie wuchs noch im letzten Augenblick, als dem ins Theater strömenden Publikum durch rote Zettel bekannt gemacht wurde, daß der Beginn der Vorstellung, deren Ankündigung bereits „auf Allerhöchsten Befehl" erfolgt war, ebenfalls „auf Allerhöchsten Befehl" um eine halbe Stunde verschoben worden sei.

Daß man in unsrer Zeit aber nicht an Zeichen glauben, noch sie deuten darf, hat der Verlauf der Vorstellung bewiesen, von der man sich aufregende Zwischenfälle versprochen hatte, die sich aber in dem Rahmen abspielte, der seit etwa zehn Jahren für alle ersten Aufführungen Wildenbruchscher Dramen derselbe geblieben ist. Im Parket, in den Logen und ersten Rängen ein Publikum, das in der Erwartung eines vornehmen künstlerischen Genusses ins Theater gekommen ist und mit einem von Szene zu Szene wachsenden Erstaunen gewahr wird, daß der Dichter mit den geschichtlichen Vorgängen umspringt wie ein Jongleur mit seinen Bechern und Kugeln, und daß das Streben nach lärmender Wirkung immer weiter von dichterischer Vertiefung und künstlerischer Abrundung abführt; im Parterre und auf den Galerien eine Menge leidenschaftlich erregter Jünglinge, die umso mehr klatschen und jubeln, je lauter von der Bühne das Wildenbruchsche Pathos herabdröhnt, das auch aus den „deutschen Versen," wie Wildenbruch die Knittelverse seines neuen Stückes nennt, seine wohlbekannte Sprache vernehmen ließ. Die auf politische Anspielungen zugespitzte Spannung des Publikums ließ schon nach den beiden ersten Akten oder, wie Wildenbruch im Anschluß an seine noch sehr frischen naturalistischen Anwandlungen sagt, nach den beiden ersten „Vorgängen" erheblich nach, und an dieser Stimmung vermochte auch der dritte Akt nichts zu ändern, der eine wüste Wirtshausszene vorführt, worin die Wildenbruchsche Muse, die jemand im Einklang mit dem berlinisch-naturalistischen Stil des Dichters treffend die „Radaumuse" genannt hat, ihre höchsten Triumphe feiert.

Auch durch den weitern Verlauf des Schauspiels wurden diejenigen, die etwa einen Akt dramatischer Gerechtigkeit erwartet hatten, stark enttäuscht. Gerade in der Zeichnung des Grafen Schwarzenberg und in der Schilderung seines Schicksals hat sich der Dichter die stärksten Abweichungen von der geschichtlichen Überlieferung gestattet. Darnach soll Graf Schwarzenberg erst in dem

Digitized by Google

Jahre nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, angeblich weil er von seinen geheimen Verhandlungen mit Österreich nicht lassen konnte, seiner Ämter enthoben und in Spandau gefangen gesetzt worden sein. Es geht sogar eine Sage, daß er bei Nacht in dem Spandauer Forst auf Befehl des Kurfürsten enthauptet worden sei. Diese von der Geschichte gelieferten, übrigens nicht ganz feststehenden Umrisse hat Wildenbruch in seiner Art benutzt. Als der junge Kurfürst mit dem Berater und Beherrscher seines schwachen Vaters Abrechnung hält, bricht der mit souveräner Macht bekleidete Statthalter der Mark Brandenburg anfangs unter der Wucht der Anklage zusammen. Aber er erhebt sich bald wieder, indem er sich mit dem vollen Pathos der Überzeugung darauf beruft, daß er in dem Bündnisse mit Österreich das Heil des ihm anvertrauten Landes gesehen, und daß nur Menschenverachtung ihn dazu getrieben habe, sich über alle kleinen Geister zu erheben und sich ein stolzes Haus über dem Getriebe der Krämerseelen zu erbauen. Jetzt habe sich ihm zum erstenmale in dem jungen kurfürstlichen Herrn ein überlegener Geist enthüllt, zu dem er bewundernd emporblicke, und dem zu dienen ihm eine Lust sein werde. Der „neue Herr," der den alten Diener seines Vaters in seinem Schmerze wieder aufrichten will, verspricht, ihn auch ferner in seinem Amte zu belassen, wenn er zur Erhärtung seiner Treue die widerspenstigen Obersten der brandenburgischen Regimenter, die kurz zuvor dem Kaiser Ferdinand den Treuschwur geleistet haben, wieder zu ihrer Pflicht zurückführen wolle. Während Graf Schwarzenberg in der folgenden Szene als ehrlicher Diener seine Beredsamkeit aufbietet, um den Befehlen des Kurfürsten nachzukommen, stößt er bei einem Teile der Obersten, an deren Spitze der steifnackige märkische Junker Moritz August von Rochow steht, auf entschiednen Widerstand. Es kommt zu einem heftigen Wortwechsel, die gewaltthätigen Offiziere wollen den alten Mann gefangen setzen — da entzieht ihn ein tötlicher Schlagfluß dem unversöhnlichen Konflikt zwischen seiner politischen Vergangenheit, die eng mit den Interessen des Hauses Habsburg verknüpft war, und den Diensten, die er dem „neuen Herrn" zu leisten gelobt hat.

Wenn man von dem Charakterzuge der Menschenverachtung absieht, hat diese von dem Dichter gezeichnete Figur nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem noch lebenden großen Staatsmanne der neuesten Zeit, und damit schwindet die politische Bedeutung, die die Aufführung des Wildenbruchschen Dramas im voraus zu einem ungewöhnlichen Ereignisse gestempelt hatte. Es bleibt nur die künstlerische zurück, und damit verfällt das Schauspiel der ästhetischen Kritik, die freilich nicht den Maßstab daran legen darf, mit dem man wirkliche Kunstwerke mißt. Wie in den „Quitzows" und dem „Generalfeldobersten," der für Berlin und ganz Preußen verboten wurde, angeblich wegen leidenschaftlicher Ausfälle gegen die Politik des Hauses Habsburg, an denen es übrigens auch in dem „Neuen Herrn" keineswegs fehlt, so bietet auch dieses

Digitized by Google

Schauspiel keinen einheitlichen, künstlerischen Organismus, sondern eine Reihe von lose zusammenhängenden Bildern, ein paar dramatisirte Abschnitte aus einer Geschichtschronik, die, je nachdem sie in Schloß und Palast oder im Wirtshause spielen, bald auf einen pathetisch-deklamatorischen Ton, bald auf einen naturalistischen gestimmt sind. Mit dieser Abweichung von allem, was man bisher unter Stil verstand, mit diesem Wechselspiel von scharfen, auf die gröbste Wirkung abzielenden Gegensätzen glaubt Wildenbruch den Grund zu einer neuen Gattung des volkstümlichen Schauspiels gelegt zu haben, der am besten dem geistigen Niveau einer Zeit entsprechen soll, in dem der Jambenstil Schillerscher Richtung bereits abgewirtschaftet, der Naturalismus oder der Wirklichkeitsdrang aber noch keine Kunstform gefunden hat, die seine Absichten zu vollem Ausdruck bringen könnte. Der Erfolg, den Wildenbruchs „Quitzows" in Berlin gefunden haben, scheint ihm Recht zu geben. Aber es darf dabei nicht übersehen werden, daß dieser Erfolg nicht durch rein künstlerische Mittel errungen worden ist, sondern daß vielmehr lokalpatriotische Interessen stark in die Wagschale gefallen sind. Außerhalb Berlins haben weder die „Quitzows" noch der „Generalfeldoberst" ein verständnisvolles Publikum gefunden, weil die Voraussetzung fehlte, die das Glück der Volksszenen — für Berlin kommen nur die „Quitzows" in Betracht — gemacht hat: die kecke Verpflanzung neueren Berlinertums in die Vergangenheit und die Verquickung des parodirenden Berliner Humors mit großen Staatshandlungen und Katastrophen der Geschichte. Es sind dieselben technischen Kunstgriffe, die dem modernen Berliner Sittenbilde „Die Haubenlerche" zu einem starken, aber auch schnell wieder vorübergegangenen Erfolge verholfen haben. Aus eigenartig gebildeten Charakteren, aus den Seelen warmblütiger Menschen, aus psychologischen Grundlagen wachsen bei Wildenbruch selten dramatische Verwicklungen heraus, die die Handlung zu rascherem Gange beflügelten. Er ist nicht gewohnt, aus der Tiefe, aus einer vollen, dichterischen Begabung zu schöpfen. Er ist nur ein kluger Rechner, der im richtigen Augenblick eine starke äußere Wirkung hervorzulocken weiß, der aber niemals erwärmt und immer flacher wird, je mehr sein Schaffen in die Breite geht und zwischen den Polen entgegengesetzter Kunstrichtungen schwankt.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Wahlkampf in Österreich. In den österreichischen Tagesblättern wimmelt es von Parteiprogrammen und kritischen Besprechungen dieser Programme. Überall stoßen wir auf Abwandlungen des Spruches des alten Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!“ Ob diese Mahnungen nun mit größerer oder geringerer Zuversicht auf Erfolg vorgetragen werden, zeigen doch sie schon, daß die Einigkeit zu wünschen übrig läßt, und in der That kann die Zersplitterung wohl kaum noch ärger werden. Wir haben uns Mühe gegeben, aus Zeitungen verschiedner Färbung die heute selbständig auftretenden Parteien und Parteichen zusammenzustellen, und eine stattliche Anzahl gefunden, ohne daß wir sicher wären, keine übersehen zu haben. Auf der äußersten Linken stehen die Antisemiten, die sich in drei Linien spalten, die dem Anscheine nach als deutschnationale (Anhänger des bekannten Schönerer), christlich-soziale und antiliberale Antisemiten zu charakterisiren sind. Dann folgen Demokraten, bei denen aber auch zwei Schattirungen, wenn nicht mehr, hervortreten: kosmopolitische und österreichische. Dann abermals Deutschnationale, auch mit leisem Anfluge von Antisemitismus, insofern sie ihn wenigstens als berechtigt anerkennen. Eine Fraktion konservativer Katholiken mit Betonung des Deutschtums und eine zweite, der Deutschtum für gleichbedeutend mit Liberalismus gilt. Südländer, d. h. Welschtiroler, Dalmatiner u. dgl. Südslawen, Jungtschechen, Alttschechen, Ruthenen, Jungruthenen, Polen, und zwar radikale, klerikale und gemäßigte. In diesem Gewirre von nationalen, politischen und religiös-politischen Parteien die unterscheidenden Merkmale zu bestimmen, ist sehr schwer, auch wenn man alle Programme studirt, oder vielmehr dann erst recht. Weder zum reinen Föderalismus noch zum reinen Zentralismus bekennt sich, soweit wir es zu verfolgen vermögen, irgend eine Partei. Religionsfreiheit fordern alle, und nicht minder soziale Reformen. Um die Schule wird heftig gekämpft, aber von rechts und links beteuert man, „das Bildungsniveau nicht herabdrücken zu wollen.“ Und je näher zwei Parteien einander sachlich zu stehen scheinen, desto ingrimmiger befehden sie sich. Mit starken Ausdrücken wird nicht gespart, und namentlich in Versammlungen der Wiener Wähler kehrt die Behauptung ziemlich regelmäßig wieder, es sei „eine Schmach“ für die Reichshauptstadt, daß Herr X oder Y überhaupt wagen könne, als Kandidat aufzutreten.

Wie der künftige Reichsrat aussehen wird, davon macht sich auch augenscheinlich noch niemand eine rechte Vorstellung. Nur das eine gewinnt von Tag zu Tage mehr Wahrscheinlichkeit: wenn es wirklich die Absicht der Regierung gewesen ist, die deutsche Opposition zu zerklüften, so wird sie mit dem Erfolge wohl zufrieden sein können. Graf Taaffe hat mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Beseitigung des Finanzministers Dunajewski die ganze Welt überrascht. Beide Maßregeln konnten von den Deutschen willkommen geheißen werden, aber ihre Freude war nicht ungetrübt. Sie triumphirten über das Eingeständnis, daß auf dem bisherigen Wege zu keinem Ziele zu kommen sei, und über den Sturz des Mannes, der sie manchmal mit unverhohlener Geringschätzung behandelt, sie damit gehöhnt hatte, daß nicht nur ohne, sondern auch gegen sie regiert werden könne. Von ihnen konnte der Mann des rücksichtslosen Fiskalismus keinen Dank erwarten, allein daß auch seine polnischen Landsleute ihm vorwerfen, er habe für Galizien nicht genug gethan, mag ihn mit bittern Empfindungen erfüllt haben, falls es ihn nicht tröstet, daß es größern als er nicht anders ergangen ist. Aber

Digitized by Google

zu seinem Ersatzmanne wurde nicht der Abgeordnete gewählt, den die deutsche Opposition längst dazu designirt hatte, überhaupt kein Parlamentarier, sondern ein Beamter. Dazu machen die „führenden" Blätter gar sauersüße Gesichter. Minister Steinbach soll ein ausgezeichneter, scharfsinniger Jurist und tüchtiger Nationalökonom sein — aber doch immer ein Bureaukrat! Er soll jüdischer Herkunft sein — aber er hat von progressiver Einkommensteuer, sogar von Börsensteuer gesprochen. Er bleibt nur bis zu den Wahlen, sagen die einen; bildet euch nichts ein, wird ihnen geantwortet, es ist überhaupt nicht an ein drittes „verfassungstreues" Ministerium zu denken, so gern die Regierung es sehen wird, wenn ihr aus dem Schmollwinkel hervorkommen und — mitarbeiten wollt. An Politikern, die dieser Aufforderung von Herzen gern folgen würden, dürfte es auch nicht fehlen, stünde nur nicht die parlamentarische Doktrin im Wege! Ihre Organe lassen wohl durchblicken, daß es ja nur darauf ankomme, im Ministerium Fuß zu fassen, und man dann die unbequemen Elemente daraus leicht verdrängen werde. Und das langatmige Wahlprogramm der „Vereinigten Linken" ist sichtlich bemüht, den Parteiführern alle Wege offen zu halten. Allein eben deswegen wird es von allen Seiten als unentschieden, nach rechts und links liebängelnd angefochten, und sollte Graf Taaffe sich durch den Ausfall der Wahlen bestimmt finden, noch einen oder den andern seiner jetzigen Ministerkollegen zu opfern und durch Deutsche zu ersetzen, so würden diese gewiß viele von ihren jetzigen Freunden sofort zu ihren Gegnern machen. Diese Partei hat im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre viele solcher Krisen durchgemacht. Immer fanden jüngere Mitglieder, die Mehrheit werde allmählich zu ministeriell, zu wenig deutsch u. dgl. m., sie sonderten sich ab, und derselbe Prozeß wiederholte sich nach einigen Jahren in der neuen Partei, deren Begründer dann als verlorene Söhne von den Alten wieder aufgenommen wurden und ihrerseits die abtrünnigen Jungen aufs heftigste anfeindeten.

So ist jetzt offenbar der jüngste Sprößling, die „deutschnationale Vereinigung," besonders verhaßt. Persönlichkeiten spielen dabei ohne Zweifel, wie überhaupt im parlamentarischen Parteiwesen, auch eine Rolle. Als Hauptverbrechen aber wird dieser Gruppe angerechnet, was unbefangene Beobachter als einen Vorzug betrachten müssen: die offne Erklärung, daß der Parlamentarismus in Österreich ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß man die Männer der Regierung nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihrem Thun beurteilen müsse. Natürlich geht das allen liberalen Doktrinären und allen Strebern gegen den Strich. Doch haben wir bisher vergebens nach einer wirklichen Widerlegung jenes Standpunktes geforscht. Phrasen werden den Empörern genug entgegengeschleudert. Aber wie die Verfechter des parlamentarischen Systems es als Träger einer Regierung anstellen würden, ohne offne oder geheime Zwangsmittel eine Mehrheit im Abgeordnetenhause zu erlangen und dann die Arbeitseinstellung der Tschechen zu verhüten, das bleibt „geheimer Plan."

Zunächst scheinen die Dinge von der Haltung der Jungtschechen abzuhängen. Sie sind, wie es heißt, ihres vollständigen Sieges über die Alttschechen sicher. Bleiben sie dann unmäßig und ungeberdig wie bisher, so wird wohl mit Hilfe aller Deutschen gegen sie regiert werden. Doch ist keineswegs undenkbar, daß sie, durch wilde Redensarten und Drohungen glücklich in den Besitz der Mandate gelangt, den Verhältnissen so weit „Rechnung tragen," daß die alte föderalistische Mehrheit am Leben bleibt. Man kann ihnen sogar zutrauen, daß sie — mit blutendem Herzen natürlich — das Bündnis mit Deutschland so lange bestehen lassen würden, bis es durch ein russisches ersetzt werden könnte.

Digitized by Google

Der Postschluß in England wurde von Herrn von Stephan neulich im Reichstage als eine nicht nachahmenswerte Einrichtung bezeichnet. Es ist bekannt, daß dort um sechs Uhr die Postschalter auf kurze Zeit geschlossen werden, und daß für später eingelieferte Briefe doppeltes Porto entrichtet werden muß; jeder Besucher Londons hat sich ohne Zweifel einmal das Schauspiel in St. Martins-le-Grand angesehen, wenn die Tageskorrespondenz der ganzen City zusammenströmt, ganze Säcke mit Briefen in die Schalter entleert werden, mit dem Schlage sechs Uhr die Verschlüsse herunterrasseln und oft noch Briefe treffen, die ein wenig zu spät hineingeworfen worden sind und nun der Nachzahlung verfallen. Wen das trifft, der mag wohl mitunter mißvergnügt in die Tasche greifen, im allgemeinen erscheint es nicht unbillig, daß jemand, dem darum zu thun ist, ein Schreiben noch mit dem Nachtzuge befördert zu wissen, für das Inland einen Penny, für das Festland zweiundeinenhalben Pence u. s. w. mehr zahlen muß, wenn er die rechte Zeit versäumt hat, und wir entsinnen uns nicht, Klagen über die Einrichtung vernommen zu haben. Sie ist auch keineswegs nur im Interesse der Post und ihrer Beamten, sondern hat, was Herr von Stephan zu übersehen scheint, zugleich eine soziale Bedeutung. Sie bewirkt, daß die Kontorarbeit vor sechs Uhr zu Ende ist. Die Firmaträger, Prokuristen u. s. w. müssen sich so einrichten, daß sie bis dahin die Briefe gelesen und unterzeichnet haben, das gesamte Personal kann um sieben Uhr in den entferntesten Vorstädten das Dinner einnehmen oder sonst über den Abend verfügen. In vielen deutschen Städten ist das ganz anders, gearbeitet wird in unsern Bankgeschäften u. dgl. nicht weniger und nicht weniger angestrengt, aber wenn der Kontorist sein Tagespensum pünktlich erledigt hat, so muß er wohl noch auf dem Platze ausharren, weil sein Vorgesetzter — nicht nötig hat, auf den Postschluß und die zehn oder zwanzig Pfennige Überporto Rücksicht zu nehmen. Englische Blätter haben schon wiederholt auf diesen und andre Unterschiede in der Stellung des Clercs in England und in Deutschland hingewiesen, während man in unsern „arbeiterfreundlichen" Kreisen von diesen Arbeitern wenig zu wissen scheint, von denen man eine umfangreiche Vorbildung, mancherlei Sprachkenntnisse fordert, denen man oft große Verantwortlichkeit aufläßt, und die in mancher Beziehung vergleichsweise ungünstiger gestellt sind als die Arbeiter mit Anführungszeichen.

Musikalisches aus Leipzig. In das höhere Musikleben Leipzigs, das sich nun schon seit einer längern Reihe von Jahren in einem merklichen Stillstande befindet, in den, wie voranszusehen war, auch die Erbauung eines neuen Konzerthauses keine Veränderung gebracht hat, ist diesen Winter ganz unerwartet eine erfreuliche Bewegung gekommen. Professor Hermann Kretzschmar, der Dirigent des weit über Leipzig hinaus bekannten Universitätsgesangvereins „Paulus," der Verfasser des seinerzeit auch in diesen Blättern nach Gebühr gewürdigten „Führers durch den Konzertsaal," hat diesen Winter in der Alberthalle sechs „Akademische Konzerte" veranstaltet. Der Name darf nicht mißverstanden werden. Mit dem Worte „akademisch" verbindet sich ja auf dem Gebiete der Kunst heute überall ein tadelnder Sinn. Daran ist hier nicht zu denken. Die „Akademie," die bei der Wahl des Wortes vorgeschwebt hat, ist — die Leipziger Universität, die „akademischen Konzerte" sollen in erster Linie Konzerte für die jungen Academici sein, d. h. für die „Herren Studirenden," wie man jetzt sagt. Professor Kretzschmar hält an der Universität Vorlesungen über Musikgeschichte, und zu diesen Vorlesungen sollen seine Konzerte die erläuternden Beispiele geben — unzweifelhaft ein sehr glücklicher Ge-

Digitized by Google

danke. Die Programme der Konzerte sind daher in geschichtlicher Folge entworfen, sie begannen im ersten Konzert mit einigen Meistern aus der vorklassischen Zeit, die die Anfänge der Suite und der Symphonie vergegenwärtigen sollten, und werden im letzten, im sechsten Konzert mit Schumann und Brahms endigen. Freilich läßt sich in sechs Konzerten nicht viel bieten. Professor Kretzschmar hat sich denn auch für diesen Winter in der Hauptsache auf Orchestermusik beschränkt. Aber das Unternehmen hat großen Anklang gefunden, der Zutritt zu den Konzerten ist keineswegs der akademischen Jugend vorbehalten geblieben, sondern jedermann kann sie für einen mäßigen Eintrittspreis besuchen, der mächtige Rundbau der Alberthalle war an den meisten Abenden fast ganz, an einem Abend sogar ganz gefüllt, der Dirigent und die Kapelle (die treffliche Regimentsmusik der „Hundertvierunddreißiger," verstärkt durch eine Anzahl tüchtiger Dilettanten) haben jeden Abend so begeisterten und herzlichen Beifall geerntet, der namentlich durch die Hände (und Füße!) der dankbaren studirenden Jugend kräftigsten Ausdruck fand, daß gar nicht daran zu zweifeln ist: diese Konzerte sind einem in den weitesten Kreisen der Gebildeten lebhaft gefühlten Bedürfnis entgegengekommen, sie füllen eine längst empfundene Lücke in dem Leipziger Musikleben aus, sie können also nicht auf diesen einen Winter beschränkt bleiben, sie werden und müssen sich halten, sich erweitern, äußerlich in ihrer Zahl, inhaltlich in dem, was sie bieten, sie sind dazu berufen, in dem höhern Musikleben Leipzigs in Zukunft ein wichtiges Glied — der stolze Zeitungsschreiber würde sagen: einen wichtigen Faktor — zu bilden. Aber gerade weil dies der Fall ist, wird sehr, sehr viel mit auf die Zusammensetzung der Programme ankommen, es ist zu wünschen, daß dabei keine Mißgriffe geschehen, als ein solcher aber oder mindestens als etwas Überflüssiges ist mir das Programm des fünften Konzertes erschienen.

Professor Kretzschmar hatte das Programm dieses Konzertes ausschließlich mit Berlioz, Wagner und Liszt gefüllt. Von Berlioz wurde die Sinfonie fantastique gespielt, jenes unsinnige Tonstück, das die wüsten Träume eines Menschen schildert, der seine Geliebte ermordet hat und dann sich selbst mit Opium zu vergiften gesucht hat (!), von Liszt das langweilige Tonstück, für das er Tassos Namen mißbraucht hat, und von Wagner die Verwandlungsmusik und die Schlußszene aus dem ersten Akte des Parsifal, diese abscheuliche Blasphemie der Abendmahlsfeier mit dem einfältigen Glockenzauber und dem gestohlenen und breitgetretenen Dresdner „Amen." Für dieses Programm haben wir dem trefflichen Dirigenten nicht gedankt. Es war ja sehr liebenswürdig von ihm, daß er die drei Nummern an einem Abend abthat, sodaß, wer sie nicht hören mochte, nur ein Konzert zu versäumen brauchte. Aber in einem Cyklus von sechs Konzerten, in denen Beethovens Symphonien durch eine einzige Symphonie, der ganze Mendelssohn durch die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" vertreten ist, einen vollen Abend an Berlioz, Wagner und Liszt zu verschwenden — ist das nicht ein Mißverhältnis? Wagner gehört überhaupt nicht ins Konzert. Wer ihn hören will, mag ins Theater gehen und dort das „Gesamtkunstwerk" genießen, wie es der „Meister" ja selbst oft genug für das einzig Richtige erklärt hat. Die beiden Symphonien von Berlioz und Liszt aber sind Erzeugnisse von so zweifelhaftem musikalischen Wert, oder vielmehr von so unzweifelhaftem musikalischen Unwert, daß es doch die geschichtliche Objektivität etwas zu weit treiben heißt, dergleichen in einem Konzertcyklus vorzuführen, der, wie man doch annehmen darf, vor allen Dingen eine erzieherische, eine pädagogische Aufgabe erfüllen soll — ich muß hier einmal das in Musikschreiberkreisen jetzt bis zum Überdruß gebrauchte Wort anwenden —, nämlich die, jungen

Digitized by Google

Leuten, die in ihrem Leben überhaupt noch nicht viel gehört haben und infolge dessen noch gar kein Urteil haben, an einer Reihe der besten und schönsten Beispiele die Entwicklung der deutschen Instrumentalmusik zu zeigen, sodann die weitere Aufgabe, reifere Hörer, denen es sonst in Leipzig an Gelegenheit dazu fehlt, durch eine Auswahl des Besten und Schönsten aus dieser Musik zu erfreuen. Was sollen da Berlioz und Liszt? Als abschreckende Beispiele dienen? Daß sie das nicht thaten, zeigte der lärmende Beifall, der bei diesen Werken genau so stark war wie bei Beethovens Eroica. Sollte nicht dem Dirigenten selbst ob dieses Beifalls etwas bange geworden sein? Hinter mir saßen drei junge Leute, vielleicht Studenten, die nach dem vierten Satze der Berliozschen Symphonie, der verrückten Hinrichtungsmusik, entzückt aufsprangen und riefen: „Großartig! ganz großartig!“ nachdem sie schon während des Spieles zur Freude der Umsitzenden unaufhörlich ihrer Begeisterung in Zwischenrufen Luft gemacht hatten, wie: „Wundervoll! Großartig! Jetzt kommt die Hinrichtung! Wahrhaftig, man sieht die Volksmassen förmlich herbeiströmen!“ und dergleichen. Hätte man den Ärmsten den Zettel genommen, auf dem die ganze tolle Geschichte haarklein gedruckt stand, diesen verwünschten Symphoniebädeker, auf den die Augen des ganzen Hauses gebannt waren, statt daß man die Ohren aufgemacht hätte, ich möchte wohl wissen, ob sie dann auch alles „wundervoll“ und „großartig“ gefunden hätten. Kann sein. Herr Professor Kretzschmar hatte ja auch dieses Werk mit solcher Liebe und Sorgfalt einstudirt und führte es mit solchem Feuer und solcher Begeisterung vor — wie dirigirte er allein den langen Solopaukenwirbel! —, daß junge Leute, die sich den Eindruck dessen, was sie vom Orchester hören, ganz unwillkürlich verstärken lassen durch das, was sie am Dirigenten sehen, schon berauscht werden konnten. Nein, es wäre besser und dankenswerter gewesen, auch dieser Abend wäre noch unsern großen klassischen Meistern zu gute gekommen. Die Ältern, die jene zweifelhaften Werke schon kannten, haben nichts davon gehabt, als eine unnötige Bestätigung dessen, was sie längst wußten: daß es eben nichts damit ist; die Jungen und Unerfahrenen aber sind unnötigerweise irre gemacht worden. Die Leipziger Gewandhauskonzerte sind ohne Zweifel in ihren Programmen mannichfacher Erweiterung fähig und bedürftig; aber daß sie solchem grobnaturalistischen Zeug wie der Berliozschen Symphonie und der aufgeblähten Impotenz der „Symphonischen Dichtungen“ Liszts beharrlich ihre Pforten verschließen, dafür gebührt ihnen doch der Dank aller ehrlichen Kunstfreunde.

Es fällt mir nicht ein, mich hier auf die müßige Streitfrage über die Berechtigung der Programmmusik, der durchgeführten Tonmalerei einzulassen. Nur für ganz unmusikalische Menschen kann dies überhaupt eine Streitfrage sein. Wer eine Ahnung von dem Wesen und den Mitteln der Musik hat, der weiß, daß die Musik weder die Aufgabe noch die Fähigkeit hat, irgend etwas zu „malen“; man könnte ebensogut von einem Maler verlangen, die Empfindungen, die eine Beethovensche Sonate erregt, durch ein Ölgemälde wiederzugeben. Alles, was in dieser Richtung geschaffen oder vielmehr ausgeklügelt worden ist, wird immer nur die Bewunderung musikalischer Kinder und Wilden finden, die freilich, wie die Urteilslosen auf allen Kunst- und Geschmacksgebieten, die große Mehrheit bilden. Der Hinweis auf Haydns Schöpfung oder Beethovens Pastoralsymphonie, mit dem die Bewunderer der Programmmusik immer kommen, ist so verkehrt als möglich. Bei Haydn und Beethoven kann man sich das angebliche Programm oder den angeblich tonmalerisch behandelten Text wegdenken, und es bleibt immer echte, schöne, reiche Musik übrig. Nimmt man aber bei Berlioz und Liszt das Programm hinweg, so

Digitized by Google

bleibt in dem einen Falle nur scheußliche, in dem andern nur armselige Musik übrig. Das haben wir in dem fünften akademischen Konzert wieder zur Genüge erfahren. Und nun denke man sich dazwischen noch die Langweilerei aus dem Parsifal — o, es war ein harter Abend!

Daß zu den oben berührten „ehrlichen Kunstfreunden“ die gewerbsmäßigen Rezensenten der Tagespresse nicht zu gehören pflegen, ist eine bekannte Thatsache. Sie haben denn auch diesem fünften akademischen Konzert gegenüber wieder einmal das Menschenmögliche an Heuchelei geleistet, und es ist nicht sowohl das Konzert selbst, als die Besprechungen, die es in der Leipziger Tagespresse gefunden hat, die mir die Feder in die Hand gezwungen haben. Die Herren sollen sich nicht einbilden, daß sie, ohne irgend welchen Widerspruch zu finden, fort und fort die urteilslose Masse durch ihre Heuchelei irreführen dürfen. Für die Parsifallangweilerei haben sie natürlich kein andres Wort als „weihevoll,“ das von Baireuth aus das bequeme Schlagwort für jede stundenlange musikalische Einöde geworden ist. Über Berlioz belehrt uns der eine, wenn auch (aha!) „zu dem Plane des Ganzen die Ästhetik bedenklich ihr würdiges Haupt schütteln möge,“ so „frappire (!) doch die Musik außerordentlich in (!) der Treue der Charakteristik und in (!) dem Reichtum ungewohnter Klangfarbenmischungen“; trotz (aha!) „aller ihrer anfechtbaren Voraussetzungen und problematischen Gestaltungsformen (!)“ habe die Musik „auf die vorurteilsfreie Hörerschaft einen sehr tiefen Eindruck gemacht,“ und Berlioz, „der Mann der kühnsten Überraschungen, der tollsten Einfälle und zugleich der kurzweiligsten Episoden, brauche nicht lange um einen Berechtigungsschein auf unserm Programm nachzusuchen.“ Ein andrer geht noch dreister zu Werke, er erspart sich die Konzessivsätze und belehrt uns einfach darüber, daß, wenn man „die drei modernen Meister“ Berlioz, Liszt und Wagner „stets in einem Atem auszusprechen pflege,“ dies weniger deshalb geschehe, „weil diese drei Männer durch eine besonders intime geistige Verwandtschaft in dem Verhältnis einer reciproken (!) Kompensation (!) stehen [soll heißen: stünden], sondern vielmehr deswegen, weil sie äußerlich zusammengehören, weil aus ihrem Schaffen der dreißigjährige Kunstkrieg entbrannt ist, in welchem die simplen Bauernhütten schulmeisterhafter Kunstprinzipien und die Strohdächer regelrechter Ästhetik in Rauch und Flammen aufgegangen sind.“ Nur „die schwerfällige Natur des deutschen Publikums, seine Trägheit und seine Scheu vor dem Neuen und seine von den Vätern ererbte Teufelsfurcht“ sei daran schuld gewesen, daß die Berliozsche Symphonie bis jetzt nicht habe aufkommen können.

Nun, diese Symphonie ist 1827 komponirt. Da wird es freilich die höchste Zeit, wenn sie den „Berechtigungsschein“ erhalten und uns in Zukunft öfter beglücken soll! Sollte nicht dem Rezensenten in einem unbewachten Augenblicke der Ehrlichkeit die Erkenntnis aufdämmern, auf wessen Schultern in diesem Falle das ästhetische Strohdach sitzt? —

Im „Kaufmännischen Verein“ in Leipzig hat dieser Tage ein Herr Heckel aus Mannheim oder, wie ihn der Berichterstatter großartig nannte, Heckel-Mannheim einen Vortrag über Baireuth gehalten und den jungen Handlungsgehilfen zur Abwechslung einmal wieder den Verstand aufgeknöpft über die hohe „nationale“ und „kulturelle“ Bedeutung des Baireuther Wagnertheaters. Geht das Sommergeschäft der Firma „Wagners Erben in Baireuth“ schon zurück, daß man durch Winterreisende ein bischen nachhelfen zu müssen glaubt? Auch ein Zeichen der Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Sorgen

Wer in den ersten Wochen nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck auf die Stimmung lauschte, die in den Kreisen herrschte, welche am meisten unter seinem Einfluß und in Abhängigkeit von ihm gestanden hatten, konnte rechts und links die bekannte Anekdote erzählen hören, daß der erste Napoleon einmal gesagt habe, wenn er scheide, werde man nicht trauern: on dira: Ouff! Dieses Gefühl, eines schweren Druckes enthoben zu sein, hat ohne Zweifel in weiten Kreisen bestanden. Wer die Menschen kennt, wird sich darüber nicht wundern, und es wäre politische Heuchelei, die Thatsache weglengnen zu wollen. Eine gleiche Heuchelei aber wäre es, zu behaupten, daß dieses Gefühl angehalten habe, und daß nunmehr die Seelen und die Geister frei und zufrieden seien. So sicher das Bestreben unsrer heutigen Regierung dahin geht, es allen Teilen recht zu machen, so wenig ist ihr das gelungen. Auch heute giebt es Unzufriedene, wie in den Tagen, wo Fürst Bismarck das Staatsruder führte, nur mit dem Unterschiede, daß die Rollen vertauscht sind und die frühere Opposition sich nunmehr geberdet, als gehöre ihr die Zukunft. Wer die Abstimmungen im Reichstage und im Landtage verfolgt hat, wird wissen, daß heute die alten Gegner des Fürsten, Polen, Dänen, Welfen, Freisinnige und in gewissen Angelegenheiten das Zentrum, die Stütze der Regierung bilden, während die früher als staatserhaltende Gruppe zusammengefaßten Kartellparteien in der Opposition stehen.

Die Erklärung dafür zu finden, ist nicht schwer, es ist aber schwer, sie in Worte zu fassen. Denn littera scripta manet, und bei der durch die herrschende Unzufriedenheit hervorgerufenen Empfindlichkeit liegt die Gefahr nahe, mißverstanden zu werden. Wenn wir es versuchen, rechnen wir dabei auf besonnen

Digitized by Google

abwägende Leser, die sine ira et studio patriotische Bedenken anzuhören und zu erwägen willig sind.

Gewiß ist es ein Zeichen wirklicher Einsicht in die drängenden Fragen der Zeit, wenn Kaiser Wilhelm mit aller Energie an die sozialen Schäden hinangetreten ist, um sie durch eine groß geplante Reformarbeit zu heilen. Wohl in Zusammenhang damit ist auch die Reform unsers ganzen Schulwesens gedacht. Beides sind aber Fragen, die sich nur lösen lassen unter freiwilliger Beihilfe derer, die die Kosten der Reform zu tragen haben, und hier stehen wir sofort dem wunden Punkte gegenüber, der die Schmerzen unsrer Großindustrie, unsers Großgrundbesitzes und eines sehr namhaften Teiles unsrer Intelligenz gerade in ihren besten Vertretern hervorgerufen hat. Die ins Auge gefaßten Ziele, Herstellung des sozialen Friedens, Besserung der Arbeiterverhältnisse, Vertiefung und Vereinfachung unsrer Schulbildung, werden wohl von jedermann ohne Ausnahme gebilligt, und man ist dem Kaiser dankbar für den Anstoß, den er gegeben und für die Bewegung, die er in Fluß gebracht hat. Die Bedenken richten sich gegen das Tempo und gegen einen nicht wegzuleugnenden Radikalismus, der die Hindernisse nehmen will, wie ein kühner Reiter den Graben auf der Fuchsjagd. Der alte Spruch Bis dat qui cito dat darf nur sehr ausnahmsweise in Fragen des staatlichen Lebens Anwendung finden, und wenn wir auch weit entfernt sind, für Gesetzesvorlagen das Horazische nonum prematur in annum in Anspruch zu nehmen, so meinen wir doch, daß weder die Sozialreform noch die Schulreform bereits spruchreif seien. Die Arbeiterschutzkonferenz und die Schulreformkonferenz sind beide gleich wenig populär geworden, gerade in den am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Kreisen steht man ihnen mißtrauisch gegenüber.

Das ist der eine Grund der Unzufriedenheit: der Sprung ins Unbekannte wird nach der Meinung jener Kreise gethan ohne ausreichende Prüfung der Vorbedingungen seines Gelingens, aber mit der Gewißheit, daß er sich nicht mehr wird zurückthun lassen.

Ein zweiter Grund der Unzufriedenheit liegt in der Unruhe, die durch eine Reihe von Personalveränderungen in der Verwaltung, der Armee und der politischen Leitung des Reiches stattgefunden hat. Wir sind in dieser Beziehung anspruchsvoller geworden als vielleicht irgend eine andre Nation der Welt. Eine markige und geniale Gestalt wie die des Fürsten Bismarck vergißt sich nicht; das Bewußtsein der Sicherheit, das der Name Moltke der gesamten Nation gab, und das mit allem Vertrauen auf seinen Nachfolger übertragen wurde, kann gleichfalls nicht ersetzt werden. Die Verfassung des Reiches und die Organisation der Armee schien auf den Körper dieser geistigen Riesen zugeschnitten zu sein. Heute, wo wir ihre feste Hand am Ruder und am Steuer des Staates nicht mehr sehen, regt sich der Zweifel, ob die Kraft der Ersatzmänner ausreichen werde, das Schiff durch Wind und Wellen zu leiten.

Digitized by Google

Freilich, um bei dem Bilde zu bleiben, ein willenskräftiger und entschlossener Kapitän bestimmt den Gang des Fahrzeuges, und es wäre Frevel, daran zu zweifeln, daß er es dem sichern Hafen zuführen will.

Kaiser Wilhelm setzt in seinem Regiment so viel eigne Persönlichkeit ein, daß er das Bedürfnis nach ausgesprochenen Charakteren an seiner Seite in zweiter oder dritter Stelle nicht empfinden mag. Man hört die Klage, daß abgesehen von einigen wenigen, wirklich hervorragenden Männern Mittelmäßigkeiten in Stellungen gelangen, denen sie nicht gewachsen seien. Die neuen Männer, die auftreten, haben sich allgemeines Vertrauen noch nicht erworben, die als die Überbleibsel des ancien régime Amt und Stellung behauptet haben, an Ansehen entschieden verloren. Da kann es kaum Wunder nehmen, daß, was an scheinbaren oder wirklichen Einbußen an Ansehen von uns verzeichnet werden muß, ihnen schuldgegeben wird. Am schwersten wird dabei die Leitung unsrer auswärtigen Politik betroffen. Uns liegt in Nummer 7 des „Export," des Organes des Zentralvereins für Handelsgeographie, ein Artikel „Die Franzosen in Tripolis" vor, der dieser pessimistischen Beurteilung unsrer auswärtigen Politik einen so drastischen Ausdruck giebt, daß wir es für ein Unglück halten würden, wenn jene Stimmung weiter um sich griffe. Der Verfasser sagt geradezu, daß Deutschland im Auslande längst nur noch als der Esel in der Löwenhaut gewürdigt werde. „Einst, als wir allein standen und wußten, was wir wollten, waren wir stark, und unsre Freundschaft wurde gesucht; jetzt wollen wir noch länger auf den bereits erkalteten Lorbeern träge ruhn und genießen, fort und fort genießen, nur genießen, was eine andre Generation geschaffen hat." Der Verfasser stellt uns Frankreich als Muster entgegen und schließt gar, indem er die äußere und innere Entwicklung Frankreichs anerkennt, mit den Worten: „Es wäre eine Lust, Franzose zu sein, an dem unvergänglichen Ruhme dieses Volkes, an seinem nimmer rastenden Geistes- und Kulturleben teilzunehmen — vive la France!"

Wir billigen diese Ausführungen keineswegs, haben auch gegen den sachlichen Teil der Klagen des Verfassers, die namentlich unsre Kolonialpolitik betreffen, sehr entschiedne Einwendungen zu machen. Die jüngste Rede des Reichskanzlers hat den Zusammenhang zwischen dem Einst und dem Jetzt so unwiderleglich erwiesen, daß wir es für ungerecht halten würden, das englische Abkommen und Witu ihm allein zum Vorwurf zu machen. Die Einigung in der Brüsseler Konferenz ist unsrer Meinung nach ein Verdienst der heutigen Leitung und bedeutet keineswegs eine Benachteiligung des deutschen Handels. Was wir mißbilligen, ist die rücksichtslose Preisgebung der vertraulichen Randbemerkungen des Fürsten, die wir unter allen Umständen für unentschuldbar halten, die auch insofern sich sofort als ein politischer Mißgriff erwies, als der Wiederhall in England einen Angriff auf das Ministerium Salisbury ergab, dessen Bestand und Dauer uns die einzige Sicherheit für

Digitized by Google

das Festhalten der Engländer an jenem vielberufenen Abkommen bietet. Abgesehen aber hiervon meinen wir, daß aller Grund vorliegt, mit unsrer Kolonialpolitik zufrieden zu sein. Die Kritik, die sich anfänglich meist gegen sie richtete, hat sich beruhigt, ja es beginnt jetzt sogar ein gewisser Optimismus bemerkbar zu werden. Wenn auch nicht auf Erweiterung des deutschen Machtkreises, auf Behauptung desselben rechnet man mit Bestimmtheit, und die Zuversicht, mit der sich das deutsche Kapital den afrikanischen Kolonien zuzuwenden beginnt, weist darauf hin, daß eine geschickte und glückliche Hand an der Ausnutzung der gebotenen Verhältnisse thätig ist. Was noch beunruhigt, sind auch hier Personenfragen. Die öffentliche Meinung Deutschlands mag die Namen nicht missen, die auf jenem Boden groß geworden sind, und die für alle Zeiten mit der Geschichte unsrer Kolonialgründungen verbunden bleiben werden. Die Wißmann, Peters, Emin sind nicht zu entbehren, wenn diese Seite unsrer Politik sich auch ferner vom Zutrauen der Nation getragen wissen will.

Die weiteren Einwände, die gegen unsre auswärtige Politik erhoben werden, lassen sich in die Schlagworte zusammenfassen: Zu großes Entgegenkommen gegen England, zu geringe Geschlossenheit in unsern Beziehungen zu Italien und Österreich. Crispis Sturz und der augenscheinliche Versuch Italiens, eine Verständigung mit Frankreich zu finden, deren Verwirklichung einer politischen Abdankung gleich käme; die um sich greifende Vorstellung, daß unsre Verbindung mit Österreich im Grunde doch nur auf zwei Augen ruhe, der steigende Hochmut Rußlands und das unleugbar steigende Ansehen Frankreichs — das alles sind Dinge, für die die Verantwortung unserm Staatssekretär des Auswärtigen vielleicht mit Unrecht zugeschrieben wird, die aber in ihrer Summe zu dem Schluß drängen, daß Deutschland heute nicht mehr die Stellung in Europa einnimmt, die es vor Jahresfrist noch inne hatte.

Wonach man sich sehnt, ist eine That, an der sich das politische Ehrgefühl der Nation wieder aufzurichten und zu erfrischen vermöge, damit man den Glauben gewinne, daß die Männer, die der Kaiser zu so hoch verantwortlicher Stellung berufen hat, ihrer Aufgabe auch gewachsen seien. Wir möchten nicht ungeduldig sein: politische Erfolge wachsen nicht wie Pilze in einer Nacht auf — sie wollen klug angelegt, mit Zähigkeit durchgeführt und mit Tapferkeit verteidigt sein. Tritt uns ein derartiger Erfolg entgegen, so wollen wir die Ersten sein, ihn zu rühmen. Heute stehen wir noch abwartend und — wir können es nicht leugnen — zweifelnd da.

Digitized by Google

Die Frau und der Sozialismus

Zu einer Betrachtung über das Dunkel der Zukunft (in Nr. 6 der Grenzboten) verweilt der Verfasser besonders lange bei der Thatsache — einer unbestreitbaren Thatsache —, daß die römische Hierarchie durch ihr eignes Wesen gezwungen wird, den Fortschritt der Erkenntnis nach Möglichkeit zu hemmen. Ob ihr das Mittelalter hindurch die Hemmung in dem Grade gelungen ist, wie in protestantischen Kreisen gewöhnlich geglaubt wird, gedenken wir bei einer andern Gelegenheit einmal zu untersuchen. Heute wollen wir nur den Anlaß, den das in der Anmerkung genannte Buch darbietet,*) benutzen, um darauf hinzuweisen, wie glänzend, dank seinen ungeheuern Machtmitteln, dem modernen Staate solche Hemmungsversuche gelingen. Bebels Buch hat nämlich zwar seine ersten acht Auflagen in dem Zustande des Verbotes erlebt, aber durch das Verbot ist der einzige neue Gedanke, den es enthält, und um deswillen es wahrscheinlich verboten worden ist, gerade den Kreisen vorenthalten worden, denen er geläufig sein muß, wenn er ein wirksamer Antrieb zum Fortschritt werden soll.

Wäre es nicht dieser Gedanke, dessen Verbreitung man verhindern wollte (welchen wir meinen, werden wir später sagen), so wüßten wir nicht, wodurch das Verbot gerechtfertigt werden könnte. Wer in dem Buche eine Befriedigung seiner Lüsternheit sucht, der täuscht sich. Bebel behandelt den auf dem Titel zunächst genannten Gegenstand mit demselben sittlichen Ernst, mit derselben Zartheit und in derselben würdigen Weise, wie wir es bei modernen Theologen ersten Ranges zu finden gewohnt sind. Andre Leute, unter denen wir einen viel und gern gelesenen Philosophen nennen könnten, drücken sich weit roher aus. Nach unsern heutigen Sitten genügt allerdings zu einem Verbote wegen „unzüchtigen" Inhaltes schon das Eingehen auf anatomische oder physiologische Einzelheiten bei Schriften über das Geschlechtsleben, wenn sie nicht fachwissenschaftlich, sondern für das große Publikum bestimmt sind.

*) Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von August Bebel. Neunte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1891.

Digitized by Google

Aber Bebels Buch enthält solche gar nicht oder fast gar nicht, während so verbreitete Bücher wie Hellwalds Werk über die Familie und Mantegazzas zahlreiche Schriften über die Liebe davon wimmeln. Das Urteil des Verfassers über die sittlichen Zustände unsrer Gesellschaft fällt allerdings vernichtend aus. Aber Männer wie Duboc, dessen Buch „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland“ in Nr. 29 der vorjährigen Grenzboten beifällig besprochen worden ist, und der fromme lutherische Theologe Alexander von Öttingen urteilen ganz ebenso scharf, gar nicht zu gedenken der unverständigen Eiferer, die Berlin fortwährend als ein wahres Sodom und Gomorrha anschwärzen, und jener zahlreichen Novellen-, Roman- und Dramenschmierer, die der „Gesellschaft“ in dem Vertrauen auf ihre Dummheit „den Spiegel vorhalten“ und dabei, in ihrem Vertrauen nicht getäuscht, ein schönes Geschäft machen. Auch kann man gegen den Verfasser nicht den Vorwurf erheben, daß er demagogisch den Klassenhaß schüre. Er stellt ganz im Geiste seines Meisters Karl Marx die gegenwärtigen Zustände als das Ergebnis einer natürlichen und notwendigen Entwicklung dar, für die kein Einzelner verantwortlich zu machen sei, und erwartet die Verwirklichung seines kommunistischen Zukunftsideals von dem stetigen weitern Fortschritt derselben unabwendbaren Entwicklung. Es ist wahr, er spricht hie und da mit bitterm Sarkasmus von den herrschenden Klassen, aber was die Leute von der Farbe der „Kreuzzeitung“ und des „Vaterlands“ einerseits und die von dem „Berliner Tageblatt“ und der „Neuen Freien Presse“ anderseits einander gegenseitig in Reden, Flugschriften und Zeitungen täglich an den Kopf werfen, das ist in Form und Inhalt zehnmal ärger; auch der zum Nachfolger des verabschiedeten österreichischen Finanzministers von Dunajewski berufene Dr. Steinbach hat sich über die „Unsittlichkeit und Gefräßigkeit“ des Kapitalismus mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen. Im ganzen befleißigt sich der Verfasser einer ruhigen, man darf wohl sagen vornehmen Objektivität.

Wie weit wir Bebel Recht geben, und in welchen Stücken wir ihm entschieden Unrecht geben müssen, darüber sind wir uns vollkommen klar. Wir ordnen unsre Kritik nach den beiden Gegenständen des Buches an, dessen Titel eigentlich lauten müßte: „Begründung des Sozialismus, mit besondrer Rücksicht auf die Lage des weiblichen Geschlechts,“ und beginnen mit dem zweiten Gegenstande, den auch Bebel voranstellt.

Die Kritik, die in dem Buche an unsern Sittenzuständen, soweit sie mit dem Geschlechtsleben und der Ehe zusammenhängen, geübt wird, halten wir für im ganzen zutreffend, wenn sie sich auch im einzelnen Übertreibungen und unberechtigte Verallgemeinerungen zu schulden kommen läßt. Wir brauchen darauf nicht einzugehen, weil diese Dinge ja unzähligemal, teilweise auch in den Grenzboten, gesagt und beklagt worden sind, und irgendwo täglich aufs neue gesagt werden. Nur mit Beziehung auf einen einzigen Punkt, daß nämlich

Digitized by Google

unsittliche Verhältnisse durch keine Legalisirung in sittliche verwandelt werden können, wollen wir Bebels Auffassung doch auch durch das Ansehen eines berühmten rechtgläubigen Theologen stützen. Von den monströsen Ehen, d. h. solchen, bei denen der Altersunterschied der beiden Gatten übermäßig groß ist, sagt Öttingen auf Seite 380 seiner Moralstatistik: „Es ist solch ein Schritt selbstverständlich immer ein Verbrechen gegen die Idee der Ehe, eine selbstschänderische Preisgebung der eignen Person. Verbindungen, die aus Furcht vor dem Ledigbleiben [noch lange nicht der schlimmste Beweggrund!] so oft wider alle Neigung geschlossen werden, sind, wie schon Malthus mit Recht hervorgehoben hat, genau genommen nicht viel anders als wahrhafte Prostitutionen, mögen sie noch so sehr durch das korrumpirte öffentliche Urteil beschönigt oder gar, wie nicht selten geschieht, mit dem Mantel der Frömmigkeit umhüllt werden." Am meisten gilt das natürlich in dem Falle, wo sich ein junger Mann durch die Vermählung mit einer über sechzig Jahre alten reichen Frau prostituirt, ein Fall, der besonders häufig in Belgien vorkommt; denn in diesem Musterstaate des höchst entwickelten Industrialismus, Kapitalismus, Parlamentarismus, Jesuitismus und Liberalismus ist die sittliche Fäulnis am weitesten vorgeschritten. Bebel hat nämlich auch darin nicht Unrecht, daß er die Verderbnis des Geschlechtslebens mit dem Kapitalismus in Verbindung bringt. Wie dieses System in dieser Hinsicht auf die drei Klassen einwirkt, das liegt auf der Hand. Es sammeln sich in einer obersten Schicht so ungeheure Reichtümer, daß einerseits deren Angehörigen die Befriedigung jeder noch so verwerflichen Laune möglich ist, und daß anderseits der dadurch erzeugte wahnsinnige Luxus die Besorgnis erzeugt, selbst der größte Reichtum werde zum „standesgemäßen" Leben nicht hinreichen, daher denn in diesen Kreisen die Geldheirat das gewöhnliche wird. Die Männer der mittlern Schicht müssen ebenfalls vor allem auf das Geld sehen, weil das ansteckende Beispiel des Luxus und Lebensgenusses der Vornehmen auch ihre Kreise beherrscht, und weil sie, mit Ausnahme der Beamten, von dem Gespenst der Existenzunsicherheit gepeinigt, möglichste materielle Sicherheit zu suchen gezwungen sind. Die unterste Schicht endlich verfällt jenem Pauperismus, in dem jede Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins und eines wohlgeordneten Familienlebens aufhört.

Endlich stimmt Bebels Ehe ideal im Grunde genommen mit dem christlichen überein. Er verwirft die Polygamie wie die Prostitution und verlangt die streng und ausnahmslos durchgeführte Einehe, ohne den Männern irgend ein Vorrecht vor den Frauen einzuräumen. Von dem gegenwärtigen gesetzlichen Zustande unterscheidet sich die Ehefreiheit, die er erstrebt, nur dadurch, daß die Schließung wie die Trennung der Ehe lediglich Sache der beiden Beteiligten und keine dritte Macht, wie Staat oder Kirche, drein zu sprechen befugt sein soll. Daß dieses Dreinsprechen des Staates unter den heutigen

Digitized by Google

Umständen, wo um des Nachlasses willen die Legitimität der Kinder festgestellt und beim Mangel jedes Nachlasses der Versorgungspflichtige ermittelt werden muß, unbedingt notwendig sei, giebt auch Bebel zu. Aber daß diese Rechtsangelegenheiten zu dem Wesen der Ehe gehörten, werden am wenigsten die rechtgläubigen Theologen behaupten wollen, da ja die ältere Kirche das Wesen des Ehebundes stets im consensus der beiden Gatten gefunden hat. Was die Scheidung anlangt, so kommt die katholische Ansicht von der unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe natürlich nicht in Betracht. Wird aber die Zulässigkeit der Scheidung einmal eingeräumt, dann ist kein Grund weiter vorhanden, vor der Scheidungsfreiheit des sozialistischen Zukunftsstaates zu erschrecken. Denn die vollkommene Freiheit der Eheschließung vorausgesetzt, die Bebel fordert, und bei der das Weib ganz ebenso berechtigt sein soll, sich nur durch die Neigung leiten zu lassen und den ersten Schritt zu thun wie der Mann, würden die Ehen durchschnittlich glücklicher ausfallen als heutzutage und die Anlässe zur Trennung weit seltner sein.

Ob in irgend einer nebelhaft fernen Zeit ein höchst vollkommener Zustand der menschlichen Gesellschaft die freie Liebeswahl einmal allgemein möglich machen wird, das können wir natürlicherweise nicht voraussehen; ebenso wenig dürfen wir uns aber erkühnen, die Sache von vornherein für unmöglich zu erklären. Dagegen glauben wir ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit behaupten zu dürfen, daß selbst ein so vollkommener Zustand häufiges Liebesunglück und Eheelend nicht ausschließen würde. Bebel übersieht den Umstand, daß weder die Neigung noch der Wunsch zur Trennung immer gleichzeitig in beiden Teilen entsteht. Bleibt die Neigung des Mannes oder des Weibes einseitig, und kommt deshalb keine Ehe zu stande, so haben wir auch im Sozialistenstaate eine unglückliche Liebe, und falls der oder die Verschmähte lediglich zur Befriedigung des sinnlichen Triebes eine ungeliebte Person heiraten wollte, eine unglückliche Scheinehe; entsteht endlich in einer aus beiderseitiger Zuneigung geschlossenen Ehe später bei dem einen Gatten Abneigung, während des andern Liebe Bestand hält, so bleibt gerade wie heute nur die Wahl, ob durch die Trennung das eine oder durch Fortführung einer unglücklichen Ehe beide dem Elend verfallen sollen. Einen zweiten Irrtum Bebels werden wir weiter unten noch hervorheben.

Nun zu dem andern Gegenstande der Schrift, der Begründung des Sozialismus. Auch hier stimmen wir mit dem Verfasser in der Kritik des Bestehenden überein, und zwar am entschiedensten gerade in dem Gedanken, von dem wir oben sagten, er müsse wohl den Grund zu dem Verbote der Schrift abgegeben haben, da er der einzige neue in Bebels Schrift sei, während man alles andre in tausend andern Schriften und Blättern finde, die ungestört umlaufen dürfen. Es ist der in den Grenzboten schon wiederholt dargelegte und daher einer ausführlichen Erörterung nicht mehr bedürftige Gedanke, daß

Digitized by Google

der wirtschaftliche Zustand der heutigen Kulturstaaten überaus unvernünftig sei, da in ihnen die Leiden der Armut nicht, wie in frühern Zeiten, aus dem allgemeinen Mangel, sondern gerade aus dem allgemeinen Überfluß entspringen; da der Reichtum des Ganzen und die jederzeit offenstehende Möglichkeit, diesen Reichtum ins Grenzenlose zu vermehren, schuld ist oder schuld sein soll an der Not der Einzelnen. Es ist in den Grenzboten bereits auf die traurige Lächerlichkeit der Thatsache hingewiesen worden, daß die Weber im Eulen- und im Erzgebirge angeblich deswegen kein Brot kaufen können, weil Deutschland beständig in Gefahr schwebt, vom Auslande aus mit Brot und Fleisch überschwemmt zu werden, das auszusperren die Zollschranken nicht hoch genug aufgeführt werden können, daß der böhmische Weber angeblich deswegen kein Hemd auf dem Leibe hat, weil die Leinwandtransporte, mit denen Böhmen von Deutschland aus bedroht wird, den böhmischen Fabrikanten am Verkauf seiner eignen Erzeugnisse hindern, daß der Schriftsteller deswegen keine Bücher kaufen kann, weil der Verleger zu viel unverkäufliche Bücher auf Lager hat u. s. w. Es giebt in der That kein Wort, das stark genug wäre, die Verrücktheit dieses Zustandes zu bezeichnen.

Nicht daß dieser Gedanke völlig neu oder nirgends anders als in Bebels Kopfe entsprungen wäre. Bebel hat ihn von Marx, und Marx hat ihn gleichzeitig mit Rodbertus schon vor etwa dreißig Jahren gefunden. Wir kennen außerdem denkende Männer, denen jener innere Widerspruch unsrer Volkswirtschaft zu einer Zeit, wo sie die Lehren der genannten Sozialisten noch nicht kannten, durch eignes Nachdenken klar geworden ist, und wir zweifeln nicht daran, daß überall in der Welt Menschen leben, die Augen im Kopfe haben (mehr ist gar nicht nötig) und daher zu demselben Ergebnis gelangen. Endlich hat Hertzka jenen Widersinn zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen und zum Angelpunkte seines sozialistischen Romans „Freiland“ gemacht. Aber der Gedanke oder genauer gesagt, diese Erkenntnis der Wirklichkeit scheint für die Vertreter der öffentlichen Meinung etwas Schreckliches zu haben. Wir beobachten seit Jahren, wie die Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Parteien, wenn sie schon durch ihren Gedankengang mit der Nase darauf gestoßen werden, scheu davor zurückprallen und sich ängstlich drum herumdrücken, wie sie alle litterarischen Erscheinungen, in denen die Wahrheit vorkommt, beharrlich totschweigen und alle Einsendungen, die darauf anspielen, zurückweisen; namentlich sind die deutschfreisinnigen Organe groß darin, ihren Lesern Scheuklappen vorzubinden, damit sie weder jenen Grundfehler unsers wirtschaftlichen Lebens bemerken, noch den damit innig zusammenhängenden Grundfehler des zur Zeit noch herrschenden Kapitalbegriffs. Es ist nun klar, daß alle und jede Sozialpolitik, die diese beiden Grundfehler übersieht, halt- und wertlose Flickarbeit bleiben muß, während sich aus der richtigen Erkenntnis der Fehler die Möglichkeit der Besserung mit Notwendigkeit ergiebt. Daß die heutigen

Digitized by Google

Kulturvölker technisch imstande sind, alle Bedürfnisse ihrer Angehörigen ohne Überanstrengung auch nur eines Einzigen zu befriedigen, daran kann keiner zweifeln, der die Fruchtbarkeit der Erde, die Leistungen unsrer Maschinen und die Leichtigkeit des Transportes kennt. Wenn die Völker das, was sie technisch schon längst vermögen, wirtschaftlich noch nicht vermögen, so kann daran nur eine fehlerhafte Einrichtung ihrer Gütererzeugung und -verteilung schuld sein. Was sie in diese fehlerhafte Einrichtung festgebannt hält, das ist aber vorzugsweise die abergläubische Verehrung vor der Macht des Geldes, die von der kapitalistischen Partei geflissentlich und planmäßig aufrecht erhalten wird. Die heutige Menschheit ist in dem Aberglauben aufgewachsen, niemand könne, niemand dürfe etwas leisten, ohne Geld in der Hand zu haben, während doch zu allen wertvollen Leistungen, zu jeder Art Gütererzeugung und Güterverteilung nur gesunde Sinne, Muskelkraft, Geschicklichkeit und der fruchtbare, sich dem Menschen nie versagende Schoß der Erde gehören, die Unentbehrlichkeit der Gold- und Silbermünzen und bedruckter Zettel aber nicht aus der Natur der Sache entspringt, sondern nur auf Einrichtungen beruht, die, wie sie in der Zeit entstanden sind, so auch mit der Zeit wieder vergehen werden.

Darum also nannten wir jenen Grundgedanken der sozialistischen Kritik neu, weil es dem herrschenden wirtschaftlichen Aberglauben bisher gelungen ist, ihm die Öffentlichkeit zu versperren. Wer ihn aber klar erkannt hat, der fühlt sich auch im Gewissen verpflichtet, ihn zu verbreiten; er wäre ein schlechter Kerl, wenn er es nicht thäte, denn er trüge die Mitschuld daran, daß Millionen Menschen länger, als notwendig ist, im Elende festgehalten würden. Die Grenzboten haben voriges Jahr von Nr. 21 ab in den Artikeln über die soziale Frage eine Anzahl von Wegen aufgedeckt oder wenigstens angedeutet, die aus dem falschen Zirkel der gegenwärtigen Produktionsweise herausführen, und die alle gleichzeitig beschritten werden könnten und sollten. Zur Aufhebung des Privateigentums an Kapitalsgütern führen diese Wege nicht, sondern nur zur Beschränkung des Mißbrauchs der Besitzrechte. Und das ist nun der erste der Hauptpunkte, in denen wir von Bebel abweichen: wir halten die Aufhebung des Privateigentums nicht für notwendig zur Heilung des Pauperismus und der übrigen Krebsschäden, an denen gegenwärtig die Gesellschaft leidet.

Zweitens halten wir eine Gesellschaft mit Kollektivproduktion, die alle ihre Glieder mit gleichmäßigem Überfluß aller Bedarfs- und Luxusgüter überschüttete, zwar für technisch möglich, aber für unmöglich aus sittlichen Gründen. Bebel läßt gleich Hertzka und andern Sozialisten aus diesem geträumten glücklichen Zustande alle Tugenden hervorgehen und mit den äußern Anlässen zu Sünden und Verbrechen auch diese selbst schwinden. Wir untersuchen nicht, ob das sittlich Böse wirklich nur aus äußern Verhältnissen entspringt; daß unnatürliche Zustände ein Gewürm und Geschwürm sittlicher Übel ausbrüten,

Digitized by Google

ist ja nicht zu bestreiten. Aber die Herren übersehen den Umstand, daß ohne jene Höhe sittlicher Vollkommenheit, die aus der sozialistischen Verfassung erst hervorgehen soll, diese gar nicht hergestellt werden könnte. Welcher Heroismus gehört dazu, der Gemeinschaft oder einer höhern Idee zuliebe auf sein Privateigentum zu verzichten, und wie undenkbar ist es, daß sich alle Bewohner aller zivilisirten Staaten zu diesem Heroismus emporschwingen sollten! Das aber wäre doch notwendig. Denn wenn Einzelne oder gar größere Massen widerstrebten, so müßte gegen sie Gewalt angewendet werden, und man hätte dann wieder den von Bebel so unbedingt verurteilten Klassenstaat, die Unterdrückung der einen durch die andern, nur daß Unterdrücker und Unterdrückte die Rollen vertauscht hätten.

Drittens finden wir Bebels Abneigung gegen den Staat — er protestirt sehr entschieden gegen die Bezeichnung Sozialistenstaat, nur von einer sozialistischen Gesellschaft sei die Rede, mit der genossenschaftlichen Organisation der Gütererzeugung und -verteilung falle das, was wir Staat nennen, von selbst hinweg —, wir finden also diese Auffassung des Staates und diese Abneigung gegen ihn beinahe kindisch bei einem Manne, der seit vielen Jahren so mitten im Staatsleben drin steht; bei einem einsamen Stubenhocker, wie Marx einer war, braucht man sich weniger zu wundern. Es ist ja richtig, daß jeder größere Staat als Klassenstaat erscheint. Es ist aber doch ebenso unbestreitbar, daß die beherrschte Klasse, so oft sie in einer Revolution vorübergehend das Ruder in die Hand bekam, ihre Sache noch schlechter gemacht hat als die Vornehmen und Reichen, daß gerade im Staate und durch den Staat die Ärmern allmählich zur ersprießlichen Beteiligung am Staatsleben erzogen worden sind, und daß es allein die Staatsbehörden, vor allem weise und wohlwollende Herrschergeschlechter sind, die der an sich natürlichen und unvermeidlichen Vergewaltigung der Schwachen durch die Starken Grenzen zu stecken vermögen. Weiß doch gerade die preußische Geschichte genug davon zu erzählen. Am wunderlichsten ist es, daß Bebel eine großartige, die ganze Erde umspannende Gesellschaftsgliederung ohne Staat für möglich hält. Die Gütererzeugung und -verteilung, die Einrichtung und Leitung der Schulen, die Anlage der öffentlichen Gebäude würde doch Behörden erfordern; ja schon die Abgrenzung der Produktionsgebiete gegen einander wäre ohne eine darüber entscheidende Behörde nicht denkbar. Die einzelnen Produktionsgruppen, Gemeinden, Kreise, Genossenschaften oder wie sie sich sonst nennen mögen, könnten nicht zusammenhanglos neben einander dahin leben, denn sie wären auf gegenseitigen Güteraustausch angewiesen, müßten Abrechnung mit einander halten u. s. w. Demnach würde eine Zusammenfassung mehrerer Genossenschaften in ein Ganzes durch eine Zentralbehörde unvermeidlich, und ein solches Ganze würde eben ein Staat mit republikanischer Verfassung sein. Nehmen wir auch an, das Tugendideal würde in diesen Staaten verwirklicht und diejenigen Zweige des Staats-

Digitized by Google

lebens, an die Bebel bei dem Worte Staat zunächst denkt: Kriegswesen, Rechtspflege und Polizei fielen weg, so blieben sie trotzdem immer noch Staaten mit einer reichverzweigten Verwaltung. Die Idee eines Staates ohne die drei genannten Zweige ist so wenig neu, daß sie vielmehr im Herzen aller Christen lebt; denn es ist doch klar, daß, wenn wir allesamt wirklich Christen wären, wir weder Soldaten, noch Richter (man beachte besonders 1. Kor. 6, 1 bis 7), noch Polizei brauchen würden.

Viertens huldigt Bebel einem falschen Glückseligkeitsideal. Er hält das Leben des Bauern für elend und glaubt, die Menschen würden glücklich sein, wenn sie allesamt an den höchsten geistigen und ästhetischen Genüssen teilnehmen könnten. Er will den engen Bann des Hauses sprengen und das ganze Leben öffentlich machen. Er denkt weder an Diocletian, der die Glückseligkeit, die er in der Beherrschung eines Weltreiches vergebens gesucht hatte, schließlich bei den Kohlköpfen seines Landgutes fand, noch an Gerson, der des Streits der Gelehrtenschulen, Konzilien und Staatsmänner müde, seinen Lebensabend mit dem Unterricht kleiner Kinder im Alphabet und Einmaleins ausfüllte, noch an das salomonische vanitas, vanitatum vanitas. Er weiß es nicht, daß ein schlichter Hausrat, den zwei Eheleute in langjähriger harter Arbeit Stück für Stück erworben haben, mehr beglückende Kraft enthält, als alle jene physikalischen, elektrotechnischen und astronomischen Wunderwerke, alle jene Kunstwerke der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, deren täglichen Genuß er den Mitgliedern der Zukunftsgesellschaft verschaffen will. Es ist ihm unbekannt, daß das Beglückende nicht in den Augen und nicht im Verstande, sondern im Gemüte liegt, und er scheint den Zauber nicht zu ahnen, der in dem Wörtlein „mein" liegt und der da macht, daß ein einziges gemaltes oder lebendiges Bildchen, das der Liebhaber ausschließlich besitzt, ihm mehr gilt als alle Bilder und sonstigen Schätze der Welt. Mögen der altmodische Asket und der neumodische „Altruist" diesen Egoismus als das radikale Böse übereinstimmend bejammern und verfluchen, sie werden dadurch die menschliche Natur nicht ändern. Bebel ist ein tüchtiger Kenner der Volkswirtschaft, aber ein elender Psycholog. Der Mensch lebt eben nicht von Brot allein, und selbst wenn man alle Schätze der Natur, der Kunst und der Wissenschaft hinzufügt, so genügt auch das dem Menschenherzen noch nicht. Es giebt ein irdisches Paradies. Ja es giebt ihrer sogar zwei. Das eine liegt in dem stillen Frieden des abgeschlossenen Hauses und ist umso vollkommner, je einfacher und ländlicher die Familie lebt. Das andre liegt, wo Dante es schaute, auf der Höhe des Läuterungsberges. Von beiden mag Bebel nichts wissen. Er phantasirt sich sein Paradies auf den Gipfel des Kulturfortschrittes. Wir sind nun zwar keine Pessimisten und glauben nicht, daß der Kulturfortschritt die Menschen notwendigerweise elend machen müsse, sehen aber doch alle Tage, daß er diesen traurigen Erfolg thatsächlich überall hat, wo ihm nicht eine

Digitized by Google

unverwüstliche gesunde Natur und ein fester christlicher Glaube vereint das Gleichgewicht halten. Sind sie imstande, der Verminderung des Glückes vorzubeugen, so dürfen wir schon froh sein.

Hier nun müssen wir auch noch ein Wörtchen über die Stellung sagen, die Bebel der Frau in der Zukunft anweist. Es ist gewiß edel und ritterlich von ihm, daß er alle Nichtswürdigkeiten, die der Mann, seine natürliche Überlegenheit mißbrauchend, von alten Zeiten her am Weibe verübt hat und noch heute verübt, schonungslos aufdeckt und mit den Namen bezeichnet, die sie verdienen. Er hat vielleicht auch Recht, wenn er glaubt, das Weib sei von Natur zu allen Leistungen des Mannes befähigt, und wenn dies nicht hervortritt, so sei nur die Erziehung daran schuld. Aber er ist entschieden im Unrecht, wenn er sich einbildet, durch männliche Erziehung (genauer gesagt, durch eine gemeinsame Erziehung der Knaben und Mädchen, die auf das Geschlecht keine Rücksicht nimmt) und durch die Einführung in alle männliche Berufsarten die Frauen glücklich machen zu können. Es ist keineswegs immer heilsam für ein Wesen, wenn alle seine Fähigkeiten entwickelt werden. Vielleicht ließe sich im Laufe der Zeit allen Mädchen und Frauen die Muskulatur der Schaubudenathletinnen anerziehen, aber ein wesentlicher Quell des Glückes für beide Geschlechter, der weibliche Liebreiz, würde damit für immer versiegen. Katharina II. war eine große Kaiserin, aber nichtsdestoweniger ein abscheuliches Weib. Der Mann besitzt ja ebenfalls die Anlagen für die weiblichen Eigentümlichkeiten. Ein wohlgebildeter junger Mann kann in Miene, Haltung und Bewegung die Anmut eines Mädchens nachahmen, aber thut er es, und zwar nicht bloß zum Scherz, so verachten wir ihn. Der verschiedne anatomische Bau beider Geschlechter, ihr verschiedner morphologischer Typus weist darauf hin, daß beide auch im Benehmen, in der Denkungsart und Empfindung, in ihrer Thätigkeit und gesellschaftlichen Stellung verschiedne Typen auszubilden haben. Gelänge es, diese Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern aufzuheben, so würde die wesentlichste Bedingung alles Lebens, die Polarität, gerade an der wichtigsten Stelle fehlen. Die Professorinnen und Ärztinnen der Zukunft können daher für einen gesunden Menschenverstand und eine natürliche Empfindung so wenig ein Gegenstand des Entzückens sein wie unsre jetzigen Telegraphistinnen und Modistinnen, sondern werden gleich diesen nur Mitleid erregen.

Müssen wir aber auch Bebels Ideal bekämpfen, so müssen wir ihm doch zugleich beistimmen, wenn er der gegenwärtigen Gesellschaft das Recht bestreitet, ihm dieses Ideal zum Vorwurf zu machen. Denn nicht Bebel, sondern unsre Gesellschaftsordnung oder -unordnung hat es erzeugt. Nicht Bebel, sondern die Not des Lebens ist es, die immer zahlreichere Scharen von Mädchen aus der Familie hinauswirft und in männliche Berufsarten hineintreibt, und nicht Bebel ist es, der die Tagelöhnerfrauen zwingt, alle weibliche Anmut abzulegen und in dicken Stiefeln mit einer Steinlast oder

Digitized by Google

dem Kalkschaff auf dem Kopfe hohe Gerüste zu erklimmen. Auch hat er vollkommen Recht mit seinem Spott über die, die ihn anklagen, er wolle durch seine öffentliche Erziehung die Kinder von den Eltern losreißen. Als ob nicht in seiner sozialistischen Gesellschaft, falls sie möglich wäre, die Eltern ohne Ausnahme weit mehr Zeit haben würden, sich mit ihren Kindern in deren Freistunden zu beschäftigen, als alle heutigen Proletarierelteren! Als ob nicht die meisten Eltern des Mittelstandes alltäglich froh wären, wenn die Kinder in die Schule fort sind, und namentlich am Schluß der Ferien, daß die Schule wieder angeht! Als ob nicht die meisten vornehmen Eltern ihre Kinder fremden Leuten anvertrauten und sie sich möglichst vom Leibe hielten! Als ob sich nicht die meisten vornehmen Mütter der Erfüllung der ersten und heiligsten Mutterpflicht, die ja sogar schon für etwas Unanständiges gilt, entzögen und Dirnen als Vertreterinnen mieteten, während Bebel fordert, daß jede Mutter diese Pflicht selbst erfülle!

Das fünfte, was wir an Bebels Phantasiegebäude entschieden verwerfen, ist der darin herrschende Atheismus. Einen persönlichen Vorwurf freilich können wir ihm auch daraus nicht machen. Das ganze Professorentum aller christlichen Länder ist atheistisch, und wenn auch die Ausnahmen in England und Deutschland etwas häufiger zu werden scheinen, so bleiben sie doch vorläufig noch Ausnahmen. Und überall, in gelehrten Werken wie in populärisirenden Zeitschriften und Vorträgen, wird der Atheismus als das unabweisbare Ergebnis der Denkarbeit dargestellt. Wer sich zum Glauben an einen persönlichen Gott zu bekennen den Mut hat, der verzichtet damit auf den Ruf eines Vertreters der Wissenschaft. Wenn nun der Mann aus dem Volke zugleich unzähligemal vernimmt, daß die Erhebung des ganzen Volkes auf die Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis das nächste Ziel des Kulturfortschrittes sei, wie sollte er sich da nicht beeilen, durch Abwerfung des Glaubens an Gott die erste so leicht zu erklimmende Stufe zu besteigen? Unter diesen Umständen muß man die Aufstellung des sozialistischen Zukunftsideals, so thöricht und falsch es auch sein mag, noch als ein großes Glück preisen. Denn mit der Hoffnung hört das Streben auf; verliert also der arme Mann die Hoffnung auf den jenseitigen Himmel, so muß er an einen diesseitigen glauben, wenn er nicht stumpfsinniger Trägheit, der Trunksucht, der Verzweiflung, nihilistischer Mord- oder Selbstmordmanie anheimfallen soll.

Diesen sozialistischen Optimismus kann demnach unser Volk so lange nicht entbehren, als es den christlichen nicht wiedergewonnen hat. Es wäre geradezu entsetzlich, wenn statt seiner das Schopenhauertum sich der Massen bemächtigt hätte; unser Volk würde damit auf die Stufe des russischen hinabgesunken sein. Und an Bebels wunderbar hoffnungsfrohem Optimismus ist noch besonders sein guter sittlicher Kern anzuerkennen, der sich u. a. in der Bekämpfung der Darwinianer und Malthusianer offenbart. Den erstern wirft er mit Recht

Digitized by Google

vor, daß ſie die im Tierreich herrſchenden Entwicklungsgeſetze in unverſtändig roher Weiſe unverändert auf die mit Vernunft begabte Menſchheit anwenden, und den Malthuſianismus, der notwendigerweiſe zur Billigung und Empfehlung aller möglichen Laſter und Verbrechen führt, fertigt er in einer wahrhaft glänzenden Widerlegung ab (S. 350 ff.).

Somit erkennen wir dem Sozialismus ein doppeltes Verdienſt zu; er hat unſre volkswirtſchaftlichen Begriffe berichtigt, und er hat zu einer Zeit, wo die natürlichen Bedingungen irdiſcher Glückſeligkeit weithin zerſtört waren und das Volk die Hoffnung auf den Himmel verloren hatte, für beides einen zeitweiligen Erſatz geſchaffen in dem energiſchen Streben nach einer beſſern Geſellſchaftsordnung. Auf der neugewonnenen Grundlage dieſer richtigern Begriffe im chriſtlichen Geiſte an unſern geſellſchaftlichen Zuſtänden beſſern, was verdorben, und umbauen, was unhaltbar geworden iſt, das wäre, ſo will es uns ſcheinen, die Aufgabe der echt konſervativen Geiſter, die ja zugleich auch die echt liberalen ſind.

Die deutſchen Kinderheilſtätten an der See

Wem das Glück zu teil ward, aus des Tages haſtigem Gedränge, nach aufreibender Thätigkeit oder ſchwerem Krankſein ſich hierher zu retten an den unvergleichlich herrlichen Meeresſtrand, wer hier tief aufatmend die friſche Seeluft in die Bruſt geſogen hat, der verſteht den wahrhaft menſchenfreundlichen Gedanken ganz zu würdigen, gerade hier eine Geneſungsſtätte für kränkliche Kinder zu ſchaffen, die daheim in dem ſchweren Kampfe gegen unverſchuldete Not und Krankheit nicht aufzukommen vermögen, nun aber von voller, friſcher Lebensluſt, von dem beglückenden Gefühle wiedererwachter Geſundheit durchdrungen werden. Und niemand anders, als der Schöpfer und Schirmer unſers deutſchen Reiches, Kaiſer Wilhelm I., hat dieſen Gedanken tief in ſeinem milden, menſchenfreundlichen Herzen gehegt und ihn dann mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit zur That werden laſſen. Ihm erſchien die Idee beſonders anſprechend, daß das deutſche Volk hier gemeinſame, nationale Geneſungsſtätten beſitzen ſollte, wie ſie andre Völker zum Teil ſeit langem ſchon für ihre konſtitutionell ſchwachen und ſkrofulöſen Kinder begründet hatten.

Digitized by Google

Die Kenntnis der Thatsache ist ja durchaus nicht neu, daß man die konstitutionellen Kinderkrankheiten mit Glück an der See behandeln kann; man weiß das schon längst, auch in den von der Küste entfernten Landstrichen. Einzelne begüterte Familien haben von jeher aus dem fernen Binnenlande ihre blutarmen, skrofulösen, langsam oder krankhaft sich entwickelnden Kinder auch bei uns an die Seeküsten gebracht. Neu aber ist der Gesichtspunkt, diese erfahrungsmäßig als höchst wirksam anerkannte Kur auch den weniger Vermögenden und selbst den ganz Unbegüterten zugänglich zu machen, mit einem Worte, dem Volke im großen; nun erst bekommen die Kinderheilstätten ihre Wichtigkeit für die öffentliche Gesundheitspflege. Erst dadurch, daß sie alljährlich vielen Hunderten von Kindern aus allen Ständen die Gesundheit wiedergeben, die mangelnde Kraft mitteilen, gewinnen sie Einfluß auf unser öffentliches Leben, auf die körperliche Erziehung unsers Volkes und verdienen Beachtung auch in den entferntesten Teilen des deutschen Vaterlandes. Es dürfte bekannt sein, daß fast sämtliche europäischen Völker uns Deutschen in der Begründung von Seehospizen zuvorgekommen sind, namentlich die Engländer, die Franzosen, die Italiener, die Dänen und die Russen.*)

Schon im Jahre 1796 entstand in England auf Dr. John Lettsoms Anregung das erste Seehospiz für Skrofulose: das zu Margate an der Themsemündung, dem volkstümlichen Seebadeort der Londoner. Wohl die Erschöpfung der damaligen Welt durch die napoleonischen Kriege war die Ursache, daß es fünfundvierzig Jahre dauerte, ehe ein zweites gebaut wurde: das zu Viareggio an der toskanischen Küste, im Jahre 1841. Einige Jahre darnach gründete eine edle Frau, Madame Armaingaud, zu Cette in Südfrankreich das erste französische Seehospiz. Dann begann Dr. Perrochaud das Hospiz zu Berck sur Mer an der Nordküste von Frankreich, das später von der Stadt Paris übernommen und zum größten der Welt gemacht worden ist. Es hat fünf Millionen Franken gekostet und ist für 734 Kinder und für 140 Beamte und deren Angehörige eingerichtet.

Inzwischen war in Italien eine ganze Reihe von Hospizen entstanden. Jetzt hat dieser Staat nicht weniger als zwanzig, die meisten auf unmittelbare Anregung des Professors Barellai in Florenz, eines wahren Apostels der Nächstenliebe, der jahrelang in den Provinzen Italiens den Kreuzzug der Wohlthätigkeit gepredigt hat. Nirgends ist auch die Sache der Hospize volkstümlicher, und nirgends wird sie mehr unterstützt als dort. So geben beispielsweise die Eisenbahnen von Norditalien den hin- und herreisenden Kindern eine Ermäßigung des Fahrpreises um drei Viertel, eine Gunst, wie sie anderwärts, z. B. in Deutschland, solch wohlthätigem Werke versagt bleibt. Dreizehn der

*) Vergl. Rhoden, Die Skrofeln und der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Digitized by Google

italienischen Seehospize befinden sich an der mittelländischen, sieben an der adriatischen Küste. Mehr als hundert besondre Komitees schicken alljährlich Tausende von Kindern aus. Nach den von der italienischen Gesellschaft für Gesundheitspflege veröffentlichten statistischen Angaben waren bis 1888 in den Seehospizen im ganzen 45000 Kinder behandelt worden. Demselben Professor Barellai verdankt auch Österreich sein Seehospiz, das im Jahre 1873 in Grado am Golf von Triest begründet wurde. Dann kam Holland mit dem Hospiz zu Scheveningen (neuerdings auch einem zu Wyk aan Zee), und fast zugleich Dänemark 1875 mit dem vortrefflich eingerichteten und sparsam bewirtschafteten Nesnäs an der Nordwestküste von Seeland, das neben Berck sur Mer namentlich das Muster für unsre deutschen Seehospize geworden ist. Endlich ist noch das russische Hospiz Oranienbaum am finnischen Meerbusen zu erwähnen.

Ich muß es mir versagen, auf eine vergleichende Darstellung dieser von andern Nationen geschaffenen Zufluchtsstätten kranker Kinder einzugehen, da es hier ja vor allem auf die deutschen Kinderheilstätten an der See und unter ihnen wieder auf die wichtigste, die von Norderney ankommt, die ich aus eingehender eigner Anschauung kenne.

In Deutschland wurde das Interesse für die Seehospize zuerst 1880 durch den Marburger Professor Beneke, einen ebenso gelehrten als menschenfreundlichen Arzt, lebhaft angeregt. Auf seinen Betrieb wurde 1880 der Verein für Kinderheilstätten an der Nordsee gegründet, und dieser wurde 1882, hauptsächlich durch die Bemühungen des Geheimen Medizinalrates Mettenheimer in Schwerin, zu einem Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten, d. h. an der Nord- und Ostsee, erweitert.

Man wird fragen, wie es zugehe, daß man in Deutschland erst so spät dazu gekommen sei, sich mit der so wichtigen Sache zu beschäftigen, während man in Frankreich die Wichtigkeit des Gegenstandes für die öffentliche Gesundheitspflege weit früher erkannt und die Benutzung der Seeküste für das öffentliche Wohl in großartig organisatorischer Weise in die Hand genommen hat. Darauf giebt es nicht nur eine historisch-politische, sondern auch eine in den Naturgesetzen liegende Antwort. Wir wissen es ja, wie spät sich die Deutschen darauf besonnen haben, daß sie ein einig Volk von Brüdern sind, wissen, daß das Dichterwort: Das ganze Deutschland soll es sein! zwar früh gesungen, aber erst spät zur Wahrheit geworden ist. Aber abgesehen von diesen politischen gab es, wie gesagt, auch andre Ursachen. In Frankreich war man bei der großen Zahl konstitutionell kranker Kinder und der unzureichenden Menge von Salzwolken geradezu auf die Meeresküste angewiesen. In Deutschland lag die Sache ganz anders. Hier wurden die zahlreich vorhandnen Soolquellen als die Orte angesehen, die sich zur Benutzung für den Kampf gegen die konstitutionellen Kinderkrankheiten im Sinne der öffentlichen

Digitized by Google

Gesundheitspflege am besten eigneten. Es entstanden darum in vielen Soolbädern Anstalten für Arme und wenig Bemittelte, und diese Anstalten hatten bereits eine ausgebreitete, segensreiche Wirksamkeit entfaltet, als man in Deutschland daran dachte, auch die Heilkraft unsrer Küsten in demselben Sinne auszubeuten. (Vergl. Mettenheimer, Die Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten und ihre Verwendbarkeit für die konstitutionell erkrankten Kinder des Binnenlandes.)

Bei dem Reichtum Deutschlands an Soolquellen, deren Wirksamkeit und leichte Benutzbarkeit feststeht, haben die Seehospize natürlich eine etwas beschränktere Aufgabe als in andern Ländern, eben weil sie ihre Arbeit mit den zahlreichen Soolquellen teilen können. Aber das Bad und namentlich die stählende Luft an den nordischen Meeren, sie haben doch noch ganz andre Wirkungen als die antiskrofulöse, sie bieten vor allem sehr günstige Heilerfolge bei konstitutioneller Schwäche. Dürfte ich auf Grund der Kenntnis der einschlägigen Litteratur und des mehrere Jahre hindurch wiederholten Besuches der beiden Soolbäder Frankenhausen und Dürrenberg, sowie der Bekanntschaft mit den Nordseebädern Sylt, Helgoland, Wangeroog, Spiekeroog, Langeoog und besonders Norderney, dürfte ich auf Grund dieser Erfahrungen ein Laienurteil wagen, so würde ich mich dahin aussprechen, daß beide, das Sool- und das Seebad, in demselben Sinne auf kränkliche, schwache Kinder wirken, daß aber das Seebad und namentlich auch die Seeluftkur durch die völlige, länger dauernde Veränderung der ganzen Lebensbedingungen eingreifender wirkt und daher für ernstere, tiefer wurzelnde Krankheitsfälle das geeignetere sei. Die Entscheidung zwischen Sool- und Seebad im einzelnen Falle steht selbstverständlich allein dem gewissenhaften Arzte zu. Aber im allgemeinen möchte ich nach dem, was ich beobachtet und erfahren habe, das größte Vertrauen dem Urteile Benekes schenken, wonach dort, wo tiefliegende Schwächezustände zu beseitigen sind, wo Stählung des Organismus gegen die Angriffe des Lebens, wo größere Leistungsfähigkeit und Ausrottung schwerer Krankheitsanlagen zu erstreben sind, der Seeluft und dem Seebade unzweifelhaft der erste Rang gebührt. Die außerordentliche Reinheit der Seeluft, ihre lebhafte Strömung, ihr reicher Ozongehalt, ihre gleichmäßige Temperatur, ihr den Atmungsorganen so wohlthätiger Feuchtigkeitsgehalt, das alles sind Vorzüge, die auf dem Festlande nirgends zu ersetzen sind.

Darum ist es nur mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, daß neben den Soolbädern auch die mächtigen Heilkräfte der See für unsre schwächlichen und kranken Kinder, sowie für die im Beginne der schwindsüchtigen Leiden stehenden jungen Leute Verwendung finden.

Dies geschieht, dank der unermüdlichen Thatkraft Benekes, heute in unsern Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten. Leider wurde der Schöpfer seinem Werke früh durch den Tod entrissen. Beneke starb im Herbste 1882, als er endlich sein schönes Ziel zu erreichen im Begriffe war.

Digitized by Google

Der Verein für Kinderheilstätten hatte infolge persönlicher Bemühungen Beneckes das Glück gehabt, Kaiser Wilhelm I. und den Fürsten Bismarck für seine Bestrebungen zu gewinnen. Es wurden ihm aus dem Dispositionsfonds 250000 Mark bewilligt zur Erbauung einer großen auf Norderney zu errichtenden Musteranstalt, doch unter der Bedingung, daß eine andre Viertelmillion Mark binnen einem Jahre durch den Verein selber zusammengebracht würde und dafür bürge, daß etwas Tüchtiges zu stande kommen würde. Diese zweite Viertelmillion zusammenzuschreiben oder sonstwie zusammenzubringen, das bekam selbst Beneckes Arbeitskraft und Fenereifer nicht fertig; der Verein griff daher zu dem Mittel einer Lotterie, die ihm 220000 Mark einbrachte. Endlich wurde ihm noch das große Geschenk von 100000 Mark von einem im Auslande lebenden Deutschen zu teil, dessen Name unbekannt geblieben ist. Nun war der Verein und die Ausführung seiner Aufgabe gesichert.

Der Verein umspannt jetzt die ganze lange Küste zwischen den Mündungen der Weichsel und der Ems, vorläufig in vier Niederlassungen: den beiden Ostseehospizen, Zoppot in der Danziger Bucht und Groß-Müritz an der Küste Mecklenburgs, und den beiden Kinderheilstätten der Nordsee, Wyk auf Föhr und Norderney.

Das Kinderhospiz in Zoppot ist zunächst zur Aufnahme von 40 Kindern bestimmt; der Bau, der dem Vereine 50000 Mark gekostet hat, wurde im Jahre 1886 vollendet. Es bleibt der Zukunft vorbehalten, die Heilstätte durch Anbau eines Flügels zur Aufnahme von 80 Kindern zu erweitern. Das Friedrich Franz-Hospiz in Groß-Müritz ist durch Mettenheimers Eintreten geschaffen worden. Der Ort hat einen durchaus einfachen, ländlichen Charakter. Mettenheimer hat ihn gewählt, nicht um aus der Waldeinsamkeit ein glänzendes Weltbad zu machen, sondern, wie er sagt, „um ein Heilmittel des Vaterlandes, das in erreichbarer Nähe und für beschränktere Mittel zugänglich ist, in richtiger Weise zu verwerten." Das Hospiz kann gegen 50 Kindern Aufnahme gewähren, ist aber nur im Sommer im Gange. Das Hospiz in Wyk auf Föhr ist aus einem Kinderasyl emporgewachsen, das die Diakonissenanstalt in Flensburg errichtet hatte. Der Verein für Kinderheilstätten traf mit der Diakonissenanstalt eine Vereinbarung, die dazu führte, daß von ihm ein massives Gebäude errichtet wurde, geräumig genug, um 80 Kinder gleichzeitig aufzunehmen. Die ärztliche Leitung liegt in den Händen des Dr. Gerber auf Wyk, der sich um die Anstalt große Verdienste erworben hat.

Zum Sitze des umfangreichsten Seehospizes war von Benecke Norderney erkoren worden. Diese Kinderheilstätte, um deretwillen der Verein gegründet und zu dessen Errichtung der Reichsbeitrag gespendet worden ist, führt heute dank der lebendigen Teilnahme und Fürsorge, die das damalige deutsche Kronprinzenpaar für seine Begründung hegte, den Namen „Seehospiz Kaiserin

Digitized by Google

Friedrich zu Norderney." Vom 1. Juni 1886 an trat es in Betrieb, und seitdem hat es eine überaus segensreiche Thätigkeit an vielen skrofelkranken und schwächlichen Kindern entfaltet. Es ist imstande, auch sehr ernstlich kranke Kinder aufzunehmen. Die Anstalt ist so gebaut und eingerichtet, die Pflegerinnen, Schwestern vom Viktoriahause in Berlin, sind so geschult, daß Großes geleistet werden kann. Alle Räume sind in der besten Weise für ihren Zweck hergerichtet, bei dem Bau wie bei der Einrichtung ist den weitestgehenden Anforderungen der Gesundheitswissenschaft entsprochen worden. Wenn nur auch die deutschen Landsleute sich entschließen wollten, durch fleißige Benutzung dieser Einrichtungen den Gesundheitszustand des heranwachsenden Geschlechtes, besonders unter der armen Bevölkerung, zu bessern, damit der harte Kampf des Lebens keine untüchtigen Körper finde!

Kein schlimmerer Feind der Kinderwelt, als die sie verheerende, ihre Säfte verderbende Skrofulose. Aber ein nie versagendes Heilmittel dagegen sind Seeluft und Seebad, dieser unvergleichliche Bund von Heilkräften, dem so manche früher für unbesiegbar gehaltenen Krankheitszustände haben weichen müssen. Da giebt es in den Großstädten arme, schlechtgenährte Kinder, von offnen Drüsen entstellt, zu dauerndem Siechtum verurteilt, wenn ihrem schwachen Körper nicht geholfen wird im Kampfe gegen das Krankheitsgift, und hier finden sie die besten Mittel zum Widerstande gegen den Feind, einen unerschöpflichen Heilschatz, sorgfältige Pflege von Schwestern, die im Wohlthun an Kranken ihren Lebensberuf finden, und ausgezeichnete ärztliche Überwachung und Hilfe. Sollte man da nicht meinen, daß der Entschluß leicht sei, und daß alle Mittel in Bewegung gesetzt würden, um die Heilbedürftigen an die Quelle des Segens zu bringen?

Und doch ist mit Bedauern zu sehen, wie wenig doch unsre Nation von diesen segensreichen Anstalten Gebrauch macht. Wären sich die Deutschen des Schatzes, den sie in ihren Kinderheilstätten haben, ebenso bewußt, wie die Italiener, die ihre 20 Seehospize aufs reichlichste unterstützen und benutzen, es dürfte in den Kinderheimen an den deutschen Küsten kein Plätzchen leerstehen. Das mag ja nun auch während der 8 bis 10 Wochen der sogenannten „Saison" der Fall sein. Was hat aber diese kurze Zeit der Modebadereisen mit der Heilung kranker Kinder zu thun? Es ist durchaus falsch, die Unterbringung kranker Kinder in den Seeheilstätten mit der Versorgung erholungsbedürftiger Knaben und Mädchen in den Ferienkolonieen zu verwechseln, bei denen man ja auf die Benutzung der Sommerferien angewiesen ist. Die Heilkräfte der Seehospize sind bei den getroffenen Einrichtungen während des ganzen Jahres vollständig wirksam, namentlich sollten daher die für die Seeluftkur so günstigen Herbstmonate, aber auch der Winter, der bekanntlich an der See milder ist als auf dem Festlande, nicht unbenutzt bleiben. Schulurlaub kann umso unbedenklicher genommen und gegeben werden, als

Digitized by Google

wenigstens in der Heilstätte von Norderney Vorsorge für die Erteilung des notwendigen Schulunterrichtes getroffen worden ist.

Norderney hat in jedem seiner sechs Pavillons einen Schlafsaal mit 40 Betten, vermag also abgesehen von den Pensionären, die im Mittelbau untergebracht werden, 240 Pfleglinge aufzunehmen. Rechnet man die Kurperiode zu 6 Wochen oder 42 Tagen, so würde das Jahr 8 Kurperioden enthalten, und es könnten somit achtmal 240 oder 1920 Pfleglinge aufgenommen werden. In der That sind aber im vorletzten Verpflegungsjahre zusammen nur 560 Kinder in dem Hospiz gewesen, die Wohlthat wird also nicht ausgenutzt, weil sie noch nicht zur Genüge bekannt ist. Und warum dies? Irre ich mich nicht, so ist es weniger das mangelnde Vertrauen zu der Heilkraft der See und der andern hier in Frage kommenden Gesundheitseinflüsse, als vielmehr das bequeme Vorurteil, die Schwerfälligkeit, mit der der Binnenländer den Gedanken an eine Reise nach der See von sich weist. Dieses Vorurteil wird wohl überwunden, wenn es der Mode, dem Vergnügen, dem lieben Ich gilt, wenn es sich aber um die Gesundheit kränklicher Kinder, um ihre Befreiung von schwerem, stummem Siechtum handelt, da scheint es unüberwindbar. Und dennoch beruhen alle die Einwände, die gegen den Versuch vorgebracht werden, den skrofulösen Kindern energisch zu helfen, auf Scheingründen. Zunächst sind die vermeintlichen großen Schwierigkeiten, die immer als schweres Geschütz gegen den Wunsch thätiger Hilfe aufgeführt werden, bei genauer Betrachtung in der That nicht vorhanden. Da müssen vor allem die hohen Kosten des Badeaufenthaltes ins Feld rücken. Freilich müssen die Hospize, schon um bestehen zu können, bescheidne Gegenleistungen fordern. Aber man sehe sich doch einmal die verlangten Opfer an. Sie betragen nach dem Programm für ein Kind unbemittelter Eltern 10 Mark und für Bemittelte 20 Mark die Woche, also für eine sechswöchige Kur 60 oder 120 Mark. Und dafür erhält der Pflegling Wohnung, reichliche Kost, ärztliche Behandlung, gewissenhafte Aufsicht, Arznei und kalte und warme Bäder. Sollten diese Opfer für den, der ein skrofelkrankes oder ein konstitutionell schwaches Kind vor dauerndem Siechtum bewahren will, wirklich unerschwinglich sein? Ich denke hierbei nicht sowohl an die gänzlich Mittellosen, denen die öffentliche Wohlthätigkeit hilfreich zur Seite steht, sondern auch an die große Zahl wenig bemittelter Familienväter, denen es unmöglich ist, die kranken Kinder selbst an die Küste zu bringen oder gar den Kuraufenthalt mit ihnen zu genießen. Der mäßig besoldete Beamte, der Handwerker, wenn er es sich ernstlich vornimmt, ist gewiß imstande, für sein Kind jene Summe aufzubringen. Welch ein Lohn winkt ihm hier für ein täglich der süßen Gewohnheit abgerungenes Enthaltsamkeitsopfer, für den Verzicht auf einen oder zwei Schoppen, oder auf das in Rauch aufgehende Vergnügen! Man hat Konfirmandensparkassen begründet, Gelegenheiten zum Sparen des Mietzinses geschaffen, Ein-

Digitized by Google

richtungen, die durch Ansammlung kleine, zu einem bestimmten Zwecke regelmäßig gesteuerte Beiträge ganz allmählich zu Summen heranwachsen lassen, mit denen dann größere Ausgaben leicht bewältigt werden. Sollte es sich nicht lohnen, jene Spargelegenheiten zu erweitern, oder besondre zu dem Zwecke zu schaffen, um armen, elenden Kindern den Weg zu der für sie sprudelnden Gesundheitsquelle zu bereiten?

Nun kommt aber die schlimme Reise mit ihren Schwierigkeiten! Sieht man genauer zu, so schwindet auch hier der Berg in einen Hügel zusammen. Gerade die Schwierigkeiten der Beförderung der Kinder an die Seeküste sind so gut wie überwunden. In den größern Städten giebt es Transportkommissionen, giebt es einen Frauenhilfsverein, der es sich unter anderm zur besondern Aufgabe macht, „für die nach den Seehospizen reisenden oder von dort zurückkehrenden Kinder, insbesondre zu ihrer Empfangnahme, Beaufsichtigung und Beköstigung auf den Bahnhöfen, sowie zu ihrer Unterbringung in Nachtquartieren auf der Reise Sorge zu tragen.“ An den Sammelstellen, wie in Berlin, Leipzig, Hannover, Bremen, Oldenburg u. s. w., kommen die Kinder zusammen zur gemeinsamen Reise unter der Begleitung von Pflegerinnen, und auf den Stationen unterwegs werden die vorher angemeldeten Kinder hinzugenommen. Dort, wo es vorher bestimmt war, werden die kleinen Reisenden gespeist und getränkt oder auch über Nacht einquartiert. Diese Reisen gehen völlig planmäßig und sicher von statten. Und die Kosten einer solchen Reise für ein Kind vom Binnenlande auf die Insel und zurück? Nun, wir sind zwar in Deutschland noch nicht so weit wie in Italien, und es wird bei uns vielleicht des Zonentarifes bedürfen, um mit einemmale die Sachlage zu ändern, aber immerhin sind auch bei uns die Fahrkosten beträchtlich ermäßigt. Die Fahrt eines Kindes über zehn Jahre von Berlin nach Norderney und zurück kostet z. B. 27 Mark, für jüngere Kinder 22 Mark, von Leipzig aus 29 und 23 Mark. Alle diese Dinge sind eben nicht bekannt genug. Ja wenn die, denen es am nächsten liegt, wenn die Kinder selbst, denen hier das Glück der Genesung beschieden ward, erzählen könnten von den Jahren entzündlicher Schmerzen und von ihrem Krankenlager, von dem Kummer über die Krüppelhaftigkeit zusammengezogener Gliedmaßen, und wie sie nun hier von all diesen Übeln erlöst worden sind, wenn diese kleinen Patienten Einfluß hätten auf das öffentliche Urteil, dann würde dieses gar bald umgestimmt werden.

Möchten doch alle die, die von vornherein und grundsätzlich über den Gedanken, arme kranke Kinder an die See zu schicken, den Stab brechen, sich ihr Urteil an Ort und Stelle und auf Grund eigner Erfahrungen bilden! Möchten sie doch einmal eintreten in diese lichten, gut gelüfteten Räume, in denen die Kinder fröhlich ihr schlichtes Mahl verzehren. Da kommt aus der an den Speisesaal angebauten Küche geräuschlos das Tischleindeckdich herbei. Die wohlgefüllten Schüsseln leeren sich, während die vielen bereitstehenden

Digitized by Google

Teller sich füllen. Mit erfreulicher Schnelligkeit verschwindet wie durch Zauberspruch die nahrhafte Kost, denn die Seeluft hat den Kinderappetit wesentlich gesteigert. Es geht still zu bei dem Eßgeschäft, denn um der Unruhe zu wehren, steht an der Wand auf der Mädchenseite die Mahnung: Ruhig beim Essen! Die Jungen hat man etwas militärischer angefaßt. Bei ihnen heißt das Wort einfach: Schweig still! Immer und immer tauchen lautlos aus den Reihen der Kinder gehobene Hände empor, zum Zeichen dafür, daß eine neue und wieder eine neue Auflage der wohlschmeckenden Suppe gewünscht wird. Hier sieht man, daß die Seeluft den Stoffwechsel und den Kräftezustand hebt, und so glaubt man auch dem Arzte, der schreibt: „Die Zunahme des Körpergewichtes, die Besserung des Hautkolorits, die Belebung des Temperaments, wie sie nach einer sechs- bis achtwöchigen Kur an unsern Meeren bei Kindern, die aus armseligen Verhältnissen, aus armen Dörfern des Binnenlandes oder schlechten Wohnungen unsrer Großstädte stammen, beobachtet wird, grenzt ans Unglaubliche."

Von der Wand dieses Saales aber, der den Kindern wohl der liebste Aufenthalt ist, schaut auf sie das Bild des Mannes herab, der ihnen diese Stätte geschaffen hat: Beneke, dem Stifter des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten, ist so inmitten der immer neu hinzukommenden heilbedürftigen Kinderscharen sein Denkmal gesetzt. Schaut man dem vergnüglichen Schmausen der Kinder zu, so vergißt man darüber schier die Armut und die schweren Leiden, die vielen von ihnen auferlegt sind. Man wird aber daran gemahnt durch die Sprüche, die an der Stirnseite des Saales dem Bilde Benekes gegenüberstehen:

Speis Gott, tränk Gott die armen Kind,
Die alle hier auf Erden sind.

Und daneben:

O lieber Gott, du giebst uns Brot,
Hilf uns auch aus des Leibes Not.

Die Wohn- und Schlafräume der Kinder befinden sich in den sechs Pavillons, die sich um die Mittelgebäude gruppiren, wo die Direktorwohnung, das Pensionat, die Dampfküche u. a. untergebracht sind. In den Pavillons liegen im Erdgeschoß das Schulzimmer, der Spielsal und das Kleiderzimmer, im obern Stock ist der geräumige, mit Ventilationsschächten versehene Schlafsaal mit je vierzig Betten in verschiedner Größe. Hier muß man abends eintreten, wenn die Kinder, tief ermüdet von der reichlichen Körperbewegung, in den reinlichen Betten liegen und mit tiefen Zügen die gesunde, durch die geöffneten Fenster einströmende Luft einatmen! Neben dem Schlafsaale befindet sich ein Zimmer für mehrere Kinder, die besondrer Pflege bedürfen, und hieran stößt eine nach Süden gelegene offene Veranda, in der die kleinen Patienten am Tage geschützt und doch in frischer Luft in ihren Betten liegen. Man

Digitized by Google

muß auch das fröhliche Leben beobachten, das sich in den Räumen entwickelt, wo die Kinder, wenn das Baden in freier See noch nicht möglich ist, von dem biedern Bademeister abgebadet werden. Dieses wonnige Gefühl in dem warmen, wohligen Seewasser, und dann das Gejauchze bei der kalten Abreibung, die der wackere Meister Lampe, ein alter kinderfreundlicher Seebär, der von den Kindern die Rumpelmaschine getauft ist, kräftig dazu spendet! Die Krone des Ganzen aber ist das Strandleben. Dieses Spielen, Graben und Schaufeln im Sande, das Staunen der Landratten über die Quallen und Krabben und andres Seegetier, der Hochgenuß, mit den nackten Füßen in dem sonnendurchwärmten Sande herumzuspazieren und in das mit leichtem Wellengekräusel anspülende Wasser zu waten! Da bauen die Jungen mit dem Spaten Sandfestungen, die nachher von der kommenden Flut Schritt für Schritt genommen werden, da entstehen künstliche Kanalanlagen; die Mädchen aber bauen sich trauliche Plätzchen zum Sitzen und Geschichtenerzählen. In der That, dieses Strandleben ist der Höhepunkt der Kinderlust. Und dabei nehmen die Kinder, ohne daß sies wissen, in dem köstlichen ozonreichen Seewinde ein Luftbad in bester Form. Was sind alle Arzneien gegen solche Heilmittel der Natur!

Beim Abschiede von dem Hospiz bestieg ich die in der Front davor liegende Dünenhöhe, von der man die ganze segensreiche Anlage überblickt. Da oben von der Bank, von der der Blick weiter auch über das Wattmeer, das Inseldorf Norderney und die offene See schweift, stehen auf einer Tafel die Worte: „Arme kranke Kinder bitten: Werdet Mitglieder des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten," und darüber weht flatternd im frischen Winde die schwarz-weiß-rote Flagge. Ich nahm mir vor, diese Kinderbitte weiter verbreiten zu helfen. Ja, liebe Landsleute, wir haben ein großes, geeintes Vaterland, aber der Sondergeist will im praktischen Einzelleben noch immer nicht weichen. Die buntgefärbten Grenzpfähle bestehen noch immer und ihr Vorhandensein übt nach wie vor seine Wirkung. Wohl giebt es für das ganze deutsche Reich eine Seeküste, der Entschluß aber, sie auch für den Binnenländer als vorhanden zu betrachten, gilt für allzukühn. Mit einem Worte, wir denken noch immer viel zu eng und binnenländisch, und das namentlich hindert die volle Wirksamkeit der deutschen Seehospize. Aber gerade in diesem nationalen Grundgedanken liegt der Segen des Vereins, der sich die Verwertung der ganzen großen deutschen Küstenlinie für die Gesundheit des kindlichen Lebensalters zum Ziele gesetzt hat; er ist ein neues Band der Einheit, das sich um die vorher getrennten Bruderstämme schlingt. Es liegt nahe, hier an eine andre Vereinigung zu menschenrettendem Werke zu denken: an die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die machtvoll und reich durch die Unterstützung vieler hilfsbereiten Kräfte im vorigen Jahre auf eine gesegnete Wirksamkeit von einem Vierteljahrhundert zurückblickte. Sie

Digitized by Google

hat ihre Mitglieder überall in Deutschland, bis zu den Alpen hin, das Gebiet ihrer Thätigkeit aber umfaßt die ganze deutsche Küste von Emden bis nach Memel. Nun wohlan, der deutsche Verein für Kinderheilstätten ist auch eine solche Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen, denen die helfende Hand gereicht werden soll, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Nicht bloß aus den Küstenländern, nein, aus weiter Entfernung, aus dem Herzen Deutschlands sollen die armen, an unverschuldetem Elend leidenden Kinder herangezogen werden, damit sie hier an der See das kostbare Gut der Gesundheit erlangen. Erst dann, wenn diese Hospize alljährlich vielen Hunderten von Kindern aus allen Ständen frische Kräfte spenden, werden sie Einfluß auf die körperliche Erziehung unsers Volkes gewinnen. Erst dann wird ihr nationaler Wert zur vollen Geltung kommen. Frankreich hat Millionen geopfert, um für die Skrofulosen des Landes eine großartige Zufluchtstätte an seinem Meeresufer zu erbauen; auch wir Deutschen haben die Pflicht, die reichen Heil- und Stärkungsmittel, die unsre Küsten besitzen, für das große Ganze nutzbar zu machen. Darum sollte es jeder für seine Aufgabe halten, an seinem Teil ein richtiges Urteil in unserm Volke über die hier ruhenden, noch ungehobenen Heilschätze bilden zu helfen, und dieser Aufgabe meinerseits zu genügen, war der Zweck dieser schlichten Zeilen.

Ranke und Gentz

Von Eugen Guglia

Ranke ist während der sechzig Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht dazu gekommen, sich über die geschichtliche Bedeutung von Gentz zu äußern, er erwähnt ihn nur ein paarmal. Aber in seiner Jugendzeit, als er auf der Universität weilte, und später, als er Gymnasiallehrer in Frankfurt an der Oder war, stand Gentz auf der Höhe seiner Laufbahn: auf den Kongressen, die damals die Aufmerksamkeit Europas erregten, führte er die Feder, er gab den Beschlüssen der großen Mächte die Form, in der sie in die Öffentlichkeit traten; mehr, als es der Wirklichkeit entsprach, vermutete man in ihm die Seele der österreichischen Staatskanzlei und der politischen Tendenzen, die von dort ausgingen. Auch lebte noch in der Erinnerung aller, was er einst in den Zeiten

Digitized by Google

napoleonischer Zwingherrschaft bedeutet hatte. Die einen waren seines Ruhmes voll, die andern schmähten ihn, aber er erregte das Interesse eines jeden, der den Gang der politischen Ereignisse verfolgte. Man durfte annehmen, daß auch der junge Verfasser der „Geschichten romanischer und germanischer Völker“ dieser Erscheinung nicht mit Gleichgiltigkeit gegenübergestanden habe. Hierin bestärkte ein Brief von Rahel Levin an Ranke, der schon seit 1834 bekannt ist*); sie schrieb ihn, gleich nachdem sie die Nachricht von Gentz Tode erhalten hatte, am 15. Juni 1832. Es ist ein langer Brief, und es ist nur von Gentz darin die Rede, schon der Eingang verrät, daß der hingeschiedene Freund oft Gegenstand ihrer Gespräche gewesen ist: „Ich kann, ich darf diesen Tag nicht vorbeilassen, ohne Ihnen zu schreiben.“

Aus dem vor wenigen Monaten veröffentlichten letzten Bande von Rankes Werken**) erfahren wir nun Näheres über das Verhältnis der beiden Männer. Der Band enthält zum Teil Briefe Rankes, während seines ersten Wiener Aufenthaltes in die Heimat geschrieben, zum Teil selbstbiographische Aufzeichnungen, die aus den siebziger und achtziger Jahren stammen, wo der greise Historiker öfters zu einem Rückblick auf sein langes reiches Leben angeregt wurde.

Ranke kam am 24. September 1827 zum erstenmale nach Wien. Er war dort nicht unbekannt. Die Wiener Jahrbücher der Litteratur, an denen Hormayr der Geschichtschreiber, Hammer-Purgstall, der Orientalist, Kopitar, der Slawist, teilnahmen, für die Gentz selber in frühern Jahren einen höchst bedeutenden Beitrag geliefert hatte,***) die unter der unmittelbaren Aufsicht der Staatskanzlei standen — diese hatten im zweiten Hefte des Jahrganges 1826 die „Geschichten romanischer und germanischer Völker,“ sowie deren Anhang „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ in einer ausführlichen Anzeige — sie zählt vierzig große Oktavseiten — rühmend besprochen. „Werke, wie das vorliegende — heißt es da —, wie Menzels Geschichte der Deutschen, wie Raumers Hohenstaufen halten den Glauben an deutsche Kraft und deutschen Fleiß mächtig aufrecht. In der Frag-, Kundschafts- und Fabrikslitteratur unsrer Tage muß diese ausgezeichnete Erscheinung jeden Redlichen mit Freude und mit dankbarer Anerkennung erfüllen.“ Schon in der Vorrede findet der Rezensent „schöpferische Eigentümlichkeit,“ er nennt Ranke den „edeln Verfasser,“ giebt ihm den Rat, Krittlern, die an der Neuheit der Behandlung und an der kühnen Schreibart Anstoß nehmen sollten, eine Antwort zu geben, wie Tilly dem windigen Franzosen Gramont, der den abenteuerlich gekleideten Feld-

*) Gedruckt in Varnhagens „Rahel.“ Ein Buch des Andenkens. Dritter Band.

**) Zur eignen Lebensgeschichte. Von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.

***) Über Preßfreiheit. Jahrgang 1818.

Digitized by Google

herrn spöttisch gefragt hatte, was denn dies um Himmels willen für eine Mode sei. Es ist meine Mode! habe Tilly entgegnet.

Hormayr, der damalige Vorstand des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, war der erste, den Ranke besuchte. „Wir waren gleich in der ersten Minute alte Bekannte," schreibt er an einen Freund. „Es ist in ihm eine regsame und frische Empfänglichkeit. Er ist ganz offen und voll Güte. Wir gerieten auf der Stelle in die Historie Karls V.; meine Charakteristik Karls V. billigt er sehr. An Philipp II. will er nicht so gern; er findet ihn weit böser, als ich ihn geschildert habe.*) Jedermann, den ich noch gesprochen — fährt er dann fort —, kennt meine Arbeiten und läßt sie gelten, der eine lobt mich der kreuz, der andre der quer. Ebenso tadeln sie mich vielleicht morgen. Nichts ist notwendiger als fest seine Straße zu gehen. Auf der Bibliothek finde ich außerordentlich wichtige Sachen. Das Archiv, versichern mir Kopitar, Pilat, Gentz, Adam Müller und andre einstimmig, wird mir geöffnet werden." Von Gentz meldet er nichts besondres, obwohl er ihm offenbar schon vorgestellt worden war, er nennt ihn nur. Ende November berichtet er seinem Bruder Heinrich, daß ihm „durch die unmittelbare Teilnahme des Fürsten Metternich und des Hofrats Gentz das Archiv eröffnet worden sei, d. h. ein Teil eben jenes venetianischen Archivs, von dem ich in der Vorrede zu meinem ersten Teil gehandelt habe." Ausführlicher ergeht er sich über diese ersten Beziehungen mit den Männern der Staatskanzlei in einem Schreiben vom 9. Dezember: „Wisse zuerst — der Brief ist an seinen Freund, den Philosophen Ritter gerichtet —, daß bereits seit Wochen auch das Archiv mir geöffnet ist. Es hatte sehr viel Schwierigkeiten. Der Gesandte, der meinen Antrag gemacht, erhielt eine abschlägige Antwort, in aller Form abschlägig: es sei zu neu, was ich suche; es laufe wider alle Regeln eines Archivs, dies einen Fremden benutzen zu lassen u. s. w. Mir war nicht wohl zu Mut. Aber einige Tage darauf beschied mich Gentz auf eine bestimmte Zeit zu dem Fürsten Metternich. Ich traf sie beide. Der Fürst zeigte sich geistreich, lebhaft, offen und zutraulich. Er sieht wohl ein, worin es unsrer Geschichtskunde mangelt und äußert hierfür großartige Absichten. Wie gütig mich Gentz von Anfang an bis gegenwärtig behandelt hat, kann ich Dir nicht sagen. Nicht selten besuche ich ihn nach Tisch und finde ihn immer wohlgesinnt und mir so behilflich wie damals. Nach dem Gespräch entwarf ich auf einen Zettel ein kurzes Verzeichnis von denjenigen Dingen, die ich zunächst aus dem venetianischen Archiv zu sehen wünschte, ohne Überschrift und Unterschrift. Diesen Zettel hat man dem Archiv herabgegeben mit der Weisung, mir das Verzeichnete zukommen zu lassen. Und so sind ich mich denn hier mitten unter Manuskripten."

*) Beide in den „Fürsten und Völkern von Südeuropa" erschienen im Sommer 1827. Eine Rezension war wohl in Wien noch nicht erschienen.

Digitized by Google

In den folgenden Briefen aus Wien — es sind deren noch ein Dutzend, der letzte vom 20. August 1828 — wird Gentz nicht erwähnt. Aber nun helfen die selbstbiographischen Skizzen aus. In der einen — vom Dezember 1875 — lesen wir: „Ich hatte das Glück, mit Friedrich Gentz in eine ziemlich nahe Beziehung zu kommen; er galt als eines der Oberhäupter der sogenannten Ultras und hielt an den antirevolutionären Doktrinen eifrig fest; aber er war ein Mann von Geist, der ganz in seiner Weltstellung lebte und sie jeden Augenblick überschaute. Ich besuchte ihn alle Wochen einmal, in einer Abendstunde. Politische Unterhaltung war ihm eine Art von Bedürfnis und, wie man weiß, er sprach sehr gut. Die allgemeine Situation war keineswegs mehr so beschaffen, wie sie infolge des sogenannten heiligen Bundes in Aussicht genommmen war; die Erhebung der Griechen unter der Unterstützung von England hatte alle Gemüter in neue Richtungen getrieben. Mit den Griechen und ihren Protektoren kam ich nicht in Verbindung, wohl aber mit den Serben, die demselben System, aber auf eine andre Weise angehörten. Es war mir ebenso anziehend wie belehrend, den Ursprung der serbischen Bewegung aus unmittelbarer Mitteilung kennen zu lernen, unbekümmert, was man in Wien darüber dachte. Meine italienischen Studien, die ich in Berlin begonnen, setzte ich mit immer wachsendem Eifer fort, denn noch war das venetianische Archiv großenteils in Wien: es bot mir die nächste Ausbeute. Aber zugleich vertiefte ich mich in das Element der slawischen Bewegung in der Türkei; ich fing an serbisch zu lernen, wie wohl nicht mit großem Succeß, da die Information, die ich bekam, in deutscher Sprache gewährt wurde. Aus dem Gespräch von Gentz nahm ich ab, daß das Verhältnis der großen Mächte keineswegs ein sehr einmütiges war. Die Notizen, die einige Jahre später das »Portefolio« publizirte, und die dann das allgemeine Erstaunen hervorriefen, waren mir bereits damals durch Gentz nicht vorenthalten worden. Er sprach oft unter dem Eindruck der letzten Depeschen aus St. Petersburg, deren Inhalt und Ton er gleichmäßig perhorreszirte."

Ich muß hier einiges zur Erklärung hinzusetzen. Im Juli 1827 hatten Rußland, Frankreich und England ein Bündnis geschlossen, das sich zum Ziel setzte, dem Kriege zwischen den Türken und den Griechen ein Ende zu machen, die Seeräuberei in den levantinischen Gewässern auszurotten und den Handel, der durch den langwierigen Krieg beträchtlich litt, zu sichern. In diesem Vertrage brach England mit seiner früheren türkenfreundlichen Politik, die es schon vor längerer Zeit verlassen hatte, endgiltig: es war dies der Einfluß Georg Cannings, der damals an der Spitze des englischen Ministeriums stand. Um die Mitte des August war dann die Nachricht von dem Tode dieses Mannes nach Österreich gekommen. Nun hoffte man hier auf eine Änderung der englischen Politik. Denn das Zusammengehen der Westmächte mit Rußland sah man als das größte Unglück an: so werde es diesem gelingen, sich in die

Digitized by Google

türkischen Angelegenheiten zu mischen, einen Vorwand zu finden, um die Donaufürstentümer zu besetzen, ja wohl gar die Donau zu überschreiten. Es leuchtet ein, wie sehr dadurch die österreichischen Interessen berührt werden mußten. Aber die gehoffte Wendung trat nicht ein, England blieb zunächst noch in den Bahnen der Canningschen Politik. Am 9. September ließen die drei verbündeten Mächte dem Reis Effendi eröffnen, daß sie die Waffenruhe für die Griechen erzwingen und dem türkischen Geschwader nicht gestatten würden, an den Küsten von Morea zu landen. Zugleich erschien ein russisches Korps unter der Anführung von Wittgenstein am Pruth. Als dann die großherrliche Flotte dennoch in den griechischen Gewässern kreuzte, ward sie am 20. Oktober in der Bai von Navarin durch das Geschwader der Verbündeten vernichtet. Dieses Ereignis rief in Wien in der Staatskanzlei die größte Entrüstung hervor. Der Sultan berief am 2. Dezember den großen Rat und erklärte, die verbündeten Mächte hätten durch unerhörte Beleidigungen und Angriffe alle Verträge zerrissen, den Muhammedanern bliebe nichts übrig, als ihre Religion und Freiheit mit den Waffen zu verteidigen. Die französischen, englischen und russischen Schiffe in türkischen Häfen wurden in Beschlag genommen, die Ajâns aufgeboten, viele Fremde vertrieben. Die Traktatmächte hielten im Dezember 1827 in London eine Konferenz ab, um die weitern Maßregeln gegen die Pforte zu beraten. Hier traten die Pläne Rußlands schon deutlich hervor, denn es beantragte die Besetzung der Donaufürstentümer durch seine Truppen. Dagegen wendete nun England ein: ein Angriff auf das türkische Reich werde überall Bedenken erregen und erscheine zur Ausführung des Inlivertrages nicht notwendig. Doch Rußland entgegnete — Depesche Nesselrodes an Lieven, den russischen Botschafter in London vom Februar 1828 —, sein Recht zur Abwehr sei unbestreitbar, der Kaiser erstrebe keinen besondern Vorteil für sich, werde aber die Waffen nicht niederlegen, ohne volle Genugthuung für sich und die Ausführung des Londoner Vertrages erlangt zu haben. Er gebe den Alliirten anheim, sich an den Maßregeln, die Rußland auf der Konferenz beantragt habe, zu beteiligen, bleibe er aber ohne Unterstützung, so werde er nur seine eignen Interessen zu Rate ziehen. Am 26. April 1828 folgte das russische Kriegsmanifest, am 7. Mai überschritt Wittgenstein mit 105000 Mann und 458 Geschützen den Pruth, um die Mitte des Monats war er Herr der Donaufürstentümer, General Rudgewitsch überschritt bei Ismail die Donau und betrat hiermit das Gebiet der eigentlichen Türkei. Ende Juli standen die Russen vor den drei Hauptstützpunkten der türkischen Verteidigung, Silistria, Schumla und Varna. Ungefähr zu derselben Zeit nahmen sie unter Paskiewitsch in Asien Kars und andre feste Plätze in Türkisch-Armenien.

Dies waren die Ereignisse, die während der Anwesenheit Rankes in Wien die Wiener Staatsmänner in Atem hielten. Als er ankam, hatten sie noch

Digitized by Google

nicht alle Hoffnung, die Cannings Tod in ihnen erregt hatte, aufgegeben; einen Monat später kam die erschütternde Kunde von Navarin, er verließ endlich die Kaiserstadt unter dem Eindruck der russischen Siegesbotschaften.

Wie sehr Gentz an dem allen Anteil nahm, wie er namentlich durch das Vorgehen Rußlands empört und erschreckt war, wissen wir aus seinen Briefen an Pilat, an Adam Müller, an den jungen Prokesch. Hierüber also sprach er sich gegen Ranke aus, teilte ihm, wie wir nun hören, selbst russische Depeschen mit, die damals nicht in die Öffentlichkeit drangen, die erst David Urquhart, der Sekretär der englischen Botschaft in Konstantinopel, in dem 1833 von ihm begründeten Journal „Portefolio" bekannt gemacht hat.

Die Aufzeichnung Rankes vom November 1885 — ebenso wie die von 1875, ist sie Diktat — ergänzt und vertieft obige Mitteilungen. Ranke verrät uns hier, daß er schon in Frankfurt an der Erhebung der Griechen gegen das Joch der Türken lebhaften Anteil nahm; er sagt es nicht, aber es ist wohl anzunehmen, daß seine Sympathien mehr auf Seiten der Griechen waren. „Ich will nicht leugnen — setzt er hinzu —, daß die Studien über das osmanische Reich, die dann im ersten Bande der Fürsten und Völker mitgeteilt wurden, auf diesen Anregungen beruhen; hauptsächlich liegen sie in einigen Anmerkungen über das Fortleben der griechischen Welt unter dem türkischen Joche zu Tage." In Berlin beschäftigte er sich dann zuerst eingehender mit der französischen Revolution; von der Gesellschaft, in der er sich da bewegte — es waren nur wenige Personen, darunter Varnhagen; Ranke sagte damals, ganz Berlin bestünde für ihn aus fünf bis sechs Leuten —, wurde er dazu angeregt, er lernte durch sie die Zeitschrift „Globe" kennen und viele Denkwürdigkeiten, die auf die Revolution Bezug hatten. Er vertiefte sich auch in den „Moniteur," sodaß er „mit den Urhebern der revolutionären Bewegung gleichsam persönlich bekannt wurde." Er lernte dabei, wie er sagt, nicht allein die Motive, die sie kundgaben, sondern auch die Absichten, die ihnen vorschwebten, besser kennen, als wenn er sich erst an Autoritäten zweiter Hand gewendet hätte. „In mir selbst — gesteht er — kam ich über das Problem, ob die Revolution ein allgemeines, Geist und Gemüt mit Notwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Teilnahme erforderndes Interesse in sich habe, oder ob es ein Ereignis sei, das, wie andre, seine eigentümlichen Wurzeln in den Thatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andre hätten sein können — zur Entscheidung. Ich erkannte die unendliche Bedeutung für die Welt und für jeden Einzelnen, die darin liegt, lebendig an, versöhnte mich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt. In meinen Papieren finden sich noch Versuche der Kritik über die wichtigsten biographischen Denkmale der Epoche. Genug, ich gelangte unter den eifrigsten Studien zu einer beide Seiten in sich begreifenden Auffassung, die mir eine gewisse innere

Digitized by Google

Ruhe gab, welche von den Tagesbegebenheiten nicht erschüttert werden konnte."

In Gentz lernte er nun eine Persönlichkeit kennen, die in beiden Fragen — in der griechisch-türkischen, wie in der Revolutionsfrage — entschieden Stellung genommen hatte. In der erstern war er von der Erwägung bestimmt worden, daß nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Gewaltherrschaft das europäische Gleichgewicht, für das er so lange gekämpft hatte, keinen schlimmern Feind habe als Rußland, und nur dieses die Früchte einer Schmälerung der Türkei einheimsen werde. Schon in seiner ersten Aufzeichnung deutet Ranke an, daß sich Gentz in diesem Sinne gegen ihn ausgesprochen habe. Nun wiederholt er es: „Der Hofrat Gentz leitete noch, wie man damals wohl sagte, vom Klepperstall*) aus die Politik von Österreich und von Europa. Gentz hatte die große Güte, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich besuchte ihn alle acht Tage einmal. Er war bekanntlich kein Mann, der sich in Dunkel verhüllte; er sprach ohne Zurückhaltung und eben darum gut und überhaupt so, daß er sich selbst genügte. Ich wurde nach und nach einer der bestunterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte; aber noch viel tiefer ging der Eindruck, den mir die Mitteilungen von Gentz machten. Er war nicht allein der heftigste Gegner der englischen und französischen Politik, die für Griechenland Partei nahm; bei Cannings Tode fühlte man sich in Wien von einem Alp befreit. Davon aber befürchtete man nicht so viel, wie von dem alle Tage anwachsenden Mißverständnis mit Rußland. Gentz wiederholte mir die Eindrücke, die ihm die englischen, hauptsächlich aber die russischen Depeschen machten. Er hat mir damals geradezu gesagt: von Rußland bekomme man Erlasse, wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären. Ich habe davon nichts zu Papier gebracht, obwohl ich es vielleicht hätte thun sollen; aber ich würde damit in meine Studien ein falsches Element gebracht haben."

Von Gesprächen über das zweite Problem — Revolution und Gegenrevolution — berichtet Ranke nichts. Ohne eigentlich Gesinnungsgenosse von Gentz zu sein, stand er ihm doch hier viel näher. Denn Gentz war nicht mehr so starrer rationalistischer Absolutist wie zur Zeit des Wiener Kongresses und in den folgenden Jahren, wo Männer wie Friedrich Schlegel nicht mehr mit ihm übereinstimmten. Ein Jahr zuvor, ehe Ranke nach Wien kam, hat er über ein eben erschienenes Buch von Lemontey Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV einige Gedanken aufgezeichnet.**) „Was mich in dem von Lemontey aufgestellten Gemälde ergreift — lesen wir da —, ist das

*) Ein Gebäude in der Teinfaltstraße, wo Gentz damals lebte und auch starb. Es ist vor wenigen Jahren abgetragen worden.

**) Siehe „Aus dem Nachlasse Fr. v. Gentz" (1867) I. S. 255.

Digitized by Google

Schicksal der Regenten, die in dem täuschenden Genuß unumschränkter Macht ihre Sicherheit und ihre Größe zu finden glaubten und gerade auf diesem Wege den Ruin ihrer Nachfolger und ihrer Kronen stifteten." Er stellt dann die Grundbedingungen jenes Regierungssystems auf, das er gleichsam als ein Ideal ansieht; es sind deren drei: 1. Der Monarch, obgleich in allen und jeden Geschäften der oberste Gesetzgeber und Verwalter des Staates, muß auf das sogenannte Selbstherrschen freiwillig Verzicht thun und seine Beschlüsse und Maßregeln, selbst wenn sie die ausschließende Frucht seines persönlichen Willens sind, nur durch gesetzlich bestehende Organe kundgeben und vollziehen lassen. 2. Zu dem Ende ist ein wohlorganisirtes Ministerium das erste und unumgänglichste Werkzeug der Macht. Und da (besonders in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft) diese oberste und alle von ihr abhängenden Behörden teils den ungeheuern Kreis der Geschäfte nicht zu umfassen, teils dem wahren oder eingebildeten Bedürfnis der Menge, bei der Staatsverwaltung auf eine oder die andre Weise mitzuwirken, nicht Genüge zu leisten vermag, so müssen 3. ständische Verfassungen bestehen, die nicht Volksvertretung im heute üblichen Sinne des Wortes sind, vermöge deren aber eine gewisse Anzahl durch Stand, Besitztum oder andre Qualifikationen dazu geeigneter Personen an gewissen bestimmten Zweigen der Gesetzgebung oder Verwaltung regelmäßig Anteil nimmt."

Daß das damals in Österreich bestehende System diesem Ideal keineswegs entsprach, braucht nicht gesagt zu werden, und Gentz wußte das wohl. Er hat sich aber auch darüber keiner Täuschung hingegeben, daß die Wünsche des damals lebenden Geschlechts weit über dieses hinwegflogen, daß es darum sehr wenig Aussicht auf eine dauernde Verwirklichung hatte. In Briefen an Freunde tröstete er sich wohl darüber mit dem stolzen Spruche: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Von diesen Ansichten ist Ranke wahrscheinlich nicht unbeeinflußt geblieben, die Aufsätze, die er ein Jahr später für die von ihm geleitete „Historisch-politische Zeitschrift" geliefert hat, sind von ihnen durchtränkt. Wohl waren sie auch Ergebnis seiner Studien, und er hegte sie zum Teil schon früher, aber im persönlichen Verkehr mit Gentz sind sie ohne Zweifel erst recht lebendig geworden. Denn Gentz war der erste Staatsmann, zu dem er in engere Beziehungen trat. Es ist auch durchaus im Geiste von Gentz, wenn er sich, wie er erzählt, zur Zeit seines Wiener Aufenthaltes zu einem Aufsatz ermannte, worin er die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution betonte, „die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse wie die erste, obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte." Auch Gentz hat die Julirevolution vorhergesehen.

Die Veröffentlichungen der letzten Jahre über Gentz — Briefe und Aktenstücken aus Metternichs Nachlaß — haben uns das Bild seiner Persönlichkeit

Digitized by Google

nicht unwesentlich getrübt. Aber die Periode seines Lebens, die sie berühren, war eben die unerfreulichste von allen. Ranke sah ihn, als er dem Ende seiner Laufbahn nahe war, und er stellt ihm das ehrenvollste Zeugnis aus: „Mir hat er immer den Ausdruck des Ernstes, der Tiefe, der vollkommenen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur erblickt."

Lord Tennysons neueste Lyrik

Von Ernst Groth

Staatliche Auszeichnungen, Lorbeerkränze und Preiskrönungen gaben in frühern Jahrhunderten den Künstlern und Dichtern etwas Unfehlbares und Unverletzliches: heutzutage pflegen derartige öffentliche Anerkennungen nicht nur bei den unbarmherzigen Kunstrichtern, sondern auch bei den Lesern, die sich ein kritisches Urteil von oben herab nicht vorschreiben lassen, von vornherein Argwohn und Widerspruch hervorzurufen. In Deutschland und Frankreich, wo in den letzten Jahren vielleicht manche Veranlassung zur Unzufriedenheit über staatliche Eingriffe dieser Art gegeben worden sein mag, gehen einige Heißsporne der litterarischen Kritik sogar so weit, von den Behörden zu verlangen, daß sie in der litterarischen Kirche bei der Beurteilung einer schriftstellerischen oder künstlerischen Arbeit nicht den Mund aufmachen und selbst dann „mit frommem Schauder vor den ewigen Gesetzen der schöpferischen Phantasie" den Rückzug antreten, wenn sie die öffentliche Ruhe und Sittlichkeit durch irgend ein Erzeugnis für gefährdet halten. Auch in England tritt diese Ansicht immer lauter zu Tage.

Und doch ist es gut und heilsam, wenn der Staat auch in diesen Dingen ein kräftiges Wort mitredet, wenn zuweilen eine feste Hand rücksichtslos zugreift und den ungesunden Auswüchsen und Giftkräutern den Garaus macht, die unreifer Übermut, lächerliche Nachahmung und offenbare Narrheit zeitigen. Denn die Kunst und die Litteratur haben nicht nur ernste Pflichten gegen sich selbst, sondern unzweifelhaft auch gegen den Gesellschaftskörper, der sie trägt, nährt und schützt. Wenn trotzdem eine litterarische Richtung diesem Körper Schaden zufügt und seine sittlichen Lebensbedingungen zu untergraben droht, so muß sie sichs gefallen lassen, daß man sie von Staats wegen verurteilt und in die gehörigen Schranken zurückweist. Das ist die negative Seite in dem Verhältnis zwischen Staat und Litteratur. Der Eingriff kann für den Schriftsteller unangenehm und verhängnisvoll werden, unter den bestehenden Verhältnissen aber lange nicht so verhängnisvoll, als wenn der

Digitized by Google

Staat ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt; denn derartige Krönungen aus der Zeit des Mittelalters pflegen neben den erwähnten Verdächtigungen auch noch die unbeabsichtigte Folge zu haben, daß sie auf die schöpferische Kraft, das uneigennützige Streben und den thätigen Willen des Künstlers oft lähmender einwirken als lautes Mißfallen und öffentliche Verurteilung.

Die Engländer haben in dieser Beziehung mit ihren poetae laureati wenig günstige Erfahrungen gemacht, denn die beiden vor Alfred Tennyson gekrönten Dichter Robert Southey und William Wordsworth haben sich zwar im Genuß ihres Staatsgehaltes und ihrer Ehrenbezeigungen sehr wohl befunden, den Lorbeer auf ihren Häuptern aber ziemlich stark vertrocknen lassen. Diesen Vorwurf der Ermattung nach dem Erfolge kann man in demselben Maße gegen Lord Tennyson nicht erheben, obwohl er nun schon mehr als vierzig Jahre das Amt eines Poet Laureate am englischen Hofe bekleidet. Und doch glauben selbst seine Verehrer, daß bei diesem Dichter manche schlummernde Anlagen nicht geweckt und manche dichterischen Kräfte nicht entwickelt worden seien, die sich in ihm durch Kampf und Widerstand gegen äußere Verhältnisse entfaltet hätten. Die thatsächlichen Niederlagen, die Tennyson mit seinen Dramen Queen Mary, Harold und Becket nach einander erlitten hat, haben auch seine begeisterten Anhänger stutzig gemacht und den Gegnern noch mehr Grund gegeben, sein Genie sogar auf dem Gebiete der Lyrik anzuzweifeln.

Tennyson ist, wie nie ein englischer Dichter, durch ein glückliches Geschick in seiner Laufbahn begünstigt worden, ihm sind die Erfolge spielend zugefallen; was wunder, wenn es seinem Genie an jener herben Gewalt und jener gärenden Tiefe gebricht, über die der dramatische Dichter verfügen muß, um den Konflikt der Leidenschaften in einer mächtigen Sprache wiederzugeben. Es geht ein markloser, träumerischer, weiblicher Zug durch alle seine Dichtungen; selbst das vielgepriesene Idyll Enoch Arden, das man als ein unnachahmliches Meisterwerk zu bezeichnen pflegt, leidet an diesem Fehler und wird von einem natürlich empfindenden Leser, sobald er die ewig gleichbleibenden Kunstgriffe in der Beschreibung und Charakteristik, in der rhythmischen Gliederung der Verse und in der musikalischen Anordnung der Worte einmal erkannt hat, kaum das zweitemal mit Genuß gelesen werden.

Lord Tennyson steht thatsächlich seit einer Reihe von Jahren schon außerhalb seiner Zeit; sein litterarischer Einfluß schwindet immer mehr. Eine so unabsehbare Menge von Gemeinden, wie sie Browning hinterlassen hat, und soviel Anhänger und Jünger, wie Swineburne um sich zu scharen versteht, kann Tennyson nicht mehr aufweisen. Viele Kritiker haben ihn daher schon seit einiger Zeit zu den Toten gelegt. So sagt z. B. Bleibtreu in seiner Geschichte der englischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert: „Tennysons Arbeit ist gethan. Er war ein großer Künstler, der mit sinnigem Fleiß den Stil aller Architekturen, der griechischen Tempel wie der gothischen Dome,

Digitized by Google

der Renaissanceschlösser wie der modernen Cottages zu beherrschen wußte. Er war ein freundlicher Weltbummler durch alle Blumenbeete des Lebens; seine Rosen hatten keine Dornen, aber oft waren sie duftlos, wie die farbenprächtigen Rosen Bengalens und wie reizende symmetrische Papiergewächse. Ein Dichter im höhern und höchsten Sinn war er nicht."

Tennyson ist in allen seinen Dichtungen arm an eignen Ideen, an originellen Einfällen; niemals wirkt er überraschend, packend, aufregend. Sein Mangel an neuschaffender Phantasie ist so gering, daß er selbst die einfachsten Stoffe wie die zu Aylmer's Field, Enoch Arden, Dora und zu den meisten Idyls andern Erzählern entlehnt hat. Auch bei seinen neuesten Gedichten werden wir diesen Mangel erkennen. Sobald Tennyson aus dem Gebiete der Landschaftsmalerei, des Stimmungsbildes und der beschaulichen Lyrik hinaustritt, verliert er den festen Boden unter den Füßen und wird zu einem langatmigen Rhetoriker. Stedman hat daher Recht, wenn er in seinem Buche Victorian Poets von ihm sagt: „Mit wenigen Ausnahmen sind seine am feinsten geschilderten Männer- und Frauengestalten nicht wirkliche Wesen, sondern schöne Schatten, die sich wie die Bilder eines Stereoptikons auflösen, sobald man sie zu lange und zu nahe betrachtet." In seiner ganzen dichterischen Persönlichkeit ist Tennyson geradezu das Gegenteil von Byron. Hier ein unruhiges Meer voll ungestümer wilder Regungen, dort ein kaum bewegter See inmitten einer künstlich angelegten, romantischen Landschaft; hier innere Gärung, leidenschaftliches Feuer und oft rohe Zügellosigkeit, dort ängstliche Zurückhaltung, Ruhe und Wohlanständigkeit; bei Byron ein natürlicher Strom wuchtiger, sich überstürzender Gedanken und tobender Gefühlsausbrüche, ein müheloses Darbieten genialer Wendungen und überraschender lichtvoller Perspektiven, bei Tennyson alles maßvoll, oft mühsam erarbeitet, gefeilt, ziselirt; Byron ein Meister in gewaltigen Entwürfen, im packenden Ausdruck aller menschlichen Leidenschaften und in der feurigen Darstellung großartiger Probleme, Tennyson ein Meister in der idyllischen Kleinmalerei, des tränmerischen Helldunkels, der beschreibenden Mosaikarbeit, der poetischen Technik. Und wenn man noch gegenwärtig von einer Art-school spricht, die sich an Tennyson anlehnt, und zu der man Dichter wie Robert Lytton und Meredith zu rechnen pflegt, so kann man bei dieser Schule irgend welchen geistigen Einfluß des Poet Laureate schwer nachweisen; seine Anhänger suchen lediglich seine Formgewandtheit zu erreichen, seine Versteehnik, seine melodische Sprache, seine wirkungsvollen Rhythmen und Reime.

Um eine wirkliche Schule zu bilden, muß man eine selbständige, in sich abgeschlossene Persönlichkeit sein, und man kann nicht behaupten, daß Tennyson dieses Bild biete. Er ist von Anfang an Eklektiker gewesen und hat die Kunst verstanden, aus allen litterarischen Richtungen der Zeit das, was dem großen Publikum am meisten zusagt, herauszugreifen und sich anzueignen. So hat er z. B. in seinen Gedichten The Lady of Shalott und The Lotos-Eaters die

Digitized by Google

träumerische Art Coleridges angenommen, und in dem Gedichte The Millers Daughter die von Wordsworth gepflegte idyllische Richtung eingeschlagen; so erinnert sein Gedicht Fatima an die orientalische Poesie eines Moore und eines Southey; so vertritt er in Oenone die griechisch-klassische Gelehrtenpoesie eines Savage Landor. Diese Mannichfaltigkeit seines dichterischen Wesens, das alle litterarischen Färbungen der letzten fünfzig Jahre in sich vereinigt hat, scheint auch der Hauptgrund zu sein, weshalb die Engländer in ihm the fullest representative of the refined, speculative, complex Victorian age erkennen.

Trotzdem findet Lord Tennyson, wie gesagt, bei seinen Landsleuten gegenwärtig wenig Beifall, und auch die deutsche Leserwelt, deren Interesse allerdings von den französischen, russischen und norwegischen Litteraturerscheinungen völlig in Anspruch genommen wird, scheint für englische Dichter wie Tennyson keinen rechten Geschmack mehr zu haben. In Frankreich dagegen, wo Taine und Montégut zuerst auf den Dichter mit beredten Worten hingewiesen haben, und wo man in ihm einen geistigen Bruder Alfred de Musſets zu erkennen glaubt, hat sich eine kleine, aber eifrige Tennysongemeinde gebildet. So heißt es in der Revue des deux mondes: En France, Tennyson est étudié comme un classique, et le conseil de l'instruction publique a, par une sélection judicieuse, inscrit sur nos programmes Enoch Arden et les Idylles du roi. Seltsam und übertrieben klingt es jedoch, wenn der Schreiber fortfährt: „Eine Legion von Kommentatoren hat begonnen, seine Werke unter einander zu verteilen. Einige suchen nach den ästhetischen Grundsätzen, die meisten ziehen das religiöse Glaubensbekenntnis und die Sittenlehre des Dichters heraus; andre wieder stürzen sich auf die dunkeln Stellen und sind entzückt, wenn sie etwas völlig Unverständliches finden. Aus der Ferne schon vernimmt man einen plumpen, schwerfälligen Schritt: das sind die Deutschen, die heranziehen. Aber die Beute lebt noch, l'heure du scoliaste teuton n'a pas encore sonné." Nun man braucht allerdings kein „teutonischer Schulfuchs" zu sein, um schon bei Lebzeiten des englischen Dichters Freude an seinen poetischen Schöpfungen zu finden.

Seine letzte Veröffentlichung, Demeter and Other Poems (London, Macmillan u. Co., 1889), wird selbst dem verwöhnten Leser manchen Genuß bereiten und einen bleibenden Eindruck in seinem Geist hinterlassen. Wir finden hier bei dem achtzigjährigen Dichter noch einmal das Aufleuchten seines Genius wie ein freundliches Abendglühen, das den Abschluß eines glücklichen, sonnigen Dichterlebens bildet und sich allmählich in die Dämmerungsschatten der Nacht auflöst. Lebensmüdigkeit und Todesahnung sprechen aus manchen Gedichten, und in dem letzten dieser Sammlung, Crossing the Bar, schaut der Dichter mit der stillen Zuversicht eines echten Christen der letzten Stunde entgegen. Er vergleicht sich mit einem Schiffer, der auf die hohe See hinausgefahren ist und an den Sandbänken und Klippen des Todes vorbei bald in den ersehnten Hafen aller Sterblichen einlaufen wird:

Digitized by Google

O Abendläuten, Dämmerlicht,
Es kommt die Nacht einher.
Erschweret mir die Trennung nicht,
Zieh ich hinaus aufs Meer.

Zwar trägt die Flut mich endlos fort,
Weit fort aus Raum und Zeit,
Doch an den Klippen vor dem Port
Steht mein Pilot bereit.

Freilich, wer in diesen Gedichten Schätze reicher Lebenserfahrung, tiefer Gedanken und philosophischer Betrachtungen erwartet, der wird den Band mit Enttäuschung weglegen. Tennyson bleibt auch hier der Dichter der goldnen Mittelstraße, die an den Abgründen des menschlichen Denkens vorbeiführt zur Versöhnung aller Kämpfe zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen Natur und Geist, zwischen Sinnenleben und metaphysischen Regungen und Bedürfnissen. Diese Neigung, alle Gegensätze des Lebens auszugleichen und, wo dies unmöglich ist, in stiller Ergebung dem Wechselspiel und den Verirrungen zuzuschauen, findet sich bei Tennyson schon in den frühern Gedichten The Princess und Locksley Hall und tritt am meisten in seinen auf den Tod eines Freundes verfaßten Trauergesängen In Memoriam hervor.

Englische Kritiker haben es Tennyson zum Vorwurfe gemacht, daß er bei solchen Gelegenheiten wissenschaftliche Ausdrucksweisen, Formeln und Theorien in seine Dichtungen hineinwebe und die Anschauungen eines Dante und eines Lucrez gleichsam durch einander wirble. Aber Tennyson ist auch hierin nicht der erste gewesen; er scheint sich, trotz seines romantisch-mittelalterigen Grundzuges, den Bestrebungen von Wordsworth anzuschließen, der in der Vorrede zu der zweiten Auflage seiner Gedichte jede Trennung zwischen Wissenschaft und Dichtkunst beseitigen wollte, da die Gegenstände für die Gedanken eines Dichters überall seien. Wenn die Arbeiten der Gelehrten mittelbar oder unmittelbar irgend welche materielle Umwälzung in der Lebensführung schaffen und unsre Anschauungen verändern, so solle der Dichter nicht schlafen, sondern den Schritten der Forscher folgen und die neugewonnenen Ergebnisse mit lebensvollen Empfindungen durchdringen. „Die entlegensten Entdeckungen des Chemikers, des Botanikers oder des Mineralogen werden für die dichterische Kunst ebenso geeignet sein, wie alle andern Rätsel, denen sie sich zuwendet, sobald die Zeit gekommen ist, wo uns jene Dinge ganz vertraut geworden sind, wo die Beziehungen und Verhältnisse jener Wissenschaften unter einander und zum Leben nicht nur den Gelehrten, sondern auch uns, den genießenden und leidenden Wesen, einen deutlichen und faßbaren Stoff liefern werden." Diese, wie wir in den Streifzügen durch die französische Litteratur gesehen haben, auch in Frankreich durch Sully Prudhomme und Jean Richepin vertretene Ansicht, enthält gewiß einen gesunden Kern; bleibt aber der Dichter

Digitized by Google

mit solchen wissenschaftlichen Begriffen im Grunde seines Herzens trotzdem ein hartnäckiger Romantiker wie Tennyson, so liegt die Gefahr nahe, daß er im Anblick einer neuentstehenden Weltanschauung, statt von Begeisterung erfüllt zu sein, einem unfruchtbaren Skeptizismus verfällt und mit seinen Gedankengängen auf pessimistische Pfade gerät.

Auch Tennyson ist bei seinen vergeblichen Versuchen, alle feindlichen Gebiete versöhnend zu umspannen, immermehr in eine entsagende selbstquälerische Stimmung hineingeraten, aus der er keinen andern Ausweg findet, als den der christlichen Heilslehre. Er nennt die Astronomie und die Geologie in seinem Gedichte Parnassus schreckliche Musen, die sich auf dem göttlichen Berge immer mächtiger erheben:

Look, in their deep double shadow the crown'd ones
all disappearing!

In dem Gedichte Vastness nennt er das ganze Leben mit allen seinen Kämpfen und Genüssen, mit seinen Bestrebungen und Irrtümern, seinen Siegen und Niederlagen „nur ein Summen der Mücken im Dunkeln, oder der Bienen Aufregung für einen Augenblick in ihrem Korbe." Mancher Planet mag im Weltenraume dahinrollen mit dem Staube einer verschwundenen Menschheit; was ist die Geschichte der Erde und des Menschengeschlechtes mit allen seinen scheinbar so wichtigen Arbeiten! alles verschlingt die Unendlichkeit, verliert sich in dem ewigen Schweigen, versinkt in den Tiefen der grundlosen Vergangenheit: alle Staatskünste und Lügen der Menschheit, Tapferkeit, Ruhm und Heldentod, Sieg und Freiheit, Glaube, Lust und Thorheit, Schmerz und Freude, Reichtum und Armut, Völkerhaß und Menschenliebe, Philosophie, Wissenschaften und Poesie —

What is it all, if we all of us end but in being
our own corpse-coffins at last.

Nur still, so schließt das Gedicht, mag es sein! denn ich liebte ihn und liebe ihn auf ewig: die Toten sind nicht tot, sondern sie leben.

Neben diesen beschaulichen und philosophischen Stücken finden wir in der vorliegenden Sammlung einen ziemlich bunten Kranz lyrischer Blüten. Schon die Stoffgebiete sind äußerst mannichfaltig. So schöpft Tennyson seine in Blankversen geschriebene Dichtung Demeter and Persephone aus der klassischen Mythologie, die poetische Erzählung Happy aus dem Mittelalter, seine Huldigungsgedichte aus der Gegenwart; dem Naturleben entlehnt er den Stoff zu den Gedichten The Progress of Spring, The Snowdrop, The Throstle; daneben ist die Ballade vertreten in Forlorn, die Dialektdichtung in Owd Roä, das Epigramm in Beautiful City und in The Play. Von großer Schönheit ist das Gedicht Demeter and Persephone; hier offenbart der greise Lyriker noch einmal den ganzen Zauber seiner volltönenden Sprache, einen Reichtum an

Digitized by Google

Bildern, eine Tonmalerei, eine wogende Phantasie, wie wir ähnliches nur in seinen besten Idyllen wiederfinden. Wir geben als Beispiel hierfür die Übersetzung des Anfanges:

Ermattet wie ein schener Wandervogel,
Der durch die finstre Nacht dahinfliegt und
Beim Dämmerschein an seiner Heimat Schwelle
Daniedersinkt, so kamst du, o mein Kind,
Geführt vom Gott der Geister und der Träume,
Dort nach Eleusis, wie betäubt und starr
Vom weiten, schnellen Flug durch fremde Länder,
Bis ich dich hierher trug, damit der Tag,
Wenn deiner Hand die Blumen hier entfallen,
Mit seinem Licht durch den umwölkten Sinn
Dir strahle. Eine Nachtigall erkannte
Dich wieder und begann ein fröhlich Lied
Als Gruß; und wie des Mondes bleicher Schimmer
Wenn er leicht bebend aus der Tiefe taucht,
So flog ein Lächeln über deine Züge
Und trieb hinweg die Schatten aus dem Reich
Des finstern Herrschers. O Persephone!

Die Ode On the Jubilee of Queen Victoria hat selbst seine eifrigsten Verehrer nicht recht befriedigt; man merkt es den Versen an, daß sie auf Bestellung gemacht worden sind, der Mangel an innerer Wärme, an Schwung und Begeisterung ist überall zu spüren. Das Gedicht ist nichts als eine rhetorische Huldigungsreimerei zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin, der „anmutigen, vornehmen, großen, königlichen" Herrscherin. Fünfzig Jahre einer reichen weltbewegenden Geschichte, eines beispiellosen Fortschrittes auf allen Gebieten der menschlichen Kultur, fünfzig Jahre mit einer unabsehbaren Fülle wissenschaftlicher, künstlerischer und materieller Errungenschaften und dazu dieses dürftige Machwerk, diese gedankenarmen Verse eines Poete Laureate, das war selbst für den bescheidensten Engländer eine unzureichende Leistung. Und doch kann man nicht behaupten, daß Tennyson von seinem Vaterlande, von dessen geistigen und sittlichen Zuständen gering denkt; ruft er doch den Feinden Englands zu:

Ihr macht uns schlechter, als wir sind, und sprecht
Von düstrer Zukunft. O, ihr habt nicht Recht!
Oft auf der Fensterscheibe scheint die Mücke
Groß wie ein Stier dem fernen Blicke.

Echt romantisch ist die in Dialogform abgefaßte Erzählung The Ring. Ein Vater überreicht der Tochter, ehe sie ihren Brautschleier anlegt, den Ring ihrer verstorbenen Mutter und erzählt ihr dabei die Geschichte dieses Kleinods, das die Inschrift trägt Io t'amo. In Venedig hat er ihn einst gekauft und dabei von dem Juwelier erfahren, daß in dem Ringe ein Zauber liege; er

Digitized by Google

bringe Tod und Verderben dem, der sich seiner unrechtmäßig bemächtige. Als sich der Vater nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit einer Verwandten wieder vermählte, und diese sich in den Besitz des Ringes zu setzen wußte, ging der Zauber in Erfüllung; eines Tages fand er die Stiefmutter seines Kindes tot neben dem Ringe.

Einen ähnlichen romantischen Charakter trägt die Geschichte von dem aussätzigen Ritter Ulrich, der, aus der menschlichen Gesellschaft verbannt, in einer einsamen Hütte wohnt, und den seine Braut aufsucht, um mit ihm vereint zu sterben. Tennyson hat dem Gedichte einige kulturgeschichtliche Bemerkungen hinzugefügt, worin er das traurige Los der Aussätzigen im Mittelalter schildert und die Zeremonien anführt, die die Kirche mit den Unglücklichen vornahm, ehe sie in die Einöde geschickt wurden. In Romney's Remorse führt uns der Dichter einen Maler vor, der sein junges Weib verläßt, weil sein Meister gesagt hat: Marriage spoilt an artist, und der erst nach vielen Jahren als gebrochener Mann aus Italien zurückkehrt, ohne sein Ideal gefunden zu haben. Sein treues Weib nimmt ihn wieder mit Liebe auf und pflegt ihn bis ans Ende. In dem Gedichte Forlorn findet Tennyson den natürlichen Volkston wieder, der seine Balladen auszeichnet:

Er ist entflohn, o wär er tot,
Der mir das Herz gebrochen!
O schnöde List, o Schmeichelei —
Sie hatten mich bestochen
In der Nacht, in der Nacht,
Wenn der Sturmwind wütet.

Der Schluß des Gedichtes, wo sich das verlorene Mädchen nach schweren Seelenkämpfen aufrafft, um — an ihren Verführer zu schreiben, schlägt allerdings ins Komische um. Ein vortreffliches Beispiel seiner onomatopoetischen Kunst giebt uns Tennyson in seinem Gedichte „Die Drossel." Da der musikalische Schmelz und die Tonmalerei in einer Übersetzung schwer zu erreichen ist, so geben wir ein paar Verse aus dem Original:

„Summer is coming, summer is coming.
I know it, I know it, I know it.
Light again, leaf again, life again, love again."
Yes, my wild little Poet.

Sing the new year in under the blue.
Last year you sang it as gladly.
„New, new, new, new!" Is it then so new
That you should carol so madly?

„Here again, here, here, here, happy year!"
O warble unchidden, unbidden!
Summer is coming, is coming, my dear.
And all the winters are hidden.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck.*) Coblenz den 26. July 1872. Sie werden am 28. d. M. ein schönes Familien Fest begehen, daß Ihnen der Allmächtige in Seiner Gnade bescheert. Daher darf und kann ich mit meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben u. so wollen Sie u. die Fürstin Ihre Gemahlin hier meinen innigsten und wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen! Daß Ihnen Beiden, unter so vielen Glücksgütern die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenanstand, daß ist es wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen! Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben senden, daß Gott Sie begnadigte so Hohes zu leisten! Und in u. nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung u. Frieden, — das erhält Sie Ihrem schweren Berufe! Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen, ist mein stetes Anliegen an Sie, und freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Ob. Gf. Lehndorff und von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden.

Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.

Ihr

treuergebner
dankbarer König
Wilhelm.

Die Reichspolitik und das Ausland. Die neuesten offiziösen und offiziellen Kundgebungen aus Berlin über die Haltung derjenigen Presse, die nicht in allem mit der jetzigen Reichspolitik einverstanden ist, machen einen eigentümlichen Eindruck. Man bestreitet der Presse das Recht, ein eignes Urteil zu haben, und erklärt, sich aus solchem Widerspruche nichts zu machen, während doch der Ton nicht geringe Empfindlichkeit verrät. Ein — wir wissen im Augenblicke nicht mehr welches — Blatt soll sogar solchen Stimmen die Wirkung, wenn auch nicht die Absicht, beigemessen haben, im Auslande das Vertrauen zu dem jetzigen Kanzler zu erschüttern. Dagegen werden unbefangene Beobachter der Stimmungen außerhalb Deutschlands eins einwenden dürfen. Daß im großen und ganzen das Ausland heute über das deutsche Reich anders denkt als vor Jahresfrist, ist eine unbestreitbare Thatsache, aber dazu hat die Oppositionspresse nichts beigetragen.

Die Entlassung des Fürsten Bismarck wirkte überall geradezu verblüffend. Gewiß genießen wenige Menschen die Ehre, so viel gehaßt zu werden, wie er. Und das wird man nicht ausschließlich seiner Person, seinen Thaten und Worten zuschreiben dürfen. Wäre er der leitende Minister irgend eines andern Staates gewesen und hätte diesen zu ungeahnter Macht gebracht, so würden sich auch die

*) Er bezieht sich auf die silberne Hochzeit des Fürsten, die er am 28. Juli 1872 zu Varzin feierte, und wurde dabei den Gästen vorgelesen, auch von mehreren abgeschrieben und als Andenken aufbewahrt.

Digitized by Google

nationalen und politischen Gegner leichter zur Würdigung seiner Größe verstanden haben. Aber daß gerade Deutschland nicht mehr der aus Gefälligkeit geduldete im Rate der Weltmächte, daß den Nachbarn die Aussicht benommen sein sollte, ihre Kriege auf deutschem Boden zu führen und sich durch ein Stück seines Besitzes für die Kosten bezahlt zu machen, ja daß dieses Reich thatsächlich als das erste dastehen sollte — wie konnten ihm das die Fremden verzeihen, da dies, wie es scheint, sogar viele Deutsche noch nicht thun! Doch aller Grimm löschte die Thatsache nicht aus. Man wußte, daß ohne den Willen des deutschen Reiches sich keine noch so geringe Änderung der Karte Europas vornehmen lasse, daß in allen internationalen Beziehungen der Rat Bismarcks gehört werden müsse. Das konnten wir im Auslande lebenden aus deutlichste spüren, und oft wurden wir an das oft erzählte Erlebnis Joachim Nettelbecks (hoffentlich darf man diesen „Kolonialschwärmer“ noch nennen?) in Portugal erinnert, als er zur Zeit Friedrichs des Großen als Preuße erkannt und begrüßt wurde.

Diese Stimmung erfuhr wohl einen Wechsel nach dem Tode Kaiser Wilhelms I.; indessen schwanden alle thörichten Hoffnungen und Befürchtungen rasch wieder, da Bismarck am Ruder blieb. Auch währte es geraume Zeit, bis sich die Welt an den Gedanken gewöhnte, diesen Faktor nicht mehr in Rechnung ziehen zu müssen oder zu dürfen. Dann aber stand man vor einem Rätsel. Und wie konnte es anders sein? Wohl vernahmen wir, daß der Kurs der alte bleiben solle, allein übertragen werden konnte das Vertrauen (in gewissem Sinne gilt dieser Ausdruck auch für unsre Feinde) unmöglich. Erinnern wir uns doch, wie viele Jahre und welche Thaten nötig waren, bis sich die Ansichten über den Junker Bismarck änderten, den Phantasten, den Louis Napoleon nicht ernst nehmen zu brauchen meinte! Nun sind die Machtmittel Deutschlands dieselben geblieben, aber das staatsmännische Genie und die reiche Erfahrung, die über sie geboten, sind zur Ruhe verurteilt. Das eine ist eine so seltene Gabe, daß es vermessen wäre, zu erwarten, sie könne zum zweitenmal in einem Jahrhundert einem Deutschen zu teil werden; die Erfahrung kann nur in vieljähriger praktischer Thätigkeit erworben werden; beide zu ersetzen, genügen der redlichste Wille, der glühendste Patriotismus, die unermüdlichste Thätigkeit nicht.

Solche Erwägungen mußten sich notwendigerweise bei Freund und Feind einstellen und zu Schlußfolgerungen führen, deren Grund oder Ungrund sich erst im Laufe der Zeit erkennen lassen wird. Hier kommt es überhaupt nicht darauf an, ihre Richtigkeit zu prüfen. Vor allem ist eine Schwenkung in der öffentlichen Meinung des Auslandes zu bemerken. An der Friedensliebe des deutschen Volkes und seiner Regierung zweifelte längst kein Vernünftiger mehr. Während sie aber früher als das Ergebnis politischer Besonnenheit und des Machtgefühls angesehen wurde, hat sich nun die Legende von dem Friedensbedürfnis Deutschlands gebildet. Unsre Freunde fragen, ob das Reich noch der zuverlässige Bundesgenosse sei, und ziehen um der Selbsterhaltung willen neue Kombinationen in Betracht, die Feinde rechnen bereits mit Sicherheit auf die Sprengung des verhaßten Dreibundes, die ihnen durch den Sturz Crispis und die Reise eines Erzherzogs nach Rußland greifbar nahegerückt zu sein scheint. Die Art der Erwerbung Helgolands hat überall Kopfschütteln hervorgerufen. Den blinden Haß der Panslawisten und der Franzosen wird kein Entgegenkommen überwinden. Es fehlt in Rußland so wenig wie in Frankreich an vernünftigen Leuten, die einsehen, daß endlich das Gelüste, die Staaten an der untern Donau von Moskau aus zu regieren, aufgegeben und der Verlust Elsaß-Lothringens als Thatsache hingenommen werden

Digitized by Google

müsse. Doch wer von ihnen hat den Mut, das öffentlich auszusprechen? Die Paßvorschriften für die Reichslande waren sehr lästig, aber daß sie notwendig waren, wird kein Kenner der dortigen Zustände in Abrede stellen. Auch die Nachgiebigkeit gegen Rom faßt man gerade in den katholischen Ländern nicht als ein Zeichen der Stärke auf, weil man aus Erfahrung weiß, daß der Ultramontanismus nur zufrieden ist, wenn er herrscht, daß er sich dagegen sehr gut in das Unvermeidliche zu schicken versteht, wenn er bei jedem Uebergriff auf die unbeugsame Energie der Staatsgewalt stößt. Ungarn liefert das jüngste Beispiel dafür. Die Aussprüche, daß mit den Sozialdemokraten leicht fertig zu werden sei, werden vermutlich sagenhafter Natur sein, doch sind sie vielfach verbreitet worden und haben nicht dazu gedient, das Vertrauen zu stärken. Sogar die parlamentarische „Rettung" des einen Schritt zurücktretenden Herrn v. Manteuffel hat mehr Beachtung gefunden, als sie verdiente. Und dürfen wir schließlich ein Wort von den Deutschen im Auslande sagen, so müssen wir gestehen, daß ein Gefühl des Bangens um das Vaterland ziemlich allgemein ist. Die Gründe dafür liegen teils in dem hier Angeführten, teils in Vorgängen, für die der Fremde weniger Interesse hat. Daß in den Verhandlungen über die Gymnasialreform die Herren Hinzpeter (dessen Name uns zuerst durch seine hochfahrende Antwort an einen rheinischen oder westfälischen Fabrikanten geläufig, aber nicht sympathisch geworden ist) und Güßfeldt (aus der „Deutschen Rundschau") eine so große Rolle spielen konnten, machte an dem Ziel dieser Reformbewegung irre, und wenn wir nun gar lesen, daß Herren von dem Schlage Eugen Richters die Reden des Kanzlers mit wohlwollendem Kopfnicken begleiten, so können wir nur hoffen, daß die Reichspolitik niemals solchen Beifall wirklich verdienen möge.

Zur Berliner Kunstausstellung. Stimmt an die Harfen, ergreift die Leier! Denn uns ist Heil geworden, großes, ungehofftes, unverdientes: Pariser Maler haben geruht, die Beschickung der Berliner Kunstausstellung zu verheißen. Wir sollen nicht mehr die Ausgestoßenen und Verfemten sein! Sie wollen, gerührt von unserm inständigen Bitten, verzeihen, daß Deutschland es vor zwanzig Jahren nicht nur wagte, sich gegen die große Nation zu verteidigen, sondern sogar so unverschämt war, in Versailles den Frieden zu diktiren, anstatt sich ihn in Berlin diktiren zu lassen. Sie wollen verzeihen, daß es den Franzosen zu der ersehnten Republik verholfen, und zwei deutsche Länder — doch nein, das kann niemals verziehen werden. Der Boden Frankreichs ist bekanntlich gleich dem Boden Rußlands heilig, und wer diesen Reichen ein Stück von ihrem Raube wieder abnehmen will, ist ein Verbrecher, der auf keine Gnade Anspruch hat. Aber sie erinnern sich, daß an allem Unheil einzig und allein Bismarck die Schuld trägt, an der Vergewaltigung Frankreichs und an der Nichtbeschickung der letzten Weltausstellung: Monsieur Detaille hat es gesagt. O dieser Bismarck! Konnte er uns nicht lassen, wie wir waren, still und harmlos, ein Volk von frommen Hirten, Musikanten und unfrommen Denkern, deren Werke von den fremden Nationen ungelesen bewundert wurden? Zu den Sattel hat er uns gesetzt, und wir sind doch nicht zum Reiten geschaffen. Doch schon verheißt eine neue Morgenröte den Wiederanbruch der guten alten Zeit, schon sprechen uns die Times ihre Zufriedenheit aus, unsre Sache ist es, durch ferneres Artigsein uns des Wohlwollens würdig zu zeigen.

Wie können wir nun den Pariser Malern unsre Dankbarkeit genügend beweisen? Das wenigste wäre, daß die Bilderkisten an der Grenze von den Orts-

Digitized by Google

behörden und der Schuljugend, in Berlin von hohen Würdenträgern und weißgekleideten Jungfrauen feierlich empfangen und bekränzt würden. Wird es aber hinreichen, den Gemälden in der Ausstellung Ehrenplätze anzuweisen? Wäre es nicht notwendig, für sie einen eignen Palast zu erbauen, damit sie nicht mit deutschen und andern Erzeugnissen unter demselben Dache wohnten? Deutsche Chauvinisten könnten das übertrieben finden, sie sollten aber bedenken, daß es zweierlei ist, ob nach dem Kriege gegen Rußland und nach der Einmischung Frankreichs in die italienische Angelegenheit und nach 1866 die unterlegenen Länder keine Ranküne verrieten, oder ob französische Maler sich herbeilassen wollen, wie sie selbst sagen, deutschen Ruhm und deutsches Geld in Empfang zu nehmen. Indessen wollen wir uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, die Sache ist so würdig eingeleitet, daß auch in der Folge wohl nichts versäumt werden wird, um zu bekunden, wie hoch wir uns geehrt und beglückt fühlen.

Nun wird ja überhaupt alles wieder besser werden. Die Boulevardpoeten dürften keinen Anstand mehr nehmen, uns alle ihre unsterblichen Werke zu senden, nach denen das deutsche Theater lechzt. Wir haben wohl die großen Propheten Wildenbruch, Haupt- und Sudermann und die kleinen Propheten Larronge, Blumenthal, Lindauer und Lubliner, aber wer begnügt sich mit Imitation, wenn er echtes haben kann! Wir wagen sogar eine kühne Hoffnung zu hegen. Oder sollen wir ewig vor jedem Bürger der Vereinigten Staaten beschämt die Augen niederschlagen müssen, weil er die göttliche Sarah sehen kann, und wir nicht? Schicken wir eine Deputation an sie, vielleicht läßt sie sich doch erweichen. Sie hat, wenn wir uns recht erinnern, als Honorar für ein Gastspiel in Berlin Elsaß und Lothringen verlangt. Das ist allerdings viel, aber wenn es nicht anders geht — Länder giebt es noch viele, aber nur eine Sarah!

Erwiderung.*) Der Aufsatz „Spezimina und Versetzung“ in Nr. 6 der Grenzboten macht eine Entgegnung nötig, denn er enthält eine Reihe von Irrtümern und unbegründeten Angriffen auf die Lehrer unsrer höhern Schulen. Zunächst ist es falsch, wenn der Verfasser meint, daß die „Gymnasialphilologen“ die Befähigung ihrer Schüler hauptsächlich, wo nicht gar ausschließlich nach dem Ausfall der schriftlichen Leistungen, namentlich nach den Spezimina und Extemporalien beurteilten, und daß die Fehlerzahl „bei einer gar nicht unbedeutenden Zahl von Gymnasialphilologen den Ausschlag bei der Versetzung“ gebe. Woher weiß das der Verfasser? Er könnte es, da er doch nicht selbst Lehrer ist, nur durch eine Verletzung des Amtsgeheimnisses in einem bestimmten Falle erfahren haben. Er hat es aber ganz sicher überhaupt nicht erfahren; denn es ist gar nicht so. Ich habe an verschiednen Anstalten, in verschiednen deutschen Staaten Unterricht erteilt, aber niemals ist es vorgekommen, daß bei der Frage der Versetzung eines Schülers der Ausfall der Extemporalien zur alleinigen oder auch nur zur hauptsächlichen Richtschnur genommen worden wäre. Im Gegenteil; es wird immer und überall schon seit ziemlich langer Zeit betont, daß dies ein unrichtiges Verfahren sei, daß auch die mündlichen Leistungen des Schülers und das Verständnis der Schriftsteller von großer Wichtigkeit seien. Ein gewisser Wert wird natürlich auch auf die Extemporalien gelegt, und mit vollem Recht. Denn hier hat der Lehrer Arbeiten vor sich, von denen er genau weiß, daß sie der Schüler (abgesehen von dem wenigen, was er seinem Nachbar abgeguckt hat) allein gemacht hat. Bei den häus-

*) Wir haben dieser Erwiderung die Aufnahme nicht versagen wollen, behalten uns aber vor, im nächsten Hefte noch einem unparteiischen Dritten in der Sache das Wort zu geben.

Digitized by Google

lichen Arbeiten ist das unmöglich. Da hilft trotz aller berechtigten Wünsche des Lehrers doch der Vater oder der ältere Bruder oder ein Freund oder — und das fällt beim Lesen der Schriftsteller gar schwer ins Gewicht — die gedruckte Übersetzung. Immer und immer wieder wird der Versuch gemacht, den Lehrer zu hintergehen; und wenn der Verfasser jenes Aufsatzes etwa meint, es müsse doch ein Leichtes sein, sich darüber klar zu werden, was der einzelne selbständig leisten könne, so wünschte ich ihm nur, daß er einmal eine Zeit lang eine Klasse von fünfzig Schülern — solche giebt es leider noch ziemlich oft — zu unterrichten hätte, er würde bald genug merken, wie schwer es da selbst bei der eifrigsten Pflichterfüllung ist, sich ein vollkommen klares und richtiges Urteil zu bilden.

Ganz falsch ist ferner die Ansicht, daß die Schüler, die schlechte Extemporalien schreiben, den „Helden im lateinischen und griechischen Spezimen“ fast immer im deutschen Aufsatz, in der wirklichen Kenntnis des Lebens der Alten und in klarer mündlicher Darstellung überlegen seien, und daß besonders phlegmatische Kinder und solche, die aus einfachen Lebenskreisen stammen, solche Musterschüler seien, die die besten Extemporalien schrieben. Jeder Lehrer wird bestätigen, daß diese Meinung grundfalsch ist. In der Regel — Ausnahmen giebt es natürlich auch hier — schreiben die geweckteſten und begabteſten Schüler, weil sie viel wissen und schnell und scharf denken, natürlich auch die besten Extemporalien, wie sie auch den besten Aufsatz liefern und das reifste Verständnis für die Schriftsteller zeigen. Phlegmatische und unbegabte Schüler aber können wohl gute häusliche Arbeiten, aber fast nie gute Extemporalien fertigen. Das sind so unbestreitbare Thatsachen, daß es mir unbegreiflich erscheint, wie der Verfasser jenes Aufsatzes das Gegenteil hat behaupten können. Worauf stützt er sich eigentlich?

Nun giebt es freilich auch genug gar nicht unbegabte Schüler, denen es doch schwer wird, ein gutes Extemporale zu schreiben. Der Grund ist dann fast immer eine gewisse Zerstreuung und Flüchtigkeit, ein Mangel an der Fähigkeit, die Gedanken zusammenzunehmen. Ist dieser Mangel besonders stark, vermögen die sonstigen Leistungen ihn nicht aufzuwiegen, was freilich meist nur dann vorkommen wird, wenn sie ebenfalls ziemlich schwach sind, und bleibt dann der betreffende Schüler wirklich einmal „sitzen,“ so ist das nur gut für ihn, er nimmt sich eine Lehre daraus und lernt wahrscheinlich bald seine Gedanken besser zusammennehmen. Ist dies nicht der Fall, nun, so hat die Schule wenigstens den Versuch gemacht, ihn dazu zu bringen, sie hat ihre Pflicht gethan. Wenn dem gegenüber der Verfasser sagt, daß es empörend sei, daß „das Wohl und Wehe unsrer Kinder von dem Vermeiden gewisser grammatischer Fehler abhängig gemacht werden“ dürfe, so ist das eine geradezu ungeheuerliche, auf vollständiger Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse beruhende Übertreibung, und die Worte enthalten einen durchaus ungerechten Vorwurf gegen den höhern Lehrerstand. Ähnlich ist es mit dem Ausspruch, es sei sehr bequem, die Zensur einfach aus der Anzahl der „ganzen und halben Fehler“ zu gewinnen. Wüßte der Verfasser doch, welche Anstrengung und oft welche Qual es vernrsacht, die Zensuren, die keineswegs so gewonnen werden, wie er sich vorstellt, am Ende des Halbjahrs zusammenzustellen; wüßte er doch, wie milde dann fast immer bei der Versetzung verfahren wird! Aber er weiß auch davon nichts; er entwirft sich ein Phantasiebild des deutschen Gymnasiallehrers, und dem wirft er dann alle möglichen bösen Dinge vor.

Was endlich das arme Notizbuch betrifft, das den Zorn des Verfassers in ganz besonderm Grade erregt zu haben scheint, so ist es doch für jeden Einsichtigen selbstverständlich, daß, wenn ein Vater kommt, um sich nach seinem Sohne zu er-

Digitized by Google

kundigen, der gewissenhafte Lehrer, obwohl er natürlich auch so ein Urteil über den betreffenden Schüler hat, doch sein Notizbuch befragt, um genauen Bescheid geben zu können. Denn er kann doch unmöglich, besonders bei überfüllten Klassen, immer genau im Kopfe haben, wie die schriftlichen Arbeiten des Schülers ausgefallen sind, wie er gewöhnlich übersetzt und was er sonst geleistet hat. Das alles aber ist doch bei der Frage der Versetzung, nach der sich der Vater erkundigen will, mit ins Auge zu fassen. Ist es nicht komisch, daß selbst solche Dinge dem Lehrer zum Vorwurf gemacht werden?

Freilich, es ist eine sehr dankbare Aufgabe, gegen die armen „Gymnasialphilologen" loszuziehen, das liebe Publikum hält natürlich alles für bare Münze. Jeder hat mit dem oder jenem Lehrer irgend einmal eine trübe Erfahrung gemacht, und das Unrecht war dabei natürlich stets allein auf der Seite des Lehrers; der Herr Sohn hat es ja selbst so erzählt!

Man wolle mir verzeihen, daß ich warm geworden bin. Aber so kränkende Vorwürfe, wie sie jener Aufsatz wieder erhoben hat, Vorwürfe, die, wie ich gern zugeben will, nicht auf Böswilligkeit, aber sicher auf vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse beruhen und doch überall Zustimmung finden, müssen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. R L

Litteratur

Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte, gesammelt und erklärt von Dr. Simon Widmann. Paderborn, Schöningh

Das Wort Geschichtsel ist wie so mancher bezeichnende Ausdruck eine Erfindung Fr. L. Jahns, und bedeutete ihm „Dichtgeschichten und Falschgeschichten," also Erdichtetes und Verfälschtes. Welchen Ballast von falschen Nachrichten die Weltgeschichte von altersher mitschleppt, und wie der Tag die von der Forschung gerissenen Lücken in solcher Schwärzerware immer aufs neue ausfüllt, ist bekannt, aber ein Katalog fehlte bisher. Der Versuch, ein recht eigentlich schwarzes Buch der Geschichtschreibung anzulegen, muß daher als sehr löblich bezeichnet werden. Daß es nicht auf den ersten Wurf ganz vollständig ausfallen konnte, ist selbstverständlich, und der Verfasser täuscht sich darüber nicht, bittet vielmehr um „Winke, Berichtigungen, Beiträge." Er hat den Begriff weit gefaßt. Neben absichtlichen Erfindungen und Entstellungen berücksichtigt er die vielen etymologischen Kunststücke, die ohne rechte Kenntnis der Sprachen, der Geschichte, der Sitten, oft nur um einer vorgefaßten Meinung, einer Lieblingsphantasie zu schmeicheln, ausgeführt worden sind, die Schöpfungen der Sage, die allmählichen Veränderungen, die ein Wort im Volksmunde erfährt, und die zu einem ganz andern, als dem ursprünglichen Sinne führen, die unrichtigen Vorstellungen, die sich an Bezeichnungen aus fremden Sprachen knüpfen u. s. w. Auch den „Setzerkobold" klagt er an, und der rächt sich sofort auf derselben Seite (19), indem er das „Münchner Kindl," das bekanntlich ein Mönch ist, „ein (anstatt »im«) Münchner Stadtwappen" halten läßt, und bei Erwähnung des Frankfurter Doms das Hauptwort verschluckt. Was werden aber die Freisinnigen dazu sagen, daß Seite 205 „deutsche Zunft (statt Zucht) und Sitte" in Gegensatz zu „französischer Unzucht und Unsitte" gebracht ist?

Digitized by Google

Der Stoff ist zunächst in acht Gruppen gebracht (Ägypten, Palästina, Griechen, Römer, Kirche, Deutsche, Franzosen, Engländer), innerhalb dieser chronologisch geordnet, „aber gleiches möglichst zu gleichem gesellt." Dieser Nachsatz verschuldet freilich zahllose Abschweifungen, nach denen man oft erstaunt daran erinnert wird, von welchem Volke und welcher Zeit eigentlich die Rede ist; auf diese Art mahnt der Vortrag mitunter an den redseligen Polyhistor Demokritos-Weber. Belesenheit und Fleiß des Verfassers verdienen alle Anerkennung, in den dem Altertume gewidmeten Abschnitten ist namentlich die Benutzung von Arbeiten, die in Gymnasialprogrammen versteckt liegen, dankenswert. Daß nicht immer aus den Quellen geschöpft werden konnte, deutet Widmann mit dem Hinweise auf die beschränkten Hilfsmittel in seinem Wohnorte (Oberlahnstein, wo er Gymnasiallehrer zu sein scheint) an; aber deshalb brauchte doch nicht Herr Janssen gar so oft als alleiniger Gewährsmann angeführt zu werden. Schon dadurch, wie durch das ganze Kapitel „Kirche" wird der Verfasser als katholischer Parteimann gekennzeichnet; doch bemerken wir ausdrücklich, daß er nicht den auf jener Seite so beliebten Ton anschlägt, auch überall, wo nicht seine Kirche in Frage steht, kräftige deutsche Gesinnung bekundet.

Wenn wir aus der großen Fülle des Gebotenen (das Register allein umfaßt achtundzwanzig zweispaltige Seiten) nur solche Stellen hervorheben, an denen wir etwas zu erinnern finden, so geschieht es wesentlich mit Rücksicht auf den obenerwähnten Wunsch des Verfassers. S. 50: Niemand ist in Süddeutschland nicht das Weib, das die Hosen anhat, sondern der dazugehörige Mann. S. 53. Karl der Große als Erfinder des Apfelweins stammt aus den „Fliegenden Blättern," sowie (S. 158) „Bockesel" für Bocheſen aus dem „Wiener Figaro." S. 83 wird die Meinung ausgesprochen, „mit der Anfeindung gegen den Stand" habe das Wort „Pfaff" den verächtlichen Sinn erhalten; das Verhältnis dürfte doch wohl umgekehrt sein, daß verächtliche Träger des Namens die Anfeindung des Standes verschuldet haben. In demselben Zusammenhang ereifert sich der Verfasser über die dem Papsttum angehängten Lügen, die Petrusfabel aber wird nicht berührt. Geradezu verunglückt ist der Versuch, den Papst Gregor XIII. für den Dankgottesdienst und die Medaille nach der Bartholomäusnacht zu rechtfertigen. „Der Papst war getäuscht," der Unfehlbare, und „hat nicht auch Kurfürst August nach Niederwerfung der Grumbachschen Rebellion eine Denkmünze prägen lassen?" Diesen Vergleich würde unter andern Umständen die Partei als Beleidigung der Majestät des Papstes ansehen. Endlich sollen in ganz Frankreich nur zehntausend Hugenotten umgebracht worden sein — Kleinigkeit! Daß wir die Hugenotten nicht für unschuldig an den Greueln halten, versteht sich von selbst, aber ob, wenn genaue Abrechnung gehalten würde, die Papisten Ursache behalten würden, über Verleumdung ihrer Parteihäupter zu klagen, bleibt doch mehr als fraglich. Wie der Verfasser wiederholt anerkennen muß, geben protestantische Historiker auch dann der Wahrheit die Ehre, wenn sie für die Katholiken günstig lautet: das ist eben der Unterschied. S. 95 wird sogar die unselige Mainzer Zentraluntersuchungskommission die schlimmste aller Inquisitionen genannt, in ausdrücklichem Vergleich mit der spanischen. So erhalten wir in der That neue Geschichtsel. Nach S. 97 giebt es „Kirchenparteien genau genommen erst seit der Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts" — wie soll man dann die Spaltungen im vierten Jahrhundert nennen? Was „blömerant, blümerant" mit Dieu mourant zu thun haben soll (S. 106), ist unverständlich. Die Redensart „mir ist blümerant" bedeutet ja das Gefühl der Weichlichkeit und Schwäche und ist ohne Zweifel von der weichlichen,

Digitized by Google

faden Farbe bleu mourant hergenommen. Die Benennungen codex aureus und argenteus (S. 126) beziehen sich bald auf die Schrift, bald auf die Einbanddecke. Trente et un (S. 171) ist eine Vermengung von Vingt et un und Trente et quarante. Willkür (S. 173) für Gesetzbuch ist nicht bloß friesisch. S. 174: eine Ausnahme von der Regel, daß das Kind „der ärgeren Hand," d. h. dem Gatten, der niedrigern Standes war, folge, bestand in Venedig zu Gunsten der Glasmacher von Murano. Der Ausdruck Hofrichter (S. 176) besteht noch außerhalb des Rheingaus, z. B. in Ungarn. Wenn der furchtbare Titel „Urheber des dreißigjährigen Krieges" überhaupt verliehen werden soll, so haben doch darauf die Jesuiten, die Ferdinand II. den Wahn beibrachten, er sei auf der Welt, um den Protestantismus auszurotten, begründeteren Anspruch als Mathias Thurn (S. 192). S. 194 verlegt der Setzerkobold die Calmarische Union nach Colmar; auch besteht die Personalunion zwischen Schweden und Norwegen nicht noch, sondern wieder. Bei parler (S. 207) könnte auch die Verballhornung Polier aus Partier, Obergesell, eingefügt werden. Der Spottname „Blaue" für Protestanten in der Rheingegend kommt nicht von den blauen Kitteln her, die ohne Unterschied des Bekenntnisses getragen werden, sondern, da der Ausdruck wenigstens früher auch auf die „Preußen" angewandt wurde, von den blauen Uniformen, ebenso wie in der Vendée. Die eiserne Krone (S. 217) besteht nicht aus Eisen, sondern hat nur auf der innern Seite einen Eisenreifen. Bei Froudeur (S. 218) fehlt die übertragene Bedeutung Mißvergnügter, Raisonneur. Die „Schwefelbande" (S. 220) brachte K. Vogt wieder auf als Schimpfnamen für die deutschen Flüchtlinge, die 1859 nicht gleich ihm sich für die Befreier Napoleon III. und Plouplon begeistern konnten. S. 249: Briefmaler hießen alle, die Einzelblätter, „Briefe," durch Patronen bemalten, Heiligenbilder, Glückwünsche u. dergl.; nicht nur Spielkarten. Bei den verschiednen Bedeutungen von tambour (S. VII) hätten noch die mannichfachen Anwendungen des Wortes in der Architektur Erwähnung verdient, allenfalls auch die veraltete für Schutzleder an Kutschen, und bei den komischen Umdeutungen der Juristenwitz „Alles umsonst" für a. u. s., actum ut supra. Die Untersuchungen L. Buchers über politische Kunstausdrücke (Deutsche Revue XII, XIII) scheinen Widmann unbekannt geblieben zu sein; ihm als Süddeutschem würde bei Club der Zusammenhang mit Feuerluft eingefallen sein. Zu dem Thema von den besondern Bedeutungen der Völkernamen wäre noch manche Ergänzung zu liefern. Dem Magyaren ist jeder Deutsche mit Ausnahme des Siebenbürger Sachsen ein Schwab, anderswo nennt man Kellerasseln Schwaben oder Russen. Schweizer heißen in manchen Gegenden die Zuckerbäcker, Italiener die Händler mit Delikatessen. Der Grec war im vorigen Jahrhundert ein Falschspieler, Bohémiens aber sind nicht Modenarren oder „blasirte Bummler" (S. VIII), sondern im Gegenteil Menschen, die sich über Form und Zwang der Gesellschaft hinwegsetzen. Gascogner = Aufschneider. In Frankfurt ist Fulder ungefähr Arbeitsmann, wie in Ungarn der Kroat. Schotten hießen die Spitzenhändler. Polacken und Litauer sind Pferde, Engländer ein Backwerk u. s. w.

Schließlich sprechen wir den Wunsch aus, der Verfasser möge sich bei Veranstaltung einer neuen Auflage gegenwärtig halten, daß sein Werk nicht ausschließlich von Philologen, Historikern u. s. w., sondern auch oder erst recht von „ungelernten Leuten" studirt werden soll, die sich in der knappen Fassung vieler Erklärungen nicht zurechtfinden dürften.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Caſati und Emin Paſcha

Von Friedrich Ratzel

Die italieniſchen Afrikareiſenden ſind bisher in Deutſchland mehr den Gelehrten als dem leſenden Publikum bekannt geworden. In den Schriften Schweinfurths und Junkers lernte man den rührenden Tod des armen Miani im fernen Monbuttulande kennen und den edeln Charakter des mutigen und überzeugungstreuen Geſſi ſchätzen. Aber keine von den hervorragenden Geſtalten aus dieſem Kreiſe iſt uns ſo recht nahe getreten. Es iſt wahr, daß ihnen die Erreichung der größten Ziele der Afrikaforſchung nicht gelungen iſt, und daß ſie nicht ſo viel Neues wie Livingſtone oder Speke, wie Barth, Rohlfs oder Schweinfurth zu berichten hatten; aber es war doch auf der andern Seite ein merkwürdiges Zuſammentreffen, wodurch uns dieſe Männer anziehend erſcheinen müßten, daß die ganze Art des Vordringens und Arbeitens der Italiener in Afrika ſo viel Ähnlichkeit mit dem der Deutſchen aufweiſt. Beide kolonieloſe, aber an Auswandrern jeglichen Standes reiche Völker trieb ein dunkler Drang dem großen unbekannten Erdteile zu, wo ſie für die Wiſſenſchaft, für die Menſchheit große Opfer brachten, bis das erſtarkende nationale Gefühl dieſes Arbeitsfeld ihnen räumlich einſchränkte und als Kolonie politiſch abſonderte. Selbſt die gleichen Gebiete und dieſelben Probleme zogen die Forſcher beider Völker an, ſodaß die Routen Piaggias, Mianis, Geſſis, Caſatis ſich in ein Netz verſchlungen mit denen von Schweinfurth, Junker und Emin Paſcha. In dem Falle Caſatis und Emin Paſchas iſt dieſe Verbindung unter dem Drucke höchſt widriger äußerer Verhältniſſe ſo innig geworden, daß die Geſchichte des einen ſich nicht ſchreiben läßt, ohne die Schickſale des andern zu erzählen. Das ſoeben erſchienene Buch

Digitized by Google

Casatis*) wird daher in Deutschland einem kaum geringern Interesse begegnen als in Italien, jedenfalls einem größern, als irgend eine Reisebeschreibung eines Italieners seit vielen Jahren. Die Sympathien aller derer, die die Vorgänge des letzten Jahrzehntes im östlichen Afrika verfolgt haben, sind ihm von vornherein gewiß, und wer zunächst nur die markig-liebenswürdige Einleitung Camperios und die ersten Kapitel gelesen hat, der beglückwünscht sich zu dem Genusse, den die bescheidene, sich zurückhaltende Erzählung in dieser selbst im deutschen Gewande so anmutigen, lebhaften und naiven Darstellung verspricht.

Es ist selbstverständlich, daß uns am meisten die Kapitel fesseln, in denen das Zusammensein mit Emin Pascha, dessen Wirken und Plänen, die Zustände der Äquatorialprovinz und die Erscheinung Stanleys geschildert werden. Aber ehe wir uns dem Schlusse des ersten Bandes zuwenden, wo Casati, den wiederholten Einladungen Emin Paschas folgend, den bereits im Aufruhr glühenden Westen verläßt, um nach Ladó, dann nach Wadelai, endlich unter trüben Vorahnungen nach Unjoro zu gehen, versuchen wir es, das Bild des Mannes zu zeichnen, dem an der Seite Emin Paschas eine so große Rolle in den letzten Geschicken der Äquatorialprovinz beschieden sein sollte.

Casati, ein geborner Piemontese, war 41 Jahre alt und Veteran von 1859 und 1866, als er im Anfange des Jahres 1880 zuerst afrikanischen Boden betrat. Er reiste damals, nur mit dem Notwendigsten ausgerüstet, von Suakim nach Chartum, um dem Rufe Romolo Gessis zu folgen, der einen jungen Mann, womöglich einen kartographisch geschulten Offizier verlangte, um den Uëlle aufzunehmen. Als er an der Mündung des Bahr el Ghasal ankam, wo er die Boten und Träger Gessis, Waffen und Vorräte finden sollte, war er erstaunt, zu einem endlosen Warten in der Sumpflandschaft der Meschra er Rek gezwungen zu sein. Später vernahm er, daß Gessi den gemessensten Befehl gegeben hatte, ihn unverzüglich weiterzugeleiten, aber der Befehl war unbeachtet geblieben und so machte Casati die erste Bekanntschaft mit dem Gange der ägyptischen Verwaltungsmaschine im Sudan. Kurz nachdem die beiden Landsleute sich am Ufer des Djur getroffen hatten, ging Gessi nach Ägypten und starb in Suez. Casati war sich nun selbst überlassen. Mit geringen Mitteln zog er durch Monbuttu, traf bei Mambango mit Dr. Junker zusammen, dessen menschliche und wissenschaftliche Eigenschaften er mit warmen Worten preist, und überschritt den Bomokandi; zurückkehrend ward er Zeuge des Sturzes Azangas und der Zertrümmerung der Monbuttuherrschaft und der schändlichen Rolle, die ägyptische Truppen dabei spielten. Er trat bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in Verkehr mit dem Gouverneur in Ladó,

*) Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetano Casati. Nach dem italienischen Originalmanuskript ins Deutsche übersetzt von Professor Dr. Karl von Reinhardstöttner. Mit über 150 Abbildungen und 4 Karten Zwei Bände. Bamberg, C. C. Buchnersche Buchhandlung, 1891.

Digitized by Google

dem er, ebenso wie Junker, den Zustand in diesem Lande darlegte, und dessen wiederholten Einladungen er im Frühjahr 1883 folgte, indem er selbst nach Ladó reiste. Bald darauf ging Emin nach Monbuttu, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen, und Casati ging ihm auf anderm Wege voran; aber als Emin durch die Nachricht von einem Negeraufstande am Rohl, das erste Wetterleuchten kommender Stürme, zurückgerufen wurde, sah sich auch Casati bald gezwungen, den dringenden Aufforderungen des Gouverneurs und Dr. Junkers zu folgen. Er sagte am 20. Juli 1884 den interessanten, ihm liebgewordenen Völkern des Westens Lebewohl, um sich auf fünf Jahre in die Stationen des oberen Nil mit Ägyptern und Sudanesen einzuschließen.

Als der einzige Europäer von wissenschaftlicher Bildung und politischem Blick, der die ganze Reihe der äußeren Angriffe und inneren Zersetzungen und Unruhen und endlich die Aufgebung der Provinz an der Seite und im Vertrauen des Gouverneurs miterlebte, nahm Casati in der Äquatorialprovinz eine hervorragende Stelle ein. Freilich war er immer nur der Gast des Gouverneurs, dessen große Verantwortlichkeit er nur insoweit teilte, als Ratschläge, mit denen er nicht sparte, von diesem befolgt wurden. Das geschah seltener, als Casati gewünscht hätte, der in schweren Augenblicken dazu verurteilt war, Zuschauer zu sein. Aber es ist natürlich, daß auch in seiner Erinnerung gerade diese Zeit heller hervortritt. So sind denn in diesem Buche seinen wechselvollen afrikanischen Reisejahren einige und seinem zuerst so stillen, beschaulichen Zusammenleben mit Emin und dem traurigen Heimzuge zwanzig Kapitel gewidmet. Es ist sicher, daß diese auch das Interesse der Leser viel mehr in Anspruch nehmen werden, als jene, deren Inhalt, soweit Länder- und Völkerschilderungen in Betracht kommen, Junker in seinem vortrefflichen, fast das gleiche Gebiet und dieselben Persönlichkeiten viel eingehender darstellenden Buche bereits erzählt hat. Die meisten Leser werden den übrigen, teilweise sehr lesenswerten Inhalt nur durchfliegen, um sich ein Bild zu machen von dem Manne, dessen Erzählung der Ereignisse von 1884 bis 1889 so spannend ist und so regen Anteil an der Person des Erzählers weckt. Eine männliche, mutvolle, ausdauernde Natur mit warmem Herzen und lebhaftem Empfinden tritt uns gewinnend entgegen, es fehlt ihr nicht der Zug einer tieferen Verwandtschaft mit Romolo Gessi. Die Sympathie beider gehört den Negern, ihr Haß den Unterdrückern der dunkeln Rasse, besonders den Sklavenhändlern. Welcher Raum bleibt für das praktische politische Urteil zwischen jener Vorliebe und diesem Haß, beides Äußerungen des Gefühls? Leider zu wenig. Wer Casatis Brief an Camperio über die Lage der Neger in den ägyptischen Provinzen, eine Kundgebung wärmster Menschenfreundlichkeit, liest — er ist im sechzehnten Kapitel des ersten Bandes abgedruckt —, sieht vor sich die Theorie derselben Handlungsweise, in der Junker einen schweren politischen Fehler Gessis sieht, der durch

Digitized by Google

das fast blinde Vertrauen, das er auf die Neger setzte, und die Verfolgung, die er durch diese gegen alles, was Araber hieß, durchführen ließ, der Verwaltung zunächst in der Provinz Bahr el Ghasal, später aber auch in dem Südgebiete große Schwierigkeiten bereitete. Daß Lupton, Gessis Nachfolger im Bahr el Ghasal, so früh dem Aufstande zum Opfer fiel, und daß seine Provinz so leicht von den Mahdisten überschwemmt werden konnte, zeigt, wie falsch die Politik rechnete, die aus dem Neger im Handumdrehen den Schützer der Ordnung und den folgsamen Kulturzögling zu machen glaubte. Junkers interessante Schilderung der Persönlichkeiten Emins und Gessis im dritten Kapitel des zweiten Bandes wirft ein Licht auf die Gegensätze, die auch zwischen jenen und Casati notwendig einmal hervortreten mußten; wie denn das so gründliche, ruhige Buch Junkers sehr geeignet ist, Zeit und Ort der Handlungen, die Casati mehr skizzirt, besser kennen zu lernen, und überhaupt neben den „aktuellen" Afrikabüchern mehr beachtet werden sollte. Gegenwärtig erscheint sein dritter Band.

Das Urteil Casatis über die friedliche Verwaltungsthätigkeit Emins lautet zuerst sehr günstig. In dem Rückblick auf Emins Thätigkeit in ägyptischen Diensten (Bd. 1, Kap. 15) sagt er: „Seine verständnisvolle Thätigkeit bei der Neuordnung des Landes wurde von günstigen Erfolgen gekrönt. Er regelte die Verwaltung zum besten der Regierungsinteressen, unterdrückte eingewurzelte Mißbräuche und wachte über die Entwicklung der Hilfskräfte seiner Provinz. Umgeben von ungeschickten Leuten von erprobter Unehrlichkeit, wußte er durch unermüdliche Wachsamkeit und Scharfblick die Befugnisse eines jeden abzugrenzen und, soweit es möglich war, ihren schädlichen Einfluß zu beschränken. Beamte von schlechter Führung fortzuschicken und sie durch andre von größern Fähigkeiten und besserer Haltung zu ersetzen, war ihm nicht möglich, da gerade Ladó von der ägyptischen Regierung als eine Strafkolonie Ägyptens und des Sudans angesehen wurde. Häufige Ausflüge, auf denen er bei seiner scharfen Beobachtungsgabe die Politik mit der Wissenschaft vereinigte, boten ihm Gelegenheit, persönlich die Bedürfnisse der Bevölkerung, das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten zu überblicken und die dem Unternehmen angepaßten Mittel festzustellen. Allein die weite Ausdehnung des Gebietes, der geringe Glaube der Beamten an eine gedeihliche Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten und mehr noch die beständige Abweisung seiner Forderungen und Vorschläge durch die Zentralregierung bildeten für die Entfaltung seines Programms kein geringes Hindernis. Wenn später der Aufstand alles über den Haufen warf, so muß man die Hauptursache der Unruhen, die auch die Äquatorialprovinz erschütterten, in der zersetzenden Wühlerei suchen, die seit langem ohne Unterlaß das Ansehen der Regierung erschütterte und ins Wanken brachte und jedes Gefühl des Wohlwollens von ihr ferngehalten hatte. Diese Revolution überraschte Emin un-

Digitized by Google

vorbereitet, auch er wurde von den Ereignissen fortgerissen, verfiel in Zweifel und Irrtümer, und wenn seine Provinz nicht das traurige Los ihrer Schwestern teilte, so ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dies nur eine natürliche Folge des Zaubers war, der ihn umgab, und den er sich bei der moralischen und materiellen Entfaltung der Kräfte des Landes erwarb, der er Geist, Herz und Wissen, ja sein ganzes Leben gewidmet hatte."

Von diesem Zauber spricht Casati noch oft in der Schilderung der Ereignisse, die zu dem Militäraufstand und der Aufgebung der Provinz führten, aber nur indem er ausführlich das erzählt, was nach seiner Meinung diesen Zauber vernichtete. Er legt das größte Gewicht darauf, den Leser nicht im Zweifel zu lassen über die lebhafte Mißbilligung, womit er das Verhalten Emins fast in jeder wichtigen Lage während dieser sechs bewegten Jahre betrachtete, er teilt ihm seine Ansichten mit, die von Emin nicht geteilt, und seine Ratschläge, die von diesem nicht befolgt wurden. Es ist wahr, daß er ebenso die Ratschläge genau mitteilt, die er Gessi anbot, und durch deren Nichtbeachtung dieser schweres Unheil, nach Casatis Meinung, über sich und die Seinigen heraufbeschwor, ebenso wie General Hicks Unrecht that, die Winke des Obersten Messedaglia nicht besser zu beherzigen. Aber Emin gegenüber wird er bitter und häuft Vorwurf auf Vorwurf, sodaß die oft wiederkehrende Beteuerung seiner Freundschaft für den Gouverneur einen immer eigentümlichern Klang erhält und die Anerkennung in den frühern Urteilen immer unvereinbarer erscheint mit der Anschuldigung in den spätern. Es wird uns, indem wir diesen Prozeß verfolgen, immer klarer, daß uns ein tiefverletztes Gemüt hier zu Zeugen seiner Kränkungen und Empfindlichkeiten macht. Entspringt solcher Quelle die reine Wahrheit? Emin, der in seiner friedlichen Thätigkeit so viel Anerkennung fand, mag in den kriegerischen Zeitläuften nicht immer das Richtige erkannt haben, und es mag ihm, dem Arzte mit gelehrten Neigungen, manchmal der Entschluß schwerer gefallen sein, als einem geistig weniger hochstehenden Manne, auf dessen Erwägung weniger Gedanken und Pläne hereinstürmen. Da wir aber gehört haben, von wieviel Schwierigkeiten er umgeben war, wie schwach besonders seine Kräfte in der kleinen Armee und der Verwaltung waren, und da wir wissen, wie verwickelt sich die Lage bei dem Erscheinen Stanleys gestaltete, so schwierig, daß kein Scharfsinn eine bessere Lösung finden konnte als die, die zuletzt die Verhältnisse aufzwangen, so dürfen wir wohl vor allem fragen: Würden die Dinge besser gegangen sein, wenn Casati einen größern Einfluß hätte üben können? Und sind denn überhaupt die aus dem Urteile eines unverantwortlichen Zuschauers hervorgehenden Pläne und Entwürfe gleich zu achten den Gedanken, die durch das Bewußtsein der höchsten und einzigen Verantwortlichkeit ihren schweren Weg gemacht haben? Wir thun dem in so vielen Beziehungen interessanten Werke Casatis kein Unrecht, wenn wir seinen ganzen zweiten Band samt den letzten Kapiteln

Digitized by Google

des ersten als eine Kritik der Haltung Emins in den Jahren 1884 bis 1889 bezeichnen. Es ist aber unmöglich, einer so unaufhörlichen, unermüdlichen Kritik gegenüber sich nicht an den großen Abstand zu erinnern, der hinsichtlich der aufzuwendenden Kräfte des Charakters zwischen der That und dem Urteil, zwischen dem Handeln und dem Denken und Sprechen über dieses Handeln liegt.

Als Emin Amadi befestigte, um den von Nordwesten her vordringenden Mahdisten die Annäherung an den Nil zu erschweren, schlug Casati die Schaffung eines Festungsringes zur Deckung Ladós vor; sein Vorschlag wurde „lächelnd" abgelehnt, und ein Jahr später schien ihm die Räumung Amadis Recht zu geben. Damals stand der Mahdistenführer Keremallah nur wenige Meilen von Ladó, und angesichts der scheinbar nahegerückten Notwendigkeit diesen Hauptplatz zu räumen, machte Casati den Vorschlag, die Dampfer zu versenken und sich nach Nordosten an den Sobat zurückzuziehen, während Emin für die Konzentration nach Süden war, weil er im Norden weder einen Ausweg, noch die Möglichkeit der Verbindung mit Ägypten, noch hinreichend fruchtbare Länder sah, was alles, wie die Erfahrung gelehrt hat, der Süden zu bieten vermochte. Hier liegt nun offenbar der tiefere Grund der Meinungsverschiedenheiten der beiden Europäer. Wir können ihn mit dem Namen Unjoro bezeichnen. In dem Winkel zwischen Viktoria Nyanza, Nil und Albertsee liegen die beiden Wahumastaaten Unjoro und Uganda, beide verwandt durch ihren Ursprung und ihre Herrscherhäuser, beide Gründungen des hellen, hochgewachsenen Hirtenvolkes der Wahuma, das einst von Osten herabstieg, in einer Negerbevölkerung, die hier dichter, dort weniger dicht ist. Unjoro liegt mehr im Steppengebiet, ist herdenreicher, ärmer an Boden und Menschen, als Uganda; aber als Grenznachbar der Äquatorialprovinz war es für diese die wichtigste Macht auf afrikanischem Boden und stellte in seiner für einen Negerstaat straffen Organisation überhaupt die einzige politische Macht dar, mit der außer dem Mahdi zu rechnen war. Sind auch seine Grenzen wie die andrer afrikanischer Staaten nicht mit Genauigkeit zu zeichnen, so wissen wir doch, daß um 1886 der Einfluß Unjoros sich auf die Lur am Westgestade des Albertsees, auf die Länder am linken Ufer des Semliki, auf den kleinen, salzreichen See Kio erstreckt, und daß Streifzüge bis nach Usangara unternommen wurden. Am Albertsee liegt Kibiro, reich an Salzquellen, von deren Ertrag Unjoro einen reichlichen Teil als Steuer empfängt, nach Süden und Westen von diesem See schien sich Unjoro ausdehnen zu können, während sich im Osten die kriegerischen Hirtenstämme des Hochlandes frei erhielten. Aber gerade nach diesem See und jener Nilniederlandschaft, die einst Rionga von Fauwera aus regiert hatte, waren auch die Ägypter vorgedrungen, und als von Norden her die Macht des Mahdi zu drücken begann, wurde dieses in so großartiger Weise natürlich umwallte und umflossene Gebiet für

Digitized by Google

sie von größter Wichtigkeit. Emin hatte mit Erlaubnis Kabregas bei dessen Vasallen im Lande der Lur die Stationen Mjuá und Turungu gegründet, und der Plan war erwogen worden, den Verkehr mit der Küste durch das südlich von den Schneebergen liegende Land Ukole zu leiten; die Eifersucht Unjoros machte ihn zunichte, ehe er ins Leben getreten war. In dem Augenblicke, wo man in Unjoro die zunehmende Schwäche der Stellung wahrnahm, die die gehaßten und gefürchteten Ägypter am obern Nil und am Albertsee einnahmen, fühlte man, wie ihr Druck gegen Süden zunahm, nicht ohne zu ahnen, daß dies ein unfreiwilliger Druck war. Die Überläufer, die Kabrega mit ihren Remingtons in seine aus Fremden bestehende Leibgarde aufnahm und die in den Stationen der Ägypter lagernden Vorräte von Waffen, Munition und Elfenbein beschleunigten eine Wendung in der Politik Unjoros, die zunächst für Casati und weiterhin für die ganze Äquatorialprovinz verhängnisvoll wurde, deren Gouvernenr der am schwersten enttäuschte war. Samuel Baker war 1871 nach Unjoro gekommen und hatte mit Kamrasi, dem Vater des jetzigen Herrschers, feindliche Berührungen gehabt. Als 1876 Emin Bey in Ladó eintraf, war eine seiner ersten Aufgaben, gute Beziehungen mit dem südlichen Nachbar herzustellen, und es schien ihm dies bei dem Besuche, den er 1879 bei dem indessen zur Regierung gelangten Kabrega abstattete, gelungen zu sein. Aus seinen damaligen Berichten geht hervor, wie aufrichtig dieses Bestreben war, wie fehlerhaft ihm Bakers Auftreten erschien und wie eingehend er sich mit den Wanjoro beschäftigt hatte, deren Sprache er erlernte, und deren Sitten und Charakter ihm im ganzen besser gefallen zu haben scheinen, als die der Waganda. Besonders war aber der Eindruck Kabregas auf ihn viel günstiger als der, den Baker empfangen hatte, in dessen Ismaïlia er uns als feiger Trunkenbold und Bettler entgegentritt. Auch Casati, der Kabrega von der unvorteilhaftesten Seite kennen gelernt hat, entwirft ein Bild, das äußerlich günstiger ist, als die von Baker gezeichnete Fratze. Genug, Emin hatte offenbar gute Erinnerungen an jenen Besuch bewahrt, die sich bald in politische Gedanken umsetzten, als der Ausbruch des Mahdiaufstandes und die damit plötzlich eintretende Absperrung von Norden und Westen dem Süden eine Bedeutung verliehen, die er vorher nie gewinnen zu können geschienen hatte. Nun lag in Unjoro die Möglichkeit des Verkehres mit Sansibar, Ägypten, Europa, mit andern Worten, der Lebensfaden der Äquatorialprovinz lief durch dieses Land. Hinter Unjoro liegt Uganda, wo Missionare lebten, die gleich den dortigen arabischen Kaufleuten in offner Verbindung mit der Küste standen. Um sich diese Verbindung zu sichern, sandte Emin Casati zu Kabrega oder Tschua, wie ihn Casati nennt; die Folge dieser Verbindung war, daß Junker abreisen konnte, und daß Emin Nachrichten aus Ägypten und Europa empfing. Diese waren sehr notwendig, denn sie verschafften ihm und denen seiner Leute, die ihm glaubten, Klarheit über die Lage und über die

Digitized by Google

Auffassung, die man davon in Ägypten hegte. Insofern war die Anknüpfung mit Unjoro ein Gebot der Notwendigkeit, und das Urteil hierüber muß ganz getrennt gehalten werden von dem über den weitern Verlauf der Sendung Casatis. In diesen griff vor allen eine unglückliche Thatsache tief ein: es starb der langjährige Minister Katagura, dem Emin und Casati beide den Ehrennamen des „ehrlichen Freundes" beilegen. Casati war im Mai 1886 als Vertreter Emins nach Unjoro gegangen, im November starb Katagura an Gift, wie Casati glaubt, dem Kabrega durch einen eignen Boten und mit der Versicherung unveränderten Wohlwollens die Todesnachricht übermitteln ließ. Der Einfluß, den Katagura besessen hatte, ging jetzt zum größten Teil an den arabischen Kaufmann Abdarahman über, und damit wendeten sich die Verhältnisse in Unjoro rasch zum Schlechtern. Casati wurde zuerst hingehalten, dann schlecht behandelt, endlich mit dem Tode bedroht und ausgetrieben. Das Mißtrauen entstellte das ganz natürliche Streben Emins, zwischen Unjoro und Uganda, wo mit Mwanga eine unberechenbare Kraft an die Spitze gelangt war, Frieden zu stiften zu dem Versuche hinter dem Rücken des erstern mit dem andern zu paktiren. Casati schreibt seinen Mißerfolg zum Teil den falschen Maßregeln Emins zu, der nicht genug Geschenke gesandt und auf eine Bitte seinem Unterhändler geschrieben habe: „Nicht ein Stück Elfenbein, nicht eine Patrone werde ich abgeben, ehe nicht ein Blutbündnis geschlossen ist." Da wir aus Casatis eignen Erzählungen entnehmen, daß Kabrega früher geschenktes Elfenbein als zu geringwertig zurückgewiesen hatte, und erfahren, wie wenig es ihn rührte, daß Casati ihm seine beste Flinte überreichte, sind wir nicht geneigt, Emins Zurückhaltung zu tadeln. Außerdem lehren tausend Erfahrungen die Unersättlichkeit dieser dunkeln Potentaten. Emin hatte Recht, zuerst die Sicherheit, die allein im Bluttausch liegt, zu verlangen, wiewohl er dadurch die Stellung Casatis erschwerte, der ohnehin nur widerwillig seine Mission übernommen und sich durch Verbindungen hinter dem Rücken des Königs, die notwendig sein mochten, bloßgestellt hatte. Auf der andern Seite ist es natürlich, daß Casati nie die üble Behandlung vergessen hat, die er in Unjoro erfahren, wo er u. a. aller seiner Aufzeichnungen von den frühern Reisen beraubt wurde. Mit Todesgefahr rettete er sich auf den Dampfer, auf dem Emin selbst ihn abzuholen kam. Casati hatte den Dampfer früher verlangt. Wiewohl er es selbst ausspricht, daß die gleichzeitigen Ereignisse in der Äquatorialprovinz Emin die Hände banden, lädt er einen Teil seiner Mißerfolge in Unjoro auf Emin, der mit dem Anfange Dezember erwarteten Dampfer erst am 15. Januar eintraf. Man muß hinzufügen, daß Casati erzählt, wie enttäuscht Emin über die Schroffheit gewesen sei, womit sein Gesandter in Unjoro aufgetreten sei, der die wertvolle Verbindung über Uganda verscherzt habe. „Wehe dem Besiegten! Ich war ein Gefallener," ruft er aus und schildert genau das feine Lächeln, womit ihn jener empfangen, daß er aber „Trost in

Digitized by Google

Briefen und Worten vieler Offiziere und Beamten gefunden" habe. Als aber Emin die Unbill des Königs zu rächen beschloß und das salzreiche Kibiro, einen der wichtigsten Punkte Unjoros zerstören wollte, wußte Casati aus Mitgefühl für den ihm befreundeten Häuptling des Ortes ihn dennoch von diesem Schritt abzuhalten.

Während der Unterhandlungen mit Unjoro war in der Provinz die Uneinigkeit gestiegen, und wir dürfen annehmen, daß auch Casati aus seiner Mißbilligung so mancher Anordnung des Gouverneurs kein Hehl machte, zumal da er den vollkommen sinnlosen Plan der Ägypter billigte, statt nach Süden nach Norden, d. h. den beiden Feinden, Mahdi und Abessinien, in die Arme zu rücken. Die Macht des militärischen Elementes in der Provinz war natürlich immer höher gestiegen, ein Teil der Truppen weigerte sich nach Süden zu gehen; und Casati beschuldigt Emin des Wankelmuts gegenüber ihren Führern. Emin ging nach den nördlichen Stationen, um Ordnung zu machen, wurde aber gewarnt, nach Redjaf, dem eigentlichen Sitze der Unzufriedenheit, vorzudringen, und als er in diesen schweren Sorgen zurückkehrte, vernahm er Casatis Unglück in Unjoro, dessen Klage über säumige Hilfeleistung angesichts dieser Verhältnisse ebenso in nichts zusammenfällt, wie Stanleys Beschwerde über zu wenig Eifer, ihm in demselben Dezember 1887 entgegenzukommen. Fast in demselben Augenblick erschien Stanley, über dessen Herannahen schon längere Zeit Gerüchte im Umlauf waren, zum zweitenmal. Am 25. Februar war Emin von der Station Mswá aus auf die Suche gegangen, hatte aber keinerlei sichere Angaben erlangen können, er sandte darauf einen Brief dahin, wo Stanley zu vermuten war, und am 23. April 1888 kam ein Offizier Stanleys in Mswá mit einem Briefe seines Befehlhabers an. Als Emin den Brief, „eine Odyssee von Duldungen," Casati vorlas und diesen um Rat fragte, erklärte dieser, daß ihm Stanleys Lage weder für ihn noch für sie günstig scheine, man solle ihn aufsuchen, ihm danken, im übrigen aber den Weg durch Mombuttu am Uëlle und Obangi hinab zum Kongo einschlagen. Emin scheint im ersten Augenblick diesen Plan gebilligt, dann aber, als einige Tage darauf Stanley selbst eingetroffen war, sich mehr dem Plane einer Überführung der Soldaten und Beamten in das Gebiet nordöstlich von Ukerewe zugeneigt zu haben.

Der Rettungsexpedition tritt Casati nicht minder kritisch gegenüber. Stanleys Weigerung, in der Provinz zu erscheinen, sich den Leuten zu zeigen, die er retten will, bestärkt ihn in der Auffassung, daß die Ankunft jener Expedition Emins Einfluß noch mehr schwächen, daß sie Mißtrauen säen, Unordnung stiften würde. Er tadelt scharf Stanleys Gier, keinen Ruhmesstrahl auf andre fallen zu lassen, die Allgemeinheit seiner Befehle, die Unklugheit seines Marsches und die Verteilung der Reserven. Er ironisirt in seiner Weise die Plumpheit, mit der die Spekulation auf Land und Herrschaft und

Digitized by Google

selbst auf Elfenbein sich in den Mantel der Humanität gehüllt hatte. Angebliche Verhandlungen über die Abtretung der Provinz bildeten den Gegenstand von Gerüchten, die in den Lagern und Stationen Beunruhigung hervorriefen. Anderseits läßt er der Entschlossenheit und Ausdauer Stanleys alle Gerechtigkeit widerfahren, ohne den brutalen Grundzug in dessen Natur zu übersehen.

Emin entdeckte nach Stanleys Abmarsch, daß einige von seinen Leuten bei diesem Klagen vorgebracht hatten, er strafte sie hart, wogegen Casati ihm Vorstellungen machte, die Emin ablehnte. Casati wurde verstimmt und zog sich zurück, bis ihn der Militäraufstand am 13. August 1888 in Laboré und die Gefangennehmung Emins zur Befreiung seines alten Freundes aufriefen. Die Geschichte seiner Bemühungen, die Verschwörer umzustimmen, womöglich zu spalten, gehört zu den sympathischsten Abschnitten des Buches, und die Schilderung des frohen Empfanges des befreit nach Wadelai zurückkehrenden Gouverneurs ist ein Lichtblick. Dann folgen wieder Verdüsterungen, und die Anklagen gegen Emin verdichten sich am meisten bei der Erzählung der Vorbereitungen zum Abzuge, indem Casati bald zu viel, bald zu wenig Energie an Emin auszusetzen findet, während über Stanleys Haltung, der „die eignen Irrtümer durch Worte, die sich gegen unsre armen Personen zuspitzten," zu beschönigen suchte, weniger Worte gemacht werden. Bis ans Ende, das die halbwahre Phrase krönt: Amicus Plato, sed magis amica veritas werden uns Tadel und Kritik nicht erspart. Wir gehen aber über die teilweise kleinlichen und unbedeutenden Geschichten der letzten Kapitel hinweg, um, gleichsam etwas zurücktretend, uns den Gesamteindruck des eigentümlichen Werkes noch einmal klar zu machen.

Casatis Reisewerk gehört nicht zu den großen Quellenschriften der Geographie von Afrika; seine Bedeutung liegt vielmehr in der Erzählung persönlicher Erlebnisse und in der Mitteilung subjektiver Urteile. Es trägt durchaus den Stempel der eigenartigen Natur seines Verfassers und wird so weit Erfolg finden und Einfluß üben, als das Interesse für diese Natur rege wird und sich lebendig erhält. Auffassung und Erzählungsweise sind ganz italienisch, und für viele deutsche Leser wird ein großer Reiz in dieser naiven, pulsirenden Erzählung, in dieser unverhüllten Darstellung warmer Empfindungen liegen, weniger vielleicht in der liebevollen Pflege des empfindlichen, leicht gekränkten Gemütes, die vielen von uns kindlich vorkommen mag. Casatis Landsleute, für die ja das Buch zunächst bestimmt ist, werden an vielen Stellen noch hingerissen sein, wo sich bei uns schon die Zweifel regen und wo uns das ruhige Urteil lieber wäre, als die Gefühlsausbrüche. Wir sind aber nun so lange mit englischen Reisebeschreibungen umgegangen, deren manierirten Reflexionen etwas Einförmiges, Abkühlendes innewohnt, daß Casatis frische Unmittelbarkeit dagegen wohlthut. Einzelne Unrichtigkeiten, die dem Afrikakenner auffallen, werden den Genuß der meisten Leser nicht stören, wenn

Digitized by Google

auch eine ſorgfältigere Übertragung z. B. die unrechte Stelle, die unſerm trefflichen Landsmanne Albrecht Roſcher, dem Nyaſſaentdecker, angewieſen iſt (hier Roſher geſchrieben), verbeſſert haben würde. Da das Verhältnis zu Dr. Emin Paſcha den Kern des Buches bildet, ſo haben wir darüber eingehender geſprochen. Und ſo bleibt denn nur noch von dem Äußern zu ſagen, daß es beſonders durch die zahlreichen Illuſtrationen nach Photographien einen gewinnenden Eindruck macht; manche von den Originalen ſind aus der Buchtaſchen Sammlung genommen, und wir würden uns für den Künſtler, der unter ſchwierigen Verhältniſſen dieſe noch immer einzig daſtehenden Bilder geſchaffen hat, gefreut haben, wenn an irgend einer Stelle ſein Name erwähnt worden wäre.

Geſchichtsphiloſophiſche Gedanken

1

Um die Philoſophie der Geſchichte zu ſchreiben, müßte man im Rate Gottes geſeſſen haben oder ſelber Gott oder der Mann ſein, in dem, deutſchphiloſophiſch zu ſprechen, das Abſolute zu ſich gekommen iſt. Aber daß es eine Geſchichtsphiloſophie, d. h. einen vernünftigen Zuſammenhang der Ereigniſſe und demnach auch eine Erkenntnis dieſes Zuſammenhangs geben müſſe, darin ſtimmen die Denkenden aller Zeiten überein. Denn gerade darin äußert ſich unſre Vernunft, daß ſie uns in allen Dingen Vernunft zu ſuchen zwingt. Daß wir ſelbſt nicht die höchſte Vernunft ſind, iſt uns von vornherein klar; daher erwarten wir nicht, daß ſich uns das Ganze des Weltzuſammenhangs enthüllen werde. Aber an dem kleinen Stückchen Welt, das jeder von uns mit ſeiner Beobachtung und ſeinem Denken umſpannt, nimmt er einzelne Zuſammenhänge wahr, und ſo machen wir uns denn philoſophiſche Gedanken über die im Raume ſich ausbreitende Welt, den Kosmos, wie über ihren Verlauf in der Zeit, die Geſchichte.

Der Geſchichtsphiloſophie iſt es eine Zeit lang ähnlich ergangen wie der Naturphiloſophie: beide gerieten in Mißachtung durch jene Philoſophen, die ohne gründliche naturwiſſenſchaftliche Kenntnis über die Natur und mit mangelhaften, zum Teil irrigen Geſchichtskenntniſſen über die Geſchichte Betrachtungen anſtellten oder wohl gar ſie in die Form einer ausgerechneten Gleichung zu bringen die Kühnheit hatten. Solche Geſchichtsphiloſophien enthalten zwar viel Philoſophie, aber ſehr wenig Geſchichte. Nachdem dann viel geſchicht-

Digitized by Google

licher Stoff gesammelt worden war, haben philosophische Geschichtsschreiber wie Ranke, Buckle, Taine, Eicken einzelne geschichtsphilosophische Gedanken zu Tage gefördert, die mehr wert sind, als die anmaßlich auftretenden vollständigen Geschichtsphilosophieen, und je reichlicher sich täglich der geschichtliche Stoff häuft, desto leichter wird es, solche Gedanken daraus zu gewinnen, die gewiß nicht ohne Nutzen für das Leben sind; denn je richtiger wir den Sinn der Weltgeschichte erraten, desto besser vermögen wir in diesem Sinne zu schaffen.

Mit dem Verstande haben wir den Zusammenhang der Ereignisse erfaßt, wenn wir jedes spätere als Folge oder Wirkung eines oder mehrerer frühern verstehen. Vernünftig aber finden wir die Geschichte erst dann, wenn sich alle Veränderungen als Mittel zur Erreichung eines Zwecks rechtfertigen, der allgemeine Billigung beanspruchen kann. Den höchsten Weltzweck auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung ergründen zu wollen, wäre Vermessenheit; gehört doch ein ganz überspannter Hochmut dazu, sich einzubilden, man könne dem Wesen, das vor der Welt war und den Weltzweck gesetzt haben muß, mit dem Mikroskop oder mit Grübeln beikommen. Aber die Eigenschaften und Absichten dieses Wesens spiegeln sich ohne Zweifel in der Schöpfung, in uns selbst, die wir den vornehmsten Teil der uns bekannten Schöpfung bilden, und wenn wir die einzelnen abgespiegelten Züge sammeln, so gewinnen wir die Ahnung eines Gesamtbildes. Vollkommner und reiner, als es die christliche Offenbarung gewährt, wird dieses Gebilde gläubiger und hoffnungsvoller Ahnungen keinem einzelnen Denker gelingen. Aber trotzdem hören wir nicht auf, Beobachtungen zu sammeln und sie denkend und dichtend zu verknüpfen, weil es einerseits Bedürfnis der Vernunft ist, durch eigne Wahrnehmung das bestätigt zu finden, was sie aus der Offenbarung vernommen hat, und weil anderseits die täglich mehr anschwellende Erfahrung Gelegenheit darbietet, das ursprünglich noch undeutliche und unbestimmte Bild mit immer genaueren Zügen auszustatten.

Auch ohne jede Beihilfe der Offenbarung würden wir durch Nachdenken zu dem Ergebnis gelangen, daß jenes Wesen, das den Weltzweck setzt, ein bewußter Geist sein müsse. Nur ein bewußter Geist kann einen Zweck setzen. Wollten wir auch das Hervorgehen der Welt aus einem unbewußten Wesen für möglich halten, so würden wir doch in diesem Falle auf die Annahme eines Weltzwecks und eines vernünftigen Zusammenhangs der Begebenheiten verzichten müssen. Alles, was da ist und geschieht, wäre dann ein Werk des blinden Zufalls, ein zweck- und sinnloses Gewirr. Das einzige, was für einen jeden Sinn hätte, wäre sein eignes augenblickliches Wohlbefinden, und sich um etwas zu kümmern, was darüber hinausläge, wäre Unsinn; es gäbe weder Philosophie, noch Geschichte, noch Philosophie der Geschichte. Wenn ich mich recht erinnere, ist es Clemens Alexandrinus, der die heidnischen Religionen jenen ägyptischen Tempeln vergleicht, in deren innerstem Heiligtum man nach Durchschreitung der großartigen Pylonen und prachtvollen Säle nichts fand als eine Katze,

Digitized by Google

ein Krokodil oder sonst eine armselige Bestie. Was wir aber entdecken, wenn wir uns durch die hochtönenden Redensarten und die labyrinthischen Satzfügungen unsrer atheistischen Philosophen hindurchgearbeitet haben, das ist noch weit weniger als eine Katze; es ist das reine Nichts. Im Anfange war das Nichts; und Nichts war bei dem Nichts; dann kam die Welt, in der es aussah, als wäre aus dem Nichts etwas geworden, aber bei genauerem Zusehen haben wir Philosophen gefunden, daß dieses scheinbare Etwas wohl daran thun würde, so bald wie möglich wieder zu verschwinden, anstatt uns, die wir uns einbilden dazusein, auf unverantwortliche Weise zu narren. So ungefähr lautet das neueste Evangelium Johannis, wollte sagen Eduardi, das eigentlich nur eine neue Ausgabe der alten Buddhalehre ist. Und wenn uns nun auch versichert wird, es sei doch nicht ganz dasselbe, vielmehr werde die Religion der Zukunft „konkreter Monismus, eine autosoterische, autonome, kosmotragische Immanenzreligion des absoluten Geistes sein, die Synthese des abstrakten indischen Monismus und des abstrakten jüdisch-christlichen Theismus," so gewinnt das Nichts, das in dieser prachtvollen Phrasenschachtel steckt, durch seine kunstreiche Hülle doch nicht ein Quentchen wertvoller Wirklichkeit, und wer mit hungernder Seele kommt, Brot in solchen Attrapen zu suchen, der wird mit Wind abgespeist.

Man mag dieses angebliche Weltwesen das Absolute oder das Unbewußte oder die Idee oder den Begriff oder Wille und Vorstellung oder sonstwie nennen, es ist, als Unbewußtes, ein völlig wertloses und uns gleichgiltiges Ding oder Unding, so gleichgiltig wie ein Klotz oder ein Stein, und noch gleichgiltiger, denn mit dem Klotze können wir wenigstens unsern Ofen heizen und mit dem Steine ein Loch in der Mauer unsers Hauses verstopfen, aber jenes Wesen ist zu gar nichts nütze. Auch wenn es wahr sein sollte, daß aus ihm die Welt hervorgegangen sei, würden wir uns nicht drum kümmern, denn so wertvoll uns auch die Welt und so mancher Gegenstand in der Welt sein mag, jener angebliche Weltstoff oder Weltkeim oder wie man es nennen mag, kann uns weiter nicht kümmern, da er ja jetzt nicht mehr da, sondern nur nach der Versicherung jener Herren, die doch auch nicht dabei waren, vor Urzeiten einmal vorhanden gewesen und nicht einmal als Welterklärungsgrund zur Befriedigung unsers Verstandesbedürfnisses zu gebrauchen ist, weil eben ein so unbestimmtes Etwas, von dem sich niemand eine Vorstellung machen kann, rein gar nichts erklärt. Die Sache dieses philosophischen Gespenstes wird auch nicht besser, wenn man uns versichert, daß es ja eben dieses Wesen sei, das in uns Menschen aus dem „Ansichsein" zum „Fürsichsein" gelange und zu sich komme, denn was wir in uns und in andern schätzen und lieben, das ist der einzelne bestimmte Mensch, nicht jenes unpersönliche, unbewußte, gestaltlose Wesen, das angeblich in ihm Gestalt und Dasein gewonnen haben soll. Dagegen vermöchten wir ein unsern irdischen Sinnen zwar unzugängliches, aber persönliches Wesen, von dem die

Digitized by Google

sichtbaren Menschen unvollkommne Abbilder wären, sehr wohl zu lieben. Geradezu als einen schlechten Scherz aber müssen wir es ansehen, wenn uns zugemutet wird, die „Erlösung des Unbewußten" für den Weltzweck zu halten. Denn was nichts von sich weiß, das ist auch nicht unglücklich und bedarf so wenig einer Erlösung wie ein Laternenpfahl. Wird aber das Unbewußte an Stelle jener fühlenden Wesen genannt, die angeblich seine Teile oder Lebensäußerungen sind, so kann von deren Erlösungsbedürftigkeit allerdings gesprochen werden, aber diese Meinung durch die obige sinnlose Redensart auszudrücken, das heißt doch die Leser zum besten haben. Von der Erlösungsbedürftigkeit der bewußten Wesen, sagte ich, könne gesprochen werden, von der Erlösung aber freilich noch lange nicht, wenn außer ihnen nichts vorhanden ist als das „Unbewußte." Denn dieses Unbewußte ist nicht allein so gleichgiltig, sondern auch so ohnmächtig wie ein Klotz. Wie wenig aber wir selbst vermögen, die wir doch in einer gottlosen Welt noch die mächtigsten aller Wesen sein würden, das erfahren wir ja alle Tage.

Man gestatte mir bei dieser Gelegenheit eine recht elementare Bemerkung über einige philosophische Kunstausdrücke. Sofern mit dem Worte Pantheismus gemeint sein soll, daß Gott oder das Weltwesen und die Welt ein und dasselbe seien, ist zwischen Pantheismus und Atheismus kein Unterschied. Das, was da ist, ist dann die Welt, und außer ihr ist nichts. Ich möchte wissen, was für ein Unterschied zwischen dieser Ansicht und dem Atheismus noch herausgedistelt werden könnte. Wenn manche Philosophen sowohl den Buddhismus wie den Spinozismus mit dem Worte Akosmismus bezeichnen, weil in diesen Systemen alles Gott sei, und für die Welt kein besonderes Sein übrig bleibe, so ist das eine bloße Wortspielerei: der Philosoph nennt dann Gott, was der gewöhnliche Mensch Welt nennt. Meint man dagegen mit dem Worte Pantheismus, der selbstbewußte Gott habe, ohne seine eigne selbständige Persönlichkeit einzubüßen, die Geschöpfe aus seinem eignen Schoße herausgeschöpft, aus seinem eignen Wesen gebildet, nicht, wie die wörtlich verstandne biblische Schöpfungslehre will, aus „Nichts" gemacht, so besteht zwischen diesem Pantheismus und dem christlichen Gottesglauben kein wesentlicher Unterschied. Weder können wir uns von einem Weltstoff eine Vorstellung machen, der vor der Welt vorhanden gewesen wäre, noch von der Art und Weise, wie Gott die Welt, sei es aus sich, sei es aus einem seinem eignen Wesen fremden Stoffe gebildet, sei es aus dem reinen Nichts hervorgerufen hat, die Weltschöpfung ist und bleibt undurchdringliches Geheimnis für uns, und über etwas disputiren, was niemand wissen kann, ist eitles Geschwätz. (Bekanntlich nennt man den Pantheismus in diesem Sinne auch Semipantheismus.) Nur darauf kommt es für die Praxis an, daß man an einen selbstbewußten persönlichen Gott glaube, nicht darauf, welcher theologischen oder philosophischen Meinung über die Weltwerdung aus oder durch Gott man

Digitized by Google

beipflichtet, oder ob man alle solche Fragen, als unlösbar und daher als unverständig beiseite läßt. Etwas andres ist es, wenn das Gemüt das Bedürfnis empfindet, sich sein Verhältnis zu Gott so innig wie möglich zu denken, wenn die Seele im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Kind Gottes sein will. Diesem Drange entspricht der Semipantheismus besser als der streng dualistische Theismus, und daher sind alle Mystiker unter den Philosophen und Theologen von jeher Pantheisten gewesen. Hier entscheiden nicht Gründe der Wissenschaft, der Moral und des praktischen Lebens, sondern Herzensbedürfnisse des Einzelnen, und wo das Wissen aufhört, da hat die Phantasie freien Spielraum, sich die Beziehungen zu Gott so schön, so mannichfaltig und so innig auszumalen, wie sie nur kann und mag.

Eben deshalb, weil weder unsre Sinne noch unser Verstand ins Jenseits einzudringen vermögen, ist die Behauptung abzuweisen, ein persönlicher Gott sei ein Widerspruch in sich selbst, sei unmöglich. Die Gesetze unsers Verstandes gelten im Gebiete des unsrer sinnlichen Wahrnehmung erreichbaren, darüber hinaus aber dürfen wir sie nicht anwenden wollen. Und auch der Ursprung dieses Gebietes, eben der uns erkennbaren und erreichbaren Welt, liegt darüber hinaus in einem Jenseits, von dem wir nichts wissen, nichts verstehen, und über das wir nur Vermutungen anstellen können. So z. B. wissen wir allerdings, daß jeder Körper, der im luftleeren Raume frei herabfällt, in der zweiten Sekunde seiner Fallzeit einen Weg von 14,7 Meter zurücklegt, unbedingt zurücklegen muß, und wenn wir einmal ein andres Ergebnis beobachten, so würden wir entweder an unserm Chronometer, oder an unsern gesunden Sinnen, oder an unserm Verstande zweifeln, nicht aber an der Unverbrüchlichkeit des Fallgesetzes. Aber wie es kommt, daß die Körper mit gleichmäßig beschleunigter Geschwindigkeit fallen, das wissen wir nicht, ebensowenig wie wir wissen, warum die Planeten in gleichen Zeiträumen gleiche Flächen ihrer Bahnen beschreiben. Von den Gesetzen der Physik und Chemie ist kein einziges, sowie die Lehrsätze der Mathematik, auf dem Wege der logischen Ableitung aus einem oder mehreren Grundsätzen gefunden worden, sondern sie wurden aus beobachteten Naturereignissen abgeleitet, und so oft der Verstand versuchte, Naturgesetze aus sich selber herauszuspinnen, ging er irre, wie aus den Schicksalen der scholastischen Naturwissenschaft zur Genüge bekannt ist. Die Naturgesetze also wurzeln nicht in unserm Verstande. Die Logik zwingt uns zwar, das einmal gefundene Gesetz auf jeden einzelnen Fall anzuwenden, aber sie zwingt uns nicht, das Gesetz von vornherein so zu denken, wie es die Erfahrung nachträglich findet. Warum, sagt Lotze, sollten es Körper, die einander anziehen, nicht ebenso machen, wie wir selbst, wenn wir von einer andern Person oder von einem Orte angezogen werden? Wir pflegen dann anfangs zu eilen. Später gehen wir langsamer, teils weil wir müde geworden sind, teils weil wir nun der Erreichung des Zieles gewiß sind. Und sind

Digitized by Google

wir dem ersehnten Gegenstande ganz nahe, dann gehen wir wohl absichtlich recht langsam, um den Vorgeschmack des nun sicher bevorstehenden Genusses in der Phantasie recht gründlich auszukosten. Warum also sollte es der zur Erde herabeilende Stein nicht auch so machen? Er verhält sich entgegengesetzt; aber daß es so sein müsse, dafür giebt es keinen logischen Grund. Wenn uns nun die Gründe verborgen bleiben, warum die Welt so und nicht anders eingerichtet ist, so bleibt uns das Wesen dessen, der sie eingerichtet hat, erst recht verborgen. Daß er persönlich sei, dafür spricht die höchste Wahrscheinlichkeit, weil es uns ungereimt erscheinen würde, das höchste Wesen der blind und bewußtlos wirkenden Materie gleichartig zu denken, also einem Wesen, das wir niedriger erachten als uns selbst, und weil wir zwar begreifen, wie der bewußte Geist den bewußtlosen Stoff gestaltet, denn das erleben wir ja täglich an uns selbst, nicht aber, wie aus dem bewußtlosen Stoff bewußter Geist hervorgehen könne. Irgend etwas aber an diesem unsrer unmittelbaren Erkenntnis unzugänglichen Wesen für unmöglich zu erklären, dürfen wir uns nicht anmaßen.

Zudem beruht es auf einem offenbaren Mißverständnis, wenn eine unendliche Persönlichkeit für eine contradictio in adjecto erklärt wird. Die uns bekannten Persönlichkeiten sind allerdings an einen begrenzenden und selbst begrenzten Leib gebunden, aber das Wesen des Geistes, der doch erst die Persönlichkeit ausmacht, ist es gerade, über die ihm gezogenen körperlichen Grenzen hinauszustreben. Unsre Sehnsucht und unsre Phantasie überfliegen die Grenzen von Zeit und Raum, und wenn auch selbst der Gelehrteste am Ende seines Lebens bekennen muß, daß all sein Wissen nur armseliges Stückwerk gewesen sei, so sind doch dem Wissenszuwachse keine erkennbaren Grenzen gezogen. Nicht die Endlichkeit gehört zum Wesen der Persönlichkeit, wohl aber der Gegensatz zu einer andern Person. Deshalb hat die Kirche, gestützt auf biblische Andeutungen, das Dreieinigkeitsdogma ausgebildet, das selbstverständlich, wenn es auch unbedingte Wahrheit enthält, diese doch nicht anders als gleichnisweise auszudrücken vermag, was, nebenbei bemerkt, für alle auf das Jenseits bezüglichen Wahrheiten, also für alle Dogmen gilt. Bekanntlich hat Hegel dieses Dogma sehr schön entwickelt, wie es denn überhaupt eines seiner größten Verdienste ist, dem platten Rationalismus gegenüber das gläubige Christentum vor der Vernunft gerechtfertigt zu haben.

2

Ihr Zweck kann der Welt von keinem gesetzt worden sein, als von ihrem Schöpfer. Auf die Frage aber, welcher es sei, können wir wieder nur mit Ahnungen und Mutmaßungen antworten. Es versteht sich, daß der Höchste, der im Anfange allein war, keinen Beweggrund und Anstoß zum Handeln von außen empfangen konnte, und daß er, wie alle Beweggründe, so auch alle Zwecke

Digitized by Google

aus sich selber schöpfen mußte. Da wir nun kein andres Mittel haben, Gottes Absichten zu erraten, als einen Blick in unsre eigne Seele, die als das höchste der uns bekannten Geschöpfe Gottes auch der vollkommenste Spiegel seines Wesens sein muß, so werden wir mit aller Gelehrsamkeit niemals einen wahrscheinlicheren Zweck finden, als den, den Schiller in einem seiner Jugendgedichte mit den Worten ausgedrückt hat:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gegen die Mißdeutung, die Hegel diesen göttlichen Versen gegeben hat, werde ich mich später auszusprechen Gelegenheit haben. Die Theologen nun allerdings haben es unzulässig gefunden, in dem höchsten und vollkommensten Wesen so etwas wie Mangel, Bedürfnis und Sehnsucht anzunehmen, und haben die Selbstverherrlichung Gottes als Schöpfungszweck aufgestellt. Ich gehe auf die endlosen theologischen und philosophischen Streitigkeiten über diesen Gegenstand nicht ein, sondern bemerke nur, daß der schlichte Sinn des unverdorbenen Menschen, in Übereinstimmung mit dem Neuen Testamente, keinen höhern Beweggrund menschlichen Handelns kennt, als uneigennützige Liebe, daß daher auch kein besserer Beweggrund zur Erschaffung der Welt gefunden werden kann, als der Wille Gottes, Wesen zu haben, die er an seiner Seligkeit könne teilnehmen lassen. Und wenn im Neuen Testament die Erlösung als ein Werk der Liebe erscheint, wie sollte die Schöpfung einen andern Ursprung haben? Daß der vollkommenste Triumph der Liebe Gottes zugleich seine höchste Selbstverherrlichung sein würde, versteht sich ja von selbst. Eben deshalb können wir die Selbstverherrlichung Gottes nicht so fassen, wie die strenge Prädestinationslehre es thut, nach der Gott die Guten geschaffen hätte, um in ihrer ewigen Seligkeit seine Liebe, und die Bösen, um in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu verherrlichen. Fichte hat den richtigen Moralgrundsatz aufgestellt, daß wir niemals einen andern Menschen lediglich als Werkzeug für unsre persönlichen Zwecke behandeln dürfen. Gegen diesen Moralgrundsatz würde jene Art Selbstverherrlichung verstoßen, und einen Gott, der weniger moralisch wäre als gute Menschen, können wir uns doch nicht denken. Wäre er so, so würden wir ihn weder lieben noch achten. Obwohl wir daher in den Sinn des Unendlichen nicht einzudringen und den Zweck seiner Schöpfung nicht zu ergründen vermögen, so steht uns doch von vornherein fest, daß die Seligkeit der Geschöpfe, wenn auch vielleicht nicht der Weltzweck selbst, so doch in diesen Zweck eingeschlossen sein muß.

Digitized by Google

Aber machen wir damit nicht den Menschen aufs neue zum Mittelpunkte der Schöpfung, nachdem dieser „anthropo- und gäozentrische“ Standpunkt schon vor beinahe vierhundert Jahren dem „heliozentrischen“ hat weichen müssen? Wenn das ptolemäische Weltgebäude eine kindliche Vorstellung war, so ist die Vorstellung, daß mit der Annahme des kopernikanischen Systems die Stellung des Menschen in der Schöpfung verändert worden sei, kindisch zu nennen, doppelt und zehnfach kindisch, nachdem Kant die Idealität von Zeit und Raum gelehrt hat.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Die Ansicht, daß dem örtlichen Mittelpunkte unsers Planetensystems eine höhere geistige Bedeutung zukomme, als dem Menschengeschlecht, ist ungefähr ebenso gescheit, wie wenn sich jemand einbildete, die Leitung des deutschen Reiches könne nur von seinem geometrischen Mittelpunkte ausgehen. Nehmen wir an, daß die Lebensbedingungen des Menschengeschlechtes eben nur auf unserm Planeten herzustellen gewesen seien, so hat es durchaus nichts Widersinniges, in der Bereitung einer passenden Wohnstätte für unser Geschlecht den Zweck des ganzen Planetensystems zu sehen. Für uns Menschen ist die Sonne thatsächlich „das große Licht, zu beherrschen den Tag,“ und Mond und Sterne sind „kleinere Lichter, zu beherrschen die Nacht.“ Wenn wir Heutigen außerdem wissen, daß die Sonne die physikalische Bedingung alles Lebens auf Erden und die einzige Wärmequelle ist, so wird dadurch das Menschengeschlecht, dem diese Sonnenthätigkeit zu gute kommt und ohne das sie gar keine Bedeutung hätte, nur noch mehr erhöht. Wollte jemand die ungeheure Masse der Sonne gegen die christliche Auffassung anführen, so wäre das doch mehr als lächerlich. Ebenso gut könnte man den winzigen Enden des Sehnerven in der Netzhaut sagen: Bildet euch doch nicht ein, daß dieses ungeheure Weltschauspiel euch zu Gefallen aufgeführt wird! Und dem Gehörnerven: Bilde dir doch nicht ein, daß diese großen Bässe und Posaunen und Pauken und Kirchenglocken für dich in Bewegung gesetzt werden! Und den Schauspielern auf der Bühne: Bildet euch doch nicht ein, daß dieser gewaltige Bühnenraum für euch Zwerge da sei! Und dem elektrischen Funken auf dem Leuchtturm: Bilde dir doch nicht ein, daß der riesenhafte Turm, auf dem du blitzest, für dich gebaut worden sei! Nicht weniger lächerlich wäre es, wenn man glaubte, das Höhere dürfe nicht auf dem umkreisenden, sondern müsse auf dem umkreisten Körper gesucht werden, um so lächerlicher, da ja auch die Sonne nicht stillsteht, sondern sich mitsamt ihren Planeten und Trabanten selbst wieder um einen Zentralkörper höherer Ordnung (das „höher“ bloß geometrisch verstanden) bewegt. Wir wissen zu wenig vom Weltall, um entscheiden zu können, ob von einem Mittel-

Digitized by Google

punkte bei ihm überhaupt gesprochen werden darf. Aber hat es einen, so könnte die Erde so gut dieser Mittelpunkt, und zwar der unbewegte Mittelpunkt sein wie irgend ein andrer Körper. Man muß sich nur daran erinnern, daß Bewegung ein relativer Begriff ist, und daß z. B. ein Mann, der sich auf dem Verdeck eines Schiffes mit derselben Geschwindigkeit wie dieses, aber in entgegengesetzter Richtung bewegt, thatsächlich seine Stellung zur Erdoberfläche nicht verändert, also in Beziehung auf diese still steht. So könnte es wohl sein, daß in dem verwickelten Wirbel der Welten gerade unsre Erde der einzige wirklich ruhende Punkt wäre. Den Vorwurf des Hochmuts, den uns diese Phantasie eintragen wird, nehmen wir gelassen hin. Jeder ist auf seine Weise hochmütig; und die Herren, die sich als Teile des Universums nicht klein genug machen können, nehmen es gewöhnlich sehr übel, wenn man sie am geistigen Himmel, der doch wohl auch ihrer Ansicht nach ein Himmel höherer Ordnung ist, als der Fixsternhimmel nicht als Sterne erster Größe anerkennen will. Denken wir an Dantes Konstruktion des Weltgebäudes, so bleibt diese in ihrem moralischen Sinne, der dem Dichter nach seiner eignen Erklärung die Hauptsache war, ganz unangreifbar.

Welches auch immer der eigentliche, höchste und letzte Zweck des Weltalls und der Weltgeschichte sein mag, für uns Menschen kommt er nur so weit in Betracht, als wir daran beteiligt sind. Ohne mich hier schon auf die Frage einzulassen, worin jene Vollendung des Menschen bestehen mag, die ohne Zweifel der Endzweck seines Erdendaseins ist, ob und wie diese Vollendung ihn beseligt, und ob die Vollendung oder die Beseligung die Hauptsache ist, stelle ich hier nur die allgemein anerkannte Thatsache fest, daß selbstverständlich von Vollendung oder Beglückung einer einzelnen Person außerhalb jeder Verbindung mit dem Ganzen keine Rede sein kann. Die Flucht des Asketen in die Wüste zu dem Zweck, dort seine Seligkeit zu wirken, ist nicht minder eine Verirrung, wie das Treiben des Habsüchtigen oder Ehrsüchtigen oder Wollüstlings, der mitten unter Menschen immer nur sich selbst sucht. Es versteht sich also, daß der Mensch sein Ziel nur in der Familie, oder im Staate, oder in der Kirche, oder im Reiche Gottes (das nicht immer mit der Kirche zusammenfällt) oder in irgend einer andern Form der Gesellschaft, oder in gleichzeitiger Teilnahme an mehreren Gesellschaftsformen erreichen kann. Nur darf keine dieser Formen als Begriff, als Abstraktum genommen werden. Wenn z. B. gesagt wird, der Einzelne müsse seinen Willen und sein Wohl dem Staate unterordnen, so muß man unter Staat die Gesamtheit der jetzt diesen Staat bildenden Menschen verstehen und derer, die ihn in der nächsten Zukunft bilden werden, nicht etwa den Staatsbegriff oder die Staatsidee. Die Begriffe haben ihren Wert und ihre Wirklichkeit nur in den einzelnen Dingen, hier also in den einzelnen lebendigen Menschen. Der Götzendienst toter Begriffe ist zwar nicht der unedelste, entspringt er doch einer geistigen Über-

Digitized by Google

spannung, aber er pflegt mehr Verderben anzurichten als irgend ein andrer, wie die Welt mit Schaudern an den Jakobinern gesehen hat, die den Staat in ein Ungeheuer verwandelten, das seine eignen Kinder verschlang, und die unter dem Namen der Freiheit die härteste Knechtschaft einführten, von der die Weltgeschichte weiß.

Man stößt nun zwar hie und da auf die Ansicht, der Staat würde, als ein großartiger und kunstvoller Bau, auch dann noch einen hohen Wert haben, wenn er keinem einzigen seiner Angehörigen zum Segen gereichte. Aber zugegeben, daß in dieser Großartigkeit und Künstlichkeit etwas Wertvolles steckte, so könnte dieses doch nur durch eine wahrnehmende und wertschätzende Persönlichkeit daraus gewonnen werden. Es giebt nichts an sich Wertvolles in der Welt, wenn damit gemeint sein soll, daß niemand vorhanden zu sein brauche, für den es einen Wert habe. Wenn der Christ glaubt, daß die Menschenseele an sich einen unendlichen Wert habe, so ist dabei die selbstverständliche Voraussetzung, daß wenigstens einer, nämlich Gott, ihr diesen Wert beilege, und daß er zu irgend einer Zeit einmal, sei es auch erst in der Hölle, ihr selbst zum Bewußtsein komme. Verdeutlichen wir uns die Sache noch durch einen Blick auf den Bienenstaat. Er ist ohne Zweifel etwas höchst Wertvolles. Die wunderbare Organisation dieser kleinen Geschöpfe, ihre Lebensweise, die geordnete und unermüdliche Thätigkeit der Arbeitsbienen, die Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Baues, die periodische Erneuerung und Verjüngung jedes Volkes bieten der wissenschaftlichen Untersuchung und sinnigen Betrachtung eine Fülle des interessantesten Stoffes dar. Die Reinlichkeit und Appetitlichkeit der Tierchen, eine unter den Insekten so seltene Eigenschaft, ihre Ernährung durch Blütennektar, das reine, weiße, lieblich duftende Wachs und der edle süße Saft, ihre zugleich auch praktisch wertvollen Erzeugnisse sind voll hohen poetischen Reizes. Die dichterische Phantasie hat ihn vielfach verwertet, und in einem der erhabensten Hymnen der älteren Kirche (er wird bei der Weihe der Osterkerze gesungen) wird das Werk der „Mutter Biene“ in die innigste Beziehung zu den höchsten Glaubensgeheimnissen gebracht. Aber dieser ganze reiche und schöne Inhalt lebt nicht im Bienenstock, sondern in der Menschenseele. Nehmen wir an, es gäbe keine beobachtenden Menschen, so würde die Bienenzelle nicht mehr bedeuten als ein Erdloch, das durch irgend einen Zufall fünfseitig geraten wäre, und daß die Biene anders lebt als ein Aaskäfer, wäre vollkommen gleichgiltig. Die Biene selbst empfindet nichts andres als ein solcher Käfer. Sie hat das dumpfe Gefühl der Befriedigung, so lange sie ihren Trieben nach leben kann, und empfindet Schmerz, sobald sie in der Äußerung ihrer Triebe gehemmt oder verwundet wird. Gerade dasselbe empfindet der Aaskäfer ebenfalls. Die Biene stellt weder Betrachtungen über ihr eignes Gemeinwesen an, noch vergleicht sie ihren Zustand mit dem andrer Insekten. Die Arbeitsbiene hat keine Zeit dazu, die Drohne ist zu dumm dazu, und die Königin kommt,

Digitized by Google

mit Ausnahme eines oder zweier Tage ihres Lebens, aus ihrer dunklen Zelle nicht heraus. Daß Blumenſaft und Honig edlere Speiſen ſind als faules Fleiſch, ahnt die Biene nicht, und daß letzteres ſchlechter ſchmeckt, weiß ſie nicht, denn ſie koſtet keines, während der Aasküfer und der Wurm hinwiederum keine Ahnung von einer Speiſe haben, die beſſer ſchmeckte als die ihrige. Der ganze Wert des Bienenſtaates liegt alſo in der denkenden, vergleichenden, empfindenden, ſchätzenden Menſchenſeele, und ſo iſts mit dem menſchlichen Staate erſt recht.

Reiſelitteratur

Daß Reiſen redſelig machen, war ſchon vor Herrn Urian bekannt und hat ſich auch nach ihm nicht geändert. Allein es iſt nicht mehr ſo leicht, Zuhörer zu feſſeln. Wenn heute jemand wagen wollte, die Eskimos als „wild und groß“ zu ſchildern, ſo würden ihn ſofort einige, die mit Staugen ſelbſt dort geweſen ſind, Lügen ſtrafen, und von einem, der nichts andres erlebt hat, als jeder, und doch „Reiſebilder“ machen will, verlangt man, daß er Künſtler, womöglich Humoriſt ſei. So natürlich das im Zeitalter der „Kombinirbaren“ iſt, verlockt die Freude am Erzählen doch immer noch viele, dem großen Publikum zu berichten, daß ſie „vieler Menſchen Städte geſehen“ haben, die allbekannt ſind, vielleicht auch „auf dem Meere unnennbare Leiden erduldet,“ die die meiſten ebenfalls ſchon auf der Überfahrt von Swinemünde nach Rügen oder von Calais nach Dover kennen gelernt haben. Würden ſolche Reiſeerinnerungen nur als Manuſkript für Freunde gedruckt, ſo könnten ſie häufig auf teilnehmende Leſer zählen; ſo aber geraten ſie auch in Hände von Perſonen, die an den Verfaſſern kein Intereſſe nehmen und, nachdem ſie ſich gewiſſenhaft hindurchgearbeitet haben, unmutig fragen: Wozu das?

Da liegen drei neue Bücher dieſer Art vor uns: 1. Bleiſtift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariſer Weltausſtellung von 1889. Von B. Schulze-Smidt (Bremen, Rühtmanns Buchhandlung). Die Verfaſſerin dieſes Büchleins läßt auf der erſten Seite ein Wort von moutarde après dîner fallen, und wir ſind zu galant, um ihr zu widerſprechen, während ſie mit dem Schloßvogt in „Precioſa“ wenigſtens denkt: Thut nichts, ihr könnts noch einmal leſen, was ungefähr ſo bereits in zahlloſen Zeitungsfeuilletons berichtet worden iſt. Und wenn es ſich nur um die Ausſtellung handelte! Von deren

Digitized by Google

Hauptsache, den Erzeugnissen der Industrie und der Kunst, hören wir überhaupt nur, was der „Rundreisende“ von solchen Dingen zu erzählen pflegt, wogegen Speise- und Kaffeehäuser, echte und falsche Vertreter der weniger zivilisirten Nationen, Gaukler und dergleichen ziemlich umständlich geschildert werden. Aber die Verfasserin ist zum erstenmal in Paris gewesen, ganze vier Wochen lang, und fühlt sich nun gedrungen, wieder alles das zu beschreiben, was — ach schon viele tausendmal! — beschrieben worden ist: die möblirte Wohnung, den Concierge, die Straßenverkäufer u. s. w. Über ihre Person erfahren wir, daß sie einen Reisegefährten, einen Levantiner gehabt hat (anfangs hielten wir ihn für ihren Gatten und zerbrachen uns den Kopf, welcher von den beiden Namen auf dem Titelblatte wohl aus der Levante stammen möge), daß sie „gut,“ „fließend“ französisch spricht und daher erst als Deutsche erkannt worden ist, wenn sie sich ihrer Muttersprache bediente (dieser schmeichelhaften Selbsttäuschung sind Damen besonders leicht ausgesetzt), und daß sie schon früher „unschuldige Federthaten“ verrichtet hat. Sie scheint eine kleine Schwäche für Ethnographie zu haben, macht eine Rumänin zur Slawin, was diese hoffentlich nicht erfahren wird, die esarda (sprich tscharda) zur ezarda (sprich zarda), den Fenstervorhan an orientalischen Häusern muscharabi zu einer mouche-arabié, bei welcher Wortbildung vielleicht die Vorstellung mitthätig gewesen ist, daß das Gitter zugleich die Fliegen abhalten solle, und ähnliches mehr. Aber wer kann es so genau nehmen, wenn nach ausdrücklicher Versicherung nicht belehrt, sondern nur geplaudert werden soll! Der Verfasserin hat es sicherlich Vergnügen gemacht, diese Reiseerinnerungen zu Papier zu bringen, und so hätte das Buch wenigstens einen Zweck erfüllt.

2. Egyptische Straßenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Bakschisch von Theodor Sourbeck (Basel, B. Schwabe). Auch Ägypten ist längst kein unbekanntes Land mehr, aber der Verfasser, wohl ein Schweizer, hat sieben Jahre dort zugebracht, da muß er doch Gelegenheit gehabt haben, weiter und tiefer zu sehen, als andre auf einer Gesellschaftsreise oder während einiger Monate Aufenthalts in Kairo. Und auf jeden Fall unterscheidet er sich von solchen flüchtigen Besuchern durch Sprachkenntnis, falls er die mehr als zwei Druckbogen füllende Übersetzung aus dem Volksromane vom Helden Antar selbst gemacht hat. Auch die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über das Ungeschick der Engländer, ein Land zu verwalten, das nicht von Engländern bewohnt ist, über das Schulwesen, über Tewfik Pascha und seine Familie scheinen Ergebnisse längerer Beobachtung zu sein. Aber was wir eigentlich erhalten sollen, Straßenbilder, erhebt sich sachlich nicht im mindesten über die Reisenotizen jedes Touristen und ermangelt überdies der Anschaulichkeit und Farbenfrische, durch die sich beispielsweise die Schilderungen von Moritz Busch („Eine Wallfahrt nach Jerusalem“) auszeichnen. Dann und wann wird uns zu Mute, als hörten

Digitized by Google

wir die Frau Buchholzen; so, wenn von den „schreienden“ Farben der orientalischen Teppiche gesprochen, oder darüber Klage geführt wird, daß die ägyptische Polizei den Kaffeehäusern gestattet, im Sommer die Stühle auf das Trottoir zu stellen, sodaß der Vorübergehende „sich durch das Labyrinth von Stühlen und Tischen durchwinden muß, ohne Kaffeetassen und Nargilehs in buntem Durcheinander auf das Pflaster rollen zu machen“; oder wenn der orientalische Schmutz den Verfasser zu der geistreichen Äußerung veranlaßt: „Hier zu Land und überall heißt ja schmutzig und zerlumpt: malerisch. Warum ist das Schmutzige malerisch und das Malerische so oft schmutzig in Kunst und Litteratur, und warum gefällt es so oft? Verfängliche Frage! Sollte Monselet Recht haben: Au fond de chaque coeur sommeille le cochon!“ Daß der Verfasser in Ägypten nichts von dem Vorhandensein einer Geschichte des Stuhls erfahren hat, die er in deutschen, französischen, englischen Werken finden könnte (wir wollen nur die Kostümgeschichte von Weiß erwähnen), kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden, doch sollte er sich nicht mit einem solchen Satze: „Ohne Stuhl keine Geschichte, und doch haben wir noch keine Geschichte des Stuhls!“ höchst unnötigerweise eine Blöße geben. Sehr bedenklich wird die Sprache, wenn sie sich ins Pathetische oder Poetische verirrt. „Kairo verdunkelte die unglückliche Schwester am Meer und ließ sie vergessen.“ „Da und dort in Moscheen findet man noch glatte prächtige Säulen — schluchzende Grüße aus der goldnen Vergangenheit.“ Dieses schöne Bild muß dem Verfasser so gefallen haben, daß er gleich auf der nächsten Seite die Pompejussäule einen „schluchzenden, zu Stein gewordenen Sterbeseufzer der zerfallenden Alexandria“ nennt. Geradezu lästig werden die philosophischen und sozialpolitischen Betrachtungen, bald Gemeinplätze, bald Orakelsprüche, die uns freilich nicht mehr wundern, wenn am Schlusse Fourier und — „der geniale Philosoph Hellenbach,“ bekanntlich eine Säule des Spiritismus, als die Propheten gefeiert werden, deren Lehren „die Zukunft als ihr Evangelium verehren wird.“ Wer das nicht glaubt, gehört zur „stupiden Masse.“

3. Dem Frühling entgegen! Winterreise nach Kreta von Alfred von Seefeld (Hannover, Schmorl und von Seefeld Nachfolger [sic!]). Kreta — nun, das ist wenigstens keins von den alltäglichen Reisezielen, und der Mann, der die Reise gemacht hat, gehört auch nicht zu den ganz alltäglichen Erscheinungen. Er folgte einer Einladung der dort wohnenden Schriftstellerin Marie Espérance von Schwartz, genannt Elpis Melena, deren Bekanntschaft er auf einem Kongreß der Tierfreunde gemacht hat; als konsequenter Anhänger dieser Gemeinde ist er auch Vegetarianer und Bewunderer der Kämpfer gegen die Vivisektion. Aber mehr als das: er ist kein Neuling im Reisen, hat Italien und Spanien, allerdings „im Fluge,“ gesehen, sich aber für Beobachten und Schildern eine Naivität gewahrt, als ob er nie über

Digitized by Google

seine engste Heimat hinausgekommen wäre. Alles was ihm neu und interessant ist, soll den gleichen Reiz auf andre ausüben. Dagegen wird, was er über Vergangenheit und Gegenwart Kretas beibringt, einem Zeitungsleser nicht viel Neues sagen. „In Kandia giebt es auch ein Museum mit ausgegrabenen Kunstschätzen; ich hatte leider nicht die Zeit, es aufzusuchen; aber was in Häusern und Höfen leicht zugänglich war, zeigte mir mein Führer.“ Diese Stelle ist charakteristisch, und entsprechend sind die Wahrnehmungen aus Athen, Konstantinopel u. s. w. Als ihm die Laterne des Diogenes gezeigt wird, fragt der Verfasser: „Wie soll ich das verstehen? Soll des Diogenes Laterne eine solche Gestalt gehabt haben?“ Allerdings scheint er nur auf mindergebildete Leser zu rechnen, die er belehren muß, daß Zeus römisch Jupiter heißt. Wie es dem Reiseschriftsteller ziemt, zitirt Alfred von Seefeld auch Dichter, namentlich Homer und Scheffel. Am ersten Ostertage läßt er sich „den klassischen Spaziergang nicht nehmen,“ findet jedoch „in der Ebne von Canea alles so ganz, ganz anders als bei uns. Hier paßt kein Zug auf unsern Faust!“ Das ist allerdings überraschend. Am nächsten steht dem Herzen des Verfassers offenbar ein sonst unbekannter Dichter, der Elpis Melena in einer Ode angesungen hat, die folgendermaßen anhebt:

An Garibaldis Heldenplan
Hast Ehr und Namen du geknüpft,
Und denk ich, was du ihm gethan,
Das Herz mir froh im Busen hüpft.
Gar mancher zwar dich nicht versteht,
Und wohl gar manche lästert dich —
Doch wisse, daß das oft so geht,
Und tröste, o Melena, dich!

Der Dichter heißt nicht Gottlob Biedermayer, sondern H. W. Bödeker.

Von allerlei Dichterinnen

Unter dem bescheidnen Titel Phantasien und Märchen hat Isolde Kurz (Stuttgart, Göschen, 1890) ein Bändchen kleiner Erzählungen veröffentlicht, das uns eine eingehendere Besprechung zu verdienen scheint. Gute Märchen zu schreiben, ist wohl die schwierigste Kunst; wer sie besitzt, darf zu den Sonntagskindern der Poesie gezählt werden. Als Rückschlag gegen den Naturalismus und öden Wirklichkeitskultus sind zwar in der letzten Zeit viele Märchenbücher er-

Digitized by Google

schienen, wir erinnern an Baumbach, Ganghofer, Ebers. Namentlich der letzte ist wieder wegen seiner „Drei Märchen“ gefeiert worden, und wieder mit Unrecht, denn er hatte nur Novellen mit märchenhaftem Aufputz geschrieben. Keiner aber hält den Vergleich mit den Märchen der Kurz aus. Sie kommen alle über das Moralisiren nicht hinaus, es fehlt ihnen die reiche Phantasie, die den Dichter und darum auch den Leser gläubig macht, sie bleiben kühl und ironisch, sie sind eben doch nicht Dichter genug. Isolde Kurz ist es aber in reichem Maße. Die Bilder und Bildchen, die vor ihren Augen schweben, sind so schön, so lieblich, so heiter, so reich an deutsamer Symbolik, daß man unaufhörlich im Anschauen verweilen möchte, weil sie so viel Freude und Genuß bereiten. Es fehlt zwar auch bei ihr nicht an moralisirenden Absichten, aber der Gedankengehalt geht doch völlig in der Erfindung auf, und die Erfindung ist so schlicht und klar, daß sie sich uns schon nach dem ersten Lesen dauernd einprägt.

Wie schön und unmittelbar wirksam ist das Märchen von den „Goldenen Träumen,“ d. h. in Prosa: von der Poesie. Ein armer Schneider erhält zu seinen elf Kindern noch ein zwölftes, worüber er nicht gerade erbaut ist. Da naht der Wiege des Kindes eine schöne Fee: sie kann zwar ihm oder den Eltern gar nichts schenken, aber sie will doch Gutes thun, und da begabt sie das Kind mit „goldenen Träumen.“ Es ist ein seltsames Geschenk. Der Knabe wächst als ein stiller, in sich gekehrter, bescheidner Mensch heran; er ist anspruchslos, weil er eine unerschöpfliche Heiterkeit in sich birgt. Wenn er die Augen schließt, kommen ihm die goldenen Träume, die ihn Hunger und Durst vergessen lassen. Darüber wird er freilich ein Nichtsthuer, lernt kein Gewerbe, kann sich nichts verdienen. Weil er aber so gut und so bescheiden ist, erhalten ihn, nach dem Tode der Seinigen, die Leute im Dorfe, bis auch ihre Güte und Geduld zu Ende geht. Aus Hunger verkauft er nun seine goldenen Träume; der Mann aber, der sie ihm abkauft, hat sich dem Teufel verschrieben, und das reiche Gold, das Hans der Träumer jetzt besitzt, ist höllischer Art. Es richtet Unheil an, zerfließt ihm und andern unter den Händen, bis sich Hans in dem höchsten materiellen Glücke nach seiner frühern Armut, aber auch nach dem beseligenden Besitz der goldenen Träume zurücksehnt. Die Fee verhilft ihm wieder dazu, rettet ihn aus den Klauen des Teufels, und Hans beschließt sein Leben in demselben Dorfe und in derselben Armut, in der er es begonnen hat; aber nun scharen sich alle Kinder des Dorfes um seinen Großvaterstuhl, in dem er seine Träume erzählt.

Das ist die Erfindung, ganz kahl wiedergegeben; die Ausführung aber strömt über von schönen Einzelheiten. Wie Goethes Märchen von tanzenden, goldverzehrenden Irrlichtern erzählt, so ähnlich hat Isolde Kurz die goldnen Träume beschrieben; zuweilen erinnert ihre Phantasie auch an Schwind. Wenn

Digitized by Google

man will, kann man aus ihrem Märchen auch eine Symbolik des Berufsdichters herauslesen, der seine goldnen Träume um Golderwerb verkauft und sich unglücklich fühlt, sobald er aufhört, ihr Herr zu sein. Es ist aber nicht nötig, dem Märchen diese litterarische Tendenz unterzulegen, um es schön und gehaltvoll zu finden. Sein schwermütiger Grundton ist bezeichnend für alle Poesie der Isolde Kurz. In den drei „Phantasien" des Buches ist er vorherrschend; was uns aber auch diese wertvoll macht, ist, daß sich die Schwermut in reine Poesie auflöst und nicht tendenziös zum Pessimismus wird. Im „Sternenmärchen," einer kosmischen Phantasie, die ihresgleichen an Schönheit sucht, hat Isolde Kurz alle Liebe, die des Menschen Herz zur Allmutter Erde erfüllt, in der rührendsten Weise poetisch verkörpert. Es führt uns an den glänzenden Hof der großen Herrscherin Sonne. Die kleine Erde ist ein Lieblingskind der Sonne. Das keusche, bescheidene, jungfräuliche Wesen entzückt auch uns. Wir werden in eine lieblich traurige Liebesgeschichte der Jungfrau Erde mit einem Tausendsassa von Kometen eingeweiht, der allen Männern und Frauen am Sonnenhof, Mond und Venus, Merkur und Jupiter u. s. w. mit seiner Lebenskunst den Kopf verdreht und schließlich seine feierlich verlobte Erde schmählich sitzen läßt. In diesem „Sternenmärchen" ist gar keine Tendenz und doch alles von heiterer Symbolik und fesselnder Schönheit. Die Verfasserin ist kühn wie eine Nachtwandlerin, sie wandelt in den Lüften und stürzt nicht. Sie wird wie von einem Genius geleitet. Darum fällt sie nie aus dem Tone, sie giebt sich ganz, wie sie ist, affektirt nie eine Volkstümlichkeit, die doch nicht zu erreichen ist, fürchtet sich nicht davor, ihr Wissen im Märchen zu verraten, und erreicht gerade mit dieser nur dem großen Talent eignen Unbefangenheit das höchste Ziel. Wie echt märchenhaft ist beispielsweise die Art, wie sie von der Hölle im „Geborgten Heiligenschein" spricht! Mit der ernstesten Miene von der Welt setzt sie sich da in kritischen Gegensatz zu dem Schöpfer der abendländischen Höllenvorstellung, zu Dante, indem sie sagt: „Nun ist aber das Fegefeuer keineswegs, wie Dante meinte, ein Berg mit stufenweisen Kreisen, sondern ein durchbrochener, unterirdisch geheizter Rost, durch dessen Öffnungen der Dampf zieht, und seine Wirkung ist der eines russischen Dampfbades ähnlich. Durch den starken Schweiß werden zuerst alle schlechten Elemente ausgeschieden, dann wird durch gesteigerte Heizung der Sünder, der zuerst ganz schwarz gewesen, allmählich zum Rot- und schließlich zum Weißglühen gebracht, was die letzte Stufe bedeutet." Solch trockner Humor findet sich in allen drei Märchen.

Mit diesen Bemerkungen müssen wir uns für diesmal begnügen. Wir hoffen ja doch, im Laufe der Zeit noch öfter Neues von Isolde Kurz zu lesen. Es ist nicht abzusehen, wohin sie ihre Entwicklung noch führen wird. Den Kenner der düster ernsten „Florentiner Novellen" wird die spielende Anmut und der scherzende Tiefsinn dieses Märchenbuches sehr überraschen. Auch künst-

Digitized by Google

leriſch will es uns als ein großer Fortſchritt erſcheinen, denn ſo naiv und anſchaulich wie dieſe Märchen waren jene Novellen nicht geſchrieben. Wir glauben im Urteil nicht zu übertreiben, wenn wir dieſe „Phantaſien und Märchen“ zu den wenigen Büchern von bleibendem Wert zählen, die ſeit langer Zeit erſchienen ſind; wir ſtellen ſie ohne Bedenken den „Sieben Legenden“ von Gottfried Keller an die Seite.

Von der dauernd in Italien (Florenz) lebenden Schwäbin Kurz zu der in Hamburg lebenden Schwabenfreundin Ilſe Frapan iſt ein großer Sprung, und nicht bloß ein räumlicher. Die Kurz iſt Idealiſtin: religiöſe, metaphyſiſche, hiſtoriſche Fragen beſchäftigen ſie vielfach, ihre Phantaſie bewegt ſich in der Region der Sterne, ihre Kunſt ſtellt das allgemein Menſchliche dar. Ilſe Frapan iſt Realiſtin: ſie ſteigt lieber hinab, als hinauf, lieber ins Pathologiſche, als ins Metaphyſiſche, ſie ſucht lieber das Individuellſte als das Typiſche auf, und nicht bei den Sternen am Himmel droben, ſondern bei den kleinen Leuten auf der Erde unten ſiedelt ſich ihre Phantaſie an. Darum betitelt ſie ihre neue Novellenſammlung mit Recht Enge Welt (Berlin, Paetel, 1891), und auch in der Sammlung ihrer Gedichte (ebenda) tritt dieſer Kunſtcharakter zu Tage.

Die Wahrheit zu ſagen, können wir ihre Lyrik nicht als beſonders merkwürdig bezeichnen, ſo ſehr wir im übrigen ihr Talent ſchätzen. Die Gedichte haben uns mit wenigen Ausnahmen kühl gelaſſen; es fehlt ihnen die Kraft, zu erwärmen. Sie ſagt zwar einmal:

Sie loben an mir ſo Gaben
Und möchten doch anders mich haben;
Sie wollen mich flacher und flauer,
Nachgiebiger auch und lauer,
Und gelt' ich nicht gerade für ſchlecht,
Ich mach' es doch nie jemand recht.

Ihr Lämmer mit Milch in den Adern,
Erſpart euch das Raten und Hadern!
Ihr richtet (?) ja nichts mit dem Beſſern,
Mit Kühlen, Begüt'gen, Verwäſſern;
Dies kräftige Lieben und Haſſen
Bin ich! und das ſollt ihr mir laſſen.

Ganz gut, denkt man ſich: auf ſolchem Stamme müſſen doch wohl die ſchönſten lyriſchen Blüten gedeihen. Es iſt aber doch nicht der Fall. Die Frapan weiß zwar, worauf es in der Lyrik ankommt, denn ſie hat einen nicht gewöhnlichen Kunſtverſtand; ihre Begabung iſt aber doch weſentlich epiſch. Nur wo ſie das Gefühl in eine Situation oder in eine Erzählung kleiden kann, gelingt ihr ein Gedicht, wie z. B. das folgende:

Digitized by Google

Wie Kinder stehn vor fremdem Gartenthor
Dahinter Blumen Märchenträume wecken,
So stehn wir vor der Hoffnung buntem Flor,
Sehnsüchtig lugend durch geschloßne Hecken.

Und endlich wird die Pforte aufgethan,
Die Kinder stürmen jubelnd auf die Beute;
Wo sind die Blumen, die wir leuchten sahn? —
Sie blühn nur einen Tag, und der ist heute.

Die sticht! Du ziehst verletzt die Hand zurück,
Und die ist seellos(!), ohne Duft, den(!) süßen; —
Die schönste, die bezaubert deinen Blick,
Die schönste — fällt entblättert dir zu Füßen.

Die schon gepflückten welken in der Hand,
Und achtlos läßt du sie zu Boden sinken —
O Zeit, da ich noch vor der Pforte stand
Und sah sie tauig durch das Gitter blinken!

Ein andres gelungenes Gedicht ist „Erwartung," das den nervösen Zustand verliebten Wollens und Nichtwollens hübsch schildert. Auch die Gedichte auf Vischer verdienen Lob. Im ganzen aber ist die Lyrik nicht das Gebiet, auf dem sich Ilse Frapan auszeichnet. Auf Umwegen tritt jener Charakter einer selbstherrlichen Natur, die mit allen ihren guten und schlimmen Eigenschaften so genommen werden will, wie sie ist, in ihren Novellen zu Tage, und zwar dadurch, daß die Erzählerin solche schwer biegsame Naturen selbst schildert. Von jenem Selbstgefühl aus nimmt sie ihren Standpunkt für die Betrachtung der andern Menschen. Was dieser „Engen Welt" an Weite des Hintergrundes und der Aussicht mangelt, soll die in die Tiefe gehende Charakteristik der Gestalten ersetzen. Keine geringe Aufgabe! Indem sich die Verfasserin auf die enge Welt beschränkt und auf die Mitwirkung allgemeiner Ausblicke in die Gegenwart oder Vergangenheit verzichtet, hofft sie uns durch die Vertiefung in die Innerlichkeit der Menschennatur, durch die eindringliche Seelenmalerei im einzelnen und durch deren künstlerische Veranschaulichung fesseln zu können. Daher ihr eigentümlicher Stil, namentlich in der ersten Novelle: „Was Gottes Wille ist," wo eine Menge Einzelheiten an einander gereiht werden, die Handlung langsam vorwärts geht, bis schließlich die Szene möglich wird, auf die die ganze Geschichte hinausläuft. Es ist eine schwäbische Dorfgeschichte, die sich zu einer Schilderung des schwäbischen Stammescharakters erweitert. Man ist auch geneigt, anzunehmen, daß ein wirklicher Vorfall in Schwaben der Erzählerin die Anregung zu der Novelle gegeben habe. Bei der Trauung eines jungen Bauernpaares bleibt die Braut auf die Frage des Pfarrers, ob sie den neben ihr stehenden Mann als Gatten anerkennen wolle, zunächst die Antwort schuldig, und dann sagt sie geradezu „Nei!" Darauf entsteht natürlich große Bewegung in der Kirche. Da schiebt sich in aller Eile die jüngere

Digitized by Google

Schwester der widerspenstigen Braut an ihre Stelle, nimmt ihr Ring und Kränzchen ab, ruft ja! Pfarrer und Bräutigam sind ebenso geschwind völlig einverstanden mit dem Tausch, und die Ehe wird geschlossen. Diese kaum glaubliche Geschichte hat nun Ilse Frapan mit seiner Kunst wahrscheinlich gemacht. Sie giebt eine ausführliche Schilderung des Zusammenlebens der zwei Schwestern mit dem Bräutigam der ältern; wir sehen, daß dieser Paul von der ältern nur pflichtmäßig, auf das Gebot des Vaters hin, äußerlich als Bräutigam gelitten wird, während ihn die jüngere, ohne sichs eingestehen zu dürfen, rechtschaffen liebt. Dieses Schauspiel der drei naiven, über ihre Liebe unklaren Naturen ist ganz reizend, wahrhaft humoristisch empfunden und trefflich durchgeführt. Noch kunstvoller ist die letzte der vier Novellen „Auf der rauhen Alp," die die Unfreiheit des Willens zum Motiv hat. Eine prächtige Schwäbin, auch eine Bäuerin, verliebt sich bei einer sehr romantischen Gelegenheit in einen Wilderer, all ihrer sittlichen Entrüstung über sein verbotenes Treiben zum Trotz. Sie ist sogar entschlossen, ihn zu heiraten, unter der Bedingung, daß er sich auf eine bestimmte Probezeit des Wilderns enthalte. Diese Probe besteht der Mann nicht, er unterliegt der „Sucht" und kommt ins Zuchthaus. Die Beth heiratet darum aber doch keinen andern, und als sie der wieder entlassene Wilderer in der Einsamkeit beim Heuen trifft, da unterliegt sie selbst der vielgeschmähten „Sucht." Der Zuchthäusler geht nach Amerika, wo er verkommt; die Beth bleibt mit ihrem Kinde im Dorfe, trotzt dem Gespötte der Nachbarn und wird schließlich respektvoll in Ruhe gelassen. Diese ebenfalls vortrefflich erzählte Geschichte bewegt sich wie die andre Novelle „Recht wider Recht" schon in der Bahn des Naturalismus, nur tritt er nicht auch in der äußern Form mit all seiner Freude am Häßlichen auf. Es ist vielmehr anzuerkennen, daß die Verfasserin ihre naturalistischen Motive mit gutem Geschmack und Takt darstellt. „Recht wider Recht" schildert die Tragik der „engen Welt," wo sich die Menschen bis zur Unerträglichkeit das Leben erschweren, weil sie in ihrer Armut dicht an einander gekettet sind: ein Nachtstück düsterster Art. Schwach ist die vierte Geschichte: „Jörg und Hans Katzenwedel," vielleicht sollte sie ein Seitenstück zu den berühmten Freiherren von Gemperlein der Ebner-Eschenbach werden.

In ihrer Verehrung der Ebner begegnet sich mit Ilse Frapan Hermine Villinger, die ihre neueste Sammlung kleiner Erzählungen: Auch ein Roman und andre Geschichten (Berlin, E. und P. Lehmann, 1890) sogar jener Dichterin „in verehrungsvoller Freundschaft" gewidmet hat. Das Buch ist besser als der nachgerade geschmacklos gewordene Typus seines Titels. Hermine Villinger ist ein echtes poetisches Talent, wenn sie sich auch mit Vorliebe in der kleinen Form der Skizze bewegt. Sie hat in ungewöhnlichem Maße die Kraft der Stimmung. Eine Situation erblickt sie wie ein Maler, und sie weiß sie mit unendlicher Fülle des Gemüts festzuhalten, das kleine abgeschlossene Bildchen

Digitized by Google

wird ihr zum Symbol des großen Ganzen des Menschenlebens. So in der Kindergeschichte „Auch ein Roman," in dem Stimmungsbild „Stromaufwärts" und sonst. Aus der Höhe dieser Betrachtungsweise fließt ihr Humor, der zuweilen die Thräne im Wappen führt und mit reiner Rührung erfüllt. Wenn sie die traurig-lustigen Geschichten von „des Dichters Macht" oder „Prinzipienkampf" oder „Ortsjustiz" erzählt, so kann die heiterste und dabei rührendste Wirkung nicht ausbleiben. Nur ein reines Gemüt, das mit Liebe und Freiheit die Welt betrachtet, konnte solche Stücke schreiben. Auch die Villinger schwäbelt gern, sie ist in Schwaben zu Hause, und sie trifft ungesucht den rechten Ton. Daß ihr Talent sich auch an größere Aufgaben wagen darf, beweist die Geschichte vom „Hauptpunkt," deren humoristisches Motiv fast dasselbe ist wie der Grundgedanke des großen Romans: „Der eiserne Rittmeister" von Hans Hoffmann und in seiner Darstellung den Vergleich mit jenem Werke recht wohl aushalten kann. Ein Krämer, der in seiner Jugend Philosophie studirt hat, will den lieben Gott abschaffen und an seiner Statt das Gewissen als den „Hauptpunkt," worauf alles ankomme, auf den Thron setzen. So rührend seine thätige Menschenliebe ist, so komisch ist sein blinder Eifer, mit dem er Pfarrer und Köchin, Honoratioren und dienstbares Volk ohne Unterschied zum „Hauptpunkt" bekehren will. In diesem Eifer für den „Hauptpunkt" sieht er die offenkundigsten Dinge nicht, die um ihn herum vorgehen. Als Antagonist ist ihm ergötzlicherweise ein Gastwirt gegenübergestellt, der den harmloseren Fehler hat, jeden halben Satz mit dem Wörtchen „also" zu schmücken, worüber der gute Krämer ganz wild wird, sodaß er sich mit dem behäbigen Gastwirt herumzankt. Er sieht eben nur den Splitter im fremden, nicht aber den Balken im eignen Auge. Diese Geschichte ist wohl die beste des an guten Geschichten reichen Buches.

Man hat bisher den schreibenden Frauen am meisten den Mangel an Humor zum Vorwurf gemacht; Humor, als den Ausdruck eines freien und starken Geistes, wollte man nur Männern zuerkennen. Wir haben hier wieder drei Frauen kennen gelernt, deren humoristische Kunst den Vergleich mit männlichen Leistungen recht gut aushalten kann, ja wir wüßten nicht viel Männer zu nennen, die sich mit ihnen vergleichen ließen. Das sind beachtenswerte Thatsachen, die auch ein Licht auf unsre litterarischen Zustände werfen. Nichts hört man häufiger, als die Klage über die Zunahme der litterarischen Frauenarbeit. Wenn man nur eine Nataly von Eschstruth vor Augen hat, so begreift man den Spott. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß jetzt einige weibliche Talente schaffen, die aller Ironie Stand halten können. So ganz zufällig kann uns das nicht erscheinen. Wenn wir auch nur zwei, die Ebner und die Kurz, zu nennen wissen, die wahrhaft schöpferisch, als ganz eigne Menschen auftreten, so schreiben doch viele Frauen frischer und erquicklicher als zahllose Männer. Es will uns scheinen, daß den dichtenden Frauen zu gute komme,

Digitized by Google

daß sie nicht fortwährend in litterarischer Luft leben, auch nicht aus Bibliotheken, Zeitungsbureaus, Studiensälen zur Litteratur gelangen, sondern aus dem bürgerlichen Leben selbst, wo sie die längste Zeit waren, ehe es ihnen gelang, in den Hafen eines Buchverlegers einzulaufen. Sie kennen meist die Welt, von der sie sprechen, aus langjähriger Erfahrung, aus unmittelbarem Verkehre; sie bedürfen nicht erst eigner Studienfahrten, um sich Anschauungen zu erwerben, und so gelingt ihnen der Wettkampf mit den Männern bis zu einem gewissen Grade sehr gut. Damit wollen wir uns nicht etwa zu galanten Rittern der schriftstellernden Frauen aufwerfen; wir wollen nur die Thatsachen deuten, wenn sie auch für die Männer nicht gerade schmeichelhaft sind.

Auch die allerneueste Dichterin, Olga Wohlbrück, die eine Reihe novellistischer Sittenbilder: Aus drei Ländern (Stuttgart, Göschen, 1890) veröffentlicht hat, zeichnet sich vielfach durch diese Frische und Unmittelbarkeit aus. Man fühlt, daß Erlebnisse, Erfahrungen, eigne Beobachtungen aus ihren Erzählungen sprechen, und sie unterhält ganz vortrefflich. Olga Wohlbrück ist ein kosmopolitisches Persönchen: in Rußland geboren, in Deutschland erzogen, in Paris als Schauspielerin am „Odeon" thätig gewesen, ist sie seit einigen Jahren wieder in Deutschland seßhaft, sie soll am Berliner Residenztheater als Schauspielerin thätig sein. Ob sie jetzt von der Bühne Abschied nehmen will, um sich der Litteratur zu widmen, wissen wir nicht. Nach dem vorliegenden Buche zu urteilen ist sie sichtlich begabt, hübsche Erzählungen zu schreiben. Sie hat Geist, Geschmack, gesunden Sinn und versteht sich auf die Künste der Spannung, der Steigerung und der Vorbereitung des Effekts. „Sie will nicht spielen" ist ein guter Lustspielstoff. Ein glücklicher Lustspieldichter steht am Tage einer ersten Aufführung in einem bösen Doppelfeuer zwischen zwei eifersüchtigen Frauen, die beide in seinem Stücke beschäftigt sind, und die eine nach der andern nicht spielen wollen. Die ältere ist eine vor Jahren verlassene Freundin des Dichters, die jüngere ist seine kürzlich geheiratete Frau Gemahlin. Wie sie sich gegenseitig entdecken und den armen Theaterdirektor zur Verzweiflung bringen, schließlich aber doch sich zu dem höheren Zwecke versöhnen, ist ganz allerliebst erzählt. Ein „Talent ohne Frack" behandelt das alte Thema: um berühmt zu werden, genügt es nicht, begabt zu sein, sondern man muß sich auch gute Freunde schaffen, die für die Verbreitung des Ruhmes sorgen, man muß persönliche Beziehungen pflegen, man muß einen Frack haben. In der Novelle „Ungleiche Waffen" stellt die Verfasserin die Existenz eines für Weib und Kinder schwer arbeitenden Malers in Gegensatz zu der eines aristokratischen Lebemanes, der sein Geld vergeudet. In dieser Novelle scheint nur ein Fehler zu sein, nämlich der, daß andre Motive diesen Grundgedanken kreuzen und ihn darum in der klaren Wirkung stören. Sehr hübsch dagegen ist das kleine Stimmungsbild aus dem Theaterleben „Zum letzten mal", wo eine tugendhafte Schauspielerin von der Bühne Abschied nimmt, ohne sich feiern zu lassen.

Digitized by Google

Am schwächsten scheint uns die erste Geschichte des Buches, „Das Jordansfest"; sie spielt in Rußland und ist russischen Erzählern nachempfunden. Im ganzen also ein hoffnungsvoller „Antritt" der feinsinnigen Schauspielerin. In Zukunft möge sie bei dem Grundsatze beharren, nur davon zu erzählen, was sie gut kennt, und ihre Sprache möge sie von den vielen unnötigen Fremdwörtern säubern, die sie entstellen.

Hedda Gabler

Mit keinem seiner frühern Dramen hat Henrik Ibsen seinen Verehrern eine geistig und sittlich so tief heruntergekommene Gesellschaft vor Augen geführt, wie mit dem vieraktigen Schauspiele „Hedda Gabler," das zuerst in München mit starkem Widerspruch, darauf am 10. Februar im Berliner Lessingtheater in Gegenwart des Dichters unter stürmischem Beifall, gegen den die Proteste der zischenden Minderheit nicht aufkommen konnten, aufgeführt worden ist. Natürlich können solche Kraftproben roher Meinungsäußerungen, bei denen der Klatschende stets über den Zischer triumphirt, weil er das größere Geräusch macht, das ästhetische Urteil über den künstlerischen Wert eines Schauspiels nicht beeinflussen. Aber sie sind — und das will in der Blütezeit der Cliquenherrschaft und der Reklame viel sagen — auch nicht mehr imstande, einen Erfolg vorzuspiegeln, wo in Wirklichkeit ein Mißerfolg vorhanden war. In dem besondern Falle, der uns hier beschäftigt, handelt es sich nicht etwa um die rohe Gewalt bezahlter Claqueurs, sondern um den Kampf zwischen blinden Fanatikern und bestürzten Zweiflern, die bereits an der Gottähnlichkeit ihres Propheten irre zu werden beginnen. Sie bildeten die Hauptmasse der Besucher der ersten Vorstellung im Berliner Lessingtheater, und das unbefangene Publikum, das die litterarischen Bestrebungen noch nicht von dem programmmäßig umschriebenen Standpunkte doktrinärer politischer Parteien betrachtet, gab bei den spätern Aufführungen seine Stimme so unzweideutig ab, daß das Schauspiel trotz einer Darstellung, die vom Dichter selbst als vollkommen gepriesen worden war, nach sechs Wiederholungen ebenso geräuschlos in die Theaterbibliothek versank wie eine Jambentragödie aus der Hohenstaufenzeit.

Die zweifelnden Ibsenfreunde, die bis dahin mit rührendem Eifer, oft mit einem heldenmütigen sagrifizio dell' intelletto für ihren Patron einen Feldzug

Digitized by Google

nach dem andern in den ihnen zu Gebote stehenden halb oder ganz naturalistischen Litteraturblättern durchgekämpft hatten, hatten vollauf Ursache, trauernd ihr Haupt zu verhüllen. Schon nach dem Erscheinen der deutschen Buchausgabe des Schauspiels hatten sie das Gemisch von Bewunderung und Zweifel zum Ausdruck gebracht, mit dem sie so gern kokettiren, um sich erst als Abkömmlinge Lessingschen Geistes auszuweisen und dann unter dem Deckmantel dieses Freibriefes den Wahrheitsdrang Lessings mit dem Wirklichkeitsdrange Ibsens, der auf diesem Wege mit dem Heiligenscheine der Litteraturgeschichte umwoben wird, zu vergleichen. Aber alle Rettungs-, Beschönigungs- und Erläuterungsversuche, die an dem Charakter Hedda Gablers selbst von den Ibsenfreunden, die noch an der Wahrheit halten, gemacht worden sind, sind kläglich gescheitert. Diese Hedda Gabler, die Frau des Privatdozenten der Kulturgeschichte Jörgen Tesman, ist zwar aus demselben Thone geformt, wie alle Ibsenschen Weiber, die nur dazu da sind, den Männern Unheil zu bringen; aber die Beweggründe ihres Handelns sind nicht dämonischen oder fatalistischen Ursprungs oder mit sonst einem phantastischen Mäntelchen umhüllt, sondern es sind die gemeinsten, die eines Menschen Willenskraft zur Vernichtung andrer aufstacheln können: der Neid und die blinde Rachsucht. Hedda Tesman hat keine Gemeinschaft mit den dämonischen, unter dem Einfluß ungebändigter Leidenschaften handelnden Heldenweibern, die Ibsen aus den Liedern und Sagen seiner nordischen Heimat kennen gelernt und deren Bilder er gelegentlich auch in dem alles verkleinernden und verzerrenden Hohlspiegel seiner dichterischen Gestaltungsart aufgefangen hat. Sie ist eine ganz gewöhnliche Intrigantin, eine jener Figuren, die zu dem eisernen Bestande der modernen französischen Dramatiker gehören, von denen Ibsen viel mehr gelernt hat als von der Natur. Wenn einmal wieder in Deutschland ein Geschlecht heranwachsen sollte, dem die Litteratur nicht mehr Parteiangelegenheit, sondern wieder Gefühls-, Gemüts- und Geschmacksache geworden ist, dann wird vielleicht auch das Urteil über Ibsen zur Ruhe gekommen sein, und man wird sich schaudernd eingestehen, daß seine wesentlichste dichterische That darin bestand, daß er die Rückenmarksschwindsucht und die Alkoholvergiftung als tragische Motive in die dramatische Poesie eingeführt hat.

Darin unterscheidet er sich von seinen französischen Lehrmeistern, die den guten Geschmack besessen haben, diese Motive — bis jetzt wenigstens — nicht auszunutzen oder doch nicht zum ständigen Inventar der dramatischen Dichtkunst zu machen. Dem gallischen Blute sind auch ein paar Tröpfchen Humor beigemischt, die häufig aufsprudeln, wenn die Roheit gar zu nackt erscheint; aber der finstere Norweger hat von diesem Balsam nichts mitbekommen. Wenn er einmal seine mechanisch aufgenommenen Augenblicksphotographien nach einer trostlosen, Geist und Herz gleichmäßig niederdrückenden Wirklichkeit durch einen Strahl des Humors erhellen will, verzerrt sich sein Antlitz zu einer Grimasse,

Digitized by Google

aus der man nicht mit Sicherheit herauslesen kann, ob er aus vollem Herzen lacht oder hämisch grinst.

Bei der ersten Aufführung im Lessingtheater hat es Leute gegeben, die das Ibsensche Hohngelächter für humoristisch oder doch für komisch gehalten haben. „Hedda Gabler" ist aber ganz und gar nicht humoristisch, höchstens humoristisch vom Standpunkte des Teufels der Vernichtung betrachtet, dessen Humor sich sehr wesentlich von dem menschlichen unterscheidet. Vor unsern Augen entwickelt sich nämlich eine Tragödie der Trunksucht, in die ein gutes Stück unheilbarer Hysterie, geistiger Beschränktheit und maskirter Lüsternheit hineinspielt. Die geistig bedeutendste Persönlichkeit des Schauspiels ist ein Trunkenbold, der auf dem Wege der Heilung angelangt zu sein scheint, als die Handlung nach einer überaus umständlichen Exposition in der Mitte des zweiten Aktes zu einem rascheren Gange anhebt. Dieser Trunkenbold Eilert Lövborg — das ist bezeichnend für Ibsen — ist zugleich die geistvollste Person des Schauspiels und der Held, den sich zwei verheiratete, aber in unglücklicher oder vielmehr vermeintlich unglücklicher Ehe lebende Frauen streitig machen. Die eine ist Hedda Gabler, die den philisterhaften, von keiner genialen Regung erfüllten Tesman geheiratet hat, weil sie sich, wie sie selbst ihrem Verehrer, dem Gerichtsrat Brack, mit cynischer Offenheit erzählt, müde getanzt und weil kein andrer ihrer Courmacher Ernst gemacht hatte. Die andre ist eine Frau Elvsted, die Gattin eines um viele Jahre ältern Landrichters, bei dem Eilert Lövborg mehrere Jahre als Hauslehrer der Kinder gelebt hat. Dabei hat sich zwischen der jungen Frau, die ihren Gatten nur wegen der guten Versorgung geheiratet hat und ein freudloses Dasein führt, und dem Hauslehrer eine Art Seelenfreundschaft angesponnen, die schließlich so weit gediehen ist, daß es Frau Elvsted nicht nur gelungen ist, ihren Freund von dem Laster der Trunksucht abzubringen, sondern auch zu einer großen That, zur Abfassung zweier kulturgeschichtlichen Werke, anzuspornen. Das eine, bereits im Druck erschienene hat seinem Autor hohe Ehren eingetragen und seinen Ruf vor der Welt wiederhergestellt. Mit dem Manuskripte des andern in der Tasche begiebt er sich nach der Stadt, wohin ihm Frau Elvsted gefolgt ist, um nicht wieder zu ihrem Gatten zurückzukehren. Aber Hedda Tesman, die bereits als Mädchen mit dem unwiderstehlichen Trunkenbold eine Liebelei gehabt hat, gönnt der Freundin nicht den Triumph, einen Menschengeist wieder emporgehoben und gerettet zu haben. Mit teuflischer List zieht sie den Unglücklichen wieder in ihre Netze und weiß den schwachen Mann, der seiner Retterin völlige Enthaltung von allen geistigen Getränken zugeschworen hat, durch ein paar Gläser schwedischen Punsches dahinzubringen, daß er des Abends zu einem wüsten Trinkgelage geht und den Rest der Nacht bei einem verrufenen Frauenzimmer zubringt, wobei ihm das Mißgeschick widerfährt, sein Manuskript, das er mit sich geführt hat, zu verlieren. Sein Freund Tesman

Digitized by Google

ist der Finder, der sich natürlich am andern Morgen beeilen will, es zurückzubringen. Aber Hedda, die ihr Teufelswerk erst zur Hälfte vollendet hat, weiß ihn durch ihr Ränkespiel daran zu verhindern, und als Eilert Lövborg verstört und verzweifelt in Tesmans Wohnung kommt, um Frau Elvsted abzuholen, bietet Hedda ihre ganze teuflische Beredsamkeit auf, um den Ärmsten vollends um seinen Verstand zu bringen und ihn zum Selbstmord zu treiben. Sie drückt ihm eine der beiden Pistolen in die Hand, die sie von ihrem Vater geerbt hat, und da es dem Unglücklichen nicht gelingt, sein Manuskript wiederzufinden, nimmt er sich wirklich das Leben.

Nun wäre die Tragödie der Vernichtung eigentlich zu Ende. Aber Ibsen hat hier ausnahmsweise einmal für eine Art von Nemesis gesorgt. Man hat die Pistole bei dem Selbstmörder gefunden, und nun beginnt der Gerichtsrat Brack, der Hausfreund des Tesmanschen Ehepaares, das Spiel zu führen, worin er bis dahin noch keine Trümpfe in die Hand bekommen hatte. Er ist einer der alten Junggesellen von dem Schlage, den uns Sardou in einem seiner verwegensten Sittendramen gezeichnet hat, einer von denen, die sich in einer Häuslichkeit einnisten, um die Freuden des Ehestandes zu genießen, ohne seine Lasten zu tragen. Gerichtsrat Brack hat sich die Sache sogar etwas kosten lassen, indem er einen Teil der Einrichtung des jungen Paares bestritten hat, ohne daß ein einziger aus dieser saubern Gesellschaft daran Anstoß zu nehmen scheint. Bisher sind seine Werbungen an der Festigkeit Heddas abgeglitten, die wenigstens äußerlich, d. h. vor der Welt, eine ehrbare Frau bleiben will trotz der Verachtung, die sie vor ihrem Gatten hegt. Sie fürchtet nur eines — den Skandal, und jetzt hat sie sich durch ihr frevles Spiel rettungslos dem Gerichtsrat Brack in die Hand gegeben, der ihr mit einem öffentlichen Skandal droht, wenn sie nicht seine Geliebte werden will. Er allein kennt die Pistole; wenn er nicht schweigt, muß Hedda Tesman vor Gericht, um Auskunft darüber zu geben, wie die Mordwaffe in den Besitz Lövborgs gekommen ist, und der Skandal ist fertig. Skandal also auf der einen wie auf der andern Seite — ein Entrinnen aus dieser Klemme scheint unmöglich. Zum Glück ist aber noch die zweite Pistole des Generals Gabler da, und Hedda endigt wie alle hysterischen Frauenzimmer des norwegischen Dichters, der sich vermißt, der Welt einen Spiegel vorzuhalten und sie dadurch von der Lüge zur Wahrheit zu bekehren, in Wirklichkeit uns aber nur in einen Sumpf blicken läßt, worin er alle Schwächen und Laster der Menschheit mit kalter Berechnung zusammengehäuft hat, um urteilslose, für Schreckgespenster leicht empfängliche Schwachköpfe zu der Meinung zu verleiten, daß die eine Hälfte der Menschen aus Cretins, die andre Hälfte aus wahnsinnigen Genies bestehe, die ihren Verstand durch die Sünden der Väter oder durch eigne Laster, Trunksucht und Völlerei, verloren haben.

Digitized by Google

Modernes Zeugniswesen

Fräulein Marie Meyer war ein Jahr lang in meinem Hause als Stütze meiner Frau. Sie half derselben [es stand wirklich „derselben“ da] in allen im Hause vorkommenden Arbeiten, hielt treu auf Ordnung im ganzen Hausbetrieb und war eine zuverlässige Hüterin und Leiterin meiner Kinder. Ich kann Fräulein Meyer auf Grund dieser meiner Erfahrungen nur angelegentlichst empfehlen.“ Dieses Zeugnis, von einem meiner Fachgenossen Dr. X ausgestellt, war meiner Frau von einem jungen Mädchen, das ihre Dienste im „Daheim“ angeboten hatte, noch mit einigen andern ähnlich lautenden Zeugnissen aus adlichen Häusern zugesandt worden. Während meine optimistisch angehauchte gute Frau ein freudiges „Heureka“ anstimmte — sie hatte ja aus den vielen Anzeigen gerade diese herausgefunden —, hatte ich, skeptisch, wie ich leider durch Erfahrungen geworden bin, das und jenes schon an dem Briefe des Fräuleins auszusetzen. Die Schreiberin hielt den Gebrauch eines Linienblattes für überflüssig. Schief und krumm eilten die Zeilen über das Papier, die Buchstaben glichen wenig den gleichmäßigen, anmutigen Schriftzügen meiner lieben Frau, der Stil entsprach daher nicht den Ansprüchen, die ich an eine ehemalige „höhere Tochter“ aus guter Familie stellen zu dürfen glaubte, und mein Backfisch von Tochter, die ich zur Beurteilung einiger zweifelhaften Rechtschreibefälle gegen die Mutter zu Hilfe rief, die sich zur Entschuldigung ihres Schützlings auf Puttkammer berief, schwor hoch und heilig, daß verschiedne Wörter auch nach der neuen Rechtschreibelehre anders geschrieben würden. Kurz und gut, meine Schriftbeurteilung ergab ganz das Gegenteil von dem, was das Zeugnis sagte.

Um aber den Wünschen meiner Frau entgegenzukommen, schlug ich eine Erkundigung unmittelbar beim Kollegen X vor. Gesagt, gethan. Hier ist die Abschrift dieses Privatzeugnisses: „Fräulein Meyer ist allerdings ein Jahr lang in meinem Hause gewesen, doch kann ich dieselbe [so!] nicht empfehlen. Sie besticht anfangs durch ihr gewandtes Wesen und ihr gutes Aussehen, auch ist sie geschickt im Schneidern, doch stellte sich bald heraus, daß sie oft unzuverlässig neben der Wahrheit herging und manches ableugnete, was ihr geradezu nachzuweisen war. Auch suchte sich Fräulein M. unliebsamen Einfluß auf das andre Personal zu verschaffen, kurz wir waren

Digitized by Google

froh, als sie aus dem Hause war. Auch das, was uns später über das Fräulein mitgeteilt wurde, macht dieselbe [!] nicht empfehlenswert." Dieses Privatzeugnis lautete also dem offiziellen schnurstracks entgegengesetzt, und mein auf Grund der Zuschrift des jungen Mädchens gebildetes Urteil war richtig. Selbstverständlich lehnte ich Fräulein Meyers Dienstanerbietung dankend ab und konnte mich nicht enthalten, im Hinblick auf meine Ansicht über das Wesen der Zeugnisse hinzuzufügen: mit Rücksicht auf private Erkundigungen, die ich eingezogen habe.

Steht nun das Verfahren meines Kollegen vereinzelt da? Leider keineswegs. Da es aber eben allgemein geübt wird und da es der Grund einer Masse von sozialen Mißständen ist, über die fort und fort geklagt wird, ohne daß man auch nur den Versuch machte, ihnen zu steuern, so möchte ich, im praktischen Leben stehend und gezwungen, jahraus jahrein viele Zeugnisse zu lesen und auszustellen, einmal für Besserung des Zeugniswesens oder richtiger -unwesens an dieser Stelle eintreten.

Wie der Zeuge vor Gericht nach bestem Wissen und Gewissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen soll, so soll auch das schriftliche Zeugnis wahrheitsgetreu und ohne etwas Wesentliches zu verschweigen oder etwas Unwesentliches hinzuzusetzen, aussagen, was einem zur Beurteilung eines Menschen im allgemeinen oder irgend einer Thätigkeit von ihm im besondern wichtig erscheint. Das Zeugnis wird ohnehin stets mehr oder weniger subjektiv gefärbt sein, man wird immer daran denken müssen, daß z. B. das Wort „zufriedenstellend" vielleicht richtiger heißen müßte: Meine (sehr geringen) Ansprüche sind befriedigt worden. Aber das läßt sich nicht ganz vermeiden, wohl aber läßt sich das vermeiden, daß das Zeugnis wider besseres Wissen zu gut ausgestellt wird, um jemandem zu einem bessern Fortkommen zu verhelfen. Schlechte Zeugnisse kommen nach meiner langjährigen Erfahrung nur äußerst selten vor, und zwar aus verschiednen Gründen.

Erstens wird es dem Menschen fast so schwer, „die Wahrheit zu sagen," wie die Wahrheit zu finden. Ich nenne nicht das Keifen und Schelten über den Dienstboten, den man bei dem Begehen irgend eines Fehlers ertappt hat, „die Wahrheit sagen," sondern das ruhige und gemäßigte Vorhalten des Fehlers, nachdem sich der erste Zorn gelegt hat; diese Kunst, deren Mangel so manche junge Frau und damit den ganzen Haushalt unglücklich macht, fehlt ganz allgemein, und sie läßt erst recht im Stich, wenn das Zeugnis geschrieben, wenn schriftlich Zeugnis von den Fehlern des Dienstboten abgelegt werden soll. Bittet gar der Dienstbote, der vielleicht durch sein Benehmen oder durch seine Unfähigkeit, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, jede Anerkennung verscherzt hat, zur Erlangung eines andern Dienstes, vielleicht mit Zeichen der Reue um ein vorläufiges Zeugnis, so wird es ihm in den meisten Fällen günstig, d. h. nicht wahrheitsgetreu ausgestellt, weil es der gutmütigen

Digitized by Google

Herrschaft unangenehm ist, die Wahrheit schriftlich zu bezeugen, oder weil man dem Dienstboten nicht bei seinem fernern Fortkommen hinderlich sein will, oder endlich weil man fürchtet, daß der Dienstbote, um sich für das schlechte Zeugnis zu rächen, den Rest der Dienstzeit zu aller möglichen Schändlichkeit benutzen könnte; ja man geht so weit, daß man auf gelegentliche Erkundigung hin den Dienstboten geradezu lobt, um ihn auf gute Art und ohne Ärgernis loszuwerden — beiläufig ein Verfahren, das unter dem Kunstausdruck „fortloben" auch in den höhern Kreisen der Zeugnis suchenden und Amt oder Dienst wechselnden Personen, sogar in Universitätskreisen, nicht ganz unbekannt sein soll.

Keiner meiner Leser wird leugnen, daß ich die Vorgänge geschildert habe, wie sie sind. Aber so viele Milderungsgründe auch dafür beigebracht werden können — zu entschuldigen ist das laisser aller in diesen Dingen nicht. Daß ein zu gutes Zeugnis für beide Teile, den Arbeitgeber wie den Dienstboten, wertlos, ja schädlich ist, liegt doch auf der Hand.

Das verdiente Lob — ich bin ein Freund des Lobens — wird nicht bloß als Lohn für gethane gute Leistung empfunden, es wirkt, ganz abgesehen von seiner idealen Seite, auch als Sporn zur Anspannung aller Kräfte, um weiteres Lob einzuheimsen, aber nur dann, wenn das Gegenteil, gerechter, verdienter Tadel, zu fürchten ist, oder wenn in ehrgeizigem Wettbewerb mit andern um dieses Lob gestritten werden muß. Lob ohne Unterlaß erschlafft ebenso, wie tägliche Ernährung mit Zuckerbrod, und eine ganze Schulklasse von Musterknaben, von lauter „Ersten," ist ebenso undenkbar, wie sie langweilig wäre. Der Trieb, es der andern zuvor zu thun, zum Ersten aufzurücken, ein berechtigter Ehrgeiz, treibt jeden Schüler zur Anspannung seiner Kräfte.

Wo in aller Welt soll nun bei unsern Dienstboten und, können wir nun erweiternd hinzusetzen, bei all den Leuten, die auf irgend eine Weise ihr **Brot** verdienen müssen, der Ehrgeiz, das Streben herkommen! Alle, alle bis auf verschwindend kleine Ausnahmen, die ihre Sache dann sozusagen auf nichts gestellt haben, können lobende Zeugnisse über ausgezeichnete Leistungen aufweisen, gerade so wie Fräulein Meyer. Weil aber alle solche Mustermenschen sind, haben sie auch nicht nötig, irgend welche Schritte zu ihrer Vervollkommnung zu thun. Um Stellungen zu kämpfen haben sie nicht nötig, denn an solchen Stellungen, aus denen sie, wenn nötig mit Schadenersatz für Kost und Logis, vor der Zeit „fortgelobt" werden, fehlt es ja nicht. Das Schlimmste aber widerfährt dem wirklich guten Ausnahmemenschen. Welche bittere Kränkung ist es für den rechtmäßigen Besitzer eines lobenden Zeugnisses, wenn dieser von ihm durch harte Arbeit erkämpfte Schatz, vielleicht sein einziger Schatz, beim Suchen nach Arbeit mit denselben scheelen Augen angesehen wird, wie die unverdiente Lobhudelei eines nichtsnutzigen Nebenbuhlers! Muß er nicht

Digitized by Google

an der göttlichen Gerechtigkeit irre werden, ist es zu verwundern, wenn sein Streben, da es ja doch unnütz ist, erkaltet und erschlafft? Und muß der ehrliche Zeugnisschreiber nicht zornig werden, wenn er um „Bestätigung" seines Zeugnisses angegangen wird, wenn seinem Manneswort Zweifel und Mißtrauen entgegengebracht wird? Es ist eine Schmach um diese konventionelle Lüge, um dieses zum mindesten leichtsinnige Zeugnisschreiben!

Wo man hinhört, hört man Klagen über mittelmäßiges, ja schlechtes Personal; nicht bloß in Damenkaffees wird das Thema der schlechten Dienstboten besprochen, nein, eine ständige Rubrik aller möglichen Fachzeitschriften ist mit Klagen über das Hilfspersonal gefüllt. Dabei läßt man es aber bewenden.

Was ist aber dagegen zu thun? wo soll man den Hebel ansetzen, um Besserung zu schaffen? Der Staat, der, freisinniger Anschauung folgend, in seiner Gesetzgebung oft durchblicken zu lassen scheint, daß er es mit reifen Staatsbürgern, nicht mit unvollkommenen Menschen zu thun habe, die nötigenfalls auch einmal harte Zuchtmittel, wie die Kinder, brauchen, läßt dem Volke alle Freiheit. Wie er bei Arbeitern unter einundzwanzig Jahren Arbeitsbücher eingeführt hat, in die Ein- und Austritt und Art der Beschäftigung einzutragen sind und Zeugnisse über die Beschäftigung und Führung auf Verlangen des Arbeiters eingetragen werden können, so überläßt der Staat die Regelung des Dienstbotenverkehrs, unter den rechtlich auch „Stützen" und Kindergärtnerinnen fallen, den einzelnen Provinzen und verlangt nur ein gleichmäßiges, kostenfreies Dienstbuch. Die meisten diesen Verhältnissen gewidmeten Verordnungen, wie z. B. die Schleswigsche, überlassen der Herrschaft, ob sie ein Zeugnis geben, ebenso, ob sie angeben will, von welcher Seite die Kündigung ausgegangen ist. Folgen, die allerdings gelegentlich recht übler und kostspieliger Natur sein können, entstehen nur dadurch, daß der gutmütige oder fahrlässige Zeugnisaussteller zum Schadenersatz herangezogen werden kann, wenn die vertrauensselige neue Herrschaft infolge eines wissentlich verschwiegenen Fehlers des Dienstboten Schaden leidet. Diese Möglichkeit schützt allerdings vor — Gott sei Dank — doch nur ausnahmsweise vorkommenden übeln Erfahrungen; dem ständigen Übel mittelmäßiger Hilfskräfte, deren Forderungen in dem umgekehrten Verhältnis zu ihren Leistungen steigen, steuert der Staat in keiner Weise, er ist auch gar nicht dazu imstande, und ungerecht scheint es mir, wenn die Familien, die über schlechte Dienstboten zetern, oder Geschäfts- und Handwerksleute, die sich über schlechtes Hilfspersonal beklagen, dem Staate die Schuld in die Schuhe schieben und schlimmer fast, als die utopistischen Herren Sozialdemokraten, von ihm und von ihm allein Hilfe verlangen. Die Schuld liegt einzig und allein an der mangelhaften Erziehung wie der Kinder, so des Hilfspersonals männlichen und weiblichen Geschlechts. Hier muß der Hebel angesetzt werden. Gilt aber irgendwo das Bibelwort

Digitized by Google

vom Splitter und Balken, gilt irgendwo das noblesse oblige, so gilt es bei der Erziehung. Niemand ist dieser Worte eingedenk, niemand beherzigt die Lehre des alten Pädagogen Salzmann, der da rät, wenn die Erziehung nicht nach Wunsch verlaufe, zunächst einmal an sich selbst zu denken. Wie stehen dann in Wirklichkeit die Sachen?

Der Handwerker, der kleine Geschäftsmann, selbst schon moderne Erziehungsfrüchte, schelten in der Zeit, die ihnen der Früh- und Nachmittagsschoppen läßt, herum, ohne selbst zu wissen oder darüber nachzudenken, wie die Arbeit vernünftigerweise angefaßt werden muß, und glauben das Ihrige bei der Fachausbildung des Lehrlings gethan zu haben, wenn sie dem Jungen Zeit geben, eine Fortbildungsschule zu besuchen. Der Staat oder größere Gemeinschaften haben ja Schulen für alle möglichen Wissenszweige gegründet. Es giebt Handels-, Droguisten-, Maler- und landwirtschaftliche Schulen (lateinische Bauern!), in denen den jungen Leuten eine Masse Wissen eingetrichtert wird, ohne auf die Erkenntnis Rücksicht zu nehmen, und deren „diplomirte," natürlich mit vorzüglichen „Zeugnissen" versehene Zöglinge dem Praktiker ein Schrecken zu sein pflegen. Was die soziale Erziehung betrifft, so ist die Regel, daß man sich die Sorge dafür vom Halse schafft. Man bemüht sich, die jungen Leute aus dem Hause und vom Tisch loszuwerden und treibt sie auf diese Art in die Kneipen, wo sie, leichtsinnigen Vorbildern nachäffend, es als Ehre ansehen, sich zu bramarbasirenden Bierhelden oder Tingeltangeldonjuans heranzubilden.

Dasselbe Bild sehen wir bei der Erziehung des weiblichen Personals. Die Hausfrau schilt vom Morgen bis zum Abend über das junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen. Da ist es nicht zeitig genug aufgestanden — die „gnädige" Frau aber liegt noch um neun Uhr im Bett! Die Zimmer sind in Unordnung, die Speisen nicht schmackhaft bereitet — wie sie aber bereitet werden sollen, das weiß die „Gnädige" selber nicht. Den Abend verbringt sie mit ihrem Manne, der sich freut, aus der häuslichen Unordnung herauszukommen, im Klublokal oder einem zwar durchräucherten, aber stilvoll altdeutschen Kneiplokal, dem jämmerlichen Surrogat der viel billigern häuslichen Geselligkeit unsrer Altvordern. Daß das Dienstmädchen dann die Zeit ebenfalls zu Ausflügen benutzt, um ihrem Schatz die Zeit zu vertreiben, ist es zu verwundern? Es ist fast so weit gekommen, daß die jungen Damen sich der Unkenntnis der elementarsten Dinge im Bereich der Küche und des Haushaltes rühmen, daß praktische Thätigkeit, alles, was nicht Kleidermoden und allenfalls ein bischen Klavierklimpern betrifft, für unter ihrer Würde halten, und daß solche Anschauung von urteilslosen Eltern gutgeheißen und anerzogen wird. Wie sollen solche Wesen, die dem Schillerschen Ideal der Hausfrau geradezu Hohn sprechen, wie sollen solche Muster der Unwissenheit Dienstmädchen erziehen? Kann einer solchen Frau die Pflicht der Kindererziehung, die so viele

Digitized by Google

Hingebung und Entsagung erfordert, ohne Grauen übertragen werden? Hat sie auch nur Zeit dazu, die einer Amme übertragene Pflege ihres Kindchens zu überwachen?

Von der Frau, von der gebildeten Frau soll die erste, grundlegende Erziehung ausgehen. Sie soll dem Kinde das erste Gebet vorsprechen, sie soll ihm Liebe zu seinen Mitmenschen, Achtung vor dem Alter einflößen, ihm die ersten Sittenlehren beibringen, es durch eignes Beispiel zu einem Pflänzling erziehen, der das Umpflanzen in die Schule und die Unbilden der Schule des Lebens über sich ergehen lassen kann, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen; sie soll aber auch zugleich durch ihr Beispiel die Dienstboten, die künftigen Frauen der niedern Stände, die Mütter des Volkes, aus dessen Kreisen jetzt das unzufriedene Murren, der Schrei nach Gleichberechtigung heraustönt, belehren und zur Nacheiferung bestimmen. „Die gebildete Frau muß in jeder Hinsicht ein Beispiel für die weniger gebildete sein. Die echte Ladyship fühlt sich durch Arbeit und Pflichterfüllung nicht herabgesetzt, sondern sie sucht einen Stolz darin, weil Arbeit adelt.“ (E. Hüppe, Klin. Wochenschrift 1890, Seite 834.) Solche Frauen können sich dann auch eine Kritik ihrer Untergebenen gestatten, sie werden ein gutes Regiment führen und Achtung und damit Nachachtung finden. Sie werden nicht nötig haben, in die Jeremiaden über Dienstbotennot einzustimmen. Selbst Beispiele strenger Pflichterfüllung und folglich seelischen Gleichgewichtes, werden sie Belehrung, Trost und Frieden in die Hütte des Ärmeren tragen und so ein gutes Teil des sozialen Elends heilen.

Also not thut uns vor allem mehr Selbsterziehung, Rückverlegen der Erziehung ins Haus, in die Familie und — Beiseitelassen des schimpflichen Vertuschungssystems in der Erkenntnis, daß zu gutes Zeugnis dasselbe wirkt wie „falsch Zeugnis reden.“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Pariser Reise. Die Grenzboten könnten sich jetzt das Vergnügen machen, nachzuweisen, wie oft sie im Laufe der letzten Jahre eine Thatsache erwähnt haben, durch die jetzt viele Leute so mangenehm überrascht zu sein scheinen, die Thatsache, daß es in Frankreich wohl Personen von gesundem Menschenverstande giebt, daß sie sich aber viel zu sehr vor dem litterarischen Pöbel von Paris fürchten, um Farbe zu bekennen, wenn dies notwendig wäre. Was will man auch von andern verlangen, wenn der allen Ultras als nüchterner und an-

Digitized by Google

geblich energischer Politiker so verhaßte Jules Ferry und der Temps, von Neffzer, dem Gründer der Revue germanique, vor dreißig Jahren ins Leben gerufen, auch nach dem Kriege stets ein gemäßigtes Blatt und gegenwärtig Organ der Regierung, den Schreiern nicht widersprechen zu dürfen glauben! Nun sucht man Sündenböcke für das höchst unangenehme Abenteuer, und wie gewöhnlich, beteiligen sich dabei eifrigst Blätter, die vor allem an die eigne Brust schlagen sollten. Wenn sich Fernerstehende darüber täuschen konnten, daß jedes Entgegenkommen Deutschlands an der Seine als Schwäche ausgelegt werden, und den Unverbesserlichen Wasser auf ihre Mühle führen werde, so tragen einen großen Teil der Schuld offenbar Franzosenfreunde und Bismarckhasser — was ja gewöhnlich zusammenfällt — in der deutschen Presse. Wie ist der Umstand ausgebeutet worden, daß die Pariser als gute Rechenmeister, die ihr Ausstellungsgeschäft nicht gefährden wollten, im Jahre 1889 die deutschen Gäste nicht gemißhandelt haben! Wie jammerten unsre Internationalen über die Paßverordnung! Und die allervortrefflichste Berliner „Tante“ verkündete, in ihrem unvergleichlichen Stil die Reise der Kaiserin besingend, „das (von Bismarck) künstlich gepflegte Eis zwischen beiden Nationen“ sei endlich gebrochen. Macht man doch sogar jetzt der französischen Regierung das sonderbare Kompliment, daß man ihren „Takt“ rühmt, weil sie nicht selbst Demonstrationen gegen die Kaiserin Viktoria veranstaltet hat. Nun sind die Verhältnisse wieder schlimmer, als sie waren. Das ist beklagenswert, doch wird es hoffentlich die Folge haben, daß man sich etwas mehr hütet, das, was man wünscht, als wirklich auszugeben. Das würde zunächst freilich Zurückhaltung und — Takt in der Aufnahme von Pariser Tagesneuigkeiten erfordern. Wozu muß dem deutschen Zeitungsleser jeder Boulevardklatsch, jeder politische und Theaterklatsch brühwarm aufgetischt werden? Wie können, um beim nächsten zu bleiben, deutsche Redakteure die alberne Erzählung, die Kaiserin Viktoria habe auf eine Warnung erwidert: „Eine Tochter der Königin von England weicht vor keiner eingebildeten Gefahr,“ ohne Randbemerkung abdrucken lassen? Sie mußten sich doch sagen, daß sie als Witwe eines deutschen Kaisers und Mutter des regierenden Kaisers solche Worte schlechterdings nicht gebrauchen konnte, am wenigsten, da die Verunglimpfungen sich gerade auf diese ihre Eigenschaften bezogen.

Ein Wort des Großen Kurfürsten? In dem Aufsatz „Vom Fremdwörtertisch“ in Nr. 5 der Grenzboten wird angeführt, der Große Kurfürst habe das Wort gesprochen: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“ Das ist wohl nicht richtig. Das Wort (in der Form: „Bedenke, daß du ein Teutscher bist“) findet sich in der merkwürdigen Schrift, die aus der Umgebung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu jener Zeit hervorging, wo er in den Krieg eingriff, den 1658 der kriegerische Karl X. Gustav von Schweden mit Dänemark wieder begonnen hatte, nachdem die beiden Mächte eben erst Frieden geschlossen hatten. Der Große Kurfürst trat auf Dänemarks Seite, und er that es in der Hoffnung, den Schweden vielleicht Vorpommern abzujagen. Dem Schmerz darüber, daß dieses und andre Länder den Deutschen durch den dreißigjährigen Krieg verloren gegangen waren, giebt nun der Verfasser jener Schrift in beredten Worten Ausdruck. „Ehrlicher Teutscher — so beginnt er —, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgezogen, daß von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig verblieben, als das bloße Skeleton. Wem noch einig teutsch Blut um sein Herze warm ist, muß darüber weinen und seufzen. — Wir

Digitized by Google

haben unser Gut, wir haben unser Blut, wir haben unsre Ehre und Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten, und fremde Nationen berühmt, uns des hohen Namens fast verlustig und diejenigen, so wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemachet. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene?" Zuletzt fordert der Verfasser jeden, der „kein schwedisch Brot essen will," auf, daran zu denken, „was er für die Ehre des teutschen Namens zu thun habe": „Bedenke, daß du ein Teutscher bist."

Wer der Verfasser dieser interessanten kleinen Schrift ist, die mit einer Entschiedenheit und Begeisterung, wie sie in jener Zeit selten ist, dem nationalen Gedanken Worte verleiht, ist nicht bekannt. Erdmannsdörfer in seiner noch unvollendeten deutschen Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, nach der ich oben zitirt habe, hält es für wahrscheinlich, daß der Geheime Rat Friedrich von Jena der Verfasser sei; andre schreiben die Schrift dem Oberpräsidenten Otto von Schwerin zu. R L

Gerichtliches Musterdeutsch. Noblesse oblige: von dem vornehmsten deutschen Gerichte sind wir berechtigt die beste deutsche Sprache zu erwarten. Was soll man aber in dieser Beziehung zu folgender Leistung des ersten Zivilsenates des Reichsgerichtes sagen:

„Diese beschränkte Anfechtung wird übrigens auch nur zu einem Ziele führen, wenn nicht auch bei Beseitigung des Abkommens, doch immer, weil das Rechtsgeschäft bestehen bleibt, welches die Schuld begründet, die gesetzliche Befugnis zur Aufrechnung, die für den Fall des Konkurses nach § 47, Absatz 1 der Konkursordnung von gewissen sonst geltenden Voraussetzungen unabhängig ist, bestehen bleibt, also nur dann, wenn, während an sich wegen der Natur der Forderung oder der Schuld die Kompensation aus Gründen, die nicht durch § 47 a. a. O. (!) beseitigt werden, unzulässig wäre, durch jenes Abkommen dieselbe vollzogen oder ihre künftige Vollziehung vereinbart oder die Natur der Forderung oder der Schuld mit der Wirkung des Eintritts der Kompensabilität geändert worden wäre."

Wörtlich so zu lesen in Band 26, S. 83, 84 der Entscheidungen des Reichsgerichtes in Zivilsachen. Welchen Wert die Veröffentlichung solcher Entscheidungsgründe haben soll, ist schwer einzusehen; man möchte fast vermuten, daß der Zweck nur der sei, die unvermeidlich jedes Jahr erscheinenden zwei Bände der Entscheidungen zu füllen.

Auch deutsch! Ein böhmischer Postmeister namens Swoboda (zu deutsch: Freiheit) verspricht in einem Wahlprogramm, alle seine Kräfte dafür einzusetzen, „daß namentlich dem Notstande der Landwirte jene Quellen erschlossen werden, welche ihm die Möglichkeit einer gesicherten Existenz und eine gedeihlichere Zukunft erhoffen lassen." Der Herr scheint mit Falstaff zu denken: Die armseligen Mißbräuche der Zeit haben Aufmunterung nötig.

Digitized by Google

Litteratur

Evangelisch-soziale Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Otto Baumgarten in Jena. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow, 1891

Der selige V. A. Huber, der sich so lange vergebens abmühte, seine kirchlichen und politischen Parteifreunde, die Konservativen und die gläubigen Protestanten, sowie die akademischen Kreise für die Lage der ärmern Bevölkerung zu interessiren und für die Unterstützung einer von echt christlichem Sozialismus erfüllten genossenschaftlichen Selbsthilfe zu gewinnen, würde, wenn er heute ins irdische Leben zurückkehrte, mit Freuden wahrnehmen, wie die von ihm ausgestreute Saat nun doch endlich aufgeht. Auch aus den Broschüren, die wir hier anzeigen, weht uns der Geist des edeln Huber an. Folgende sechs sind bis jetzt erschienen: 1. Mehr Herz fürs Volk, von Lic. Paul Drews. 2. Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie, von G. Evert, Regierungsrat. 3. Der Seelsorger unsrer Tage, von Lic. Otto Baumgarten. 4. Christentum und Arbeiterbewegung, ein Zwiegespräch, mitgeteilt von Dr. Walther Lotz. 5. Sozialdemokratie und Sozialmonarchie, von Adolf Stöcker. 6. Reformation und soziale Frage, Vortrag von Dr. H. Freiherrn von Soden. Diese Hefte sind sämtlich mit frischer Begeisterung geschrieben, frei von Gemeinplätzen, reich an neuen Gesichtspunkten und heilsamen Anregungen.

Deuten wir gleich einige Gedankengänge an, zu denen uns ein Abschnitt in dem ersten Hefte angeregt hat, das uns besonders gut gefällt, weil es aus einem vollen Herzen geschrieben ist. Drews bezeichnet ganz richtig das ästhetische Mißfallen an den armen Leuten als einen Hauptgrund der Entfremdung, die zwischen ihnen und den Vornehmen eingetreten ist. Er weist mit vollem Recht auf Luther hin, der durch und durch ein Volksmann war, deshalb von den Humanisten seiner Zeit nicht verstanden wurde und bei den Gebildeten bis auf den heutigen Tag wenig Verständnis findet. „Gott erlöse, ruft Drews, unsre Gebildeten von dem Banne des Schönen. Gott zerstöre einen Götzen, der unendlich grausam ist, denn ihm wird das Glück und der Sonnenschein von viel tausend Menschenleben geopfert.“ Wir unterschreiben diese Worte durchaus, so weit wirklich Menschenglück der Schönheit geopfert wird, bemerken aber doch, daß der Kultus der Schönheit solche Opfer keineswegs seiner Natur nach fordert, vielmehr in den Dienst der Nächstenliebe treten kann und soll. Wenn wir die Armen in Proletariervierteln sperren und jeden schlecht gekleideten Menschen, der sich auf einem sonnigen Platze wärmen will, durch die Polizei fortschaffen lassen, um unsre zarte ästhetische Empfindung und vielleicht auch unser Gewissen vor Verletzung zu behüten, dann allerdings machen wir die Schönheit zum Moloch, der Menschenopfer fordert. Wenn wir aber dafür sorgen, daß der Arme sich wasche, es zu roten Backen und einem von Gesundheit blühenden, mit ganzen und reinlichen Kleidern bedeckten Leibe bringe und zu einer Wohnung, die wir ohne Ekel betreten können, dann hat sich unser ästhetischer Sinn als hilfreicher Engel bewährt. Und wenn wir uns beim Anblick eines verkümmerten Menschen durch den Gedanken schrecken lassen: Läßt du das Elend um sich greifen, dann werden nach zwanzig, dreißig Jahren deine eignen Kinder aussehen wie dieser Krüppel, dann wirkt der Schönheitssinn doppelt kräftig.

Digitized by Google

Nicht er selbst ist unchristlich und verderblich, sondern nur die falsche Richtung, die er oft einschlägt. Der platonische Gedanke, daß das Schöne die natürliche Erscheinungsform des Guten und Wahren sei, fällt augenscheinlich mit dem christlichen Auferstehungsgedanken zusammen; denn die Klarheit des auferstandenen Leibes ist doch nichts andres als die durchbrechende Schönheit des ihn beseelenden Geistes. Wenn hienieden die schöne Seele oft in Knechtsgestalt gebannt ist und die verdorbne durch Schönheit bezaubert, so ist das doch nicht göttliche Ordnung, sondern sündliche Unordnung, die eben überwunden werden soll. Mag also der Schönheitssinn nicht bloß walten wie bisher, sondern noch mächtiger und allgemeiner werden, wenn er nur nicht in feiger Genußsucht vor der Berührung mit der unästhetischen Armut flieht, sondern als himmlischer Eros die gefesselte Psyche des Armen erlöst.

Vortrefflich war der Gedanke von Lotz, einen englischen Arbeiter mit einem deutschen Pastor ins Gespräch zu bringen. Darüber würde sich Huber ganz besonders freuen. Dieser fragte u. a. einige Arbeiter in Manchester, wie sich die Kirche zu ihrer Genossenschaftsbewegung verhalte. Einer antwortete: Well, Sir, I suppose the church does not care anything about us poor people, and so we have come not to care much for her neither — the more's the pity! Und ein andrer sagte: Sir, if the church would take up the movement, she might move the world. It is their boast: to be the poor man's church, and perhaps their has been a time, when it was so. 'Would it were so yet! Das war 1855. Seitdem hat sich die Kirche in England der Sache angenommen; sie hat zwar die Welt noch nicht aus den Angeln gehoben, aber sie hat in der Hebung des Proletariats und in der Versöhnung der Klassen schon recht schöne Erfolge erzielt. Möge das litterarische Unternehmen des evangelisch-sozialen Kongresses eine der englischen Universitätsausdehnungsbewegung ähnliche Wirksamkeit einleiten und vom reichsten Segen begleitet sein!

Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag, 1891

Die Verfasser versuchen die in der Kunstlehre der Gegenwart gewonnenen Ergebnisse für die Poetik zu verwerten. Sie gehen auf den Positivismus Comtes und Taines zurück und benutzen in selbständiger Verarbeitung die von Lotze, Schasler, Dubuc, Fechner u. a. aufgestellten Ansichten. Daß durch diese eklektische Methode, in das Wesen der Kunst einzudringen, ein einheitlicher Standpunkt und eine wünschenswerte Klarheit der Darstellung gewonnen werde, kann man gerade nicht behaupten. Es fordert schon den Widerspruch heraus, wenn die Verfasser von der Kunst sagen, sie sei die naturgetreue (!) Wiedergabe von Erscheinungen des Lebens in einheitlicher Begrenzung, dergestalt, daß sich die Gesetze des Seins an ihnen wiederspiegelten. Ist die Naturtreue wirklich die Grundlage und das Wesen der Kunst, so würden alle selbst erfundenen, in der Natur nirgends zu sehenden Gestalten und Gebilde daraus zu verbannen sein, und Männer wie Böcklin gehörten überhaupt nicht zu den Künstlern. Die gegebene Begriffserklärung ist unzweifelhaft zu eng, die Kunst ist thatsächlich gar nicht bloße Nachahmung der Natur, sondern sie übertrifft die Natur, indem der Künstler durch Anticipation dessen, was die Natur darzustellen sich bemüht hat, durch Erkenntnis der Idee in einzelnen Dingen das Schöne schaut, sowie der Dichter das Charakteristische. Auch die unglücklichen Kunstbegriffe des Idealismus und des Realismus sind unzulänglich erklärt. Wenn unter Idealismus das Streben nach Belebung des Rohstofflichen durch

Digitized by Google

geistig fruchtbare Gedanken verstanden wird und unter Realismus das Streben nach kennzeichnender Wiedergabe der Erscheinungen des Seins in naturgetreuer Eigenart, so müßte jede philosophische Behandlung Idealismus und jede photographische Realismus sein. Diese beiden Schreckbegriffe treiben in den kunsttheoretischen Schriften der Gegenwart einen wahren Unfug. Bald werden sie verwechselt mit Phantasie und Wirklichkeitssinn, ohne Rücksicht darauf, daß die sinnliche Wahrnehmung ohne Phantasie niemals schöpferisch sein kann; bald spielt man sie auf das Gebiet des Moralischen hinüber und versteht stillschweigend unter Idealismus das Sittliche, unter Realismus das Indifferente, unter Naturalismus das Unsittliche. Ist z. B. „Kabale und Liebe" ein Werk des Idealismus, des Realismus oder des Naturalismus? Die Theoretiker werden mit einer Antwort sofort bei der Hand sein, und doch werden sie sich alle widersprechen. Die Verfasser der vorliegenden Poetik wollen eine neue Richtungslinie einschlagen und geraten wider Willen schon bei ihren ersten Anläufen auf alte, ausgefahrne Wege. So kommen sie trotz ihrer positivistischen Haltung zu der wunderlichen Erklärung: die Poesie sei „eine Kunst, welche das Leben, das Sichregen des Geistigen im Dasein des Menschen und der Natur wiedergiebt." Diese Definition ist mindestens unklar; denn nicht in der Natur regt sich das Geistige, das die Kunst verwertet, sondern lediglich in der Phantasie des Künstlers, der es erst in die Natur hineinlegt. Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. So wird nur das Werk für schön angesehen, worin wir keine Ausgeburten traumhafter Einbildungskraft finden, und bald darauf zeigt man uns Goethes „Fischer" als Muster dichterischer Schönheit — oder ist das „feuchte Weib" keine Schöpfung traumhafter Phantasie? Die Beispiele sind nicht immer glücklich gewählt, z. B. für die Metapher die Verse von Jul. Hart:

Im Bettlerkleide liegt die Welt,
Eine blasse, stumme (!) Leiche.

Anregend sind die Bemerkungen über Rhythmus, Silbenmessung und Versbau. Unter den Gattungen der Dichtkunst ist das Drama zu stiefmütterlich behandelt worden; hier wäre die beste Gelegenheit gewesen, über die Anschauungen und Erklärungen früherer Poetiken hinauszugehen. Immerhin ist das Buch als Umriß der Lehre von dem Wesen und den Formen der Dichtkunst dem gebildeten Leser zu empfehlen.

Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung von Dr. Richard Maria Werner. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1890

Der Verfasser dieses Buches ist ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Lemberg. In der Vorrede betont er die aus diesem reinpolnischen Wirkungskreise für sein weitschichtiges Werk hervorgegangenen Schwierigkeiten. „Abgelöst von dem lebendigen Verkehre mit der deutschen Wissenschaft, ohne mündlichen Gedankenaustausch, fern von einer auch nur die notwendigsten Forderungen erfüllenden Bibliothek," so hat er gearbeitet. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man das herzliche Bedürfnis nach einem wenigstens eng-seelischen Zusammenhange mit dem seit seiner Berufung nach Galizien ihm entrückten Deutschtum als die Triebfeder ansieht, die ihn wieder und wieder zu der Lyrik sich wenden ließ, bis er sie, das „Stiefkind der Forschung," und ihr ganzes so körperlos-lustiges Wesen seinen Fragen Rede stehen und Antwort geben hieß.

Mehr als beiläufig ist dies von andern bisher noch nicht geschehen. Mit Recht meint Werner: „Die meisten unsrer Ästhetiker sagen über die Lyrik eigentlich

Digitized by Google

nur, daß sie nichts über sie zu sagen hätten, ja Scherer geht soweit, sie gleich einem Kebskinde fast ganz zu verstoßen. Gering sind die Anfänge zu einer Theorie der Lyrik." Freilich hat Geibel mit seinem Distichon über das Zergliedern der Blume Vielen aus der Seele gesprochen.

Ist denn die Blume nur da zum Zergliedern? Weh dem Geschlechte,
Das, anstatt sich zu freun, jegliche Freude zerdenkt.

Aber haben die Fortschritte der Botaniker unsre freudige Empfänglichkeit für den Duft des Veilchens, für die stolze Pracht der Lilie, für den Farbenzauber der Rose vermindert? „Ich bin mir bewußt — sagt Werner — nach Goethes Vorschrift von der Bewunderung, dem Staunen ausgegangen zu sein und mich der Blumen freuen zu können, auch wenn ich Blumen zergliederte." Diese glückliche Fähigkeit kommt dem umfangreichen Werke — es umfaßt mehr als 600 Seiten — in hohem Grade zu statten. Immer weht sie einen wie ein frischer, erquickender Hauch an, wenn man vor den rubrikenreichen „Tabellen der lyrischen Gattungen" erschrocken Halt machen will und dem Verfasser nicht weiter folgen zu können glaubt. Wieder tritt für die Unerläßlichkeit solches Schachtelwesens kein Geringerer als Goethe ein, heißt es doch auch bei ihm: „Notwendigkeit: die Terminologie zuerst festzusetzen, wonach man Kunstwerke beschreiben und beurteilen will." Damit ist für die Lyrik eine schier unabsehbare Reihe von Abteilungen und Unterabteilungen als Erfordernis aufgestellt. Auf diese hier einzugehen, ist nicht wohl möglich. Nur die von Werner gewählte Bezeichnung der Wegstationen, die sich hie und da von der ersten Anregung zu einem lyrischen Gedichte bis zu dessen Reife nachweisen lassen, sei angeführt; er nennt sie Erlebnis, Stimmung, Befruchtung, Keim, inneres Wachstum, Geburt, äußeres Wachstum.

Über einige dieser Benennungen läßt sich mit ihm rechten. Geibel sagt einmal: „Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant." Goethe bedient sich desselben Ausdruckes; der poetische Einfall ist ihm ein geläufiges Wort. Auch Lessing nennt in verwandtem Sinne „gute Einfälle Geschenke des Glückes." Aber wieder stoßen wir auch häufig auf „Idee" und ähnliches. Eichendorff spricht von „Träumen." Maßgebend war für Werner wohl die an die jungen Dichter gerichtete Mahnung Goethes: „Fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe." In solcher Weise gelangt Werner zu dem Satze: „Alles, was die dichterische Phantasie zur Thätigkeit anregt, heißt Erlebnis."

Da Einfall, Idee und was sonst für das in der Seele des Dichters ungerufen auftauchende als Bezeichnung hie und da hat dienen müssen, nicht ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, so mag immerhin Erlebnis sich durchzusetzen versuchen. Werner teilt es bei seiner Untersuchung in äußeres und inneres, in Gefühls- und Gedankenerlebnis, dem sich dann auch noch das indirekte Erlebnis zugesellt. Ein Übelstand bei der weitern Terminologie ist ihr Übergleiten in die geheimnisvolle Sphäre des Zeugungsprozesses. Auch hier kann sich Werner zwar auf den Altmeister berufen. Unter Beziehung auf das Gedicht „Dämon" erinnert Werner daran, daß der Dämon hier die schon bei der Geburt ausgesprochene begrenzte Individualität der Person bedeute, und damit sieht er zugleich die „Befruchtung" charakterisirt: „durch sie wird das Erlebnis erst etwas, eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung findet statt." In Hebbels nicht immer wählerischer Ausdrucksweise gelangt dieser von Werner mit Recht den „grübelnden" Lyrikern zugezählte Poet in seinem Tagebuche zu dem Ausspruch: „Erst wenn sich das Gedicht von der

Digitized by Google

geistigen Nabelschnur gelöst, kann man es beurteilen." Man sieht, wie verfänglich dies Gebiet ist. Werner läßt Hebbel überhaupt, im Mißverhältnis zu dessen Bedeutung als Lyriker, wohl etwas zu reichlich das Wort führen, was sich freilich durch das fortwährende Selbstbelauschen erklärt, aus dem sich jenes Tagebuch zusammensetzt.

Umso nachdrücklicher zustimmend kann die übrige reiche und erquickende Fülle von Hinweisen betont werden, die uns an der Hand des Verfassers in die Geheimwelt des schöpferischen Genius Blicke zu thun gestatten, so weit die Dichter selbst das Bedürfnis empfanden, sich darüber auszusprechen, oder so weit ihre Biographen darüber Aufschluß zu geben vermochten. Das Meiste dieser Art ist verzettelt und verstreut. Hier findet es sich liebevoll zusammengetragen und mit dem Zwecke der ganzen mühevollen und von warmer Liebe zur Poesie erfüllten Untersuchung in solchen Zusammenhang gebracht, daß wir uns bewußt werden, unser Verständnis für die Lyrik, diese nach Schillers Ausdruck „gleichsam körperlose" Gattung der Poesie, erweitert zu sehen.

Erinnerungen an Anzengruber. Von L. Rosner. Leipzig und Wien, J. Klinkhardt

Der erste (und lange Zeit einzige) Verleger Ludwig Anzengrubers berichtet hier über seine Beziehungen zu ihm und bringt insbesondre eine größere Zahl von Briefen des Dichters zum Abdruck. Diese Briefe sind nicht allein wegen der Persönlichkeit des Schreibers, mit der sich die Lesewelt jetzt mehr als bei seinen Lebzeiten zu beschäftigen scheint, von Interesse, sie zeigen uns zugleich ein schwerlich oft vorkommendes Verhältnis zwischen Verleger und Schriftsteller. Der erstere, eine enthusiastische Natur, will sich kein Werk des letztern entgehen lassen, obgleich er erklären muß, bei den Anzengruberschen Stücken keine Seide gesponnen zu haben; der letztere, ein Skeptiker, mahnt ihn stets, lieber einen andern sich die Finger verbrennen zu lassen. Die Buchhändler, die sich ihm antrugen, kenne er nicht, und sie seien ihm daher gleichgiltig, zum zweitenmale werde ohnehin keiner zu ihm kommen, seinen „werten Freund und Verleger" möchte er dagegen vor Schaden bewahren. Unwillkürlich erinnert man sich bei diesem gemütlichen Briefwechsel des ungemütlichen zwischen Heinrich Heine und Julius Campe: der eine immer geldbedürftig und seine Ware anpreisend, der andre zäh und hart „wie Sohlenleder," sich taub stellend, bis der teure Dichter mürbe geworden ist. Auch über Anzengrubers Art, sich im persönlichen Verkehr zu geben, sein Selbstgefühl, sein mitunter schroffes Wesen (das Rosner auf Rechnung der Schüchternheit und gesellschaftlichen Unbeholfenheit schreibt), seine Arbeitsweise, seine Lektüre u. a. m. bringt das Büchlein schätzbare Mitteilungen. Neu dürfte vielen sein, daß Anzengruber so viele Stücke geschrieben und mit so wenigen Glück gehabt hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Zeichen des Umschwungs

In dem Bienenſtock oder ſollen wir ſagen in dem Weſpenneſt der Berliner Preſſe geht es im Augenblick wirr durch einander. Die Sonne der Gunſt, die bisher ſo freundlich von oben auf das deutſchfreiſinnige Treiben herabſchien, iſt durch eine Wolke verdeckt worden. Die eben noch im Begriff ſchienen, das Mitkommando am Steuer zu erhalten, und bereit waren, die ganze Schar ihrer Genoſſen mitzuziehen, ſehen ſich plötzlich zurückgewieſen und ſtehen halb ergrimmt und halb erſtaunt vor dem Abſagebrief, der ihnen ſo unerwartet zu teil wurde. In der That, während der langen negirenden Laufbahn des Abgeordneten Richter hat es keine Periode gegeben, wo er ſo freundlich ſchmunzelnd dem Kurs des Staatsſchiffes gefolgt wäre, wie in den letzten Monaten. Konnte er ſich auch nach alter Gewohnheit nicht zu thätiger Mitarbeit aufraffen, ſo trug doch ſeine kritiſche Befliſſenheit einen weniger giftigen Charakter als je vorher, und das Fabelwort, das Kaiſer Wilhelm zugeſchrieben wurde: „Ich werde den Mann noch brauchen können“ ſcheint ihn in hoffnungsfrohen Träumen umgaukelt zu haben. Die „Ära Richter“ als Zukunftsausblick mochte zwar ſeinen Hintermännern, die ihn ſtets mehr gefürchtet als geliebt haben, unheimlich erſcheinen, aber ſie waren doch ſeine Leute, und ſtand er oben, ſo blieben ſie gewiß nicht unten. Vom deutſchfreiſinnigen Bienenſtock aus ſchwärmte es, um aus den Honigbäumen der Oppoſition in den wohlbereiteten Stock einzuziehen, den die Regierung ſo verlockend ausgeſtellt zu haben ſchien. Und nun, im letzten Augenblick, hat eine rauhe Hand den Führer im Schwarm zurückgewieſen in das alte Neſt, deſſen man im Grunde doch im Hinblick auf die Herrlichkeiten der Zukunft recht gern ledig geworden wäre.

Die Abſage, die Herr von Caprivi Eugen Richter zu teil werden ließ, hat deſſen Illuſionen erbarmungslos zerſtört; und wenn der Führer des

Digitized by Google

Deutschfreisinns auch einen seiner giftigsten Stiche zur Antwort bereit hatte, die Thatsache bleibt bestehen, daß es der Regierung „unheimlich“ geworden war vor den zudringlichen Genossen, die als die Partei der Unfruchtbaren vom Reichskanzler durch die nicht nur sprechenden, sondern schreienden Zahlen charakterisirt worden sind, die er über die Politik der Partei, über ihr Verhalten den wichtigsten Gesetzesvorlagen gegenüber aufführen konnte.

Herr von Caprivi hatte bald nach Übernahme seines Amtes erklärt, er wolle das Gute nehmen, wo es ihm geboten werde. Die Regierung ist bemüht gewesen, das gehässige Wort von den Reichsfeinden in der Praxis unsers politischen Lebens auszumerzen; sie war entschlossen, die Dinge für sich sprechen zu lassen und sachlich die großen Interessen des Staates und Reiches zu vertreten — also keine Deutschen erster und keine zweiter oder dritter Klasse, sondern eine Ära der Versöhnlichkeit und der Unparteilichkeit. Ja, wenn die Menschen anders wären, als sie sind, wenn sich die eingefahrenen Wege der Parteipolitik, der Bann der Parteigrundsätze leichter überwinden ließe, wenn die neue Ära sich selbst die Elemente hätte konstruiren können, mit denen sie zu arbeiten berufen war: einen nichtdoktrinären Freisinn, einen vorurteilslosen Nationalliberalismus, ein gefälliges Zentrum und eine stets opferwillige Rechte — gewiß, dann hätte es nicht gefehlt. Aber Menschen und Vorurteile blieben dieselben, der Parteibann gleich stark, die Presse gleich rücksichtslos, und die Masse des Volkes, die in ihrer ungeheuern Mehrzahl mit Vertrauen der frühern Leitung des Reiches zur Seite gestanden hatte, wollte den Sprung nicht mitmachen. Und nun kamen die Enttäuschungen bei der Regierung sowohl wie bei den Parteien, denen im Grunde mit dem völlig gleichen Maße für alle nicht gedient war. Jede Partei schließt mindestens eine der politischen Gruppen von dem allgemeinen Bruderkuß aus. Es ist, wie in dem alten rationalistischen Kirchenliede, daß trotz des besten Bestrebens doch nicht zur allgemeinen Menschenliebe gelangen kann:

Wir glauben all an einen Gott,
Christ, Heide, Jud und Hottentott.
Die Menschenfresser ganz allein,
Die sollen ausgenommen sein;
Denn das nicht wahre Liebe ist,
Wo einer noch den andern frißt!

Daß schließlich auch die Regierung genötigt war, einen Standpunkt einzunehmen, der Ausnahmen anerkennt, hat daher wie eine befreiende That gewirkt. Gerade in der Hochburg des Deutschfreisinns, in Berlin, ist diese Empfindung besonders stark, und nach dem einmal gefaßten Entschluß ist unsre Reichsregierung in der glücklichen Lage, nachdem sie rein Haus gemacht hat, noch einmal von vorn anfangen zu können.

Digitized by Google

Wir bestätigen gern, daß auf dem Gebiete der innern Politik bereits einige sehr bedeutsame Erfolge aufzuweisen sind. Daß die Einkommensteuervorlage unter Dach gebracht werden konnte, bedeutet einen so wesentlichen Fortschritt, daß wir dem Finanzminister dazu nur unsern aufrichtigsten Glückwunsch sagen können. Die Schnelligkeit und Energie, mit der diese für das Interesse der Einzelnen gewiß lästige und drückende Maßnahme durchgesetzt wurde, steht in der Geschichte unsers Verwaltungswesens fast einzig da. Noch ist Miquel kein Jahr Minister, und schon ist die Aufgabe gelöst, zu deren Durchführung er wesentlich berufen worden ist. Es können in Zukunft nur noch kleinere Aufgaben an ihn herantreten, wenn er in dieser Stellung bleibt, und es ist vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß man für nötig halten wird, seiner Energie ein weiteres Feld zu öffnen.

Ein zweiter, kaum minder bedeutsamer Erfolg läßt sich mit voller Sicherheit für die nächste Zukunft vorhersagen: die Annahme der Sperrgeldervorlage mit einer Modifikation, der dem Regierungsentwurf in protestantischen Augen das Odium nimmt, das man wohl als einen zweiten Gang nach Kanossa bezeichnen würde. Die Regierung hat allen Grund, den Konservativen dafür dankbar zu sein, daß sie den Mittelweg gefunden haben, der der protestantischen Kirche erträglich und dem Zentrum annehmbar erscheint; denn eine Quelle der Aufreizung und Unzufriedenheit weiter Bevölkerungsschichten ist damit glücklich verschlossen.

Endlich bezeichnen wir es als einen Erfolg, daß die Frage der Unteroffizierspräimien in der Form des Windthorstschen Antrages ihre Lösung gefunden hat, eine Form, die wir zwar nicht für die denkbar beste halten — Hammachers Antrag war entschieden vorzuziehen —, die aber die Idee des Regierungsantrages rettet und der Armee einen nicht hoch genug anzuschlagenden Nutzen bringt.

Aus alledem ergiebt sich, daß die Regierung von den so verschiedenartigen Elementen unsrer Landtags- und Reichstagsvertretung eine sehr erkleckliche positive Arbeitsleistung zu erzielen gewußt hat, und wir halten es für eine Pflicht politischer Loyalität, ausdrücklich hervorzuheben, daß hier ein großes persönliches Verdienst des Finanzministers und des Reichskanzlers vorliegt.

Auch das Wiederauftreten einer offiziösen Presse gilt uns als Fortschritt. Die öffentliche Meinung muß wissen können, was die Regierung will, sonst „irrlichterirt" sie hin und her, wie es Jahre hindurch geschehen ist. Freilich, nicht alle Wünsche sind uns damit erfüllt. Das Schulgesetz hat Windthorst in der unergründlichen Tiefe seiner Taschen ad calendas graecas versteckt. Die künftige Lösung der Landgemeindeordnungsfrage läßt sich noch durchaus nicht übersehen, und dasselbe gilt von andern wirtschaftlichen Zukunftssorgen, es gilt auch von der Sorge des Augenblicks, dem österreichisch-deutschen Handelsabkommen, worin sich Fragen der äußern und der innern Politik von

Digitized by Google

größter Tragweite verquicken. Wir wünschen das Zustandekommen desselben mit aller Entschiedenheit und hoffen, daß sich hüben wie drüben die unerläßliche Bereitwilligkeit, dem großen Ziele Opfer zu bringen, schließlich finden werde. Möge der günstige Stern, der unsrer innern Politik in den letzten Wochen geleuchtet hat, auch nach außen hin klärend und ermutigend wirken, damit eintrete, wonach sich alle Patrioten in Deutschland sehnen: eine Ära des Vertrauens zur Leitung unsers Staatslebens.

Der deutsche Sprachverein und die deutsche Schule

Groß sind die Forderungen, die heutzutage an das Lehrziel der deutschen Schule gestellt werden, weitgehend die Hoffnungen, die sie erfüllen soll. Nicht junge Römer und junge Griechen, sondern junge Deutsche, gerüstet mit dem Stahlpanzer des Patriotismus und nationaler Begeisterung, Vorkämpfer gegen den Sozialismus soll sie erziehen, die deutsche Jugend mit einer richtigen Schätzung der Vergangenheit und mit dem hellen Blick für das praktische Leben und die Zukunft ausstatten. Ihre Aufgabe ist es, die reine deutsche Sprache sprechen und schreiben zu lehren, aber auch ihre Zöglinge mit der Kenntnis fremder Sprachen zu versehen, denn „die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, die die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an.“ Der Idealismus soll der Jugend nicht verkümmert werden, anderseits die Mitgift, die ihr die Schule zu geben hat, jener praktische Sinn sein, der zur Mitarbeit an der Lösung der Aufgaben, die die Gesellschaft bewegen, befähigt.

Ein Zauberer und ein Schneider, erzählt der gute alte Oliver Goldsmith, kamen einst zusammen und pflegten des Gespräches. Was für ein unglückliches Geschöpf bin ich doch! rief der Schneider; wenn es den Leuten einfallen sollte, ohne Kleider zu leben, dann wäre ich verloren. Ich verstehe kein andres Handwerk, das mich herausreißen könnte. Wahr, erwiderte der Tausendkünstler, ich bedaure dich aufrichtig; dem Himmel sei Dank, mit mir stehts nicht so schlimm; denn wenn mich ein Kunststück im Stiche läßt, so stehen mir noch hundert andre zu Gebote. Nun, wenn du jemals an den Bettelstab kommst, so will ich dir schon helfen. Es kam eine Hungersnot über das Land; der Schneider brachte sich durch, weil seine Kunden nicht nackt gehen

Digitized by Google

konnten, aber der arme Gaukler samt seinen hundert Kunststücken konnte niemand finden, der sein Geld dafür hinauswerfen wollte; vergebens erbot er sich, Feuer zu fressen und Stecknadeln zu speien. Niemand wollte ihm beispringen, bis er endlich bei dem Schneider, dessen Handwerk er verachtet hatte, betteln mußte.

Die „geistige Gymnastik“ und die „formale Bildung“ hat mit ihrer Verachtung jedes nützlichen Zwecks viele solche Zauberer erzogen, die hundert Sachen konnten, nur nichts Nützliches. Aber wir dürfen uns von den Zeiten der Hungersnot nicht überraschen lassen, wir dürfen nicht mehr jeden praktischen Zweck von unsern Lehrzielen ausschließen, wenn wir nicht endlich bei Schneidern betteln wollen. Eine Waffe, die unsre Schule besonders schleifen und deren Handhabung sie vor allem lehren muß, ist die Herrschaft über die Muttersprache in Wort und Schrift. Der deutsche Sprachverein hat in richtiger Würdigung der Wichtigkeit der Schule zur Erreichung dieses Zweckes in seiner Hauptversammlung vom 28. Mai 1890 das ausgesprochen, was er von der deutschen Schule erwartet. Er hat es auch nicht unterlassen, den Jugendbildnern Winke und Ratschläge zu geben, die zur Erfüllung dieser Aufgabe führen sollen. Diese Wünsche, von Dr. Dunger in Dresden vertreten und in sechs Punkte zusammengefaßt, wurden einstimmig angenommen. Da sie fast in allen deutschgeschriebenen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt und so zu allgemeiner Kenntnis gekommen sind, haben sie überall, wo die deutsche Sprache gesprochen, gepflegt und gegen das Vordringen andrer Sprachen verteidigt wird, insbesondre in den Kreisen der Lehrer, großes Interesse hervorgerufen, sodaß sie z. B. dem deutschösterreichischen Mittelschultage, der jetzt zu Ostern in Wien tagen wird, Gelegenheit bieten werden, sich von seinem Standpunkt aus darüber zu äußern, ob diese Forderungen des deutschen Sprachvereins bei den gegenwärtigen Unterrichtseinrichtungen und Lehrzielen erfüllt, ob und inwieweit die angeregten Mittel ergriffen und die Ratschläge befolgt werden können. Von dem schulmäßigen Unterrichte hängt aber das Gelingen der Bestrebungen des deutschen Sprachvereins zum großen Teil ab. Der in alten Sprach- und Schreibgewohnheiten altgewordene Mann der Wissenschaft, der Zeitungsschreiber, der Schriftsteller wird sich kaum ohne Schädigung der Klarheit und Gewandtheit seines Denkens in die neue Richtung ganz einleben können. Die reine deutsche Sprech- und Schreibweise muß von Kindesbeinen an gelernt, durch Übung und Gewöhnung in Fleisch und Blut übergegangen sein, ehe gute und ausgereifte Früchte erzielt werden können. Zur Erreichung dieses Zieles ist es aber nicht hinreichend, Programme aufzustellen, hie und da die Wege zu weisen, sondern es ist auch notwendig, vor dem Schädlichen zu warnen.

Es ist nicht wenig, was der deutsche Sprachverein von der Schule fordert, doch alle seine Wünsche sind in dem Schlagworte zusammengedrängt:

Digitized by Google

die deutsche Sprache soll der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts sein. Dieser Satz wird dann dahin erläutert, daß in allen Fächern Lehrer wie Schüler sich bemühen sollen, gut deutsch zu sprechen und zu schreiben. Namentlich solle man bei Übersetzungen aus fremden Sprachen streng auf echt deutschen Ausdruck halten und die Eigenart des Deutschen durch den Gegensatz der fremden Sprache klar zu machen suchen. Es sei eine Hauptaufgabe des Unterrichts, den Wortvorrat der Jugend zu vermehren, und dies geschehe einmal dadurch, daß man die Fremdwörter verdeutsche, aber ganz besonders dadurch, daß aus fremden Sprachen übersetzt werde. Man sei auf diese Weise gezwungen, den fremden Meister in gutem Deutsch vorzuführen, sich bei Übersetzungen eine ganze Reihe ähnlich bedeutender deutscher Wörter klar zu machen und dadurch auch seinen Sprachvorrat zu ergänzen.

Diesen Aufstellungen und Begründungen kann man doch nur teilweise zustimmen. Es wurde bei den Verhandlungen des deutschen Sprachvereins vor allem an die klassischen Sprachen gedacht, wie aus den Begleitworten Dr. Dungers, eines „begeisterten Verehrers der Griechen und Römer," hervorgeht; man hat aber dabei übersehen, daß an den deutschen Schulen auch neuere Sprachen, Französisch und Englisch, gelehrt werden. Da erheben sich nun folgende Bedenken. Ist das Übersetzen überhaupt ein so ganz besonders gutes Mittel der Ausbildung in der Muttersprache, und soll es auch bei dem Unterrichte in den neuern Sprachen angewendet werden? Da die klassischen Sprachen tote Sprachen sind, die man bloß zu verstehen braucht, ohne sie auch sprechen und schreiben zu können, und der Unterricht in diesen hauptsächlich auf die Übersetzung angewiesen ist, um sie verständlich zu machen, so mag dieser Unterricht neben andern Zwecken auch den der Ausbildung in der Muttersprache zu erreichen suchen. Anders steht es doch mit den modernen Sprachen. Freilich wurde und wird auch die moderne Sprache nach dem Vorgang in den klassischen Sprachen und alter Gepflogenheit hauptsächlich durch Übersetzungen und Rückübersetzungen beigebracht. Nun behauptet aber eine sich von Tag zu Tag mehrende und an Gewicht gewinnende Partei mit gutem Grunde, daß die Muttersprache in dem neusprachlichen Unterrichte nicht den Mittelpunkt bilden, sondern nur die Rolle eines im Anfangsunterricht unentbehrlichen Verständigungsmittels spielen dürfe, daß dagegen die fremde lebende Sprache, wenn der Unterricht erfolgreich sein solle, innerhalb ihrer selbst erlernt werden müsse.

Daß den Ausdruck in der Muttersprache nichts besser bilde, als Übersetzungen aus einer fremden Sprache, diese Behauptung hört und liest man ja oft, sie tritt als didaktisches Axiom auf. Es widerspricht ihr aber nicht nur die ganze geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache von Arioviſts Zeiten an bis auf den heutigen Tag, wo die Gründung eines deutschen Sprachvereins notwendig wurde, die Erfahrung jedes einzelnen Sprachlehrers, sondern auch die Erfahrungen und Bekenntnisse der Männer, die uns seit Martin

Digitized by Google

Luthers Zeiten die Schätze fremder Litteraturen in unsrer Muttersprache zugänglich gemacht haben. Im Reformationszeitalter hatte die deutsche Sprache, als sie zur Selbständigkeit erwachte, zuerst mit dem übermächtigen Latein, später mit dem immer mehr an Macht gewinnenden Französisch zu ringen. Sie war noch nicht reif genug, für einen großartigen geistigen Gehalt gleichwertige Formen zu finden und dem Eindringen fremder Wörter, fremder Wendungen Widerstand zu leisten. Sie war dazu zu schwach, zu jung, ihr Sprachgefühl und ihr sprachliches Gewissen gegenüber den beiden Weltsprachen zu wenig entwickelt; sie war zu schüchtern, um ein sprachliches Selbstbewußtsein aufkommen zu lassen. In einer ganz ähnlichen ungünstigen Lage, wie die deutsche Sprache vor mehr als dreihundert Jahren, befindet sich noch jetzt die Sprache jedes einzelnen deutschen Knaben. Er besitzt nach der Beschränkung seines Vorstellungskreises und seines Gemütslebens einen nur geringen Wortschatz, ein unentwickeltes Sprachgefühl, sobald Wörter und Wendungen in Betracht kommen, die über die Kindersprache hinausgehen, und so gut wie gar kein Sprachgewissen. Diese sprachliche Verfassung wird nun gegenüber jeder fremden Sprache, die auf ihn im jugendlichen Alter eindringt, insofern noch ungünstiger, als ihm bei gering entwickelter Denkkraft auch das Verständnis für einen großartigen Gedankengehalt und bei seiner geringen ethischen Erfahrung auch das Mitgefühl mit tiefgehenden seelischen Vorgängen fehlt. Die Schuljugend spricht und versteht ihre eigne Muttersprache noch in einem viel zu geringen Umfange, als daß sie die ihr beim Lesen entgegentretenden Gedanken in edler Form ganz verstehen, schätzen und sprachlich nachahmen könnte. Wenn sie ihm jedoch in einer fremden Sprache entgegentreten, dann spielt diese thatsächlich die Rolle, die ihr Talleyrand zuwies: sie teilt nicht Gedanken mit, sondern sie verbirgt sie. Soll sich also der große geschichtliche Vorgang, der für die Reinheit der deutschen Sprache so übel abgelaufen ist, bei jedem einzelnen deutschen Knaben noch dazu methodisch wiederholen, indem man ihm die Muttersprache besonders durch das Mittel einer fremden lehren will? Sollte man nicht vielmehr nach Luthers Rat an die kindliche Sprache mit ihrem geringen und ungefügen Wortschatz anknüpfen, ihnen „aufs Maul sehen, wie sie reden," ihre Sprache in wohlüberlegtem Fortschritt fortbilden, ihr schwankendes Sprachgefühl stützen, bis zum Sprachgewissen stählen in der Muttersprache, „auf daß sie es merken, daß man deutsch mit ihnen rede?"

Wenn in unsern Schulen Französisch oder Englisch gelehrt wird, so ist es, wie ich glaube, die erste, selbstverständliche und jedem einleuchtende Forderung, daß die fremde Sprache bis zu einem gewissen Grade erlernt werde. Dieses Ziel kann aber, wie gesagt, nur dann erreicht werden, wenn die fremde Sprache aus ihr selbst gelehrt und gelernt wird. Die Muttersprache, die im Anfangsunterricht als Verständigungsmittel dient, muß stets zurücktreten, sobald ein genügend großer fremdsprachlicher Wortschatz vorhanden ist, der die Verstän-

Digitized by Google

digung in der fremden Sprache ermöglicht. Der Lehrer muß diesen sorgfältig und methodisch gewählten Wortschatz zuerst beweglich machen und dann gestützt darauf innerhalb der fremden Sprache fortbauen. Geschieht dies nicht, und wird die zu dem Zwecke der Erlernung der fremden Sprache oft verstümmelte Muttersprache gebraucht, um nicht zu sagen mißbraucht, so erlernt der Knabe die fremde Sprache nie, da er nicht lernt, durch Übung und Gewöhnung auch nur die einfachsten Urteile unmittelbar in der fremden Sprache ohne die Krücke der Muttersprache zu bilden, er verfällt in die unvermeidlichen und unausrottbaren Germanismen; anderseits wird seine Muttersprache durch Gallizismen und Anglizismen in Wort- und Phrasenvorrat verdorben, da eben die Sprache des Knaben, bei der geringen Widerstandsfähigkeit des Sprachgefühls, dem gänzlich mangelnden Sprachgewissen und dem Leichtsinn der Jugend der Übermacht der fremden Sprache nicht gewachsen ist. Gerade diese leichtfertig ausgeführten Übersetzungsübungen unsrer Schüler sind die ergiebigste Quelle des späteren Fremdwörtermißbrauchs. Daher lag es im wohlverstandenen Interesse des Sprachvereins, diese Quelle zu stopfen statt sie zur Befruchtung der deutschen Sprache zu regeln. Auch der gewissenhafteste Lehrer kann dem Übel nicht ganz steuern, da er nicht dabei ist, wenn sein Schüler zu Hause im Schweiße seines Angesichts mit Hilfe des dicken Wörterbuches seine Übersetzungen schmiedet und was nicht passen will, gewaltsam zusammenschweißt. Freilich ist es des Lehrers saure Pflicht, das Falsche, Schiefe und Undeutsche dieser Übersetzungen einzurenken. Aber es ist doch sehr bedenklich, das richtige, d. h. gutes, reines Deutsch auf dem Wege durch ein falsches Deutsch zu suchen. Der angewöhnte Fehler gleicht der Fliege:

> Sie plagt dich arg, ist stets mit dir im Kriege,
> Du jagst vergeblich hundertmal sie fort —
> Flugs sitzt sie wieder an dem alten Ort.

Falsch, schief und undeutlich müssen aber diese Übersetzungen sein. Denn wo sollte der Schüler auch beim besten Willen einen deutschen Wortschatz erworben haben, der dem seines französischen oder englischen „Meisters," eines Voltaire oder Macauley, nur annähernd entspräche? Die Wörter und Wendungen, die ihm fehlen, muß er in seinem dickleibigen Schmöker suchen, der ihm eine Menge von Synonymen bietet. Der Junge besitzt dabei nicht das nötige Sprachgefühl, unter dieser Menge das entsprechende — wenn es überhaupt ein solches giebt — zu wählen.

Der mündliche und schriftliche Gedankenausdruck des Knaben soll der Ausdruck seiner Gedanken oder wenigstens der Gedanken sein, die er aus einer passenden Lektüre oder andern Sprachquellen schöpft. Thut man aber einen Blick in unsere französischen oder englischen Lesebücher, so findet man gewöhnlich Sprachproben großer Denker und großer Dichter: man muß ja dem Jüngling die edelsten Gedanken in edelster Form bieten, sagt man, und ein „Lese-

Digitized by Google

buch für höhere Lehranstalten" hätte wenig Aussicht auf Genehmigung der Behörde, wenn es nicht aus den „besten" Quellen schöpfte. Das äußerste, was man aber dem Jüngling zumuten darf, ist, daß er den Sinn einer Stelle in seiner gedanken- und gemütstiefen Anthologie obenhin erfaßt — dem großen Denker zu folgen in der fremden Sprache und diesen Gedanken Ausdruck zu geben in der eignen, übersteigt seine Kräfte vollständig. Da entspricht kein Wort dem Worte, kein Satz dem Satze, kein Bild deckt sich mit dem Bilde, kein Witz mit dem Witze, ja kaum ein einziger Gedanken mit dem Gedanken in der Muttersprache, sobald er dem mitgeborenen sprachlichen Ausdruck entrissen wird (Tycho Mommsen). Jedes Wort ist, wenn nicht im Begriffsinhalt, so doch in seiner lebendigen phraseologischen Erscheinung in jeder Sprache ein besondres Wesen, und spricht man dafür das entsprechendste Wort einer andern Sprache aus, so erweckt es dieselben, aber daneben noch einige neue Gedankenbildungen. Jede Übersetzung ist also eine „Verwässerung," „die Kehrseite eines Teppichs" (Lagarde), ja das Übersetzen ist in sich eine Unmöglichkeit und vielfach unlösbar (Tycho Mommsen). Ein Suetonübersetzer des sechzehnten Jahrhunderts sagt: „Ich muß bekennen, daß mir wohl hierin mag widerfahren, als der Poet sagt, daß ich hätt' wollen ein Hafen formiren, aber im Lauf des Rads ein Krug daraus worden, besser im Kopf gehabt, dann ich es ins Teutsch mocht' bringen." Man kann sich auch bei Wilhelm von Humboldt erkundigen, der den Äschylos übersetzt hat. Deshalb fehlt selbst der trefflichsten Übersetzung der Zauber des Originals, den man erfährt, wenn man einen Roman von Dickens liest. In der Übersetzung sind es nicht mehr dieselben Menschen, derselbe Humor, dieselben Gedanken, und je besser die Übersetzung ist, desto mehr verleugnen die Charaktere ihre ursprüngliche Nationalität. Nein, die Kunst der Übersetzung gehört nicht in die Schule; man kann Französisch und Englisch lernen, ohne daß man es unternimmt, den Gedankenausdruck fremder Denker in der Muttersprache nachzuahmen. Während in der Mathematik der Hauptreiz und das eigentliche Wirksame des Unterrichts in der sich immer wiederholenden Befriedigung einer vollkommen gelösten geistigen Aufgabe liegt, kann die Aufgabe des Übersetzens nie ganz gelöst werden, es bleibt immer ein ungelöster Rest übrig. Muß nicht durch dieses stets unbefriedigende Bemühen in dem Schüler das Vorurteil großgezogen werden, daß das Ungenügende in der Muttersprache selbst liege? Muß nicht dadurch gerade das Gegenteil von dem erreicht werden, was der deutsche Sprachverein in Punkt 6 fordert, nämlich die Überzeugung, daß die Muttersprache eines der köstlichsten Güter unsers Volkes sei? Dem Schüler ist jeder Gegenstand lieb, den er bezwingen kann, und die Ideen machen den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf den jugendlichen Geist, sagt Locke, die entweder von Vergnügen (pleasure) oder Schmerz (pain) begleitet werden. Wenn man die Klagen aller der vernimmt, die einst selbst als Knaben von den Freuden des Übersetzens gekostet haben,

Digitized by Google

wenn man selbst von Anhängern dieser Methode hört, es sei „eine schwere, trockne, so viel Ärger verursachende Arbeit“ (Overschelde), so wird man den Witz des englischen Feuilletonisten der London News verstehen, der meint, die Anregung zur Abschaffung der „obligatorischen Erlernung des Griechischen“ setze voraus, daß es etwas wie eine „freiwillige Erlernung des Griechischen“ gebe; das sei in der That ein guter Spaß. Wenn nun endlich die lendenlahmen Übersetzungen gar zu schriftlichen Aufgaben „verwertet“ werden, wie es vielfach gewünscht wird, dann werden diese an „Klarheit, Einfachheit und Volkstümlichkeit“ sehr viel zu wünschen übrig lassen und „leere Redensarten“ dem Schüler als Lückenbüßer stets willkommen sein.

Das Übersetzen fremder „Meister“ hat aber noch ernstere Nachteile. Der seinem Alter gemäß entwickelte Knabe hat noch eine so geringe sittliche Erfahrung, seine spätere Gestaltung ist erst im Werden; er kann daher einer Frage des Lebens gegenüber, wobei starke Gefühle zu edler oder böser That treiben, kein Verhältnis gewinnen. Kann und darf man nun da verlangen, daß ein Jüngling von achtzehn Jahren mit Verständnis und Mitgefühl in die Untiefen von Shylocks Haß oder die mörderischen Motive von Macbeths nervösem Ehrgeiz eindringe — in der fremden Sprache und sie ausdrücke in der eignen? Hat Shakespeare für Knaben geschrieben, für deutsche Knaben, damit sie an seinen Werken ihre Muttersprache erlernen? Dennoch werden sie gezwungen, Worte zu machen; dennoch werden sie in diese Mysterien eingeführt. Eine solche deutsche Schülerübersetzung kann doch nur ein abstoßendes, widerwärtiges Zerrbild sein. Man hat viel von „Überbürdung“ der Schuljugend gesprochen. Damit hat man hauptsächlich die geistige Überanstrengung gemeint: aber es giebt auch eine sittliche Überbürdung, wenn man halbflüggen Knaben Mitgefühl mit ethischen Kraftleistungen zumutet.

Nicht viel besseres läßt sich über die Übersetzungen aus der Muttersprache in die fremde sagen. Da man schon längst eingesehen hat, daß es dem deutschen Knaben unmöglich ist, einen unverfälschten, wirklich deutschen Text in eine fremde Sprache zu übertragen, so hat man die sogenannten muttersprachlichen Texte in usum delphini zu einem hinkenden französischen oder englischen Deutsch hergerichtet. Die Sätze solcher Übersetzungsbücher sprechen jedem deutschen Sprachgefühl Hohn. Man müßte die Kraft des jugendlichen Gedächtnisses und der Gewöhnung sehr unterschätzen, wenn man den schädlichen Einfluß dieses Sprachfutters auf das Sprachgefühl und Sprachgewissen leugnen und nicht in seiner ganzen Gefährlichkeit verkennen wollte. Die Bemühungen und Erfolge des deutschen Sprachunterrichts werden durch solche Übersetzungspfuscherei wieder aufgehoben.*)

*) Mit großer Freude sehen wir, daß endlich einmal jemand auf diesen Mißstand den Finger setzt! In der That liegt in dem Schand- und Jammerdeutsch, das alle unsre Übersetzungsbücher (ohne Ausnahme!) bieten, die gar nicht deutsch, sondern immer schon halb

Digitized by Google

Nicht genug aber, daß man zwei, ja an deutschen Gymnasien sogar drei fremde Sprachen für die Ausbildung in der Muttersprache heranzieht, empfiehlt der deutsche Sprachverein noch eine dritte oder vierte — das Mittelhochdeutsche. Ich weiß, daß ich mich jetzt einer argen Ketzerei schuldig mache. Die Aufklärung soll aber gleich folgen. Ein mittelhochdeutscher Text aus dem Nibelungenlied oder ein Lied Walthers dürfte dem deutschen Schüler kaum geringere Schwierigkeiten bieten, als ein leichter englischer oder dem im Latein unterrichteten ein französischer Text. In allen drei Fällen wird der Schüler das Wörterbuch häufig zu Rate ziehen müssen, ja bei dem Flexionsreichtum des Mittelhochdeutschen wird das Englische im Verlauf des Unterrichts sogar leichter sein. Insofern nenne ich das Mittelhochdeutsche eine fremde Sprache. Ich leugne durchaus nicht den ästhetischen, kulturgeschichtlichen und selbst den grammatischen Wert mittelhochdeutscher Lektüre. Meine bescheidnen Zweifel richten sich nur dagegen, daß das Mittelhochdeutsche besonders geeignet sei, den mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Neuhochdeutschen bei den Schülern zu fördern, da das Mittel hier abermals eben nur die Übersetzung wäre. Der Sprachverein wünscht, daß man auf ältere Sprachformen zurückgreife, damit das Deutsche nicht als tote Bücherſprache, sondern als geschichtlich gewordene, stetig sich fortentwickelnde, lebendige Sprache erscheine. Diesen Zweck kann das alleinige Studium des Mittelhochdeutschen auch nicht erfüllen, da zwischen den Sprachformen des dreizehnten Jahrhunderts und denen des neunzehnten eine solche Kluft besteht, daß man die letztern aus den mittelhochdeutschen gar nicht verständlich machen kann, ohne die Entwicklung der Sprachformen in den sechs dazwischen liegenden Jahrhunderten zu kennen. Daß aber diese auch und zwar an reichlichen Sprachproben gelehrt werden sollen, wird auch der Sprachverein nicht verlangen.

Nur beiläufig will ich erwähnen, daß das Übersetzen auch die Entstehung und Fortpflanzung häßlicher Sprechfehler begünstigt. Ein Beispiel: „Um das Jahr 878 wurde England — öh — von den Dänen (räuspern) überlaufen (overrun), das englische Heer wurde — wurde — zer — zersprengt, nuund König Alfred mußte sich verkleiden — mußte sich als Bauer verkleiden." Das ist eine aus dem Leben gegriffene Übersetzungsprobe, die ein Sträußchen

lateinisch, halb französisch u. s. w. sind, eine Hauptquelle einer ganzen Reihe der widerwärtigsten Spracherscheinungen unsers heutigen Deutsch. Es lohnte sich der Mühe, das einmal im einzelnen nachzuweisen. Alle Übersetzungsübungen können der Muttersprache nur dann zu Gute kommen, wenn auf der untersten Stufe schon unerbittlich nur wirkliches Deutsch, kein gemachtes Halbdeutsch und Halblatein zu Grunde gelegt wird. Wenn der Junge aber lernen muß: is, ea, id heißt derselbe, dieselbe, dasselbe (statt er, sie, es), und in den deutschen Übungsbeispielen statt jedes vernünftigen ihm und ihn das alberne demselben und denselben dasteht, dann ist es kein Wunder, daß unsre Sprache von diesem greulichen derselbe ganz verseucht ist. D. Red.

Digitized by Google

der gewöhnlichsten Sprechfehler bietet: das Gaxen (Nachziehen von unartikulirten Lauten öh — äh — eh — ah, französisch annönement), das Räuspern (auch Husten), die Kunstpause, das lästige Dehnen von Vokalen, das Wiederholen von Silben und Wörtern — alles nur, um Zeit zu gewinnen, wenn die Übersetzung nicht gerade auswendig gelernt ist. Wohin führt das?

Suum cuique. Der neusprachliche Unterricht soll Französisch oder Englisch lehren, aber nicht Deutsch. Das wenige zweifelhafte Gute, was dieser Unterricht für die Muttersprache thun könnte, verschwindet vor der drohenden Wahrscheinlichkeit einer schweren, später unheilbaren Schädigung der grammatischen Richtigkeit, der Klarheit, Reinheit, Geläufigkeit und Schönheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks, des Sprachgefühls und des Sprachgewissens.

Die Sprechfehler führen uns auch auf die Aussprache. Ich könnte einen ganzen Chorus von Pädagogen von Herder an bis auf unsre Zeit anführen, um zu zeigen, wie sehr gerade dieser Zweig des deutschen Unterrichts im argen liegt. „Schönes, ausdrucksvolles Lesen, freien Gebrauch der Muttersprache, zusammenhängendes Sprechen in allen Fächern" rät der Sprachverein. Aber er hätte auch vor dem papiernen, für lautes Lesen und für das Hören gar nicht bestimmten Lesestoff warnen sollen, der unsern Schülern meist in Anthologien geboten wird. In einer solchen „Blumenlese" treten dem Schüler überdies eine Menge Schriftsteller entgegen, jeder mit seiner fest und originell ausgeprägten sprachlichen Eigentümlichkeit. Kein Mensch hat sich aber noch nach Anthologien einen guten Stil angeeignet oder gar gut sprechen lernen. Wir haben ferner zwar einen großen Überfluß an Grammatiken jener papiernen Sprache, aber eine Grammatik der gesprochenen Sprache, die von den Wörtern und Sätzen absieht und nur die lebendig dahinfließende Rede auffaßt, die Bedeutung des logischen Accents, des musikalischen Tonfalles berücksichtigt, die die eigentliche Seele der Sprache sind und oft trotz der Worte den entgegengesetzten Sinn hervorbringen — hat die deutsche Schule noch nicht.

Die Aussprache des Deutschen in der Schule, rät der deutsche Sprachverein, möge sich „im ganzen möglichst" an die Sprache der Bühne anschließen, „ohne durch das Streben nach Vermeidung aller mundartlichen Anklänge ins Gezierte zu verfallen." Dieser Wink ist, wie man sieht, äußerst vorsichtig gefaßt und läßt der Anwendung durch den Lehrer einen weiten Spielraum. Es erklärt sich das aus der Verlegenheit, in die man stets versetzt wird, wenn von einer mustergiltigen Aussprache des Deutschen die Rede ist. Ein Standarddeutsch besteht in Wirklichkeit leider nicht, sondern nur eine ziemliche Anzahl mundartlich angehauchter Mustersprachen, ebenso wenig aber auch eine einheitliche Bühnensprache. Die Bühnensprachen entfernen sich besonders in den höhern dramatischen Stücken sehr bedeutend von der Sprache des Lebens. Was auf der Bühne Leben ist, ist im Leben Komödie. Daher wird auch die Nachahmung mit großer Vorsicht empfohlen. Überdies setzt die Forderung

Digitized by Google

voraus, daß der Lehrer selbst eine Bühnensprache kenne und nachzuahmen verstehe. Dies ist aber nicht selbstverständlich. Der Lehrer ist bei der Erlernung der Bühnensprache lediglich auf sein Ohr angewiesen. Die Nachahmung wird nur dem gelingen, der gutes Gehör hat. Wenn dies nicht der Fall ist und der Nachahmende z. B. einen süddeutschen Dialekt spricht, der von der Bühnensprache weit abweicht, so wird sein Nachsprechen bloß auf einer rohen Klangähnlichkeit beruhen. Gesetzt den Fall, ein Lehrer hätte sich während seiner Studienzeit in einer großen Stadt mit einem guten Theater die Bühnensprache angeeignet; nun verschlägt ihn sein Beruf in ein kleines Nest (wir haben es ja auch mit Volksschullehrern zu thun), dann hat er entweder keine Gelegenheit, ein Theater zu besuchen, oder nur ein Theater dritten oder vierten Ranges. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß die erworbene Fähigkeit, musterhaft auszusprechen, durch Mangel an Übung und unter dem Einfluß der schlechten Aussprache der Umgebung sehr schnell verloren geht. Soll nun der Lehrer im günstigen Fall die Aussprache der Bühne von Znaim oder Leitomischl nachahmen? Es gäbe freilich einen andern sicherern Weg, eine Bühnensprache zu erlernen oder wieder aufzufrischen, nämlich die genaue phonetische Anweisung. Aber da müßten wieder alle Lehrer phonetisch geschult sein, und die Regeln der Bühnensprache dürften mit der Phonetik nicht auf so schlechtem Fuße stehen, wie die für Berliner Schauspieler von dem Herrn Grafen Hochberg herausgegebenen Anweisungen. Die Anwendung der Bühnensprache in der Schule ist zwar eine alte, immer wieder nachgesprochene Forderung, aber sie ist unerfüllbar und unpraktisch. „Die Natürlichkeit im Sprechen ist die Hauptsache, und die gezierte Nachahmung frembartiger Mundarten geradezu unangenehm," sagt richtig der Sprachverein. Aber die Bühnensprache ist ein frembartiger Dialekt, und wer ihn in der Schule und dann im Leben nachahmt, wird alles andre, nur nicht natürlich sprechen. Die Sprache des Mannes in guter, gebildeter Gesellschaft, im Amte, in der politischen Versammlung darf nicht nach den Brettern schmecken, die wohl die Welt bedeuten, aber nicht sind. Die Sprache der gebildeten Gesellschaft der Gegend von Deutschland, wo der Unterricht erteilt wird, diese Gemeinsprache, die jeder Lehrer beherrschen muß, und die er im Verkehr mit gebildeten Männern und Frauen täglich spricht, soll auch in der Schule gesprochen und gelehrt werden.

Es wird der guten Sache der guten deutschen Sprache gewiß förderlich sein, wenn sich recht viele Meinungsäußerungen über die Wünsche des deutschen Sprachvereins hören lassen. Dem Wunsche, dieser Sache zu dienen, nicht der Sucht, die Bestrebungen des deutschen Sprachvereins zu bekritteln, sind auch diese Zeilen entsprungen.

Graz Wilhelm Swoboda

Digitized by Google

Geſchichtsphiloſophiſche Gedanken

3

Werfen wir nun einen Blick auf den Zuſammenhang der Glückſeligkeit mit der Vollkommenheit. Aus zwei Gründen ſage ich nicht Sittlichkeit, ſondern Vollkommenheit. Erſtens weil die drei gleichbedeutenden Ausdrücke Sittlichkeit, Moralität und Ethos nur das Äußerliche bezeichnen und die heidniſche Vorſtellung erwecken, daß ein Menſch ſchon mit ſich zufrieden ſein dürfe, wenn er den Sitten ſeines Volkes und ſeiner Zeit gemäß lebt. Das Chriſtentum hat die auf die Geſinnung hinweiſende Bezeichnung Heiligkeit eingeführt und ſchätzt die Sittſamkeit nur als eine der Äußerungen dieſer erhabenen Geſinnung. Zweitens, weil wir beim Menſchen außer der Sittlichkeit oder Heiligkeit oder gottwohlgefälligen Geſinnung auch Ausbildung des Erkenntnisvermögens und Geſchmacks verlangen, umſo mehr, als bei tieriſcher Unwiſſenheit und Roheit gar keine Sittlichkeit möglich iſt. Wenn wir in dieſem Zuſammenhange von Vollkommenheit ſprechen, ſo meinen wir damit natürlich nicht die Vereinigung eines erhabenen Charakters mit alles umfaſſender Gelehrſamkeit, höchſter Weisheit und vollendetem Kunſtgeſchmack. Sondern wir meinen die jeder Altersſtufe, jedem Stande, der jeweiligen Zeit und Lebenslage angemeſſene Vollkommenheit. Ein dreijähriges Kind, das an keiner beſondern Schwäche oder Unart leidet, iſt ein in ſeiner Art vollkommenes Weſen; ein weit über ſein Alter hinausgehendes Wiſſen erwarten wir nicht von ihm, es würde uns das eher unheimlich als erfreulich anmuten. So macht es einen fremdartigen, unter Umſtänden widerlichen oder lächerlichen Eindruck, wenn ein Mann niedern Standes wie ein Buch über die hohe Politik ſpricht, oder einen gewählten Geſchmack bekundet, oder ſich in den Formen höfiſcher Etikette bewegt. Auch Hegel erkennt an: „Die Religioſität, die Sittlichkeit eines beſchränkten Lebens, eines Hirten, eines Bauern hat unendlichen Wert, und denſelben Wert als die Religioſität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntnis und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daſeins.“ Freilich ſetzt er hinzu: „Das Recht des Weltgeiſtes geht über alle Berechtigungen“ d. h. ſo vollkommen ein ſolches Weſen an ſich ſein mag, es muß es ſich gefallen laſſen, vom Weltgeiſte als Mittel für höhere Zwecke verwendet zu werden.

Digitized by Google

Wir verstehen also unter Vollkommenheit die der Lebenslage eines bestimmten Menschen angemessene Gemütsverfassung, die Gesundheit seiner Seele, und damit ist ihr Verhältnis zur Glückseligkeit schon gegeben; es ist offenbar auf dieser höhern Daseinsstufe dasselbe, wie auf der niedern das Verhältnis der leiblichen Gesundheit zum leiblichen Wohlbefinden. Jedermann kennt die Bedeutung des Schmerzes und des Wohlbefindens im Haushalte des Menschenleibes. Daß die Kunde, die sie uns von dem jeweiligen Bauzustande unsrer irdischen Hütte geben, nicht unfehlbar ist, daß ein hohler Zahn, der das Leben nicht im mindesten gefährdet, Höllenpein verursacht, während sich ein tötliches Herzleiden nur durch ganz unbedeutende Belästigungen ankündigt, macht uns an der gewöhnlichen und vollkommen richtigen Auffassung dieses Verhältnisses nicht irre. Entsprächen den verschiednen Graden der Gesundheit oder der Störung des leiblichen Organismus ganz genau die verschiednen Grade des Wohlbefindens und des Schmerzes, so würden wir, gleich den Tieren, instinktmäßig handeln. Unser Verhalten soll aber durch die Vernunft bestimmt werden. Deshalb dürfen wir nur ganz im allgemeinen die Erfahrung machen, daß das unserm Körper zuträgliche von dem schädlichen für gewöhnlich durch die verschiednen Empfindungen unterschieden werden kann, die beide erregen, sodaß wir auf diese Empfindungen zwar achten lernen, aber sie nicht zum alleinigen Bestimmungsgrunde für unsre Handlungen machen. Ganz ebenso sind mit unsern verschiednen Gemütsverfassungen heitere und trübe Stimmungen verknüpft, aus denen wir einigermaßen erraten können, ob unsre Seele gesund ist oder nicht. Unfehlbar aber spricht auch das Gewissen nicht, sondern seine Stimme bedarf zum richtigen Verständnis der vernünftigen Auslegung. Welche der beiden Seiten unsrer Seele nun die höhere, der andern übergeordnete sei, die Empfindung oder der Charakter, ist eine müßige Frage. Der Moralist mag fordern, daß wir die Glückseligkeit niemals als Zweck erstreben, sondern, wenn sie uns zu teil wird, als eine unglücklicherweise unvermeidliche und sehr gefährliche Zugabe hinnehmen, aber wenn wir trotzdem recht viel Gutes thun, um glücklich zu sein, so wird sich die Welt darüber nicht zu beklagen haben, und Gott wird es uns hoffentlich verzeihen.

Bekanntlich sind es Kant und Fichte, die sich bemüht haben, Glückseligkeit und Güte so weit wie möglich aus einander zu bringen. Der pädagogische Nutzen dieser strengen Pflichtenlehre ist unbestreitbar, aber ihre Mängel sind es ebenfalls. Kant begründet die Notwendigkeit seines kategorischen Imperativs mit der Erwägung, daß es eine allgemein giltige Richtschnur für unser Handeln geben müsse; die Rücksicht auf unser Wohlbefinden aber könne eine solche nicht abgeben, weil die Ansichten der Menschen über das Angenehme und das Unangenehme verschieden seien. Diese Begründung enthält eine Wahrheit und zwei Irrtümer. Wahr ist, daß es je nach dem verschiednen Geschmack sehr verschiedne Arten von Glückseligkeit giebt; irrig dagegen ist die Ansicht, daß es sich mit der

Digitized by Google

Sittlichkeit oder dem Pflichtgefühl anders verhalte, und daß Glückseligkeit ein ganz unbestimmter und unbestimmbarer Begriff sei. Vielmehr besteht auch in dieser Beziehung die innigste Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen den beiden Seiten des Seelenlebens. Die Ansichten über das, was gut und böse, pflichtmäßig und pflichtwidrig sei, gehen nicht weniger weit aus einander als die über das Angenehme und Unangenehme, aber auf beiden Gebieten bewegen sich die Meinungsverschiedenheiten innerhalb gewisser Grenzen. Niemand hält den auf die Folter gespannten, niemand den von allen Menschen gehaßten und gemiedenen, niemand den in tierischer Unwissenheit und Roheit dahinlebenden für glücklich. Zum Glück gehört also nach der übereinstimmenden Ansicht der zivilisirten Menschen ein niedrigstes Maß der Befriedigung unsrer leiblichen, geistigen und Herzensbedürfnisse. Ganz ebenso verhält es sich mit der Sittlichkeit. Von China bis nach Frankreich und von Confuzius bis auf Kant sind es so ziemlich dieselben Eigenschaften und Gewohnheiten, die man als Laster und als Tugenden zu bezeichnen pflegt, und wie ein lasterhafter Mensch nie und nirgends als sittlich gut gepriesen wird, so schilt man den Tugendhaften nicht einen Bösewicht. Aber ob Ignatius von Loyola, John Knox, Napoleon I. und Goethe sittliche oder unsittliche Menschen waren, darüber wird ewig gestritten werden. Die Ursache ist eine doppelte. Einmal hegen die Menschen verschiedne sittliche Ideale, weil die einen von Natur mehr dieser, die andern mehr einer andern der sittlichen Ideen zuneigen. Sodann legen die Kirchen, die Staaten, die Zeiten, die Tagesmeinungen dem Einzelnen sehr verschiedne und zum Teil widersprechende Pflichten auf.

Demnach sind die beiden Forderungen: Strebe nach Glückseligkeit! und: Erfülle deine Pflicht! als allgemeine Richtschnur für das Handeln die eine genau so viel wert wie die andre, sofern es auf Erzielung von Gleichmäßigkeit im Verhalten und Herstellung einer friedlichen Ordnung abgesehen ist. Die erste der beiden Forderungen macht sich in allen Menschen geltend und genügt auf roheren Kulturstufen zur Herstellnng einer leidlichen Ordnung. Die zweite entspringt auf einer höheren Kulturstufe in den edleren Geistern und wird von diesen den übrigen durch Erziehung eingepflanzt. Aber während sie einerseits den Glückseligkeitstrieb disziplinirt, läutert und berichtigt, indem sie der Seele ein Reich höherer Glückseligkeit erschließt, wird sie anderseits zugleich doch auch ein Quell neuer Verwirrungen und Kämpfe. Selbst wenn es gelänge, alle Kirchen und Sekten auszurotten, würden im Staate selbst noch bis in den Schoß der Regierung hinein die Ansichten über das, was im Augenblicke den Staatsbürgern als Pflicht vorzustellen sei, immer verschieden ausfallen. Und gelingt es einem Gewaltherrn vorübergehend, seinen eignen Willen dem ganzen Volke als Pflichtgebot äußerlich aufzuzwingen, so wuchern unter der Oberfläche gesetzlichen Verhaltens weithin die Verschwörungen, deren Teilnehmer es als ihre heiligste Pflicht ansehen, den Despoten

Digitized by Google

mit Gift, Dolch oder Dynamit aus der Welt zu schaffen, und die sich bei Erfüllung dieser selbstgewählten Pflicht freudig der Gefahr des Kerkers, oder einer grausamen Hinrichtung, oder der Deportation in ein unwirtliches Land aussetzen. Zudem steht diese Art und Weise, dem Pflichtgefühl einen gleichmäßigen Inhalt zu geben, im schreiendsten Widerspruche mit der Freiheit, die gerade von den Begründern unsrer preußischen Pflichtmoral als Wurzel und zugleich als Endziel der Sittlichkeit gepriesen wird. Sie erwarten von dem Fortschritte der Sittlichkeit, daß dereinst die pflichtmäßigen freien Willen aller Einzelnen mit einander und demnach auch mit dem Staatswillen, der ja nichts andres sei als ihre Gesamtheit, übereinstimmen werden. Dieses Ziel wird ungefähr zu derselben Zeit erreicht werden, wie das der klassischen Volkswirtschaftslehre: die allgemeine Interessenharmonie.

Gerade die Forderung der freien Sittlichkeit, so wahr sie vom Standpunkt idealer Betrachtung sein und so wohlthätig sie im einzelnen wirken mag, erweist sich bei der Anwendung aufs Ganze im Leben als völlig undurchführbar. „Wer auf Autorität hin handelt, handelt notwendig gewissenlos," sagt Fichte (System der Sittenlehre). Klingt das nicht geradezu komisch in unsrer Zeit, deren hervorragende Männer fast ausnahmslos über die Neigung zum Ungehorsam jammern und die Wiederherstellung der elterlichen, der Kirchen- und Staatsautorität als das einzige Heilmittel aller Übel predigen? Ich wollte wetten: das Zukunftsideal, das so mancher „liberale" Protestant mit verschämter Liebe im geheimsten Herzenskämmerlein hegt, ist eine Kaserne rechts und ein Jesuitenkollegium links von seiner Fabrik. Aber auch echte Liberale sehen ein, daß das Handeln auf Autorität hin in keiner geordneten Gesellschaft jemals wird entbehrt werden können. Selbständige Geister, die ihre volle Unabhängigkeit wahren und sich von keiner Autorität ihr Handeln vorschreiben lassen, sind jedem Volke notwendig, das nicht in knechtischer Gewohnheit erstarren, sondern ein lebendiges Kulturvolk bleiben will. Aber solche Männer müssen als Privatleute leben und auf die Mitwirkung in Staat und Kirche verzichten; wer einem größern Ganzen als lebendiges Glied angehört, der muß, wenn er nicht etwa als unumschränkter Herr an der Spitze steht, sehr oft auf Autorität hin handeln. Billigt sein Gewissen die Befehle der Autorität, desto besser für ihn; ist das nicht der Fall, so hilft ihm kein Zittern vorm Frost: er muß sich unterwerfen oder abdanken.

Nicht minder undurchführbar ist die Forderung Fichtes und Hegels, daß die „unreflektirte" Sittlichkeit ganz allgemein zur bewußten erhoben werden, daß jede Handlung des Menschen aus bewußter Sittlichkeit hervorgehen soll. Neunundneunzig Hundertel von allem Guten und Nützlichen, was in der Welt geschieht, wird teils gewohnheitsmäßig, teils aus natürlicher Gutmütigkeit und richtigem Instinkt, teils aus selbstsüchtigen Beweggründen vollbracht, und eine

Digitized by Google

Schule, die ihre Zöglinge zum Zergliedern der Beweggründe ihres Handelns anleitet, erzieht unbrauchbare Grübler. Ein grüblerischer Wohlthäter läßt, die Hand im Geldsacke, seine Armen verhungern, weil er nie mit sich darüber ins Reine kommt, ob er auch aus völlig uneigennützigem Pflichtgefühl handelt, und ob die Armen nicht vielleicht die Gabe mißbrauchen werden. Ein grüblerischer Vater wird, wenn sich sein Söhnchen einer Ungezogenheit schuldig macht, mit emporgehobener Hand stehen bleiben, weil ihm Fichtes Lehrsatz einfällt, daß es „mir niemals erlaubt ist, auf den Körper eines andern Menschen wider dessen Willen einzufließen," und so wird in seinem Erziehungswerke niemals eine Ohrfeige zustande kommen. Ein grübelnder Kaufmann wird zum Abschluß jedes einzelnen Geschäftes mindestens eine Woche brauchen. Vom grübelnden Staatsmanne vollends wollen wir gar nicht reden. Buckle und Hartpole Lecky haben sich ein besondres Vergnügen daraus gemacht, zu zeigen, daß die Wohlfahrt des englischen Staates fast immer im umgekehrten Verhältnis zur Moralität seiner Könige zu- und abgenommen habe, und wenn darin auch viel Übertreibung liegt, so kann man dem paradoxen Satze doch nicht alle Wahrheit absprechen. Der verhängnisvolle Despotismus Philipps II. von Spanien beruht wesentlich darauf, daß ihn seine skrupulöse Gewissenhaftigkeit zum Narren machte; und von Ludwig XVI. sagt Taine, er habe stets im entscheidenden Augenblick das Richtige versäumt, weil das Christentum den König in ihm getötet hatte.

Demnach lassen sich die Bedingungen und gewissermaßen die Umrisse sowohl der Glückseligkeit wie der seelischen Vollkommenheit zwar nur im allgemeinen angeben, aber doch eben angeben, und darum ist es auch möglich, beide zu fördern, woraus für die öffentlichen Gewalten die Pflicht entspringt, dies zu thun. Fürst Bismarck soll zu einem seiner zahlreichen Besucher geäußert haben, es sei vergebliche Mühe, die Arbeiter zufriedenstellen zu wollen, denn niemand sei auf Erden zufrieden, oder „haben Sie schon einmal einen zufriedenen Millionär gesehen?" Ich halte diesen Ausspruch für unecht, weil er bei einem welterfahrenen Manne und einem Staatsmanne, geschweige einem großen Staatsmanne ganz unmöglich ist. Er enthält zwei Irrtümer, die bei einem Staaatsmanne praktisch verhängnisvoll werden würden. Erstens daß es keine zufriedenen Menschen gebe. Es giebt ihrer nämlich in Wirklichkeit, und zwar zum Glück noch viele. Ich will nicht von jenem badischen Gymnasiallehrer sprechen, einem ausgezeichneten Lehrer nach dem Zeugnis seiner Kollegen, der, als in den sechziger Jahren die bis dahin bettelhaften Gehalte die erste Aufbesserung erfuhren, sich standhaft weigerte, die Zulage anzunehmen: „I brauch kain Zulag!" Dabei blieb er, und beharrte, in seinem Berufe glücklich, mit seiner Schwester als Wirtschafterin, bei seinem äußerlich armseligen Leben, unbeirrt durch den „Kulturfortschritt" seiner Umgebung. Das sind Ausnahmen. Aber bei Bauern, und zwar gerade bei kleinen, die ihr ganzes

Digitized by Google

Leben in harter Arbeit zubringen, ohne irgend etwas von dem zu kosten, was die Welt Genüsse nennt, ist wirkliche Zufriedenheit und echte Heiterkeit des Gemütes sehr häufig. Man pflegt zwar gerade vom Bauern zu sagen, er sei nie zufrieden, aber seine bekannten Klagen über schlechte Ernte und andres Unglück sind nicht Äußerungen wirklicher Unzufriedenheit, sondern nur diplomatische Mittel zur Abwendung von Steuererhöhungen. Auch in den Kreisen der Handwerker, der kleinern und mittlern Beamten findet sich hie und da noch Zufriedenheit. Ein Staatsmann, der die Unzufriedenheit für einen unausrottbaren Naturfehler aller Menschen ansähe, würde durch diesen Irrtum verhindert werden, eine seiner wichtigsten Pflichten zu erfüllen, die darin besteht, daß er die Bedingungen der Zufriedenheit zu erforschen und nach Möglichkeit zu fördern hat. Nicht etwa beglücken soll er die Menschen: Versuche absichtlicher Beglückung schlagen ja immer ins Gegenteil um, wohl aber die Wurzeln der Zufriedenheit sorglich pflegen und jedenfalls sich hüten, sie mutwillig auszureißen. Eine Gewissenserforschung nach dieser Seite hin kann den Staatsmännern unsrer Zeit nicht schaden.

Der zweite Irrtum, der in jenem apokryphen Ausspruche liegt, besteht darin, daß die Unzufriedenheit des Arbeiters mit der des Millionärs auf eine Stufe gestellt wird. Die Unzufriedenheit des letztern ist eine Verirrung, die des erstern in vielen Fällen Pflicht. Millionäre sind unzufrieden, entweder weil sie die Übersättigung mit Genüssen zu Hypochondern gemacht hat, oder weil sie vom blinden, wahnwitzigen Goldhunger gestachelt werden. Dazu kommt dann allerdings in unsrer Zeit noch ein achtbarer Grund, der auch die meisten Menschen mittlerer Lebenslage unzufrieden macht. Dank unsrer unübertrefflich vollkommenen Gesellschaftsordnung, deren Aufrechterhaltung ja nach Ansicht der maßgebendsten Persönlichkeiten die Hauptaufgabe des Staates sein soll, schwebt jedermann beständig in solcher Existenzunsicherheit, daß er, gleich dem Arbeiter an einem durch die Körperschwere eines lebendigen Menschen in Bewegung gesetzten Schöpfrade, beständig aufwärts schreiten muß, wenn er nicht ertrinken will; jedermann ist gezwungen, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln nach Bereicherung zu streben, wenn er seinen Kindern nur die gesellschaftliche Stellung, die er selbst inne hat, einigermaßen sichern will. Insofern ist heute auch die Unzufriedenheit des Millionärs einigermaßen gerechtfertigt; aber an sich ist sie ungerechtfertigt und keineswegs ein notwendiges Erzeugnis der Menschennatur. Dagegen ist ein Lohnarbeiter, der weniger als 1000 Mark einnimmt, zur Unzufriedenheit verpflichtet, und zwar durch das Christentum verpflichtet. Denn dieser Lohnarbeiter weiß es, daß er, wenn er nicht heiratet, vielfältig sündigen, wenn er aber heiratet, sein Weib und seine Kinder elend machen wird, was eine noch größere Sünde ist. Der großstädtische Arbeiter namentlich weiß ganz genau im voraus, daß er seine Kinder nicht bloß am Leibe, sondern auch an der Seele elend machen wird;

Digitized by Google

denn wenn er auch den dritten Teil seiner Einnahme von 6 bis 800 Mark auf Wohnung verwendet, so wird diese Wohnung immer noch dermaßen beschränkt sein, daß sie sowohl das leibliche Gedeihen der Kinder wie ein züchtiges Familienleben unmöglich macht. Er weiß es also, daß er auf alle Fälle sündigen wird, mag er heiraten oder ledig bleiben. Demnach ist er zur Unzufriedenheit verpflichtet, so lange es ihm nicht gelingt, sein Einkommen so weit zu erhöhen, bis es ihm die Grundlage für ein anständiges Familienleben darbietet. Der Apostel sagt zwar: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns daran genügen." Aber er sagt nicht, daß wir uns mit weniger begnügen sollen, und er hat nicht vorausgewußt, was der Nordeuropäer im neunzehnten Jahrhundert nötig haben wird.

Ist es also jederzeit Pflicht der öffentlichen Gewalten, die Bedingungen der Zufriedenheit und Glückseligkeit, wie auch der innig damit verbundenen geistigen Ausbildung und Sittlichkeit zu fördern (letzteres durch Pflege der Ideale, durch Erziehung des Pflichtgefühls und durch Einprägung gesunder Grundsätze), so muß es doch dem guten Genius jedes Einzelnen und den herrschenden geistigen Strömungen überlassen bleiben, den allgemeinen Begriffen der Glückseligkeit und Sittlichkeit den bestimmten Inhalt zu geben. Eine bestimmte Art von Glückseligkeit oder Sittlichkeit einem ganzen Volke mit Gewalt aufzwingen wollen, ist so gut Fanatismus, wie der Zwang zu dem allein wahren Glauben, sei es nach spanischer Methode mit Feuer, sei es nach schottischer mit dem Schwert, und die Ezzelin von Romano und Robespierre sind um nichts besser als die Torquemada. Wie kindisch das sozialdemokratische Glückseligkeitsideal ist, wenn auch als Ersatz für die abhanden gekommenen bessern Ideale vor der Hand nicht zu entbehren (wie sich auch schon von jeher mancher Mensch, dem es schlecht ging, nur durch Luftschlösser oder die Hoffnung auf das große Los aufrecht erhalten konnte), das ist neulich in der Besprechung von Bebels Buch über die Frau in diesen Blättern hervorgehoben worden. Dem Vielen, was über diesen Gegenstand in Ernst und Scherz schon gesagt worden ist, braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden; nur das Ideal des zweistündigen Arbeitstages wollen wir nicht ganz unbeleuchtet lassen, weil die Sozialdemokraten sich damit auf Kant und Fichte berufen könnten. Diese beiden halten nämlich die Anstrengung für etwas der Natur widerstrebendes und eben darum höchst sittliches. Daraus könnten die Sozialdemokraten die Folgerung ziehen, daß Müßiggang oder ein möglichst niedriges Maß von Arbeit eine Forderung des natürlichen Glückseligkeitstriebes und daher notwendiger Bestandteil eines Ideals sei, das dem kantischen Rigorismus gerade entgegengesetzt ist. „Trägheit — sagt Fichte (in der Sittenlehre) — ist das wahre, angeborne, in der menschlichen Natur selbst liegende radikale Übel; der Mensch ist von Natur faul, sagt Kant sehr richtig." Das Gegenteil ist richtig, wie ein Blick auf gesunde Kinder lehrt, bei denen der Thätigkeitstrieb alle

Digitized by Google

andern Triebe überwiegt. Durch die Schule zwingen wir dann die Kinder zur Trägheit, sodaß sie die Neigung zu Kraftanstrengungen allmählich verlieren, und das lähmt dann auch die geistige und die sittliche Kraft. In einer Bevölkerungsschicht allerdings, deren Arbeiten zum Teil mit großen körperlichen Unannehmlichkeiten verbunden sind und keine innere Befriedigung gewähren, konnte das Ideal der zweistündigen Arbeitszeit sehr leicht entstehen. Aber der vollkommen gesunde Mensch empfindet meistens das Bedürfnis einer regelmäßigen angestrengten Thätigkeit, und wir Deutschen, in denen das Pflichtgefühl gepflegt worden ist, verlangen sogar nach einer Berufsthätigkeit; wir wollen das Bewußtsein haben, daß wir als Glieder eines größern Ganzen und für dieses Ganze arbeiten, und haben bei einem otium cum dignitate, wenn wir es auch mit freiwilligen Beschäftigungen ausfüllen, ein schlechtes Gewissen. Daß ungezügelter Thätigkeitsdrang Unheil anrichtet, daß hochbetagte Beamte durchaus nicht in den Ruhestand treten wollen, nicht aus Furcht vor der kleinen Pension, sondern aus Furcht vor der Unthätigkeit, ist gar nichts Seltenes. Volkswirtschaftlich würde allgemeine Abkürzung der Arbeitszeit bei dem heutigen Stande der Maschinentechnik möglich sein; aber als Bedingung der Glückseligkeit bildet sie einen der gröbsten Fehler des sozialdemokratischen Glückseligkeitsideals.

4

Grübeln wir nicht weiter über den Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistig-sittlicher Vollkommenheit, der in seinen Wirkungen von jeher offenbar war, während seine Wurzel, wie die Wurzel alles Daseins, dem Auge des Forschers hienieden verborgen bleibt. Nur dieses eine müssen wir uns auch hier wieder klar machen, daß der Weltzweck in den einzelnen Menschenseelen aller Zeiten liegt, also jeder Geschlechtsfolge gegenwärtig und nicht etwa in einer unendlich fernen Zukunft zu suchen ist. Wie viele Seelen auch noch mögen dazu erfordert werden, den uns unbekannten Weltplan auszubauen, und wie reich auch die zukünftige Gestalt der Gesellschaft an neuen, schöneren Formen sein mag, den einzelnen jetzt lebenden Menschen berührt das nicht, er hat seinen Anteil am Weltzweck in der eignen Brust. „Was könnte es heißen — sagt Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit — daß der Mensch zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte, zu einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und Wirkungen, ja gar, daß er für den Staat als das Ziel seines Geschlechts, und alle Generationen desselben eigentlich nur für die letzte Generation gemacht seien, die auf dem zerfallenen Gerüst der Glückseligkeit aller vorhergehenden throne?“ Wir könnten dieses ganze Kapitel mit der Einladung zum Fortlesen in Herders unsterblichem Buche erledigen, wenn nicht die Thorheiten, die er widerlegt hat, seit seinen Tagen erst recht mit fanatischer Hartnäckigkeit und in immer neuen Einkleidungen gepredigt worden wären. Abgesehen von der Unvereinbarkeit solcher Fort-

Digitized by Google

schrittstheorien mit unserm Glaubenssatze, daß der einzelne Mensch, wie auch Fichte lehrt, Selbstzweck ist, erscheinen sie als unannehmbar, weil sie teils nebelhaft und phantastisch sind, teils der Erfahrung oder der vernünftigen Überlegung widersprechen.

Bei manchen Darwinianern finden wir folgende Ansicht. Nachdem alle Thätigkeiten, zu denen der Mensch seiner jetzigen Organisation nach befähigt ist, gehörig eingeübt worden sein werden, werden sie, gleich den Bewegungen einer in Gang gebrachten Maschine, ohne Absicht und Überlegung „automatisch" ablaufen, etwa wie die Instinkthandlungen der Tiere. Mittlerweile wird sich aus den vollkommensten der menschlichen Individuen eine neue Gattung höherer Wesen mit erweitertem Gefühls- und Thätigkeitskreise entwickelt haben. Wahrscheinlich, fügen wir bei, werden dann die Kunsterzeugnisse der in Arbeitstiere verwandelten Menschen von jener höhern Gattung ebenso benutzt werden, wie von uns das Erzeugnis der Bienen, und wir werden dann vielleicht zu dem Zwecke gezüchtet werden, den Menschen höherer Ordnung Türme, Fernröhre, elektrische Maschinen und Flügel zum Verkehr mit den Marsbewohnern anzufertigen, die ja nach den Versicherungen phantasievoller Sterngucker ebenfalls fliegen können. Den Gedanken an eine automatische Thätigkeit legt nun allerdings die Fabrik- wie die Schreib- und Rechenstubenarbeit unsrer Zeit ziemlich nahe; aber durch die mit immer rasenderer Schnelligkeit einander jagenden Veränderungen wird das automatische Wesen, wo immer es sich einrichten will, bald wieder aufgescheucht und in Verwirrung gebracht. Was aber die Fortentwicklung der vollkommensten Menschen zu Wesen höherer Ordnung anlangt, so denken gerade die Vollkommensten am wenigsten daran, sich Flügel oder sonstige neue Glieder wachsen zu lassen und monstra zu werden; eben die vollkommensten Menschen wollen vor allem vollkommene Menschen sein und bleiben.

Auch nicht einmal in dem Sinne ist eine Fortentwicklung wahrscheinlich, daß sie sich auf eine feinere Ausbildung des Gehirns beschränkte, durch die der Mensch zu höheren geistigen Leistungen befähigt würde. Eine Erhöhung der Geisteskraft ist innerhalb der geschichtlichen Zeit nicht nachweisbar. Sehr richtig bemerkte jüngst ein Geschichtsphilosoph in den Preußischen Jahrbüchern, daß es lächerlich sein würde, wenn jemand Homer oder Dante oder Rafael oder Titian oder Mozart übertreffen wollte. Jedes Zeitalter bringt Geisteserzeugnisse hervor, die vollkommen in ihrer Art, daher schlechthin unübertrefflich sind. Spätere Zeiten mögen Andersartiges erzeugen, was wieder in seiner Art vollkommen ist, aber über die Kunstwerke der alten Zeit kann sich das nicht stellen, sondern nur neben sie als ebenbürtig. Daß wir heute in den Naturwissenschaften weit rascher fortschreiten als frühere Zeiten, ist kein Beweis für unsre höhere Geisteskraft; vielmehr gehörte mehr Geisteskraft dazu, den rechten Weg der Forschung zu finden, als auf dem gefundenen

Digitized by Google

fortzuschreiten. Die Idee des Kopernikus setzt mehr Genie voraus, als alle späteren Entdeckungen und Berechnungen der Astronomen, und keinem Chemiker späterer Zeit bleibt mehr eine so wichtige und schwierige Entdeckung zu machen übrig, wie die Lavoisiers war. Alle spätern arbeiten mit dem Stoff, den Hilfsmitteln und Werkzeugen, die die frühern herbeigeschafft haben, sie haben es also leichter; schwieriger haben sie es nur, insofern sie größere Erkenntnismassen in ihr Gedächtnis aufnehmen müssen. Diese Schwierigkeit aber macht sich auch schon dermaßen bemerklich, daß man häufig die Klage hört, unsre Jugend lerne sich dumm. Die Erfahrung lehrt also, daß die Fassungskraft unsers Geschlechts nicht gewachsen ist. Die Geisteskraft eines Cäsar, der ein halbes Dutzend Briefe gleichzeitig zu diktiren pflegte, eines Wolfram von Eschenbach, der sein umfangreiches Gedicht diktirt hat, dürfte heutzutage kaum irgendwo gefunden werden. Das Gedächtnis scheint mit der wachsenden Menge gedruckter Krücken sogar abzunehmen. Auch finden wir nicht, daß die geistigen Fähigkeiten stetig gestärkt würden, wenn sie mehrere Geschlechter hindurch in derselben Familie gepflegt werden, wie die Darwinische Ansicht von der steigenden Vervollkommnung des Gehirns voraussetzt. Ein paar Geschlechter hindurch scheint es oft der Fall zu sein. Dann fällt die Familie plötzlich ab. Die Kinder werden dumm, und Kinder von Bauern, Handwerkern oder andern kleinen Leuten bringen neues geistiges Leben in die stagnirende Gesellschaft. Dazu kommt die merkwürdige Entdeckung unsrer Zeit, daß Negerkinder vollkommen imstande sind, die Schulpensa unsrer deutschen Volksschüler zu bewältigen. Die Neger aber stehen auf einer tiefern Kulturstufe, als die alten Ägypter und Babylonier gestanden haben. Etwas den Leistungen Alexanders des Großen ähnliches zu vollbringen, ist heute deswegen niemand mehr imstande, weil kein Feld mehr dafür vorhanden ist; nicht einmal Afrika ist uns so unbekannt, wie Asien jenseits des Tigris im Jahre 333 den Griechen war. Hätte also auch ein Mann heutiger Zeit das Genie Alexanders, so vermöchte er es doch nicht zu beweisen. Wenn vor zehn Jahren ein 23jähriger deutscher Offizier mit 35000 Mann nach Afrika gezogen wäre, in der Zeit bis 1890 das Nilgebiet, das Seengebiet, das heutige englische und deutsche Ostafrika erobert, organisirt, mit deutschem Geiste durchdrungen und eine Stadt gegründet hätte, die 2000 Jahre hindurch der Haupthandelshafen des indischen Ozeans bliebe, so hätten wir eine Leistung, die sich dem Wunderwerke des Mazedoniers an die Seite stellen ließe.

Also mit der Vervollkommnung in dem Sinne, daß die Menschen späterer Zeiten begabtere Wesen wären als ihre Vorfahren, ist es nichts. Etwas mehr Wahrheitsgehalt hat die Ansicht von der Vervollkommnung der Gesellschaft; ja Schäffle meint, gerade auf soziologischem Gebiete, und nur auf diesem, sei der Darwinismus Wahrheit. Die Soziologen lehren uns betrachten, wie sich der Gesellschaftskörper, dem tierischen und menschlichen ähnlich, aus Zellen

Digitized by Google

und Zellengruppen (Familien oder Stämmen) aufbaut, wie ſich zwiſchen dem Knochengerüſte der Staatseinrichtungen das Gewebe der Familiengruppen ausbreitet, wie das Gefäßſyſtem den nährenden Lebensſaft in dieſem Körper kreiſen läßt und allen Teilen zuführt, wie endlich das Nervenſyſtem der Behörden, der Lehranſtalten, der Preſſe das Ganze belebt und ſeine Handlungen leitet, und wie dann die Gliederung dieſes Körpers immer reicher, ſein Bau immer feſter und zugleich feiner wird, ſodaß er in einfachen Kulturzuſtänden einem formloſen Weichtiere, in höheren einem wohlgebildeten Säugetiere oder Menſchen gleicht. Gewiß gewährt nun die Betrachtung dieſer kunſtvollen und verwickelten Geſtaltungen dem, der ſie zu betrachten die Zeit und die Fähigkeit hat, hohen Genuß; auch ſind ſie unter den heutigen Umſtänden keinem entbehrlich; wer könnte und möchte heute noch ohne Poſt und Eiſenbahn leben? Aber ſehen wir dann wieder auf den Hauptzweck der Welt, auf das Befinden des Einzelnen, ſo wird durch vermehrte Künſtlichkeit der Geſellſchaft, der er angehört, weder ſeine Zufriedenheit noch ſein ſittlicher Wert erhöht, und kann er dem Getriebe der Rieſenmaſchine, die ihn einerſeits zwar ſtützt und ſchützt, anderſeits aber ihn täglich zerrt und zwickt, ſtößt und drückt, entfliehen, ſo fühlt er ſich in einfacheren Verhältniſſen, ſei es in Oſtafrika oder in einem Winkel Südbraſiliens, ungemein wohl. „Wie viele Völker auf Erden — ſagt Herder — wiſſen von keinem Staate, die dennoch glücklicher ſind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter.“ Die fortſchreitende Vervollkommnung der Geſellſchaftskörper iſt alſo unbeſtreitbar, ihr Wert für das Menſchengeſchlecht aber höchſt zweifelhaft.

Aber beſteht nicht vielleicht der Fortſchritt in einer zunehmenden Vergeiſtigung des Menſchen?

Schuldig!



ichter wiſſen zu danken. Richard Voß hat mit ſeinen rhetoriſch-düſtern, geiſtvoll-gequälten, hochbegabt-unwahren Stücken im Deutſchen Volkstheater zu Wien eine Heimſtätte gefunden, wie nirgends ſonſt; die Erfolge der „Eva“ und der „Alexandra“ haben ſein krankes Herz, wenn auch nicht geſund gemacht, ſo doch mit friſcher Zuverſicht erfüllt. Dafür hat er der jungen, im Glücke der Volksgunſt ſich ſonnenden Bühne dadurch gedankt, daß er ihr ſein neueſtes Stück: Schuldig! Volksdrama in drei Akten zur allererſten Aufführung über-

Digitized by Google

ließ, die denn auch am 26. Februar stattgefunden hat. Für Wien wurde damit dieser Abend zu einem litterarischen Ereignis, denn seitdem es von Berlin auch in Theaterdingen überflügelt worden ist, kommen die Stücke in Wien meist erst dann zur Aufführung, wenn sie in Berlin schon ihre Feuertaufe erhalten haben.

Die Bezeichnung „Volksdrama" — ein Verlegenheitstitel — könnte irreführen und die Vermutung erwecken, daß sich Richard Voß in der Heimat Anzengrubers von dessen Vorliebe für das Bauernvolk auf der Bühne habe zur Nachahmung hinreißen lassen. Dem ist aber nicht so. „Schuldig!" ist kein Volksstück im Sinne Anzengrubers, sondern ein bürgerliches Schau- und Rührstück im modischen Geiste des Pessimismus, ohne eine Spur von Volkstümlichkeit.

Die Handlung führt uns in ein Zuchthaus, aus dem Zuchthause hinaus und wieder ins Zuchthaus zurück; das Zuchthaus giebt dem Vossischen Gemälde den Grundton. Thomas Lehr ist vor zwanzig Jahren unschuldig wegen eines Raubmordes zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden. Er war ein frischer, freudiger Geselle, Buchhalter in einem reichen Geschäftshause, seit drei Jahren verheiratet und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, glücklicher Gatte eines schönen und braven Weibes, etwas jähzornig zwar und eifersüchtig auf den Sohn seines Prinzipals, der Martha Lehr mit galanten Bemühungen verfolgte, im übrigen aber ein guter Mensch. Sein böser Geist war ein Kollege im Amte, Wilhelm Schmidt, der sein reines Vertrauen schändlich, teuflisch mißbrauchte und ihn in das gräßlichste Unglück brachte. (Diese Superlative brauchen wir hier mit Notwendigkeit, und das ist schon bezeichnend für die Grundlage des ganzen dramatischen Baues.) Schmidt hatte die Kasse seines Herrn bestehlen wollen, der junge Sohn des Hauses ertappte ihn dabei, und Schmidt schoß ihn nieder. Thomas Lehr kam zufällig hinzu, weil er noch etwas in dem Bureau zu holen hatte, entsetzt über das Verbrechen schlug er Lärm, mit satanischer Geistesgegenwart überschaute der Mörder die Sachlage, stürzte sich auf Thomas Lehr, befleckte ihn mit Blut, drückte ihm die Pistole in die Hand, stopfte ihm die Wertpapiere in die Tasche und stürzte nun selbst zum Fenster, um den Mord auszuschreien und Zeugen herbeizurufen. So wälzte er den Schein des Verbrechens auf einen Unschuldigen, und diesem half kein Flehen, kein Beschwören, kein Bitten und Beten, kein Rasen — gar nichts, er wurde des Mordes schuldig erkannt, aus der Mitte der Seinigen herausgerissen und in das lebendige Grab des ewigen Kerkers geworfen.

Dies die Vorgeschichte des auf der Bühne sich abspielenden Vorganges. Für unser Gefühl so unwahrscheinlich als nur möglich, denn verständige Richter vermögen die Stimme der Unschuld sehr wohl von der Verstellung eines Verbrechers zu unterscheiden, heutzutage zumal, wo man mit solchem Eifer hinter

Digitized by Google

den bewußten Äußerungen die unwillkürlich sich verratenden Zeichen der Natur und ihrer Wahrheit beobachtet und in Rechnung zieht. Es ist also ein Ausnahmefall besondrer Art, auf dem sich die Handlung des Stückes aufbaut, und schon damit fällt es aus dem Bereiche der guten Kunst. Aber wir müssen mit dieser Voraussetzung des Stückes rechnen.

Nach zwanzigjähriger Haft wird die Unschuld Thomas Lehrs offenbar. Wilhelm Schmidt hat sich inzwischen in Amerika bereichert; als Millionär ist er in die Heimat zurückgekehrt und hier, im Angesichte des Todes, legt er dem Geistlichen ein freiwilliges Bekenntnis seiner Schuld ab, das der Priester dem Präsidenten des Strafgerichtes mitteilt. Der Präsident ist derselbe Mann, der damals in der Gerichtsverhandlung als schneidiger Staatsanwalt mit reiner, klarer Überzeugung die Verurteilung des Unschuldigen durchgesetzt hat. Die Wirkung dieses Geständnisses auf den Richter sehen wir im ersten Akte, mit ihr wird das Stück eröffnet: sie ist wahrhaft ergreifend. Der greise Hüter des Rechtes ist in seinen Grundfesten erschüttert. Als hätte er in seinem ganzen Leben niemals an der Unfehlbarkeit menschlicher Erkenntnis zu zweifeln Gelegenheit gehabt, so benimmt er sich. Sein Gewissen ist allerdings durch das Bewußtsein, in jener Verurteilung das entscheidende Wort gesprochen zu haben, doppelt bedrückt. Nun läßt er Thomas Lehr, den unschuldigen Gefangenen, vorführen. Was ist in den langen Jahren der Haft aus dem geworden! Ein gebrochener Mensch, man möchte sagen: kein Mensch mehr, sondern eine Nummer, die Nummer 37, ein Mann ohne Namen, ohne Beziehungen zu andern Menschen, ein Automat, ein lebender Leichnam. Und dieses entsetzliche Elend, das Werk menschlichen Irrtums an einem Nebenmenschen, wird uns mit aller schauspielerischen Kunst eindringlich dargestellt, um uns in allen Nerven zu erschüttern. Lehr will nichts mehr von dem Leben wissen, das ihm so furchtbar mitgespielt hat: er will die Nummer 37 und nichts weiter bleiben. In den ersten Jahren seiner Haft hat er sich ausgetobt, Fluchtversuche, Selbstmordversuche gemacht, und als sie mißlangen, ergab er sich apathisch in sein Schicksal. Niemand, weder Weib noch Kind, hat sich um ihn gekümmert, sie haben weder nach ihm gefragt, noch ihn aufgesucht. Er will verstorben sein, es ist ihm alles gleich, schuldig oder unschuldig, das ändert doch nichts mehr an seinem Leben. Und nun wird gar die Vergangenheit wieder heraufbeschworen, das ist ihm entsetzlich, aber er muß es sich gefallen lassen. Nicht unfein bereitet ihn der Präsident auf die Verkündigung der Freiheit vor. Aber Lehr will keine Freiheit mehr, er bittet, ihn im Kerker zu lassen, den er schließlich liebgewonnen hat. Allein so gesetzmäßig als ihn vor zwanzig Jahren das Gericht in den Kerker geschlossen hat, ebenso starr gesetzlich muß es ihn jetzt in die Freiheit entlassen, und es verspricht, für ihn zu sorgen.

Wir sind aber mit dem ersten Akte noch nicht fertig; es folgt noch eine theatralisch wirksame Episode. Wilhelm Schmidt hat sichs inzwischen anders

Digitized by Google

überlegt, er leugnet, er widerruft sein Geständnis, dem derselbe Richter jetzt gläubiger gegenübersteht, als vor zwanzig Jahren den flehentlichen Versicherungen des unschuldigen Lehr. Da müssen die zwei einstigen Freunde einander gegenübergestellt werden, und der halbtote Schmidt wird ins Gerichtszimmer hereingetragen. Merkwürdig! Dieser Bösewicht ist rothaarig und trägt einen Spitzbart, wie die ältesten Theaterteufel. Der moderne naturalistische Stil hat noch keine neue Maske für seine Spitzbuben gefunden. Natürlich vermag sich der kranke Schuft im Angesichte seines Opfers nicht mehr aufrechtzuerhalten und bricht mit dem Geständnis seiner Schuld zusammen.

So weit der erste Akt: ein geschlossenes Effektstück für sich allein, aus dem sich nur einige Fäden zum folgenden hinüberspinnen. Bei aller ausgebildeten Absonderlichkeit der Voraussetzungen fehlt es diesem Akte nicht an einigem poetischen Gehalt. Das Entsetzliche eines Justizmordes wird uns mit packender Macht zu Gemüte geführt. Die Stellung der Berufskriminalisten zu der Idee des Rechtes wird durch Kontrastfiguren geschildert. Wir erhalten ein mit humoristischen Lichtern erträglich gemachtes Bild der öden Häuslichkeit eines Zuchthauses.

Mit einem Genrebilde setzt auch der zweite Akt ein. Martha Lehr ist Besitzerin einer Schnapsbutike. Sie ist in den Jahren, die seit der Trennung von ihrem Manne vergangen sind, zu einer hohläugigen, silberhaarigen Frau geworden, die gespensterhaft mit schlurfendem Schritt über die Bühne schreitet. Sie hat auch geglaubt, daß Thomas den Mord, wenn auch nur aus Eifersucht, begangen habe, und dieser Glaube hat ihre moralische Kraft untergraben. Nach der naturalistischen Bühnenvorsehung, die von allen Möglichkeiten die allerböseste als wahrscheinlich annimmt, hat sich ihrer schönen Gestalt ein Schuft namens Adolf Kramer, von keinem geringern Schlage, als jener Wilhelm Schmidt, bemächtigt, und sie, die mit zwei kleinen Kindern hilflos dastand, zu einem erniedrigenden, erdrückenden, schmählichen Konkubinat genötigt. Die Kinder sind herangewachsen in der Verachtung der Mutter, im Haß ihres Aushälters, in Erbitterung gegen die Welt und das Schicksal, mit heißen, doch nicht ganz unedeln Trieben der Lebenslust und Thatkraft, verzerrt, wie es eben in solcher Umgebung nicht anders wahrscheinlich ist. Und nun tritt in Begleitung eines humanen Assessors der weltfremde Thomas Lehr in diese Behausung. Gerade hat sich seine schöne Tochter in einen braven Mann verliebt, der sie in ehrlicher Weise zu seinem Weibe machen will, obwohl er ihr von dem Zuhälter ihrer Mutter mit sehr unredlichen Absichten zugeführt worden war. Aus dem Schutthaufen wächst zuweilen eine schöne Blume empor, der Kontrast macht sie noch schöner. Der Sohn Lehr, ein hübscher Bursche in der Arbeiterbluse, zieht das ganze Register dumpfer Erbitterung, wie man sie in seinem Stande kennt, auf: ein Gemisch von Karl Moor und Heinicke. Er hält seiner Mutter lange Predigten über das Un-

Digitized by Google

moraliſche ihres Zuſammenlebens mit ihrem Freunde und trinkt in einem fort ſeinen Schnaps dazu (euphemiſtiſch wird „Cognac“ auf der Bühne geſagt, der ihm doch bei dem Maſſenverbrauch zu teuer kommen würde). Mutter Martha ſchlägt dabei immerfort als naturaliſtiſche Heilige die Augen zum Himmel empor. Das ſieht Thomas Lehr von ſeiner Ecke im Schnapsladen, wo er als Gaſt, unerkannt, ſeinen Platz genommen hat, und will fort, fort! Er fühlt ſich unfähig, ſich in dieſen Verhältniſſen zurechtzufinden. Aber er kann nicht fort, aus körperlicher Schwäche nicht, und als er ſogar anhören muß, daß ſich die Tochter ihrer Eltern ſchämt, da bricht er zuſammen.

Der dritte Akt bringt nun die Erkennungsſzenen und die Kataſtrophe, die den entlaſſenen unſchuldigen Zuchthäusler, mit einer wirklichen Schuld beladen, die eine poetiſche Gerechtigkeit bilden ſoll, wieder ins Zuchthaus zurückführt. Derſelbe Schauplatz wie im zweiten Akt: die Schnapsbutike. Vater und Sohn ſitzen ſich an einem Tiſch einander gegenüber, ohne ſich jedoch als ſolche zu kennen, denn Thomas behält ſein Inkognito. Der junge Mann ſprudelt ſeine ganze Galle gegen die „Beſtie des Lebens“ und gegen den ſchurkiſchen Zuhälter ſeiner Mutter heraus und verrät ſeine Abſicht, ihn zu töten. Da ſchlägt Thomas ſo rührende Töne des geprüften Märtyrers an — „Herr, führe uns nicht in Verſuchung!“ betet er ſeinem Sohne vor, der ihn nicht kennt —, daß der junge Mann, ergriffen und bekehrt, das Mordbeil von ſich ſchleudert, vor dem alten Manne niederkniet und gebeſſert davonſtürzt. Thomas hat in dieſem Augenblicke zum erſtenmale das Gefühl, doch zu etwas in der Welt nütze zu ſein, und es weht uns wieder einmal etwas von Poeſie an. Nun folgt die Erkennung mit ſeiner Frau. Da ſie ihn für ſchuldig gehalten hat, nun aber erfährt, daß er unſchuldig iſt, ſo wird das, wie man glauben ſollte, im erſten Akte hinreichend ausgenutzte Motiv der Erbitterung über den Juſtizmord noch einmal abgehandelt, um Martha Gelegenheit zu großen Phraſen und zum wirkſamen Aufſchlagen ihrer Augen zu geben. Der Tropfen Poeſie, der in dem Stücke liegt, wird dadurch geradezu parodirt. Was nun? Thomas iſt ſo geſtellt, daß er zunächſt nicht weiß, wo er die Nacht verbringen ſoll. Der Aſſeſſor, der ihn in die Schnapsbutike gebracht hatte, iſt, da ihn der Dichter nicht brauchen konnte, auf ein Weilchen fortgegangen und kommt in tragiſch folgenreicher Weiſe nicht wieder. Martha, die jetzt den alten Thomas noch mehr als vor zwanzig Jahren liebt, möchte gleich fort, mit ihm, aber ſie kann nicht, ſie fürchtet ſich vor ihrem Zuhälter, der gerade jetzt ungeduldig an einer verſperrten Thür klopft. In dieſer ratloſen Verlegenheit ſchiebt ſie ihren Gatten zur Thür des Schnapsladens hinaus, damit er auf der Straße in der Nacht eine Weile warte, bis ſie mit ihrem Freunde geſprochen hat. Und nun folgt dieſe Ausſprache, in der Kramer das Wort führt. In der empörendſten Weiſe hält er der armen Frau höhniſch ſeine Macht vor Augen, er ſpricht beinahe ſchlimmer, als ein Mörder handelt. Thomas wird in ſeiner Neugier Zuhörer dieſer

Digitized by Google

Roheiten, und von wilder Wut gepackt stürzt er mit eben demselben Beil, das sein Sohn weggeworfen hat, von rückwärts auf den Bösewicht und schlägt ihn mit einem Streich nieder. „Mord! Mord!“ schallt es jetzt von allen Seiten, die Leute laufen zusammen. Tableau: Thomas vor seinem hingestreckten Opfer, Polizeimänner an seiner Seite, die Menge im Halbkreis geordnet. „Schuldig! schuldig!“ ruft er in seinem tiefen Ton mit den halb blöde stierenden Augen an der Grenze des Wahnsinns, und der Vorhang fällt. Was mit Martha und den Kindern nun weiter geschehen wird, geht uns nichts an, so will es der Dichter, der keinen Ausweg aus dem Wirrsal seiner Lebensanschauung findet und nicht imstande ist, uns nach Art der reinen und rechten Kunst mit einem Gefühl der Erhebung, der tragischen Befreiung und Erlösung zu entlassen.

Das ist das neueste Werk der Vossischen Muse. Ohne Zweifel das Werk eines Dichters und eines Kenners der theatralischen Wirkung; aber auch das Werk eines unseligen Menschen, der, von dem Basiliskenblick des Elends gefesselt, sich nicht darüber erheben kann, vielmehr mit der Sophistik des äußerlichen Menschen sich tiefer und immer tiefer darein verbohrt. Er glaubt uns die Wahrheit zu geben, und schwache Seelen glauben es mit ihm; aber das ganze Stück hängt an einem dünnen Faden und fällt zusammen, wenn dieser reißt. Diesen Faden bildet der gute Assessor, der zu unrechter Zeit ohne rechten Grund vom Schauplatz verschwindet, wodurch das Verbrechen erst möglich wird. Diese Sophistik eines raffinierten Bühnenmenschen, wie Richard Voß es ist, macht geradezu einen abstoßenden Eindruck, weil sie sich mit schönen Worten zu schmücken versteht und so viel Talent verschwendet. Die Tragik seines Motivs liegt nicht in dem eingekerkerten Unschuldigen, sondern in dem Richter, der ihn verurteilt hat, in dem Richter, der hier auch nicht als Persönlichkeit, sondern als Vertreter der Gesamtheit tragisch ist. Diese Art Tragik will uns darum gar nicht dramatisch brauchbar erscheinen, es müßten noch andre Motive hinzutreten, etwa: allzu großes Vertrauen auf die Fähigkeit, unter allen Umständen Recht zu sprechen, um solch einen Mann zu einem tragischen Menschen zu machen. Der von dem ungerechten Richterspruche betroffene Mensch ist nicht tragisch, sondern unglücklich, in entsetzlichster Weise unglücklich, aber keineswegs tragisch. Und nichts als Unglück führt uns auch das Stück mit allen Mitteln der Rührung und Rhetorik vor. Aber auch das wäre noch das Schlimmste nicht, wenn es nicht so roh wäre! Zu sehen, wie einem Menschen, und wäre es auch ein Teufel wie Marthas Zuhälter, auf offener Bühne von hinten der Kopf gespalten wird — das ist ein Anblick für Schlächter, aber nicht für Menschen. Dieses Mittel, poetische Gerechtigkeit an der „Bestie des Lebens“ zu üben, kann nur von unsäglich verrohender Wirkung auf das Publikum sein. Der Dichter weckt die allergemeinsten Instinkte, und wenn er schließlich den Kopfspalter als einen „Gerechten“ in voller theatra-

Digitized by Google

liſcher Beleuchtung und Umrahmung hinſtellt, ſo wendet ſich die Muſe mit Abſcheu von dieſem Mißbrauch der Kunſt ab.

Das Publikum aber war ganz entzückt von dieſer Leiſtung, Lorbeerkränze wurden dem Dichter zugeworfen, und die Zeitungen preiſen ſein Talent.

Nachſchrift. Inzwiſchen hat ſich doch auch die Kritik eingeſtellt, zu der Voſſens ungeſchickt zum Ausdruck gebrachtes Selbſtgefühl allerdings herausgefordert hat. Ein witziger Rezenſent hat das Stück kurz und treffend: „Die dramatiſirte Hacke“ genannt.

Rokokoſtudien

2. Die Muſche

Ich weiß euch mit euern Malereien Beſcheid, recht gut. Gott hat euch ein Geſicht gegeben, und ihr macht euch ein andres.“ So konnte ein Hamlet redivivus des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auch den Frauen zurufen. Wie ſein däniſcher Vorgänger, hätte er allen Anlaß gehabt, toll zu werden. Denn die Kunſt, das natürliche Geſicht hinter einer gleißneriſchen Hülle kosmetiſcher Mittel verſchwinden zu laſſen, iſt wohl nie wieder zu gleicher Vollkommenheit gebracht worden wie von den Schönen dieſer Zeit.

Nous la voyons tous les jours,
Mais jamais nous l'avons vue,

ſpottete ein franzöſiſcher Witzling über eine ſchminkſüchtige Dame. Es galt für weite Kreiſe.

Unter den Mächten, die dazu berufen waren, den Schimmer der Jugend und Schönheit den flüchtigen Jahren zum Trotz auf Stirn und Wangen zu zaubern, erfreuten ſich ihrer kräftigen Wirkung willen Schminke und Puder beſondrer Gunſt. Ihr eigentümlicher Hauch umſchwebt die Geſtalten jener Epoche, wie ſie uns in den Schöpfungen der Porträtkunſt, beſonders der Paſtellmalerei des Rokoko noch jetzt anſchaulich entgegentreten.

Aber die blendenden Erfolge dieſer Mittel, auf deren beſcheidenere Anwendung auch die heutige Kosmetik nicht völlig verzichten kann, genügten nicht dem Bedürfniſſe der Frauen nach möglichſter Hervorhebung einer gefälligen Außenſeite; ſie wurden geſteigert durch ein Zierſtück, das, einſt hochgeprieſen, in dem heutigen Betrachter zunächſt nur die Gefühle der Befremdung und des Widerwillens wachruft. Es iſt dies das Schminkpflaſterchen, Schönpflaſterchen

Digitized by Google

oder die Musche (mouche). In Bild und Wort ist das Andenken an die lange Herrschaft dieses Schönheitsmittels festgehalten worden; ziemlich durch anderthalb Jahrhunderte — ungefähr 1640 bis 1780 — läßt sich seine Bahn in ihrem Aufsteigen, ihrem Höhepunkt und ihrem Niedergang verfolgen.

Die Zähigkeit, mit der man trotz der mannichfachsten Anfechtungen an diesem für unser jetziges Empfinden so widerwärtigen Brauche festhielt, spricht dafür, daß sich hier nicht ein flüchtiger Einfall der launischen Modegöttin die Herrschaft eroberte, sondern daß ein tieferer Zug der Zeit mit einer Art von Naturnotwendigkeit mehrere Geschlechterfolgen auf das Schminkpflästerchen hinwies. Die Sucht der Verkleidung, der Übertünchung und Verwischung aller scharfkantigen individuellen Züge mußte im Zeitalter des höfischen Absolutismus, das die Wertschätzung des eignen Selbst, das Kraftgefühl freier Persönlichkeit nicht aufkommen ließ, reiche Nahrung finden. In diesem Grunde wurzelt eine Reihe von Erscheinungen der Mode, gegen die alle Mahnungen besorgter selbständiger Geister wie die Stimme des Predigers in der Wüste wirkungslos verhallten.

Als besonders bezeichnend für diese Zeit darf gerade durch ihre lange Dauer im steten Wechsel die kleine Musche gelten. Für Deutschland ist sie, wenn man einen starken Ausdruck gebrauchen will, das Malzeichen an der Stirn eines nach langen Leiden gedemütigten, fremder Sitte und Unsitte unterthan gewordenen Geschlechtes. Sie hielt ihren Einzug in den Zeiten tiefsten Niederganges deutscher Gesittung nach den Greueln des dreißigjährigen Krieges, sie feierte ihre höchsten Triumphe in der Toilettenkunst des Rokoko, sie verschwand, nachdem seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sittliche und staatliche Kraft des deutschen Volkstums zu neuem Leben erwacht war, als sich das Gefühl edler, freier Menschheit — in dem umfassenden Sinne, den das achtzehnte Jahrhundert diesem Worte beilegte — in den Seelen regte. Von diesem Gesichtspunkte aus darf wohl ein Rückblick auf die Geschichte dieses kleinen Zierats weiblicher Eitelkeit des Versuches nicht ganz unwert erscheinen.

Das Licht der Welt erblickte die Musche an den Ufern der Seine, und schon dadurch erwarb sie sich einen Anspruch auf die Herrschaft über die Frauenwelt des Abendlandes. Im vierten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts verfiel eine erfinderische Schöne, die mit der Vorsehung um ihres Teints willen haderte, auf den Gedanken, die Mängel ihrer Gesichtsbildung mit schwarzen zierlichen Pflästerchen zu bekleben. Da zahlreiche Mitschwestern in gleicher Weise bei Austeilung der äußern Reize sich verkürzt glaubten oder durch tückische Krankheit um ihre ursprüngliche Schönheit gebracht waren, so fand dieser Vorgang eifrige Nachfolge. Man mag dabei bedenken, daß die Blattern in manches liebliche Antlitz damals noch häufiger ihre traurigen Spuren eingruben als jetzt. Der Trost, den ein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts in einem „Lob der Blattern" den so Gezeichneten zuruft:

Digitized by Google

Erkenn es, artiges Geschlechte!
Du siehst, wenn deiner Wangen Pracht
Aus mehr als hundert Grübchen lacht,
Getreue Freunde statt der Knechte,

dürfte doch in den Herzen der wenigsten nachhaltig gehaftet haben. Man konnte sich bei der oberflächlichen Männerwelt, deren Urteil nur durch äußere Eindrücke bestochen wurde, auf eine Würdigung der inneren Vorzüge wenig Rechnung machen. Deshalb verließ man sich lieber auf die ausgleichende Gerechtigkeit von Schminke, Puder und Musche. Die Gewalt dieser Erwägungen war so heftig, daß der gegen die neue Mode gleich bei ihrem ersten Auftreten unternommene Kampf von vornherein aussichtslos war. Ihn führte zuerst ein Geistlicher, Juvernay. Vergeblich suchte er in seinem Discours contre les femmes débraillées de ce temps die neue Sitte als ekelerregend zu brandmarken. Er predigte tauben Ohren, als er ausführte „daß diese so bepflasterten Damen die Herzen aller, die sie erblickten, vielmehr von sich abstießen als reizten und Geschmack einflößten, da ein solches Pflaster als darunter verborgen Geschwür, Pocke, Warze oder andre Hautschäden (quelque ronge, pustule. clou ou autre farein) voraussetzen lasse.“*) Die angeeindete Mode brach sich Bahn und zwang auch allmählich die zur Nachfolge, die sich über eine Vernachlässigung durch die gütige Mutter Natur nicht beklagen konnten. Sie dachten wie Ovid, der den Tadlern seiner Gedichte entgegnete, ein anmutiges Gesicht könne durch ein kleines Mal nur gewinnen. Ihnen diente das schwarze Pflästerchen nach dem Gesetz des Kontrastes zur wirkungsvolleren Hervorhebung ihres Teints. Beiden Verwendungen der Musche hat in den Tagen ihres höchsten Glanzes der Sänger des „Renommisten“ den knappsten dichterischen Ausdruck geliehen:

Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt' es decken,
Und wo auch gar keins war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Nachdem der Sieg des neuen Schönheitsmittels in Paris entschieden war, drang es natürlich bald über die Grenzen seines Geburtslandes. Überall wurde es freudig willkommen geheißen; schnell wuchs die Schar seiner Verehrerinnen. Auch jenseits des Kanals fand es freundliche Aufnahme. Nur bewahrte sich das stolze Albion das Recht einheimischer Bezeichnung: patch. In Deutschland wurde, wie üblich, mit der Sache auch der Name heimisch; erst in der Schreibweise mouche (musca, die Fliege), dann suchte man dem Dinge eine deutsches Mäntelchen umzuhängen und schrieb getrost Musche. Auch die Koseform Müschchen wird von zärtlichen Anhängerinnen gebildet.

Von der Seine fand die Musche ihren Weg nach den Ufern der Pleiße in das nicht erst von Goethe so genannte Klein-Paris. Hier war der Boden

*) Angeführt bei Weiß, Kostümkunde S. 998.

Digitized by Google

für rasche Einwurzelung und weitres Gedeihen günstig. In der wegen ihres „artigen Frauenzimmers“ im siebzehnten Jahrhundert weithin berühmten Stadt brachte man allen Toilettenfragen die regste Teilnahme entgegen, begeisterte man sich rasch für die neuesten und zierlichsten Schöpfungen des französischen Geistes. Nur machte man sich das Fremde nicht in blinder Nachahmung zu eigen, sondern verstand es, ihm durch kleine eigne Zuthaten und Umbildungen ein eigentümliches Gepräge zu geben. Die so geschaffene Leipziger Mode „französisch halb, halb deutsch“ wurde wieder das bewunderte Vorbild weiter Kreise, eine „Pythia der Provinzialen.“ Besondre Sorgfalt wendete man der Pflege des Gesichtes zu.

Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt.

So schildert Zachariäs Spott die Morgenarbeit der Leipziger Schönen. Sie hatten Grund, zu diesen malerischen Künsten ihre Zuflucht zu nehmen. Manche waren bemüht, mit ihrer Hilfe die für den Teint gefährlichen Wirkungen des grade von den Frauen Leipzigs mit Leidenschaft gepflegten Kaffeegenusses zu verbergen. Von ihm bemerkt ein Beobachter aus dem Jahre 1743, er mache eine gelbe Haut, „wie solches das Leipziger Frauenzimmer gar deutlich beweiset.“

Diese modischen Neigungen der Frauen trafen leider oft feindlich zusammen mit den Ansichten der Obrigkeit. Die Väter der Stadt, der schweren Verantwortlichkeit für die wirtschaftliche Wohlfahrt und das Seelenheil ihrer Schutzbefohlenen sich wohl bewußt, suchten mit einer rührenden Ausdauer der Zunahme des Luxus zu steuern und den Strom der fremden Moden rechtzeitig einzudämmen. Die gehäuften Kleidverordnungen des siebzehnten Jahrhunderts (1634, 1640, 1652, 1661, 1664, 1673, 1680) legen — wie anderwärts — ein ebenso beredtes Zeugnis ab für den löblichen Eifer des Magistrats und für die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. Mußte doch der Rat in dem Mandatum de Anno 1664 bekennen, er habe „fast wehmütig und mit Schmerzen“ gesehen, wie wenig die von ihm erlassenen Verordnungen beachtet würden. Ähnliche Klagen wiederholen sich. Nicht belehrt durch solche trübe Erfahrungen unternahm die Obrigkeit den Kampf gegen die Hydra von neuem und richtete auch auf den jüngsten Eindringling, die Musche, ihr Augenmerk. Stolz verkündete die Kleiderordnung von 1680: „Alle unzüchtige, freche und zu allerhand Ueppigkeit, großen Aergerniß, Verschwendung und vielen Kosten Anlaß gebende neue Moden und darunter zugleich mit die Entblößung der Brüste, worüber Gott- und Ehrliebende Menschen einen Abscheu haben, schwartze Pflästergen, welche zum Uebermuth in die Gesichter bißher geklebt worden .... wollen wir verbothen haben.“ Man sieht hieraus, daß sich in der Zeit von 1673 bis

Digitized by Google

1680 das Schminkpflästerchen in der Gunst der Leipzigerinnen eingebürgert hatte, und zwar fest genug, um allen Anfechtungen Trotz bieten zu können. Die Geschichte schweigt davon, ob wirklich einige das Martyrium für die neue Mode erduldeten. An dem Mute des Bekenntnisses darf man gewiß nicht zweifeln. Der Eifer des Rates erlahmte bald, das Mandatum verfiel schnöder Vergessenheit und wurde schätzbares Material für die Neugierde späterer Geschlechter; die angefeindete Musche aber verklärte als Siegerin im Kampf Stirn und Wangen zahlreicher Verehrerinnen. Die Kunst ihrer Verwendung wurde zur Vollkommenheit gesteigert. Die Tage ihres höchsten Ruhmes waren gekommen; selbst die Weihe der Musen fehlte ihr nicht.

Die galante Dichtung der Zeit fand in der neuen Zier einen Stoff, der wie geschaffen war für geistreiche Einfälle und witzige Spielereien, wie sie der Zeitgeschmack damals verlangte. Mit großem Fleiße bebaute dieses Feld der Leipziger Professor und Vorsteher der Deutschen Gesellschaft Johann Burghard Mencke (1675—1732), der unter dem Namen Philander von der Linde eine Reihe eigner und fremder Gedichte herausgab. Er hat der Musche besondre Aufmerksamkeit gewidmet und gesinnungslos bald für, bald gegen sie gedichtet. Er durfte gewiß auf den Beifall seiner artigen Mitbürgerinnen rechnen, als er die Pflästerchen ihres Gesichtes mit — den Sonnenflecken verglich. Er selbst scheint nicht wenig stolz auf diesen Gedanken gewesen zu sein, denn er hat ihn in mehrfacher Fassung zum Ausdruck gebracht. Die kürzeste möge hier als Probe dieser „Verliebten Gedichte," wie sie der Verfasser nennt, ein Plätzchen finden.

Wie kömmt es, daß mein Licht,
Die Sylvia, so fleißig ist bemüht
Ihr angenehmes Angesicht
Mit schwarzen Mouchen zu bedecken?
Jedoch
Was wundre ich mich noch?
Wo Sonnen sind, da sind auch schwarze Flecken.

In der Rokokozeit gehört das „Mouchenschächtlein oder Capsul" zur unentbehrlichen Ausrüstung des vielgefeierten Putztisches oder Nachttisches der Damen. Hier ist „der Thron, wo die Kunst triumphirt, der Altar, wo man den Grazien opfert, durch ihn bringt man die verflossenen Zeiten zurück." Eine bunte Gesellschaft findet sich mit dem Mouchenschächtlein zusammen: der Aufsatzspiegel, die silberne Puderschachtel, Handleuchter, Nadelschächtlein, Augenbrauenkamm, L'ombreteller, Marquenschachtel. „Bißweilen auch ein Gebeth-Buch oder ein sauberes Crucifix" schließt die Aufzählung in dem Frauenzimmerlexikon des Amaranthes.

So sieht es auf dem Putztisch der schönen Belinda, der gefeierten Heldin von Popes „Lockenraub" aus:

Digitized by Google

Here files of pins extend their shining rows
Puffs, powders, patches, Bibles, billet-doux.

Die Mahnung, die der Meister der Liebeskunst Ovid seinen römischen Schülerinnen mitgiebt, man solle den Liebhaber vor dem unerwarteten Anblick der auf dem Tische ausgebreiteten Schminkkästchen und damit zugleich vor merklicher Verkühlung und Ernüchterung bewahren, war auch hier am Platze.

An dem Putztische hatte die Schöne manche Stunde zu verbringen, um sich für die Siege in der Gesellschaft zu rüsten. Es war keine leichte Arbeit; die Wahl des für die Musche geeigneten Plätzchens erforderte langes Nachdenken und eifriges Probiren, einen Ernst, den keine Mühe bleichte.

Die Spiegel sind dabei ihr größtes Heiligtum,
Vor ihnen dreht sie sich wohl neunzigmal herum
Und mustert und rangirt (ich sage kein Gedichte)
Fast jeden Augenblick die Mouchen im Gesichte.

Wie hier der Satiriker Philander von der Linde mit kräftigem Pinsel, so malt in ähnlicher Weise in den vielgenannten, aber wenig gekannten „Discoursen der Mahlern" ein ernsthafter Berichterstatter die Toilettenkünste einer Dame. „Ich hatte das Plaisir zu schauen, wie sie eine halbe Stunde über einer Musche verschwendete, bald kleibte sie dieselbe unter die Nase, bald versetzte sie selbige an das Kinne, endlich mußte sie ihren Platz am rechten Schlafe nehmen." Bei den englischen Damen gewann, wenn wir derselben Quelle folgen dürfen, die Musche sogar eine politische Bedeutung, der Parteigeist ergriff auch die Frauen, die Musche wurde das Erkennungszeichen der Gleichgesinnten, da „diejenigen, welche selbige auf der rechten Seite des Angesichts placiert hatten, sich für die Whigs und die, so sie auf der linken hatten, für die Torrys parteyeten."

Diese sorgfältigen Rüstungen zu Kampf und Sieg durften in der Gesellschaft auch auf Anerkennung rechnen; der Beifall beschränkte sich nicht auf stumme Bewunderung, es galt nicht für unschicklich, offnes Lob zu spenden. Philander empfiehlt es, in Damengesellschaft die Musche zum Gegenstande des Gesprächs zu machen:

Parlirt ihr von Douceur, bringt ihr Exemples bei,
Daß die Antiquité den Mouchen günstig sei.

Hier konnte der belesene Gesellschafter klassische Gelehrsamkeit ausstrahlen und im leichten Plaudertone galante Weisheit aus Ovid und Martial vor aufmerksamen Zuhörerinnen zum besten geben. Aus dem Jahre 1743 stammt die Schilderung eines höflichen jungen Mannes, der durch reichlich gespendeten Weihrauch die Gunst der Angebeteten zu gewinnen trachtet: „Es ist keine Spitze, kein Schminkpflästerchen, kein Geschmeide an Lucinden, das er nicht zwanzigmal vortrefflich geheißen und für besser und artiger als den Schmuck andrer Frauenzimmer ausgegeben hätte."

Digitized by Google

Aber durch die Huldigungen, die der Musche dargebracht wurden, darf man sich nicht zu dem Glauben verführen lassen, ihr Gebrauch sei so allgemein gewesen, daß eine Pflege schlichter und wahrer Empfindung unmöglich geworden wäre. Eine Reihe von Anzeichen spricht dafür, daß eine auf Einfachheit und Natürlichkeit gerichtete Unterströmung mächtig war; sie verstärkt sich mit der Zeit und gewinnt nach der Mitte des Jahrhunderts, gefördert durch das Zusammenwirken verschiedener Einflüsse, die Herrschaft. Den polternden Ergüssen von Sittenpredigern, wie Abraham St. Clara, der gegen „die Musch und Mucken im Gesicht" wiederholt donnerte, wird man keine große Wirkung beimessen können. Wichtiger sind Zeugnisse aus den moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in den Kreisen der Frauen großen Einflusses erfreuten. Der „Hamburger Patriot" (1724—1726) nimmt unter ihnen eine der wichtigsten Stellen ein. Hier werden einmal „Gesetze einer bloß für Frauenzimmer anzurichtenden Akademie" aufgestellt. Die Teilnehmerinnen verpflichten sich zu verschiedenen Gelübden. So heißt es: „Juwelen und kostbare Spitzen zu tragen, auch Schnupftabak und unnötigen Puder zu gebrauchen oder Schönflecken zu tragen, ist gäntzlich verboten." Man sieht, wie eine Fronde weiblicher Gemüter den Kampf gegen die Modethorheiten aufnimmt und einen Umschwung vorbereitet.

Nachdrücklicher als der Spott der Satiriker, als die langatmigen Tiraden ereiferter Sittenprediger mögen auf die in falschem Schmucke prangenden Schönen Mahnungen gewirkt haben, wie sie aus einem Liedchen entgegenklingen, das in der Mitte des Jahrhunderts oft angestimmt wurde. Es findet sich in dem, wie zahlreiche Auflagen beweisen, gerade in Leipzig sehr beliebten Liederbuche von Sperontes „Die Singende Muse an der Pleiße." Der Dichter beschwört die Geliebte:

Nimm die Musche
Von der Gusche,
Schönstes Kind, verstell dich nicht.
Wenn es der Natur gebricht,
Wirst du durch dergleichen Sachen
Dich wohl schwerlich schöner machen.
Drum entlarve dein Gesicht!

Der derbe Ausdruck „Gusche," der uns jetzt die Stimmung stört, weil er eher eine Stallmagd als eine zierliche Rokokogöttin als Angebetete vermuten läßt, kann nicht in dem verächtlichen Sinne des heutigen Sprachgebrauches aufgefaßt worden sein. Er ist gewiß zu den zahlreichen Silesiazismen zu rechnen, die Philipp Spitta bei seinen Forschungen nach Namen und Heimat des Dichters (Johann Sigismund Scholze aus Lobendau in Schlesien, 1705 bis 1750) den Weg gewiesen haben. Die ganze Haltung des Liedchens trägt nichts an sich, was die gröbliche Bedeutung des Wortes rechtfertigen könnte. Der Dichter schließt mit dem herzlichen Wunsche:

Digitized by Google

Mach die Probe!
Deinem Lobe
Kannst du dennoch nicht entgehn:
Denn du bist und bleibest schön.
Doch willst du mehr Glanz und Schimmer,
O, laß dich hinfort und immer
Ohne schwarze Flecke sehn.

Von dieser Zeit an beginnt, wohl zunächst bei dem jungen Geschlechte, der Glaube an die verschönernde Kraft des Schminkpflästerchens zu wanken, bis sich dann gegen das Ende der siebziger Jahre die völlige Lossagung von dem Erbteil einer innerlich überwundenen Zeit vollzog. Doch ist die Musche nicht wie das Gemeine klanglos zum Orkus hinabgezogen. Bei ihrem Scheiden strahlt sie noch in dem Spätrot poetischer Verklärung. Wieland im „Neuen Amadis" bringt ihr die letzte Huldigung (1773). Im zweiten Gesange wird die schöne Kolifischon geschildert. Auf die Nachricht von der Ankunft eines fremden Ritters hat sie sorgfältig ihre Reize durch die Künste des Putztisches erhöht.

Ihr Spiegel, von lautem Entzücken der schlauen Zofen beträftigt,
Verspricht ihr den glänzendsten Sieg. Das goldne Glöckchen erklingt,
Und rauschend öffnen sich des Vorgezeltes Flügel,
Als mit dem letzten Blick in den Spiegel
Die Dame noch etwas entdeckt. Ihr Götter! Vor Schrecken entseelt
Fliegt sie dem Putztisch zu. Was ists? O Himmel, das Siegel
Von ihrem Triumph — noch eine Musche fehlt.
Dank sey den Göttern, sie sitzt, die siegverheißende Musche,
Und hinter ihr lauert, wie ein Faun in einem dunkeln Busche,
Ein schelmischer Amor versteckt. Nun ists um den Fremden geschehn,
Zehn Feen können ihn nicht von dieser Schlinge erretten.

Als Wieland in den neunziger Jahren das Gedicht in neuer Bearbeitung in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnahm, wurde die Erwähnung der Musche schon als Archaismus empfunden. Der Dichter selbst hielt eine Erklärung für notwendig und bemerkt dazu: „Die Stelle, die vor fünfundzwanzig Jahren noch Wahrheit hatte und wenigstens noch allgemein verständlich war, hat jetzt, da die Muschen oder Schminkpflästerchen (deren kluger Gebrauch ehemals einen beträchtlichen Artikel der praktischen Damenphilosophie ausmachte) wenigstens als offensive Waffen gänzlich von den Putztischen verschwunden sind, für unsre jungen Leserinnen eine Erklärung nötig." Das Geschlecht, das sich für den Götz begeisterte, mit Werther Thränen vergoß, dem Naturevangelium Rousseaus gläubig lauschte und den Räubern zujubelte, hatte von seiner Stirn das Zeichen langer Knechtschaft und Unnatur entfernt. In der „Campagne in Frankreich" hat Goethe, dessen Jugendwerke an dieser Wandlung wesentlichen Anteil hatten, und der sich auch in diesem Sinne „Befreier der Deutschen" nennen durfte, als historischer Zeuge diesen Wechsel der Denkweise seiner Zeit

Digitized by Google

geschildert. „Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren. Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken.“ Diese mächtige Bewegung mußte auch die in ihrem Ansehn gesunkene Muschi hinwegfegen wie der Novembersturm das dürre Blatt des Waldes. „Verehre, was du verfolgtest; verfolge, was du verehrtest“ war der Taufspruch des neuen Geschlechts.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Osterzensuren. Im sechsten Hefte der Grenzboten hat wieder einmal ein Schülervater seinem gepreßten Herzen Luft gemacht: er hat sich bitter darüber beklagt, daß bei den Versetzungen an unsern höhern Schulen zu viel Gewicht auf die schriftlichen Arbeiten gelegt würde, die sonstigen Leistungen und die ganze geistige Begabung des Schülers zu wenig berücksichtigt würden: die Entscheidung würde zu äußerlich nach dem im Laufe des Schuljahres in den Notizbüchern der Lehrer entstandenen Zifferwerke getroffen.

In der vorletzten Nummer der Grenzboten kommt nun ein Lehrer und bestreitet diese Behauptungen mit großer Entschiedenheit; der Verfasser jener Beschwerden kenne die Verhältnisse nicht, könne sie gar nicht kennen, da er eben nicht Lehrer sei, er habe sich jedenfalls nur von seinem „Herrn Sohn“ etwas zutragen lassen; von allen seinen Behauptungen sei genau das Gegenteil der Fall.

Wie gewöhnlich, so wird wohl auch hier das Richtige in der Mitte liegen. Jeder von beiden — der Vater wie der Lehrer — hat seine persönlichen Erfahrungen etwas kühn verallgemeinert, der eine behauptet zu viel, der andre will zu wenig zugeben. Möge also noch einem Dritten das Wort vergönnt sein, der lange genug Schüler und — Lehrer gewesen ist, um zu wissen, wies zugeht, aber auch lange genug in andern Wirkungskreisen gestanden hat, um die Dinge auch noch von einem etwas andern Standpunkte als dem des Lehrers ansehen zu können, was übrigens schon während seiner Lehrerzeit sein stetes Bemühen war, ihn damals freilich etwas in den Geruch der Ketzerei brachte.

Daß es im Lehrerberufe, wie in jedem andern höhern Berufe, ich will gar nicht sagen geistvolle und geistlose, aber einsichtige und weniger einsichtige, freiere und beschränktere Köpfe giebt, das wird wohl auch der Verfasser der Erwiderung nicht leugnen wollen. Oder sollte er in seiner Lehrerlaufbahn immer nur mit Männern der erstern Art in Berührung gekommen sein? Dann wäre er und die Schulen, wo das geschehen wäre, im höchsten Grade glücklich zu preisen. Ich glaube nicht recht daran. Daß unsre Sprache gern alle engherzig pedantische Behandlung einer Sache mit den Wörtern „schulmeistern, Schulmeisterei, schulmeisterhaft“ bezeichnet, spricht nicht gerade dafür, daß der Lehrerstand aus lauter Geistern

Digitized by Google

ersten Ranges bestehe; auch ihr Bildungsgang nicht, der aus der Schule heraus durch ein kurzes Universitätsstudium hindurch, das auch nur wieder den sogenannten Schulwissenschaften gewidmet ist, in die Schule zurückführt. Es mag ja vereinzelt vorkommen, daß ganze Lehrerkollegien aus hervorragend tüchtigen Männern bestehen; giebt es doch Rektoren, denen, weil sie selbst geistvolle Männer sind, es eine Freude ist, sich auch mit geistvollen Männern zu umgeben, und Schulen, namentlich städtische in großen Städten, die sich die besten Kräfte aussuchen können. Aber es giebt auch Rektoren, die sich, damit ihr eignes Lichtchen umso glänzender leuchte, am liebsten mit Mittelmäßigkeiten umgeben, und Schulen, namentlich staatliche in Provinzialstädten, die nehmen müssen, was übrig bleibt.

Daß so verschiedenartige Lehrer auch ihre Aufgaben sehr verschiedenartig auffassen, die Schüler, die sie unter den Händen haben, sehr verschiedenartig behandeln und beurteilen werden, ist klar. Was aber insbesondre das Zensurenwesen betrifft, so macht man gar nicht selten die Erfahrung, daß auch gescheite und aufgeklärte Lehrer in diesem Punkte merkwürdige Pedanten sind, die sich namentlich über das Zifferwerk ihres Notizbuches schlechterdings nicht erheben können. Auch das ist eine Thatsache, von der der Verfasser der Erwiderung nichts wird abstreiten können.

Wie entstehen denn unsre Zensuren? Ich muß hier einmal ein bischen aus der Schule schwatzen, auf die Gefahr hin, daß mich der Verfasser der Erwiderung der „Verletzung des Amtsgeheimnisses“ (!) zeiht. Handelt sichs doch um Dinge, über die jeder Schüler, solange er noch Schüler ist, genau so gut Bescheid weiß, wie jeder Lehrer. Später vergißt man sie dann oft.

Zunächst wird jede einzelne schriftliche Arbeit zensirt. Schon hier aber wird sehr verschieden und sehr willkürlich verfahren, denn es giebt keine Vorschriften darüber, jeder Lehrer macht die Sache nach seinem Belieben. Der eine stuft so ab, daß er nur auf eine gänzlich fehlerfreie Arbeit die 1, auf seinen einzigen „ganzen“ Fehler*) schon die 1^b, auf zwei Fehler 2^a, auf drei Fehler 2, auf vier Fehler 2^b u. s. w. giebt. Ein andrer giebt erst auf zwei oder drei Fehler 1^b und steigt nun von zwei zu zwei oder von drei zu drei Fehlern je einen Grad abwärts. Welche Mißgriffe können aber erst begangen werden, wenn, wie es vielfach geschieht, alle Semesterarbeiten mit demselben Maßstabe gemessen werden, sie mögen lang oder kurz, schwer oder leicht, voller Fallen und Fangeisen oder nur mit ein paar menschenfreundlichen „Aufgepaßt!“ versehen sein, wenn überdies offenbare Schreibfehler, Faseleien, die der Lehrer stillschweigend berichtigen müßte — wie dankbar sind die Schüler für ein bischen „noble“ Behandlung in diesem Punkte! —, mit grober Unwissenheit, groben Mißverständnissen, groben logischen Fehlern mechanisch auf eine Stufe gestellt werden! Das einzige in der Sache selbst liegende Korrektiv besteht ja nur darin, daß sich eine ganze Klasse von vierzig Schülern bei einer lateinischen Arbeit einmal zwischen der 3 und der 5 bewegt, höchstens ein paar es bis zur 3^a oder 2^b bringen. Dann muß sich natürlich der Lehrer sagen, daß die Aufgabe zu schwer, oder, was dasselbe bedeutet, sein Maßstab diesmals falsch gewesen sei. Eine so dumme oder so faule Klasse giebt es eben nicht, daß bei einer Aufgabe, die nur einigermaßen dem augenblicklich zu

*) Es giebt „ganze“ und „halbe“ Fehler. Aber auch darüber, was zu den „ganzen“ und was zu den „halben“ Fehlern gehöre, bestehen sehr verschiedne Ansichten. Der eine rechnet z. B. im griechischen Spezimen einen falschen Accent nur für einen „halben“ Fehler; der andre würde eine solche Schwachheit mit Entrüstung von sich weisen, denn er meint: Etwas Schlimmeres als die Accentfehler ist gar nicht denkbar! wenn man die nicht als ganze Fehler anrechnet, wie soll man dann der Liederlichkeit im Accentesetzen steuern?

Digitized by Google

fordernden Standpunkte der Klasse entspricht, nicht ein paar Einsen zu erreichen und die Fünfen ganz zu vermeiden wären. Und doch giebt es Lehrer, die ihre Klasse das ganze Halbjahr, ja das ganze Schuljahr hindurch durch solche niedrige Zensuren durchschleifen, dabei fortwährend auf die schlechte Klasse schimpfen, auf den Vorgänger im Amte schimpfen, der ihnen die schlechte Klasse übergeben habe, anstatt daß sie einmal auf den naheliegenden Gedanken kämen, daß ihre Anforderungen zu hoch sind, daß ihr Maßstab falsch ist, und daß sie der ganzen Klasse durch andauernd tiefen Zensurenstand bloß die Laune und den Spaß an der Arbeit verderben. Das Richtige ist natürlich, daß an jede Arbeit ein besondrer Maßstab angelegt, daß nicht eher eine Zensur hingeschrieben wird, als bis der Lehrer sämtliche Arbeiten durchgesehen, die schlechtesten mit den besten verglichen und auf diese Weise erst die Enden des Maßstabes in die Hände bekommen hat. Aber geschieht das überall?

Außer diesen Zensuren auf die schriftlichen Arbeiten schreiben sich nun viele Lehrer — nicht alle — in das ominöse Notizbuch auch noch Zensuren nieder über jede „mündliche Leistung“ eines Schülers, über seine Übersetzungen in der Stunde, über die Rechenschaft, die er auf allerhand sachliche Fragen, die an das Gelesene geknüpft werden, zu geben weiß u. s. w. Der Schülervater hat also Unrecht, wenn er meint, die mündlichen Leistungen würden bei der Beurteilung der Schüler nicht berücksichtigt. Berücksichtigt werden sie schon, aber es fragt sich, ob in der richtigen Weise. Ich gestehe, daß ich von den Zensuren „aufs Mündliche“ nie ein Freund gewesen bin. Es hätte mir alle Freiheit und Lebendigkeit beim Unterricht genommen und mich fortwährend von der Sache abgezogen, wenn ich immer mit dem Texte des Schriftstellers und mit dem Notizbuche gleichzeitig hätte hantieren und den Eindruck jeder mündlichen Leistung unmittelbar hinterher in einer Ziffer festhalten sollen. Man beschäftigt sich doch beim Unterrichte nicht bloß mit dem einen, der gerade steht, sondern ununterbrochen muß die ganze Klasse mit ins Spiel gezogen, mit einer Handbewegung, einem Kopfnicken bald der, bald jener zur Unterstützung herangezogen werden. Das ist gar nicht möglich, wenn man mit dem Notizbuche dasteht. Da ist man immer ängstlich bemüht, möglichst reinlich die Leistung des Einzelnen aufzufangen, beschäftigt sich viertelstundenlang ausschließlich mit dem Einzelnen, während sich die andern langweilen oder Allotria treiben, ja ich weiß mich aus meiner eignen Schülerzeit zu entsinnen, wie sehr die Lehrer, die auch beim mündlichen Unterricht immer das Notizbuch in der Hand hatten, die Sklaven ihres Notizbuches waren, nach einem halben Jahre manchmal noch nicht wußten, wie die Schüler ihrer Klasse hießen, nicht eher wieder einen drannahmen, als bis die ganze Klasse durchwar, sodaß die Schüler auf den klugen Einfall kamen, sich auch ihrerseits Notizbücher anzulegen, aus denen sie genau entnehmen konnten, in wieviel Wochen sie wieder drankommen würden (in der Zwischenzeit wurde natürlich nicht präparirt) u. s. w. Nein, Leben, Zusammenhang, allgemeine Beteiligung kann im Unterrichte nur erreicht werden, wenn weiter nichts da ist, als der Lehrer, die Schüler und der Unterrichtsgegenstand — das Notizbuch ist vom Übel. Wenn sich der Lehrer den „Folgenden“ immer erst unter sekundenlanger atemloser Spannung der Klasse aus dem Notizbuche heraussuchen muß, anstatt sich ihn im Nu mit den Augen aus der Klasse zu holen, mir hat das weder als Schüler noch als Lehrer imponirt. Aber freilich, ich weiß, es giebt ganz vortreffliche Lehrer, die auch im mündlichen Unterricht nicht ohne das Notizbuch auskommen zu können glauben und den Kollegen, der das Büchelchen verschmäht, mit mißtrauischen Blicken betrachten. Wo willst du, heißt es da wohl, am Ende

Digitized by Google

des Halbjahres ein sicheres Urteil über die mündlichen Leistungen des Jungen vernehmen, wenn du dir nichts aufschreibst? Willst du dich auf bloße Eindrücke verlassen? Die verblassen sehr bald. Du weißt zu Ostern nichts mehr davon, was der Junge zwischen Michaeli und Weihnachten geleistet hat. Solche Vorwürfe bekommt man dann auch von Freunden zu hören. Worauf man freilich erwidern kann: Wenn die Eindrücke so schwach waren, gute wie schlimme, daß sie in so kurzer Zeit verblassen konnten, dann waren sie auch nicht wert, bei der Schlußzensur berücksichtigt zu werden. Und damit komme ich nun zur Hauptsache, zur Zusammenstellung und Verarbeitung der Zensuren.

Am Schlusse jedes Halbjahres wird aus den sämtlichen Ziffern, die einer im Laufe des Halbjahres erhalten hat, für jedes Fach die Durchschnittsziffer gezogen. Es ist das ein Kunststück, das eine gewisse Übung erfordert, aber schließlich läuft es doch auf ein Rechenexempel hinaus. Die niedrigen Zensuren werden gegen die höhern Grad für Grad ausgeglichen, bis alle auf zwei Grade gebracht sind, z. B. 2^a und 2, 2 und 2^b, und der Grad, der nun überwiegt, ist die Durchschnittsziffer. Hat einer 5 mal 2 und 10 mal 2^b, so hat er eben 2^b. Ein Zweifel könnte höchstens entstehen, wenn die beiden Grade ganz oder fast gleich einander gegenüberstünden, z. B. 7 mal 2 und 8 mal 2^b. Da könnte es unbillig scheinen, schlechtweg 2^b als Durchschnittszensur zu haben. Was hilfts? man kann dem Jungen ja zum Troste sagen, es sei eine „gute“ 2^b, eine bessere als die des Nachbars X, die sich aus wesentlich „andern Faktoren“ zusammensetze. Aber was hat der Junge davon? Aber auch aus andern Gründen ist eine solche Durchschnittsziffer nicht immer das Richtige. Es kommt ja vor, daß sich ein Junge im Laufe der letzten Monate in die Höhe arbeitet, daß er zuletzt Arbeiten mit der 2 macht, während er es anfangs nicht über die 3 brachte. Ist da die Durchschnittsziffer nicht überhaupt eine Ungerechtigkeit? Man soll und will doch wohl mit der Schlußzensur angeben, auf welchem Standpunkte der Junge jetzt steht, nicht auf welchem er vor einem halben Jahre gestanden hat, als die Arbeit begann, als Lehrer und Schüler einander vielleicht noch fremd waren, sich erst zusammenbeißen mußten. Aber weiter. Sind für alle einzelnen Fächer die Durchschnittsziffern festgestellt — sie werden dann als Fachzensuren auf das Zeugnis geschrieben —, so wird nun wieder aus all diesen Fachzensuren die Durchschnittsziffer ausgerechnet, und zwar werden dabei die drei „Hauptfächer,“ Lateinisch, Griechisch und Mathematik (Deutsch war bis jetzt kein „Hauptfach“!), doppelt gezählt. Es kann also einer im Deutschen die blanke 1 haben, durch eine 2^b im Lateinischen und Griechischen, eine 3^a in der Mathematik, die bei der Berechnung des Durchschnitts als 4 mal 2^b und 2 mal 3^a figuriren, wird die 1 so heruntergezogen, daß sie kaum zur Geltung kommt, der armen Einsen im Turnen, im Zeichnen und in — der Religion nicht zu gedenken. Das Ende vom Liede ist, daß all die mannichfache wissenschaftliche und sonstige Leistungsfähigkeit oder Unfähigkeit des Schülers durch — eine Ziffer ausgedrückt wird! Diese Ziffer giebt den Ausschlag bei der Versetzung, sie bestimmt den Platz des Jungen in der nächsthöhern Klasse, auf der obersten Stufe ist sie es, die den Abiturienten zur Universität begleitet. Was hat er bekommen? 2^b — damit ist alles gesagt, damit ist er gezeichnet, er ist ein Mensch der 2^b.

Ich weiß nicht, wie alt an unsern Schulen (und Universitäten, kann man hinzusetzen) diese Zensureinrichtung ist — viel älter als ein halbes Jahrhundert wird sie nicht sein, denn sie hängt offenbar mit dem ganzen schriftlichen und mündlichen Prüfungswesen zusammen, das nicht älter ist; aber so viel weiß ich, daß die gesamte Lehrerschaft aus Menschen der 1^a bestehen müßte, wenn dieses ganze

Digitized by Google

Ziffernwesen nicht zu mancherlei Ungerechtigkeiten führen sollte. Am häufigsten und auffälligsten tritt das bei der Abgangszensur hervor, auf deren Feststellung doch gewiß die größte Sorgfalt verwendet wird. Da geschieht es gar nicht selten, daß die Abiturienten selber den Kopf schütteln über die Zensur, die einem der Ihrigen erteilt worden ist; bald ist sie zu gut, bald zu schlecht, nach ihrer genauen Kenntnis des Fremdes hatten sie etwas andres erwartet. Auch das geschieht nicht selten, daß sich einer in seinem Universitätsstudium, sowie er in sein richtiges Fahrwasser kommt, aus einem Menschen der 3, als der er von der Schule entlassen wurde, alsbald zum Erstaunen seiner frühern Lehrer in einen Menschen der 1 verwandelt; es muß also doch etwas in ihm gesteckt haben, was trotz all der vielen Ziffern, mit denen ihn die Schule beurteilt hat, nicht hat zum Ausdruck kommen können. Sind Männer im Kollegium, die sich über das Zifferwerk zu erheben vermögen, ist auch nur einer drin, der das vermag und der den Mut und die Fähigkeit hat, seine abweichende Meinung zu vertreten, so kann ja mancher Mißgriff verhütet werden. Mit Rührung denke ich da an den Rektor zurück, unter dem ich die Ehre gehabt habe, eine Zeitlang zu unterrichten, einen ebenso gediegenen Gelehrten wie geistvollen und humanen Lehrer. Bei dem kam es vor, daß in der letzten Zensurberatung über die Abiturienten der ganze Ziffernkram über den Haufen geworfen wurde. Da hatte z. B. das Rechnungswerk bei einem 2^a als Hauptzensur ergeben — der Rektor hatte 1^b erwartet, handelte sichs doch um einen seiner Lieblinge, um einen seiner begabtesten Primaner! Da erhob er zuletzt die Stimme und rief voll tiefster Erregung: „Wenn ich mir aber nun, meine Herren, den ganzen Menschen ansehe, da ist mir doch die 2^a nicht genug! Wenn der keine 1^b haben soll, wer soll sie denn dann haben?“ Und nun wurde das ganze Ziffergerüst noch einmal von vorn und von hinten begutachtet, um zu sehen, wo sich vielleicht noch etwas schieben oder drücken ließe, um die gewünschte 1^b mit gutem Gewissen, sodaß man sie dem hohen Ministerium gegenüber verantworten konnte, herauszubringen. Da wurden im Lateinischen die Semesterzensuren, der freie lateinische Aufsatz, das Spezimen, die mündliche Übersetzung alles noch einmal nachgeprüft, im griechischen Striptum jeder einzelne Fehler noch einmal durch die Lupe betrachtet, das Erbarmen des Mathematikus noch einmal angefleht — welche Freude dann, und wirklich allgemeine Freude, wenn diese Superrevision noch ein paar Aufbesserungen ermöglichte, die dann die 1^b rechtfertigten! Aber auch der umgekehrte Fall kam vor: dem Rektor war eine Durchschnittsziffer zu gut. Da bäumte er zuletzt noch auf und rief: „Nein, das muß ich doch sagen, meine Herren, wenn dieser traurige Schächer, der uns nun jahrelang mit seiner bodenlosen Faulheit geärgert hat, schließlich noch mit der 3^a durchschlüpfen soll, das geht mir gegen den Strich, der darf nicht mehr haben als 3.“ Und wieder begann die Nachprüfung, bis der Rektor entweder die 3 durchgesetzt hatte oder — mit einem schmerzlich resignirten Habeat sibi! dem „traurigen Schächer“ seine 3^a hinschrieb. Bei weitem nicht so viel Umstände werden natürlich mit den gewöhnlichen Halbjahrszensuren gemacht. Nur wo mit der Hauptzensur ohne weiteres auch das „Sitzenbleiben“ ausgesprochen wäre, wird wohl gelegentlich mit gleicher Peinlichkeit verfahren, aber manch liebes mal wird auch kurzer Prozeß gemacht, namentlich auf den mittlern und untern Stufen, wo auch der beste Rektor nicht jeden einzelnen Fall nachprüfen kann, und der Junge fällt einer mit unanfechtbarer mathematischer Genauigkeit herausgerechneten Durchschnittsziffer zum Opfer.

So ideal also — das wollte ich sagen —, wie der Verfasser der Erwiderung die Zustände gezeichnet hat, sollten sie wohl sein, aber sind sie nicht, wenigstens

Digitized by Google

nicht überall. An manchen Schulen sind die Zustände unzweifelhaft so, wie sie der Verfasser des ersten Aufsatzes geschildert hat. Gerade aus Lehrerkreisen (von einem preußischen Realgymnasium) ist der Redaktion dieser Blätter eine Zustimmung zu dem Schmerzensschrei des Vaters zugegangen, die nicht nur die Wahrheit seiner Schilderung durchaus bestätigt, sondern noch viel stärkere Ausdrücke braucht als „Feldwebel“ und „Kommißphilolog,“ so stark, daß wir sie hier nicht gut wiedergeben können. Es ist eben halt überall anders, und in Preußen scheint es, wie auf dem Gebiete des Unterrichtswesens überhaupt, auch in dieser Beziehung nicht zum besten zu stehen.

Die zehn Altersstufen des Menschen. In dem neuesten Hefte der Zeitschrift für deutsche Philologie (Bd. XXIII, Hft. 4) hat E. Matthias einen Aufsatz aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors J. Zacher über den Spruch von den zehn Altersstufen veröffentlicht, der die Entstehung der bekannten Zeilen „Zehn Jahr: ein Kind“ u. s. w. mit ebensoviel Gründlichkeit wie Scharfsinn behandelt. Da die schlichten Verse, die jedes Jahrzehnt des menschlichen Lebens mit einem Schlagwort bezeichnen, zu verbreitet sind, als daß ihre Geschichte nicht auch für einen weitern Kreis von Interesse sein sollte, als ihn die Leser einer germanistischen Fachzeitschrift bilden, so greifen wir für die Leser der Grenzboten das Wichtigste aus dem Aufsatze heraus.

Zacher teilt zunächst aus älterer Zeit achtzehn Fassungen des Spruches mit, von denen die fünf frühesten dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, die letzte ins Jahr 1702 fällt, dann drei moderne, davon die erste dem Idiotikon der wenigen deutschen Gemeinden in den venetianischen Alpen, die zweite*) unsern Bilderbogen entnommen ist und die dritte die scherzhaften Veränderungen wiedergiebt, die Albertine von Grün, eine geistreiche Frau der Geniezeit, in einem Briefe an unserm Spruche angebracht hat. Für die Untersuchung sind natürlich nur die zuerst genannten in Betracht gekommen. Sie zeigen bis zum fünfzigsten Jahre keine wesentlichen Abweichungen: ein Kind, ein Jüngling, ein Mann, wohlgethan, stille stahn ist für die ersten fünf Stufen fast überall überliefert, auch die beiden letzten stimmen im großen und ganzen überein: neunzig Jahr: der Kinder Spott; hundert Jahr: genade Gott. Schwierigkeiten für die Feststellung des Ursprünglichen machen nur die drei dazwischenliegenden Stufen, in denen hier so, dort so geändert worden ist, bald aus dem Bedürfnis nach möglichst genauen Reimen, bald um das äußerliche Kennzeichen, das jedenfalls ursprünglich durch die ganze Reihe gegangen ist, durch eine Zeile von tieferm Gehalte, gewöhnlich moralisirend-ermahnend, zu ersetzen. So kommt im sechsten Vers für das anfangs bezeugte: abegân bald: „geht dichs Alter an“ auf, dem dann die verblaßtere Fassung „gehts Alter an“ gefolgt ist, im siebenten findet sich statt der einfachen Angabe: „ein Greis,“ die dem Kind, dem Jüngling, dem Mann in den ersten drei Zeilen entspricht, schon frühe die Mahnung: „dein Seel bewahr.“ Am schwierigsten war es, im achten Verse die Entscheidung zu treffen; auf Grund verschiedner, peinlich durchgeführter Betrachtungen nimmt Zacher ein ursprüngliches: ûz der wîse = extra modum an, was zu den Worten des Psalmes stimmt, ja aus ihnen hervorgegangen sein könnte, die heißen: Unser Leben währet siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre.

*) Sie giebt in der Hauptsache die heute verbreitete Gestalt wieder; in der zweiten Zeile habe ich als Knabe nicht „ein Jüngling,“ sondern „wohlgesinnt“ gelernt, das offenbar des genauern Reimes auf „Kind“ wegen eingesetzt worden war. Zacher kennt diese Variante nicht.

Digitized by Google

Und so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die ursprüngliche Gestalt des Spruches diese gewesen sei:

zehen jär: ein kint.
zweinzec jär: ein jungeline.
drizec jär: ein man
vierzec jär: wol getän.
vünfzec jär: stille stän.
sehzec jär: abe gän.
sibenzec jär: ein grise.
ahtzec jär: ûz der wise.
niunzec jär: der kinder spot.
hundert jär: genâde got!

Weniger bekannt als der Spruch selbst ist vielleicht die Thatsache, daß die zehn Altersstufen — sehr bald nach dem Aufkommen des Spruches — auch bildlich dargestellt worden sind, und zwar meist so, daß eine symbolische Tiergestalt an Stelle des betreffenden Alters abgebildet wurde. Mancher wird sich sofort an die Medaillons auf der Wartburg erinnern, die von Moritz von Schwind herrühren, vielleicht auch an die Darstellungen in der Annaberger Hauptkirche aus der Reformationszeit; außer diesen beiden führt Zacher noch acht andre auf, unter denen sich die älteste in dem Liederbuche der Klara Hätzlerin vom Jahre 1471 findet. Hier ist die ursprüngliche Reihe im Laufe der Jahrhunderte viel weniger gestört worden, als das bei dem von Mund zu Mund sich fortpflanzenden Spruche geschehen konnte, den Knaben stellt die Kitz (junge Ziege) oder der Bock, den Jüngling das Kalb, den jungen Mann der Stier dar, dann folgen Löwe, Fuchs, Wolf, Hund, Kater, Esel und Gaus. Die Bedeutung der Symbole liegt meist nahe, nur die Gaus macht für die Erklärung Schwierigkeiten. Die verschiedenen Möglichkeiten, auf die Zacher hinweist, sind nicht befriedigend.

Auch für die zehn Altersstufen des Weibes ist der Spruch durchgeführt und die Bilder hinzugefügt worden; beides giebt sich aber als steife, erkünstelte Nachahmung des Ursprünglichen zu erkennen, die kein Leben hat gewinnen können.

Auch eine Sprachdummheit. Unter dem Worte Bahn versteht man bekanntlich eine Strecke, die derart gesetzet und geglättet ist, daß eine bequeme Fortbewegung darauf vorgenommen werden kann. Der Untergrund oder die Art und Weise der Fortbewegung wird in Zusammensetzungen durch ein vorangestelltes Bestimmungswort näher angegeben, z. B. in Reitbahn, Rennbahn, Laufbahn, Rutschbahn, Schlittenbahn, Eisbahn. Keine Bahn spielt nun im Leben der Gegenwart eine solche Rolle wie die Eisenbahn. Daher ist es ganz unanstößig und begreiflich, daß per synecdochen oft das einfache Wort Bahn im Sinne von Eisenbahn gebraucht wird. Wenn wir z. B. Bahnhof, Bahnwärter sagen, so meinen wir eigentlich Eisenbahnhof, Eisenbahnwärter, aber gerade in diesen beiden Wörtern ist uns das einfache Bahn so geläufig geworden, daß die vollständigen Formen uns ganz fremd anschauen. Neben Pferdebahn, Stadtbahn hört man wohl auch noch Pferdeeisenbahn, Stadteisenbahn, aber die verkürzten und daher bequemern Formen sind auch hier in stärkerm Gebrauch. So ist es noch in vielen andern Zusammensetzungen, und es läßt sich, wie gesagt, gegen diese Synekdoche nichts einwenden. Etwas andres ist es mit einer weitern Anwendung. Die Denkfaulheit der großen Menge hat es dahin gebracht, daß jedem Sprachgefühl zum Hohne die beiden Wörter Bahn oder Eisenbahn im Sinne von Eisenbahnzug, Dampfwagen mißbraucht werden. Es läßt sich

Digitized by Google

jede Wette darauf eingehen, daß selbst unter Gebildeten mindestens die Hälfte sich so ausdrücken wird: „Der Kaiser ist mit der Eisenbahn nach Potsdam gefahren“ (soll heißen auf der Eisenbahn oder mit dem Dampfwagen); „Eben ist die Bahn angekommen“ (soll heißen der Zug); „Sieh nur, wie langsam die Eisenbahn hinschleicht“ (soll wieder heißen der Zug oder der Dampfwagen). Das Unsinnige dieser Ausdrucksweise tritt handgreiflich zu Tage, wenn man sie bei andern Bahnen anwenden wollte. Wer z. B. sagen wollte: „Der Kaiser ist mit der Schlittenbahn nach Potsdam gefahren (statt mit dem Schlitten, auf der Schlittenbahn), oder: „Eben ist die Eisbahn angekommen“ (statt die Schlittschuhläufer), der würde unzweifelhaft ausgelacht werden. Es ist die höchste Zeit, daß dieser Sprachdummheit ernstlich zu Leibe gegangen wird. Die Gebildeten sollten mit gutem Beispiele vorangehen, aber noch nötiger sind Hinweise in den Volksschulen, denn der gemeine Mann lernt die Ausdrücke „Eisenbahnzug“ und „Dampfwagen“ jetzt überhaupt nicht mehr kennen, er bezeichnet alles, was zur Fortbewegung im Eisenbahnbetriebe dient, unterschiedslos mit Eisenbahn oder Bahn.

Beiläufig sei noch bemerkt, daß die Verwendung des einfachen Wortes Bahn im Sinne von Bahnhof nicht empfehlenswert ist, wenigstens dürfen nicht Präpositionen dabei gebraucht werden, die auf den eigentlichen Bahnkörper hindeuten. Der Satz: „Wir gehen nach der Bahn“ (nach dem Bahnhofe) läßt sich allenfalls noch hören, wenn man aber, wie es oft geschieht, in demselben Sinne sagt: „Wir gehen auf die Bahn,“ so bekennt man sich geradezu zu einer Gesetzwidrigkeit, denn das Betreten des Bahnkörpers ist nach Paragraph so und so viel des Eisenbahnreglements bei Strafe verboten.

Litteratur

Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Holtze, Amtsrichter in Berlin. Erster Teil. Bis zur Reformation des Kammergerichts vom 8. März 1540. Berlin, Franz Vahlen, 1890

Im Kammergericht hat, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „das Suum cuique die schönste Verkörperung, die altpreußische Gerechtigkeit und unerschrockene Pflichttreue einen weithin Segen wirkenden Brennpunkt gefunden.“ Die quellenmäßige Geschichte dieses Gerichtshofes, zu deren Bearbeitung der Verfasser seinerzeit von dessen damaligem Präsidenten, dem jetzigen Präsidenten der Reichsgerichts, Herrn von Oehlschläger, aufgefordert worden ist, verspricht demnach ein ebenso wichtiger als interessanter Beitrag zur Rechtsgeschichte Preußens zu werden. Der vorliegende erste Band erzählt nach einer „politischen Übersicht,“ die wohl nicht gerade bis auf die Völkerwanderung zurückzugehen brauchte, die Entstehungsgeschichte des Kammergerichtes und seine Reformation unter dem Kurfürsten Joachims II. in einer auch für Nichtjuristen genießbaren Form.

Digitized by Google

Schwarz-Weiß-Rot. Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Heft 3 bis 6. Halle a. S., Eugen Strien, 1890

In Nr. 34 der vorjährigen Grenzboten haben wir bei Besprechung des zweiten Heftes von Schwarz-Weiß-Rot unter der Überschrift „Der Patriotismus als Wurzel der Sittlichkeit“ unsre Bedenken gegen Brechts Unternehmen ausgesprochen. Wir hätten uns jenen Aufsatz ersparen können, wenn wir damals schon die eigentliche Meinung des Verfassers gekannt hätten, die er im vierten Hefte Seite 193 mit den Worten ausspricht: „Eine Einzeldarstellung aller derjenigen sittlichen Pflichten, welche sich aus unserm Prinzip ergeben, ist aus dem Grunde nicht notwendig, weil wir keinerlei prinzipielle Umgestaltung der ethischen Begriffe beabsichtigen, vielmehr gegenüber den Umgestaltungen und Verwüstungen, welche der Naturalismus und ein schrankenloser, ungezügelter Individualismus heutzutage auf ethischem Gebiete anrichtet [anrichten], gerade das altbewährte Gebäude unsrer seitherigen sittlichen Begriffe neu stützen und unterbauen, zu den seither wirkenden Motiven des sittlichen Handelns das noch nicht genügend in Aktion gesetzte Motiv des Patriotismus hinzufügen und damit dem Organismus unsrer sittlichen Begriffe neues Lebensblut zuführen wollen.“ Das ist ein löbliches und ganz unbedenkliches Streben, dessen sich die Grenzboten von jeher befleißigt haben. Neu und bedenklich bleibt aber die Auffassung Brechts, daß ein ganz bestimmtes Sittlichkeitsideal, und zwar eben das seine, durch eine alle Lebensverhältnisse und Lebensäußerungen des gewaltig großen deutschen Volkes ergreifende Zucht verwirklicht werden soll, etwa wie es bei dem winzigen Spartanervölkchen durch die lykurgische Gesetzgebung, oder in einer Anzahl von reformirten Gemeinden durch Calvins Kirchenzucht geschehen ist. Indem er nun für diese Sittigungsarbeit ein Programm entwirft, benutzt er die Gelegenheit, mit anerkennenswertem Freimut alles auszusprechen, was er gegen unsre Sitten, Unsitten und Moden, gegen unsre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, gegen unsre Jugenderziehung und Gesetzgebung, gegen die politischen Parteien auf dem Herzen hat. Obwohl wir mit manchem von dem, was er sagt, nicht einverstanden sind, können wir seine Schrift doch mit gutem Gewissen empfehlen, denn vieles ist uns aus der Seele gesprochen, und alles ist sehr anregend; schon die Wärme des Herzens und der Eifer einer ehrlichen Überzeugung, die daraus sprechen, wirken wohlthuend.

Der Verfasser schließt mit den Worten: „Nur dann wird unser Volk die ihm gesteckten Ziele erreichen, wenn wir, die Glieder dieses Volkes, alle Kraft einsetzen, um jene Idee des Deutschtums, welche in den Besten der Nation gelebt hat, zu greifbarer Realität auszugestalten. Darum, auf an die Arbeit! Nicht Worte, sondern Charakter, Thaten und Opfer sind uns not.“ Wer ein ganz neues Programm aufstellt und damit schließt, daß es nicht bei Worten bleiben soll, der übernimmt damit die Verpflichtung, mit Thaten voranzugehen. Wir können nun vor der Hand nichts weiter thun, als diese Thaten abwarten. Es wird dem Verfasser recht kleinlich vorkommen, wenn wir gestehen, daß es das auf Seite 193 zweimal gedruckte Wort „Training“ ist — er meint nämlich „Training“ — was zu allererst unsre Erwartung herabgestimmt hat. Aber wir haben dann auch bei seiner Beurteilung geschichtlicher Entwicklungen und deutscher Verhältnisse der Gegenwart unverkennbare Spuren davon gefunden, daß sein Wissen von den Gegenständen, über die er spricht, etwas dilettantisch ist. Wer aber die Wiedergeburt seines Volkes bewirken will, der muß es ganz, der muß es gründlich, der muß es durch und durch kennen. Es giebt freilich Genies, bei denen das Studium durch Intuition ersetzt wird.

Digitized by Google

Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Aus Aufzeichnungen und Briefen von Professor J. Hülsmann, weiland Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg. Neue, vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1890

Ein eigentümliches Werk, aus Briefen und persönlichen Aufzeichnungen hervorgegangen, darum anschaulich, individuell, aber die höchsten Fragen des Gemüts tiefsinnig besprechend; ein Erbauungsbuch für viele Leser und Leserinnen und doch auch wieder das ganze Nachdenken des Erwachsenen in Anspruch nehmend. Man kann nach der lehrhaften Grundlage des Buches fragen und kommt dann bald darauf, daß es freier gerichtet ist, als die meisten evangelisch-kirchlichen Arbeiten. Aber die ganze dogmatische Grundlage ist für Hülsmann nicht so wichtig als das Streben, den sittlichen Mut in den vielen Bedrängnissen des Lebens zu stärken durch religiöse Vertiefung. Wenn er dabei auf vorbildliche Gedanken von Laien wie E. M. Arndt, Novalis, Weiße, Lotze, L. Ranke u. a. eingehen kann, ist es ihm eine besondre Freude, wie er denn eine Fülle weltlicher Litteratur bis in die edlen Romane von Ch. Kingsley hinein überall zur Hand hat. Der durchgebildete Theologe blickt freilich stets durch; aber auch in der theologischen Arbeit bewährt er eine merkwürdige Eigentümlichkeit. Man kann es erkennen, wenn man das Stück nachliest, wo er gegen das „etwas erzwingen wollen" in religiösen Dingen, über das Übel in der Welt, das Sterben der Kinder u. s. w. spricht, oder wo er in der eigentlichen Glaubenslehre von Christus den Begriff eines „Zauberers" fernhält. Stets ist es da der Gedanke schlichter Wirklichkeit und gottgewirkter Gesetzlichkeit im leiblichen und geistigen Leben, dem er nachgeht. Dadurch bekommt sein Wort einen zuweilen schwermütigen Untergrund, aber wir stehen uns besser dabei, als bei einem schwärmerischen Überfliegen aller menschlichen Grenzen. Das Buch hat schon bisher nicht bloß in der Rheinprovinz, sondern auch anderswo, in Braunschweig, Dresden, Kiel u. s. w. manche Kreise und Familien erfreut und gestärkt. Möchte die neue Ausgabe, die auch eine kurze Biographie Hülsmanns enthält, in derselben Weise heilsam in den gebildeten evangelischen Kreisen wirken!

Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung von B. Carneri. Bonn, Emil Strauß, 1891

Friedrich Nietzsche hat bei Gelegenheit des letzten Buches von David Friedrich Strauß: „Der alte und der neue Glaube" ein berühmt gewordenes Wort geschaffen: „Bildungsphilister." Um in Kürze den Geist der vorliegenden „Versuche über Lebensführung" von dem bekannten Mitgliede und Wortführer der österreichischen Verfassungspartei zu bezeichnen, finden wir keinen passendern Ausdruck als Bildungsphilister. Der Unterschied ist nur der, daß David Strauß — ganz abgesehen von seiner Meisterschaft in der Darstellung, mit der sich das rhetorische Parlamentsdeutsch Carneris nicht entfernt vergleichen kann — in seiner Art ein entschiedner Mann war, der mit seiner Meinung Ernst machte; Carneri aber ist ein gutmütiger, wohlwollender Mann, der nie den Mut hat, die Gedanken und Grundsätze bis in ihre „letzten Konsequenzen" zu verfolgen. Er feiert den Individualismus als das Heil der Zukunft, aber weder ist er selbst ein kräftiges „Individuum," noch läßt sich sein Ideal von Lebensführung mit einem richtigen Individualismus vereinigen; im Gegenteil: die spinozistisch-quietistische Glückseligkeit, die er preist, ist nur mit der Überwindung und Verleugnung der Individualität vereinbar. Und das ist das seltsam Unbegreifliche an diesem „Eklektiker von Natur aus," der seine eigne Persönlichkeit zum Typus der ganzen Zeit in die Höhe schrauben will, zum „modernen Menschen" par excellence: in der harmlosesten Weise schwimmt er

Digitized by Google

zwischen den Gegensätzen herum und will sie überwinden, nicht etwa durch eine neue Idee, sondern indem er sich von jedem System in der subjektivsten Weise der Welt das „Bessere" holt. Nicht eine Ahnung davon, daß in den Philosophien der großen Geister ein innerer, organischer Zusammenhang besteht (zumal von dem Gesichtspunkte der allgemeinen Lebensführung und Lebensanschauung), ist Carneri aufgegangen. Man kann doch z. B. nicht Kants Lehre von der Erscheinung und dem Ding an sich annehmen und gleichzeitig dem kalten Mechanismus der modernen Naturwissenschaft huldigen und als Darwinist die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit für abgethan erklären, wie es Carneri thut. So wie Kant selbst, ohne eine Metaphysik schaffen zu wollen, doch notwendigerweise zu den Postulaten der praktischen Vernunft gelangte, so konnte auch die nachkantische Philosophie beim Grenzbegriff des Dinges an sich nicht stehen bleiben und strebte mit Notwendigkeit nach seiner Deutung in irgend einer Weise, indem sie es entweder geradezu leugnete oder als Wille, Ich, Absolutes oder wie immer zu fassen suchte. Es ist darum lächerlich flach, wenn Carneri erklärt: „Der naive Materialismus sieht gänzlich ab von Kants idealem Weltbild, nach welchem wir über das Ansichsein der Dinge nichts wissen, weil sie uns nur als das erscheinen können, zu dem unsre Organisation sie für uns gestaltet. Was sie an sich sind, ist für uns vollkommen gleichgiltig, sobald sie es nicht für uns sind, wir folglich nichts davon haben" u. s. w. Diese Scheu vor der Metaphysik, vor dem zu Ende denken eines begonnenen Gedankens ist geradezu komisch. Aber dieses eine Beispiel diene für viele. Es ist der Bildungsphilister, der sich von allen Wissenschaften und Philosophien und Künsten etwas, was ihm am leichtesten eingeht, holt, um den Brei des „modernen Menschen" daraus zu rühren. An einer Stelle erklärt er den Religionsunterricht in den Mittelschulen geradezu für ein Verbrechen an der Wissenschaft und der Jugend; man muß allerdings, um die Schärfe des Ausdrucks zu begreifen, bedenken, daß Carneri in einem katholischen Lande zu Hause ist. Er ist aber doch weit davon entfernt, die edelste Blüte des religiösen Lebens, die Demut, im Kreise seiner ethischen Forderungen entbehren zu können. Auf der Demut beruht die Glückseligkeit, der bloße Moralunterricht kann dieses Gefühl nicht erzeugen. Wie hilft sich nun der Vertreter der vorwiegend naturwissenschaftlichen Weltanschauung? Dadurch, daß er fordert, daß die Kinder im Elementarunterricht, aber auch nicht eine Stunde länger die Lehren von einem gütigen Vater im Himmel und einer sittlichen Weltordnung etwa so anhören, wie sie die Märchen gläubig lesen, um sie dann aufgeklärt zu belächeln. Und das will ein Ethiker sein? Ein Schwachmatikus ist er, ein Halber, den Dante in das Inferno verdammen würde für ewige Zeiten. Und derart sind seine Winke für die Lebensführung des modernen Menschen alle: vorsichtiges Pendeln zwischen den Gegensätzen. Heiraten ist gut, aber nicht aus Leidenschaft; Almosen geben ist gut, aber mit Berechnung; Begeisterung ist gut, aber leidenschaftliche Hingebung, Heroismus macht nicht glückselig — so geht es in Trivialitäten munter fort. Der „moderne Mensch" Carneri hat gar nichts Neues zu sagen; er will nur das alte Lebensideal ohne das alte Fundament darstellen. Das alte ist gut, erprobt; aber das neue Fundament, das Carneri giebt, ist dünn wie Spinneweben und zeigt Risse an allen Ecken und Enden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Wie iſt der deutſchen Landwirtſchaft zu helfen?

Klagen, im Namen der deutſchen Landwirtſchaft erhoben, hören wir genug. Aber ein redlich denkender Mann, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, und der ſich gern belehren möchte, auf welche Weiſe eine ſo wichtige Quelle der Nationalkraft, wie der Landbau, geſund und blühend erhalten werden könne, findet ſich in der ſchlimmſten Lage. Anſtatt ruhiger Belehrung empfängt er überall leidenſchaftliches Geſchrei von Leuten, die vermeinen, das genaueſte Verſtändnis zu haben von dem, was der Landwirtſchaft notthue, während ſie doch nur einen durch örtliche Abgrenzung oder durch beſondre Lebensverhältniſſe eng umſchloſſenen Teil der Landwirtſchaft verſtehen und vertreten. Die deutſche Landwirtſchaft — wie ſollte es nach dem Verlauf der deutſchen Geſchichte auch anders ſein? — iſt kein gleichartiges Ganze, ſondern eine nach den verſchiedenartigſten Zielen auseinanderſtrebende Welt. Nur in einem Punkte ſind alle dieſe Sondergruppen einig, in der Unzufriedenheit mit ihrem Zuſtande. In den Mitteln der Abhilfe ſtreben ſie heftig auseinander. Indeſſen, lohnende Preiſe für ihre Erzeugniſſe wollen doch alle, darin beſteht doch noch die Einheit, die nicht verſchwinden kann. Nur giebt dieſe Einheit keine Fingerzeige, der Zwieſpalt beginnt ſofort, wenn es ſich um die Frage handelt: Wie kann man auf die Dauer lohnende Preiſe erzielen? So viel Einſicht iſt doch unter der landwirtſchaftlichen Bevölkerung vorhanden, daß nicht alle die Rettung im Schutzzoll ſehen, ſondern ſehr wohl bemerken, daß der Schutzzoll ein gefährliches und unzuverläſſiges Werkzeug iſt.

Werfen wir nur kurz einen Blick auf die landwirtſchaftlichen Gruppen. Da ſind die großen Grundbeſitzer im ganzen Oſten, namentlich um die Weichſel und die Oder. Dann kommen die Grundbeſitzer um die Elbe, die, was Abſatz-

Digitized by Google

wege betrifft, wieder ganz andre Wünsche haben. Dann kommen die wohlhabenden Bauern in einigen Gegenden Süddeutschlands. Dann kommt der zersplitterte Grundbesitz am Rhein, dann wieder die großen Bauergüter der Marschen. Wir dürfen aber auch die Bevölkerung nicht vergessen, die ohne nennenswerten eignen Besitz auf dem Lande angesiedelt ist und ihren Erwerb im Tagelohn findet, sei es als einzigen, sei es als Nebenverdienst. Abgesehen davon, daß die Absatzwege dieser Gruppen verschieden sind, so sind auch die Bedürfnisse der Berufsklassen innerhalb der Gruppen verschieden. Man sucht sich zwar über diese Verschiedenheit mit dem einen Worte hinwegzutäuschen, daß es den Arbeitern gut gehe, wo es den Arbeitsherren gut geht, aber diese Täuschung hält bei genauerm Zusehen nicht vor. Hohe Getreidepreise sind für den Großgrundbesitzer vorteilhaft, für den Arbeiter ist der Nutzen zweifelhaft. Mit Lohnerhöhungen beeilt sich der Arbeitsherr auch bei gutem Absatz nicht; je mehr also die reine Geldwirtschaft auf dem Lande durchgeführt wird, desto weniger helfen dem Arbeiter, der sein Getreide gar nicht oder nicht in ausreichender Menge selbst baut, die hohen Preise.

Außer dem Unterschiede der ländlichen Berufsklassen fällt aber vor allem der Unterschied der landschaftlichen Gruppen ins Gewicht. Eine Landschaft, die weit über ihr eignes Bedürfnis hinaus erzeugt, braucht natürlich bequeme Absatzwege. Eine Landschaft, die unter ihrem Bedürfnis erzeugt, möchte den Zugang zu ihrem Gebiet erschweren; wohlgemerkt, nicht die ganze Bevölkerung der Landschaft möchte das, wohl aber die Grundbesitzer, denn desto höhere Preise können sie stellen. Noch gesteigert wird der Unterschied der landschaftlichen Gruppen durch die Nachbarschaft. Die eine Landschaft findet ausländische Absatzmärkte und richtet auf die Behauptung dieser Märkte nicht nur die Art ihrer Erzeugung ein, sondern auch ihren Handel, nicht bloß den Ausfuhrhandel, sondern auch den Einfuhrhandel. Eine andre Landschaft hat von der Nachbarschaft die Bedrohung ihres eignen Absatzes zu fürchten und verlangt Maßregeln, um sich dieser Bedrohung zu erwehren.

Man wird sagen, daß diese Unterschiede in jedem großen Lande wiederkehrten, aber die politische Zerrissenheit Deutschlands, die ungleichartige Entwicklung seiner Teile hat die Unterschiede verschärft.

Wenden wir uns nun zu den Gegensätzen in der Beurteilung der landwirtschaftlichen Notlage. Unsre deutsche Freihandelsschule, deren Katechismus doch noch viel mehr enthält als den Freihandel, sagt: Es ist nicht wahr, daß die Landwirtschaft aufgehört habe, ein lohnendes Gewerbe zu sein. Sie ist es nur dann nicht, wenn die großen Landwirte nicht Gewerbtreibende, sondern Rentner sein wollen, die ihrem Landbesitz die Mittel zum Aufwand eines Herrenlebens entnehmen. Um sich aufzuhelfen, brauchen sie nur bescheidner zu leben. — Aber ihr Besitz ist nicht durch verschwenderisches Leben, sondern durch patriotische Opfer, durch Erbteilung und dergleichen verschuldet. — Thut

Digitized by Google

uns sehr leid, wir können nicht helfen, sagen die Freihändler; mag der verschuldete Besitz verkauft werden und in kapitalkräftige Hände übergehen.

Hier kommt eine große Frage der Politik und der Sittenpflege ins Spiel: die Zähigkeit des Landbesitzes, wenn auch durch entgegenwirkende Einflüsse vielfach durchbrochen, ist eine der stärksten unter den erhaltenden Kräften des Staatslebens. Denkt man sich den Landbesitz nur noch als Gegenstand der Spekulation, heute aus einander-, morgen zusammengeworfen, hier mit industriellen Anlagen bedeckt, die morgen verfallen, dort dem Raubbau preisgegeben, die Reste der Wälder niedergeschlagen u. s. w., so hört die Liebe zum heimatlichen Boden auf, ja die ganze Landbevölkerung wird aufgelöst in heimatlose Lohnarbeiter und heimatlose Spekulanten. Man kann auch nicht annehmen, daß, wo heute ein verschuldetes Gut verkauft wird, morgen ein kapitalkräftiger und verständiger Landwirt einziehen werde, der darauf bedacht ist, den eben erworbenen Besitz zu einem Gegenstande der Anhänglichkeit für nachkommende Geschlechter zu machen. Die ernsthafte Gefahr liegt darin, daß ein schneller und durchgreifender Besitzwechsel auf dem Lande den bloßen Geldwert zum einzigen Maßstabe des Landbesitzes macht, damit aber die aus langen Jahrhunderten überkommene, freilich schon oft veränderte, aber in gewissen Grundlagen unerschütterte Besitz- und Lebensordnung zerstört wird. Denn was von den Gütern gilt, das gilt in gleichem oder noch höherm Maße von den Bauern. Mit dem ländlichen Herrenstande wird auch der Bauernstand zerstört, man müßte denn eigne weitgreifende Sicherungsmaßregeln für ihn treffen.

Es handelt sich also zunächst um ein Mittel, den ländlichen Besitzwechsel nicht etwa zu verhindern, sondern ihm etwaige schädliche Folgen zu nehmen. Wir wollen einem solchen Mittel einige Worte widmen, aber nur in der Absicht, zu zeigen, daß solche Mittel nicht undenkbar sind. Unser eigentliches Thema soll heute ein andres sein.

Die Mittel zur Befestigung des ländlichen Grundbesitzes sind ja alt; mannichfaltig sind sie mehr der Erscheinung als dem Wesen nach. Sie laufen hinaus auf die unteilbare Vererbung, wobei nur die Wahl des bevorzugten Erben verschiedne Weisen zuläßt und in verschiednen Weisen zur Anwendung gebracht wird. Ein zweiter Unterschied liegt in der Abfindung der vom Grundbesitz ausgeschlossenen Erben. Wir enthalten uns hier alles nähern Eingehens und bemerken nur, daß die Anwendung dieser Mittel im ganzen immer seltener wird, daß ihre Verpflanzung auf die Landschaften, wo sie nicht durch alte Gewohnheit eingelebt sind, niemals gelungen ist. Überdies kann die Vererbung eines unteilbaren Besitzes für sich nicht helfen ohne Beschränkungen des ländlichen Kredits, d. h. ohne Beschränkungen der Haftbarkeit des ländlichen Bodens für Darlehen des Besitzers. Das sind Aufgaben, an denen die Gesetzgebung seit langem arbeitet, ohne bis jetzt zu einer allgemeinen und befriedigenden Lösung gelangt zu sein. Für unlösbar möchten wir die

Digitized by Google

Aufgabe nicht erklären, aber allerdings hängt die Lösbarkeit ab von einer gesunden und harmonischen Beschaffenheit aller Kulturbedingungen. Daraus kann zwar nicht folgen, daß alle verwandten Aufgaben der Gesetzgebung mit einem male gelöst werden müßten, wohl aber, daß der Gesetzgeber einen einheitlichen Plan für die Lösung aller Aufgaben vor Augen haben muß.

Was wir als das zunächst anwendbare Mittel vor Augen haben, ist bereits von Schäffle vorgeschlagen worden, aber in seiner verzwickten, scholastischen, weitschweifigen Weise, sodaß der Vorschlag, wie es scheint, gar nicht verstanden worden ist. Wir selbst sind übrigens auch nicht sicher, ob wir Schäffle richtig verstanden haben. Darauf kommt aber wenig an, wenn nur der Vorschlag brauchbar und in sich verständlich gefunden wird, gleichviel, wem das geistige Eigentum gebührt.

Wir schlagen also Genossenschaften ländlicher Grundbesitzer vor von einigermaßen gleichartigem Besitzumfang der Teilnehmer. Wer einer solchen Genossenschaft angehört, der darf Kredit nur suchen durch die Vermittlung der Genossenschaft. Urteilt die Genossenschaft oder der beauftragte Vorstand, daß das Gut schon zu belastet sei, um weitere Lasten zu ertragen, so ist sie berechtigt, das Gut abschätzen zu lassen und den Besitzer zu enteignen gegen Übernahme der auf dem Gute ruhenden Last und gegen Herauszahlung des etwa die Belastung übersteigenden Wertes. Die Genossenschaft ist dann berechtigt, einen neuen Besitzer zu suchen, oder das Gut in Verwaltung zu nehmen, oder es auch unter die Glieder der Genossenschaft, aber nur mit Genehmigung einer staatlichen Aufsichtsbehörde, zu teilen. Wird das Gut einem Käufer überlassen, so muß dieser in die Genossenschaft eintreten und die erforderlichen Bürgschaften bieten, daß er kein Spekulationskäufer ist, d. h. nicht ausgeht auf schädliche Parzellirung, auf Bodenverwüstung u. s. w. Auf diese Weise, scheint uns, könnte der Besitzwechsel ermöglicht und doch den Übeln abgeholfen werden, die ihn bei ganz ungehemmter Entfaltung fast unvermeidlich begleiten.

Wir wenden uns nun zu dem Hauptbedürfnis der Landwirtschaft, das in dem Schutze besteht gegen unberechenbare Preisschwankungen oder dauernd so niedrige Preise, daß der Betrieb der Landwirtschaft nicht mehr lohnt. Das Mittel scheint ungeheuer einfach zu sein: man macht eben so lange Schutzzölle, bis man solche Preise hat, bei denen die Landwirtschaft bestehen kann. Es ist aber mit diesem ungeheuer einfachen Mittel eine gar eigne Sache. Anwendbar ist es ja überhaupt nur in Ländern, deren Getreideerzeugung und Viehzucht den heimischen Bedarf nicht deckt. Legt man auf die Einführung dieser Erzeugnisse einen hohen Zoll, so können die inländischen Erzeuger ihren Preis so hoch stellen, als der des eingeführten Erzeugnisses durch den Zoll und die Herschaffungskosten werden muß, oder sie können auch, um ihren Absatz sicher zu erreichen, ihren Preis gegenüber den eingeführten Artikeln etwas niedriger stellen. Allein dieser Zustand ist weder so angenehm noch so

Digitized by Google

ersprießlich, als er dem oberflächlichen Blick erscheinen mag. Die erhöhten Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse bezahlen die nichtlandwirtschaftlichen Verbraucher. Da entsteht nun die Frage, wer der Nationalwirtschaft, als Einheit betrachtet, ein größeres Opfer zumute: die Landwirtschaft mit den hohen Preisen, die ihr der Staat künstlich verschafft und deren erzwungene Entrichtung alle andern Gewerbe in ihrer natürlichen Entfaltung hemmt, oder die andern Gewerbe, wenn sie verlangen, daß die Landwirtschaft bei den sogenannten natürlichen Preisen auf ihre Kosten zu kommen suche. Freilich könne sie dann, wie man bereitwillig zugiebt, keinen Herrenstand ernähren, der nicht arbeitet, bloß dem Luxus fröhnt und nebenbei sich dazu herbeiläßt, die besten Stellen im Staate für seine Mitglieder zu beanspruchen.

Wir wollen die zuletzt genannten Vorwürfe hier nicht auf ihre richtigen Grenzen zurückführen, die man finden muß, um wahr zu sein. Aber daß die Vorwürfe ausgesprochen werden und sehr verbreitet sind, genügt, um zu beweisen, daß die Schutzzölle ein rohes und gefährliches Mittel sind. Um gerechte Schutzzölle einzuführen, müßte man festgestellt haben, wieviel die Landwirtschaft zur Aufbringung ihrer Kosten bedarf, zu denen der angemessene Lebensunterhalt ihrer Berufspfleger gehört. Nach welchem Maßstabe soll das aber geschehen? Darüber würde man sich niemals einigen. Sehr dreist und unvorsichtig hat man bei Einführung der landwirtschaftlichen Zölle den alten Ruf erneuert: Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt. Das war richtig in der längst entschwundenen Zeit, wo Deutschland ein getreideausführendes Land war, und wo der deutsche Kunstfleiß von den Abnehmern lebte, die er bei der Landwirtschaft fand, die mittels der Ausfuhr einen großen Überschuß ihrer Wirtschaftskosten erzielte. Die Sache ist aber längst umgekehrt: der Wohlstand Deutschlands beruht auf der Ausfuhr von Erzeugnissen seines Kunstfleißes, und die Landwirtschaft lebt im großen und ganzen von dem Verbrauche der kunstfleißigen Bevölkerung. Auf der Entwicklung des Kunstfleißes beruht auch die Zukunft Deutschlands. Denn das alte Ricardosche Gesetz von der Zunahme der Lebensmittelerzeugnisse im arithmetischen Verhältnis, während die Bevölkerungszunahme jedenfalls in viel stärkerm Verhältnis erfolgen sollte, war unbedingt richtig für den beschränkten Umfang, für den es aufgestellt war. Heute werden in der Welt mehr Nahrungsmittel erzeugt, als lohnend verkauft werden können. Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung, die eine sehr zusammengesetzte ist, kann uns hier nicht beschäftigen. Genug, daß Deutschland kein getreideausführendes Land mehr sein kann, so lange nicht etwa die unerwartetsten Naturveränderungen vor sich gehen. Wir müssen also sehen, was uns der Kunstfleiß bringt, müssen für diesen womöglich sichere Märkte suchen. Natürlich dürfen wir nicht, wie manche Freihändler schon vorgeschlagen haben, unsre Landwirtschaft zu Grunde gehen lassen, weil schließlich die Nahrungsmittelstoffe überall billiger zu haben seien, als bei uns.

Digitized by Google

Das geht schon darum nicht an, weil wir die Stillung unsers Hungers im buchstäblichen Sinne nicht abhängig machen dürfen von den Launen und Schicksalen entfernter Länder. Es geht aber auch darum nicht an, weil die Beschäftigung mit der Landwirtschaft die Bürgschaft für die Erhaltung unsrer physischen Lebenskraft ist.

So stehen wir also, wie es scheint, vor einem gefährlichen Dilemma. Entweder, wir überlassen unsre Landwirtschaft der täglichen Gefahr eines zweifelhaften Daseins, das auch einmal mit ihrem Untergang endigen kann, oder wir hemmen zur Erhaltung der Landwirtschaft den deutschen Kunstfleiß gerade in der Zeit seines schwersten Ringens mit der Nebenbuhlerschaft andrer Völker. Nach unsrer Ansicht giebt es aber doch einen Ausweg, und diesen wollen wir jetzt beschreiben.

Wenn es eine Reichsbank giebt mit dem Vorrechte der alleinigen Notenausgabe — die Ausnahmen, die noch bestehen, lassen wir einmal aus dem Spiele — so kann es auch eine Reichsbank geben mit dem alleinigen Rechte der Getreideeinfuhr und -ausfuhr. Die ersten Teilhaber dieser Bank könnten die großen Getreidehäuser unsers Ostens und Südwestens werden, aber die Bankverwaltung müßte mit oder ohne Staatsanteil unter Staatsaufsicht geführt werden. Die Bank würde sich in den Inlandverkehr zwischen Erzeugern und Käufern gar nicht einmischen. Sie würde nur nach den Nachrichten, die sie einzöge über den Stand der Ernte, und nach den Aufträgen, die sie unmittelbar erhielte, für den Ankauf im Auslande sorgen, in dem Umfange, wie es nötig wäre zur ausreichenden Deckung des inländischen Bedarfs. Sie würde nie einen Spekulationspreis stellen, um etwa, weil sie in der Lage gewesen ist, billig zu kaufen, das ganze inländische Getreide vom Markte zu verdrängen. Aber sie würde allerdings durch den Preis, den sie zu einem bestimmten Zeitpunkte des Jahres anzukündigen in der Lage wäre, den Inlandpreis bestimmen. Denn wollten die Inlanderzeuger ihren Preis wesentlich höher stellen, so würden sich alle Verbraucher an die Reichsbank wenden, die ja immer in der Lage wäre, ihren Bedarf auch zu einer spätern Verkaufszeit noch zu decken vermöge ihrer großen Geschäftskraft. Auf diese Weise würde der willkürliche Druck aufhören, den die Spekulation jetzt auf den Inlandpreis auszuüben vermag, und damit würde überhaupt den übermäßigen Preisschwankungen vorgebeugt sein. Die Getreidepreise würden sich um ein Maximum des Abstandes bewegen, wie es der Fall ist bei dem Diskontosatz der Reichsbank für den Geldhandel.

Die Getreidebank würde aber auch in der Lage sein, einen Ausfuhrhandel mit ausländischem Getreide zu treiben. Sie wäre für diesen Handel von jedem Zoll befreit, wie es ja jetzt schon der Getreidehandel ist. Bei der Bank wäre nur das Gefährliche, daß sie durch die Zusätze einheimischen Getreides zu dem fremden Getreide als Mitbewerber auf dem inländischen Markt aufträte. Dieser

Digitized by Google

Gefahr würde freilich am gründlichsten vorgebeugt, wenn der Ausfuhrhandel nach wie vor nur Privatpersonen verstattet würde. Man könnte aber auch die Getreidemenge bestimmen, die dem inländischen Markte für den Ausfuhrhandel entzogen werden darf. Die Beantwortung solcher Fragen wäre eine spätere Sorge. Hier nur noch ein Wort über die Anwendung des gemachten Vorschlages auf den beabsichtigten deutsch-österreichischen Handelsvertrag.

Die Gegner schrien im Anfang bekanntlich am lautesten über das zu erwartende Sinken der Getreidepreise. Nun haben sie sich besonnen, daß Österreich-Ungarn überwiegend Weizen ausführt, während das deutsche Volk als Hauptnahrungsmittel den Roggen vorzieht. Nun, so kaufe man nach wie vor den Roggen aus Rußland!

Halt, heißt es nun, das geht nicht, Rußland wird die Ausfuhr seines Roggens nach Deutschland verbieten, wenn Österreich einen niedrigern Eingangszoll erhält! Auf diesen Unsinn sollte man eigentlich gar nicht antworten. Wenn die russische Regierung ihren Bauern den letzten Abnehmer verjagen wollte, so könnte sie dann sehen, wo sie bleibt. Außerdem ist Rußland nicht das einzige Land, das neben Deutschland Roggen baut. Dann aber verspotten uns andre Völker, die Franzosen z. B. längst wegen unsers Roggenbrotes. Man preist alle Tage die Wunder der Technik, von denen freilich die Hälfte Spielereien sind. Sollte denn die Technik der Bäckereien nicht imstande sein, ein schmackhaftes Volksbrot aus Weizen herzustellen, obwohl wir in Deutschland bisher gewöhnt sind, den Weizen nur zur Feinbäckerei zu verwenden? Was fangen wir denn an, wenn uns Rußland mit Krieg überzieht, wozu es seit Jahren vor unsern Augen seine Anstalten trifft? Dann hört die Roggenzufuhr doch von selbst auf. Wollen wir dann verhungern oder wieder die Hussiten vor Nanmburg aufführen und unsre Kinder zu Ziska-Gurko senden, damit sie für uns um Brot betteln?

Je aufmerksamer man den heutigen Zustand Deutschlands und Europas betrachtet, desto mehr erscheint der deutsch-österreichische Handelsvertrag als die Rettung der wirtschaftlichen Zukunft für Österreich-Ungarn, aber auch für uns.

Nun kommt man noch mit dem Einwande, daß infolge des deutsch-österreichischen Handelsvertrages, wenn er nämlich niedrigere Zölle für das österreichische als für das russische Getreide im Gefolge habe, zum Schaden unsrer Ostseeplätze Königsberg, Danzig, Stettin u. s. w. die Wege des Getreidehandels sich ändern müßten. Jetzt wird von deutschen Getreidehäusern das russische Getreide nach den westlichen Märkten verkauft. Da behauptet man nun, Österreich werde infolge des Handelsvertrages nicht nur sein Getreide auf den deutschen Markt werfen, sondern auch den russischen Getreidehandel, d. h. den billigen Einkauf und den vorteilhaften Verkauf des russischen Getreides an sich reißen.

Digitized by Google

Wie sollte denn das zugehen? Erstens wird man doch keinen Handelsvertrag schließen, der nicht Österreich zu dem Zollsatz auf ausländisches Getreide verpflichtet, den es mit Deutschland zur gleichmäßigen Anwendung vereinbaren wird. Österreich könnte also dem deutschen Handel nur den Durchfuhrhandel mit russischem Getreide entziehen, wenn zu begreifen wäre, wie es das machen sollte. Sich zollfrei mit Getreidemengen zu versehen, um sie dann auf beliebige Märkte zu werfen, würde doch selbstverständlich jeder Handelsvertrag verbieten. Dann redet man vom Schmuggel. Bis jetzt ist aber doch russisches Getreide etwa zur Ausfuhr nach England nicht über die österreichische Grenze geschmuggelt worden.

Unsre Freihändler, in der einseitigen Verbissenheit ihrer Lehre, wollen natürlich nichts von dem deutsch-österreichischen Handelsvertrage, wollen überhaupt nichts von Handelsverträgen hören, weil nach ihrer Meinung die Grenzen an einem Tage für die Einfuhr aller Welt zu gleichen Bedingungen geöffnet werden müssen. Diese Menschen hören und sehen nicht.

Eine Hauptwirkung der vorgeschlagenen Bank würde die sein, daß auch das österreichische Getreide nicht über den Bedarf hinaus zu bloßen Spekulationszwecken auf den deutschen Markt geworfen werden könnte. Dafür würde sie dem österreichischem Getreide in einem bestimmten Umfang ein regelmäßiger und zuverlässiger Abnehmer sein.

Gewisse Magnaten der Landwirtschaft haben mit den Führern in Großbetrieben einzelner Zweige des Kunstfleißes ein Bündnis zur Bekämpfung des in Aussicht stehenden deutsch-österreichischen Handelsvertrages geschlossen. Diese industriellen Freunde der Agrarier sind zum Teil solche Geschäftsmänner, die aus den Schutzzöllen für die Industrie großen Gewinn gezogen haben und jetzt nichts sehen, als die Möglichkeit, daß die ihnen erwünschten Zölle entweder Österreich gegenüber oder, zufolge der sinkenden schutzzöllnerischen Bewegung, gegenüber der ganzen Welt erniedrigt werden. Wo die Herren mit ihrem Gewinn bleiben werden, wenn der Zollkrieg aller gegen alle weiter geht und endlich auf die höchste Spitze getrieben wird, sind sie zu kurzsichtig, sich zu berechnen. Sie denken: Heute geht es ja noch gut. Dann haben sie vielleicht zu oft mit den Magnaten auf die Erhaltung aller Schutzzölle angestoßen, dabei aber vergessen, daß es nicht möglich ist, gleichzeitig die Regierung anzugehen um Hilfe bei dem Widerstande gegen die Forderung höheren Arbeitslohnes und um Hilfe zur Erhaltung hoher Preise für die unentbehrlichen Bestandteile aller Nahrung.

Digitized by Google

Geſchichtsphiloſophiſche Gedanken

5

Der Annahme, daß ſich das Menſchengeſchlecht ſchon hier auf Erden zu einem rein geiſtigen, unſinnlichen Daſein erheben ſolle, ſteht zunörderſt die merkwürdige Thatſache im Wege, daß ganz allgemein jede geiſtige Thätigkeit und jeder Fortſchritt für unfruchtbar gehalten wird, wenn dabei nichts für das leibliche Wohlbefinden herauskommt, und daß dieſes durch nichts ſo ſehr gefördert wird, als durch weite Verbreitung eines hohen Grades ſittlicher Geſinnung. Alle Tugenden dienen unmittelbar oder mittelbar der leiblichen Wohlfahrt. Den Angelpunkt des allgemein verſtändlichen Teiles der Sittenlehre des Evangeliums bilden die leiblichen Werke der Barmherzigkeit (Matthäus 25, 35): die Hungrigen ſpeiſen, die Durſtigen tränken, die Nackten bekleiden, die Obdachloſen beherbergen, die Kranken und Gefangenen beſuchen und tröſten. Eine vollkommen moraliſche Geſellſchaft, moraliſch im chriſtlichen Sinne, würde ſehr frei von leiblichen Plagen und Schmerzen ſein und ein hohes Maß leiblichen Wohlſeins genießen; ſie würde in leiblicher Beziehung nichts entbehren als jene übertriebenen Luſtempfindungen, die früher oder ſpäter Schmerzen zur Folge haben.

Wie denkt man ſich überhaupt die Vergeiſtigung? Als Aſkeſe und Verzückung? Perſonen, die auf den Genuß der geſchlechtlichen Liebe verzichten, ihre Nahrung auf das geringſte Maß einſchränken, das erforderlich iſt, einen nicht arbeitenden, daher ſeinen Stoff nur langſam wechſelnden Körper gerade noch am Leben zu erhalten, und die ihren Blick von der Welt der Sinne auf das Göttliche richten, d. h. in den meiſten Fällen entweder dem Spiel ihrer Phantaſiebilder zuſehen oder ins Leere ſtarren, ſolche Perſonen hat es ſchon — die indiſche Zeitrechnung iſt ſehr unzuverläſſig — vor drei- oder viertauſend Jahren gegeben. Es giebt ihrer auch heute noch in Indien wie in katholiſchen Klöſtern unſrer Heimat, aber es ſcheint nicht, daß ſie im Laufe der Zeit zahlreicher würden; die von der Sinnenwelt abgekehrte Beſchaulichkeit kommt von jeher bei den Kulturvölkern vor, das eine hat mehr Neigung und Anlage dazu als das andre, aber daß ſich das Menſchengeſchlecht im ganzen dieſer Daſeinsform als ſeinem Ziele zubewegte, davon iſt nichts zu ſpüren; erheben

Digitized by Google

doch manche gegen unsre Zeit den gewiß ungerechten Vorwurf, daß sie mehr als alle frühern in Materialismus versunken sei.

Oder meint man mit der Forderung der Vergeistigung, daß der Mensch, ohne der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse ganz zu entsagen, sich doch vorherrschend von geistigen Interessen soll bewegen lassen? Das ist eine zweifellos wertvollere Art von Geistigkeit als die vorige, aber daß sie eine Errungenschaft späterer Zeiten wäre, kann man doch auch von ihr nicht sagen. Ich möchte wohl wissen, wie viel heutige Menschen sich in dieser Beziehung den großen Propheten der Juden an die Seite stellen können, die in völliger Gleichgiltigkeit gegen ihr eignes leibliches Wohl ganz und gar von der Liebe zu ihrem Volke und vom Eifer für den Dienst des wahren Gottes verzehrt wurden; und ihr größter — es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Erhabenheit, Kraft und Schönheit ihres Wortes von Jahrhundert zu Jahrhundert sinkt — ihr größter, Jesaja, wirkte um 750 vor unsrer Zeitrechnung. Übrigens sind die geistigen Interessen, durch die bei vielen Menschen das Sinnliche in auffälliger Weise zurückgedrängt wird, sehr ungleichwertig, und die allgemeine Meinung geht keineswegs dahin, solche unsinnliche Menschen unter allen Umständen höher zu stellen als andre, die sich einer kräftigen Sinnlichkeit erfreuen oder, wenn man lieber will, daran leiden. Jene französischen Schreckensmänner, die monatelang Speise, Trank und Schlaf vergaßen, um Tag und Nacht Opfer auszuspionieren, Proskriptionslisten anzufertigen und Todesurteile zu unterschreiben, waren doch einfach Teufel und Scheusale. (Freilich nahm der Mordfanatismus nur bei wenigen einen gewissermaßen asketischen Charakter an, die meisten wälzten sich in den gröbsten und lasterhaftesten Genüssen.) Andre sind ungemein achtbar, können aber kaum als Muster der allgemeinen Nachahmung empfohlen werden. So der bekannte Komponist und verdiente Klavierlehrer Czerny, der sein ganzes Leben lang nichts that, als von früh bis in die Nacht Klavierstunden geben und komponiren, der nicht heiratete, kein Wirtshaus, keine Gesellschaft besuchte und übrigens ein Mensch von edler Gesinnung und vollkommener Herzens- und Sittenreinheit war. Also eine nützliche, geschlechtslose Arbeitsbiene, die aber der höhern Menschenwürde nicht entbehrt, dabei ohne Frage moralischer als Goethe; und trotzdem, wer möchte ihn wohl über Goethe stellen, wer möchte lieber Goethe als jenen in der Welt vermissen? Die Zahl solcher Arbeitsbienen, die aber meistens noch weniger geistigen Gehalt und ansprechende Eigenschaften aufzuweisen haben als Czerny, ist nicht gering. Hinter ihnen folgen noch mancherlei Menschenklassen, in denen irgend ein einseitiges geistiges Interesse überwiegt, die wir aber sämtlich nicht sehr hoch und zum Teil recht niedrig zu schätzen pflegen: politische Kannegießer, Wahlenmacher und Wühler von Profession, Projektenmacher, unglückliche Erfinder — eine Klasse, die noch nicht ausgestorben ist, obwohl das Erfinden schon seit längerer Zeit planmäßig als eine sehr gewinnbringende Beschäftigung

Digitized by Google

betrieben wird —, Personen endlich, die ihr Leben einer Schrulle opfern: das Neue Testament auf ein Quartblatt zu schreiben und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß Personen, in denen die Sinnlichkeit von Haus aus schwach oder durch Erziehung völlig ertötet worden ist, bei hoher geistiger Begabung leicht unheimliche Fanatiker, wenn sie aber mittelmäßige Köpfe sind, lederne Pedanten oder verschrobene Menschen werden.

Aber hat nicht gerade unsre Zeit wirklich einen bedeutenden Schritt, ja einen ungeheuern Sprung zur Vergeistigung hin gethan, indem sie alle Naivität abgestreift und das Natürliche des Menschendaseins aus der Öffentlichkeit, aus den Sitten und aus der Sprache verbannt hat? Der Bürger einer andern Welt, der unsre Erde zu Studienzwecken bereiste und sich ausschließlich in guter Gesellschaft bewegte, würde es kaum vermuten, daß unser Leib durchaus tierähnlich organisirt ist. Ehe man dieser modernen Form der Sittlichkeit, die gewöhnlich Prüderie genannt wird, den Rang der höchsten bis jetzt erreichten Vergeistigungsstufe einräumt, müßte man vorher wissen, wie weit sie auf Freiwilligkeit und wie weit sie auf Zwang beruht, d. h. also, es müßten auf einige Monate alle darauf bezüglichen Strafgesetze, Polizeivorschriften, Anstaltsverordnungen u. dergl. aufgehoben werden. Wahrscheinlich würde die Probe nicht übermäßig glänzend ausfallen, wenigstens haben außer den Obrigkeiten drei unter einander ganz verschiedene Menschenklassen ein recht schlechtes Zutrauen zur Gegenwart in diesem Stücke: die Frommen, die Verfasser von „Sittenstücken“ und jene Urdeutschen, nach deren Ansicht wir tief unter unsern sittenreinen heidnischen Vorfahren stehen, die durch die Berührung mit der römischen Welt oder wohl gar durch die christliche Kirche auf Jahrtausende hinaus verdorben worden seien. Nach dem Spruche des Horaz, daß die Natur immer wiederkehrt, mag man sie auch mit Knütteln austreiben, gewinnt die naturalistische, d. h. die Schmutzdichtung in dem Maße Terrain, als die Natur aus dem Leben verbannt wird. Die Prüderie ist bekanntlich vor noch nicht langer Zeit in England entstanden, und die Engländer hatten in der That guten Grund, sie zu erfinden. V. A. Huber sagt in seinen Schilderungen spanischen Volkslebens bei Beschreibung des Fandango: „Dieser Tanz ist freilich weder eine Fastenpredigt noch ein Totengerippe, aber obscön ist er nicht, wie die Engländer behaupten, die ein mittleres zwischen der albernsten Prüderie und der gröbsten Gemeinheit nicht kennen.“ Wenn ein Volk so roh ist, daß selbst seine Vornehmen eine schöne Gestalt nicht anders als mit den Augen eines Türken anzublicken vermögen, dann bleibt freilich nichts übrig, als den Augen den Anblick nicht allein des Natürlichen, sondern auch des Schönen, das möglicherweise die Sinne reizen könnte, zu entziehen, und eigentlich müßten die Engländer alle schöne Gestalten in Säcke stecken, um sie vor unsittlichen Attentaten zu schützen. Und in der That hatte bei ihnen auch die Roheit

Digitized by Google

und Zügellosigkeit der Sitten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in allen Schichten der Gesellschaft bis in den Hof hinein einen solchen Grad erreicht, daß nur durch die Einführung der strengsten Etikette der äußere Anstand wenigstens bei den Vornehmen notdürftig aufrecht erhalten werden konnte. Also notwendig war hier ein strenger Zwang der Sitte, aber als einen Zustand höherer Sittlichkeit und Vergeistigung kann man diese Lage des gefesselten Bullen, für den Schiller seine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts nicht geschrieben hat, doch wohl nicht nennen. In den übrigen europäischen Ländern rechtfertigt sich die Prüderie namentlich bei der städtischen Bevölkerung durch die Fürsorge für die Jugend, die bei der früher unerhörten Zusammendrängung der Menschen auf kleine Räume, und mitten unter Mächten, die das Familienleben teils gar nicht zustande kommen lassen, teils mit Auflösung bedrohen, in hohem Grade gefährdet ist. (Die Frage, ob nicht diese Art der Fürsorge das Übel nur verschlimmere, und ob nicht die guten Wirkungen unsrer heutigen Praxis von den schlimmen mehr als überwogen werden, kann hier nicht erörtert werden.)

Keinerlei Berechtigung dagegen können wir zwei eigentümlichen, unter einander nicht gerade befreundeten Cliquen zugestehen, deren jede für sich den Ruhm zartester Sittlichkeit und erhabenster Vergeistigung beansprucht. Die eine nennt sich liberal und stellt sich höchst entrüstet, so oft jemand öffentlich von den Nachtseiten des großstädtischen Lebens sprechen will, denn erstens stehe es damit gar nicht schlimm, und zweitens gestatte die hoch und fein entwickelte Sittlichkeit unsrer Zeit die Verhandlung über solche Dinge höchstens hinter verschlossenen Thüren. Konservative Blätter wollen wissen, daß gerade diese Art von Liberalen an jener Nachtseite sehr stark beteiligt sei, woraus sich die Scheu vor öffentlicher Besprechung leicht erklären würde. Wie dem auch sei, jedenfalls ist es grober Unfug, wenn diese modernen Heiligen vorgeben, unsre Jugend vor der Verführung durch den Apostel Paulus schützen zu müssen. Vor ein paar Jahren führte ein Blatt dieser Partei, ich weiß nicht mehr, war es das „Berliner Tageblatt“ oder die „Berliner Zeitung,“ Beschwerde über Sendlinge der Stadtmission, die an den Pforten der höheren Lehranstalten Flugblätter „unzüchtigen“ Inhalts austeilten. Die als Proben abgedruckten „unzüchtigen“ Sätze waren — Stellen aus paulinischen Briefen, was die Redaktenre natürlich nicht gewußt haben. Die Zweckmäßigkeit des Traktätchenverteilens lassen wir dahingestellt sein, aber man stelle sich vor: die unschuldigen Berliner Jünglinge, verführt durch den Apostel Paulus! Und ein Feuilletonist der „Neuen Freien Presse“ bemerkte neulich, einem anständig erzogenen Mädchen unsrer Tage könne man nicht gut zumuten, sich die Aussprüche des Apostels Paulus über die Ehe anzuhören. Diese Art „keusche Herzen“ hat schon Mephistopheles in den bekannten Versen trefflich gezeichnet. Gerade die Art und Weise, wie die Bibel und der bei allem Gegensatze der

Digitized by Google

Weltanschauung ihr doch sehr ähnliche Homer diese Dinge behandeln, ist die richtige, und viel Unheil würde vermieden, wenn wir wieder zu derselben Auffassung und Redeweise gelangten, wenn das Geschlechtsleben wieder als eine natürliche, notwendige und verehrungswürdige Einrichtung Gottes behandelt würde, anstatt daß man, wenn die Umstände darauf hinführen, mit dummem und verlegnem Lächeln ratlos zwischen der lüsternen Zote und der Geheimthuerei oder dem Scheine des Nichtswissens oder einer erheuchelten hochmütigen Verachtung hin- und herschwankt.

Die andre Clique ist die der Pessimisten, die mit ihrem Meister Schopenhauer den Willen zum Leben als das Böse, daher den Zeugungsakt, die stärkste Bejahung des Willens zum Leben, als den Urquell aller Sünde bezeichnet, dessen sich der Mensch mit Recht schäme. (Das ist, nebenbei bemerkt, zugleich eine Mißdeutung des Schamgefühls; die Geschlechtsliebe ist ein Herzensgeheimnis, das nicht durch die Zeugenschaft eines dritten entweiht werden darf; der Zartfühlende verbirgt sie, wie er andre Herzensgeheimnisse, z. B. edle Handlungen, vor profanen Blicken verbirgt. Natürlich ist mit dieser Andeutung die Bedeutung des Schamgefühls nicht erschöpft.) Diese Ansicht ist ein Gemisch von Buddhismus und Parsismus oder Manichäismus in neuem Aufputz. Sie ist der Hauptsache nach dieselbe, wie die zwar nicht in der katholischen Kirchenlehre, aber stellenweise in der Praxis des katholischen Mönchswesens herrschende, und sie liegt unbewußt auch hie und da der Prüderie zu Grunde. Gewisse hochmütige Fromme nehmen es unserm Herrgott aufrichtig übel, daß er die Menschen nicht lieber auf den Bäumen wachsen läßt, anstatt sie auf eine nach ihren Begriffen so unanständige Weise auf die Welt kommen zu lassen. Diesen Verirrungen gegenüber kann man die würdige und tiefe Ansicht vom Geschlechtsleben als mustergiltig empfehlen, die A. von Öttingen in seiner Moralstatistik entwickelt; aber die ist eben keine Errungenschaft unsers Jahrhunderts, sondern aus der Bibel geschöpft.

Wenn wir von den ekstatischen Heiligen absehen, deren Dasein die meisten unsrer Zeitgenossen für Betrug oder Selbsttäuschung halten, so würde die geistigste unter allen Daseinsformen die eines Philosophieprofessors sein, der ganz in Abstraktionen lebt. Aber die Welt hat wahrscheinlich Recht, wenn sie einem Gedankenbau, der außer von seinem Schöpfer fast von niemand ordentlich verstanden wird und der wenig erkennbaren Nutzen stiftet, keinen besonders hohen Wert beilegt. Jedenfalls würde der Gedanke, das Endziel der Weltentwicklung sei die Heranbildung aller Menschen zu Professoren der Philosophie, mehr in die „Fliegenden Blätter“ als in die Geschichtsphilosophie gehören. Die nützlichsten aller Abstraktionen sind unstreitig die mathematischen. Aber so hoch wir auch die Mathematiker schätzen sowohl wegen des praktischen Nutzens, den sie stiften, als wegen der Schwierigkeit ihrer Denkarbeit, ihnen die Palme menschlicher Vollkommenheit zuzuerkennen, hält uns ihre Einseitigkeit ab;

Digitized by Google

einen Leibniz stellen wir gerade darum so hoch, weil er nicht bloß Mathematiker war, ja weil er sich bei der Beschäftigung mit vorherrschend abstrakten Gegenständen den offnen Sinn und das Interesse für die Dinge der wirklichen Welt, für Religion und Politik und die Schicksale des Vaterlandes bewahrt hatte. Übrigens dürfen wir nicht vergessen, und damit kehren wir zum Anfange unsrer diesmaligen Erörterung zurück, daß die gründlichste und folgerichtigste Abstraktion, die Abstraktion von allem Sinnlichen und die Selbstverneinung als höchstes Ziel menschlicher Entwicklung, am allerersten Anfange der Kulturgeschichte steht; läuft doch darauf die uralte heilige Lehre der Inder hinaus.

Ein bekannter darwinistischer Satz, der sehr viel Wahrheit enthält, lautet: Im Leben des Einzelnen wiederholt sich das Leben der Gattung, oder: die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen ist die abgekürzte Entwicklungsgeschichte der Gattung. Zeigt nun der einzelne Durchschnittsmensch eine mit den Jahren fortschreitende Vergeistigung? Nur in seinen ersten beiden Lebensjahren, dann eher das Gegenteil. Das Kind führt in den ersten Monaten seines Erdendaseins ein rein tierisches Leben, d. h. die geistigen Kräfte dienen bei ihm nur der unmittelbaren Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse. Nach und nach stellt sich ein Interesse an der Außenwelt ein, das mit der körperlichen Ernährung, der Erhaltung einer angenehmen Temperatur u. s. w. nichts zu schaffen hat, und nach Vollendung des zweiten Jahres ist dieses sozusagen unkörperliche Interesse bei gesunden und lebhaften Kindern schon so stark, daß sie über der Betrachtung der Außenwelt, ihrem Studium — so darf man das beharrliche Bemühen, in ihr Verständnis einzudringen, wohl nennen — ihrer phantasievollen Deutung und ihrer Beherrschung und Verwendung zum Spiel Essen und Trinken vergessen und auf unbehagliche Empfindungen, wie die durch Kälte und nasse Kleider verursachten, nicht achten; es ist schon ein empfindlicher Schmerz oder ein starkes Hungergefühl nötig, um sie an das leibliche Bedürfnis zu mahnen. Ein tüchtiger Knabe achtet auch schmerzhafte Verwundungen, Beulen und Striemen nicht, die er sich im Spiele, bei Wettkämpfen und auf Streifzügen zuzieht. Die Speisen und Getränke werden mehr verschlungen als kostend genossen: daß den Kindern wohlschmeckende Speisen lieber sind als fade oder übelschmeckende, und zwar gerade die am liebsten, die ihnen am zuträglichsten sind, Obst und Milch, ist kein Zeichen erbsündlicher Verderbnis, sondern eine wohlthätige und notwendige Einrichtung der Natur. Aber zur Naschhaftigkeit muß das Kind besonders verzogen werden: von Natur ist ihm außer jenen dem Körper sehr heilsamen Zugaben die einfachste Speise, das Brot, die liebste. Auch der Jüngling ist noch kein Feinschmecker; junge Leute wissen nicht, was gut schmeckt, sagt Goethe. Wenn der studirende deutsche Jüngling sich in einen lebendigen Bierschlauch verwandelt, so thut er das nicht aus Neigung zur Völlerei, muß er doch dabei, ebenso

Digitized by Google

wie beim Rauchenlernen, vorher die widerstrebende Natur überwinden, sondern weil ihn die urgermanische und durch moderne akademische Satzungen aufs neu geheiligte „Sitte“ dazu zwingt: das Kneipenleben verdient also in zweifacher Hinsicht, weil es von der Sitte geboten ist und weil es der Natur widerstrebt, das Lob höchster Sittlichkeit. Natürlich ist dann wieder das Erwachen des Geschlechtstriebes im Jünglinge, und zwar ist es notwendig, daß dieser Trieb stärker sei als die Vernunft, weil sonst, wie sich jeder selbst klar machen kann, das Menschengeschlecht schon nach den Erfahrungen der ersten hundert Jahre seines Erdenwallens ausgestorben sein würde. (Die Vernunft soll wohl die Befriedigung der Triebe regeln, aber sie ausrotten oder gänzlich unterdrücken darf sie beim Durchschnittsmenschen nicht können.) Und mit einem wie hohen idealen Gehalt der Trieb beim Jüngling durchtränkt zu sein pflegt, das beweisen die zahlreichen Selbstmorde aus Liebe. Was beim Manne und beim Greise zu schwinden pflegt, das ist die Romantik; wie weit das sinnliche Element der Liebe schwindet, das mag sich jeder nach seinen eignen Herzens- und Lebenserfahrungen beantworten. Unzweifelhaft, weil nicht zu verbergen, ist die Thatsache, daß in allen übrigen Beziehungen das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, ihr absichtliches Aufsuchen, sorgfältiges Vorbereiten und methodisches Auskosten mit den Jahren zunimmt. Der gebildete Mann unsrer Tage ist Feinschmecker, verlegt sich auf das Studium des Komforts, beobachtet seinen Körper und widmet seinen angenehmen und unangenehmen Empfindungen einen Grad von Aufmerksamkeit, der mit dem stolzen Anspruch auf eine über die rohe Sinnlichkeit erhabene Vergeistigung aufs heiterste kontrastirt. Und aus seiner verfeinerten Genußsucht weiß er sich sogar noch einen Ruhmeskranz zu flechten, indem er sich und andre überredet, nur aus Pflichtgefühl, um sich leistungsfähig zu erhalten, sei er so ängstlich um seine Leibeswohlfahrt besorgt. Viele Männer sind in dem Maße Sklaven der Sinnlichkeit, daß sie nicht vier Stunden des Tages zusammenhängend verbringen können, ohne durch Trinken oder Rauchen ihre Geschmacksnerven zu kitzeln. Greisen rechnen wir es sogar als ein hohes Verdienst an, wenn sie noch geistiges Leben äußern und nicht bloß „vegetiren.“ Einen Rückschluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechts wollen wir aus diesem wenig erhebenden Verlaufe des Einzellebens nicht ziehen; der Begriff des Alterns im Sinne eines allmählichen körperlichen Verfalles ist auf jenes überhaupt nicht anzuwenden; aber für die Vergeistigungshypothese erweckt der Lebenslauf des einzelnen Menschen kein günstiges Vorurteil. Dagegen wird in dem frommen Greise die Überzeugung stark, daß dieser ganze Reichtum geistigen Lebens, den er bei zerfallendem Leibe nur noch in der Erinnerung besitzt, nicht verloren sein könne, sondern zum Wiederaufblühen und Weiterwachsen in einem Jenseits bestimmt sein müsse, wo sein Gedeihen nicht mehr von den Bedingungen des sinnlichen Lebens abhängig sein wird.

Digitized by Google

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen wir, wenn wir das Volksleben mit dem Leben der Gebildeten vergleichen. Da dieses eine höhere Kulturstufe einnimmt als jenes, so pflegt der Gebildete ohne weiteres vorauszusetzen, daß er ein geistigeres und weniger sinnliches Wesen sei, als der Mann und die Frau aus dem Volke. Sehr hart urteilt in dieser Beziehung Eduard von Hartmann über das Volk. Einer seiner Aussprüche, den ich im Augenblick nicht finden kann, lautet ungefähr: Die Religion ist die einzige Form, in der das Ideale jenen Volksmassen zugänglich ist, die sonst keinen andern Lebenszweck kennen als fressen, saufen und sich begatten. Man kann von dem genannten Philosophen (und, nebenbei bemerkt, von den meisten Philosophen und — modernen Staatsmännern) sagen, was Gino Capponi von Machiavelli sagt: er kennt den Menschen, aber nicht die Menschen. Er kennt die selbstsüchtigen Antriebe, die den Menschen bewegen, die Illusionen, die er sich über die Ziele seines Strebens macht, die Heuchelei, mit der er sich und andre über die Schlechtigkeit seiner Absichten, wie über die Verwerflichkeit der angewandten Mittel täuscht, kurzum den ganzen Motivationsprozeß, wie es Schopenhauer nennt, also er kennt den Menschen im allgemeinen, und zwar vorzugsweise seine schlechtere Seite, aber nicht die verschiednen wirklichen Menschen, die Menschen eines bestimmten Berufsstandes, einer bestimmten Landschaft, einer bestimmten Konfession, und am wenigsten natürlich die Menschen, die ihm am fernsten stehen, die untern Klassen. So kommt Hartmann an einer Stelle zu der Ansicht, daß die armen Leute kein andres Vergnügen kennten, als Essen und Trinken und jenes dritte; an einer andern Stelle dagegen meint er, Essen und Trinken könne ihnen gar kein Vergnügen bereiten, weil ihren Speisen der Wohlgeschmack fehle. Eins ist so falsch wie das andre.

Auf den oben erwähnten Ausspruch könnten wir nun zunächst mit einem Satze Schopenhauers antworten, in dem der abendländische Mensch getadelt wird, weil er „wähnt, die Tiere seien etwas von Grund aus andres als er, und, um sich in diesem Wahne zu befestigen, sie Bestien nennt, alle ihre ihm gemeinsamen Lebensverrichtungen an ihnen mit Schimpfnamen belegt u. s. w." Die Höflichkeit, die der Meister für die Tierbrüder fordert, könnte der Jünger wohl auch den ärmern unter den Menschenbrüdern zugestehen. Sodann erachte ich die zur Erhaltung des Einzelnen und der Gattung dienenden Verrichtungen überhaupt nicht für etwas Niedriges, Gemeines und Schlechtes, von denen es erlaubt wäre verächtlich zu sprechen, sondern für etwas Wunderbares, Schönes, Geheimnisvolles und Göttliches, umso mehr, als der ganze stolze Bau des menschlichen Geisteslebens aus der durch jene Verrichtungen genährten Wurzel hervorgeht, das künstliche, vielverzweigte Getriebe — aber zu was lange Worte machen über eine Sache, für die Schiller schon vor hundert Jahren den guten kurzen Ausdruck gefunden hat:

Digitized by Google

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie [die Natur] das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Und wäre ich unfehlbarer Papst, so würde ich die Zahl der Sakramente auf zwei beschränken, aber als solche nicht Taufe und Abendmahl, sondern Abendmahl und Ehe bezeichnen, weil durch die Weihe jener beiden großen natürlichen Funktionen das irdische Leben zu seiner wahren Bedeutung und seinem richtigen Gebrauche gelangt und hierdurch mit dem himmlischen verknüpft, demnach der Zweck der Religion aufs schönste erreicht wird. Auch ist unter den sieben Sakramenten der katholischen Kirche die Ehe das einzige, von dem (Epheser 5, 32) in der Vulgata die Bezeichnung sacramentum gebraucht wird.

Soll aber mit jenen verächtlichen Worten ausgedrückt werden, daß eine menschenunwürdige Form der natürlichen Verrichtungen bei den Armen relativ häufiger vorkomme, als bei den Vornehmen (absolut ist sie es freilich, weil die Zahl der Armen größer ist), so können wir auch das nicht zugeben. Freilich, die würdige Form des Familienmahles fehlt aus bekannten Ursachen nur gar zu oft; aber ist eine ärmliche Kartoffelmahlzeit, bei der die Mutter sich nicht satt ißt, damit die Kinder genug bekommen, bei der eins dem andern das winzige Klümpchen Fett oder Butter zuschiebt, das doch nicht für alle reicht, bei dem die ältern oder gesündern Geschwister einen guten Bissen, dessen sie durch einen Glücksfall teilhaft geworden sind, dem jüngsten oder schwächsten gönnen, ist ein solches Mahl nicht bei aller Formlosigkeit oder vielleicht abschreckenden Häßlichkeit der äußern Zurüstung geistiger und erhabener, als das „Diner“ des vornehmen Mannes, für den die Prüfung des täglichen „Menus“ ein hochwichtiges Geschäft bildet, und dessen Zubereitung für eine Menge gut und zum Teil sehr hoch besoldeter Kochkünstler und Gehilfen die einzige Lebensaufgabe ausmacht? Solcher armen Familien, wie Uhdes herrliches Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“ eine darstellt, die das Wenige, das sie sich mit ehrlicher Arbeit verschafft haben, mit Dank gegen Gott genießen und sogar mit einem noch ärmern zu teilen bereit sind, giebt es noch tausende. Und hat ein solches Mahl nicht einen unendlich wertvollern geistigen Inhalt, als das großartigste Zweckessen, das Gedeck zu zehn Mark, mit allen seinen schaumweingeistreichen Toasten und Gesprächen?

Damit ist auch schon gesagt, daß die Religion, so hoch sie als Pflegerin des Idealen zu achten sein mag, doch keineswegs die einzige Form ist, in der das Ideale dem armen Manne zugänglich ist. Er kennt und hegt die romantische Liebe, Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, Kameradschaft in dem Streben nach Verbesserung der Lage seines Standes, was alles ideale Empfindungen und Bestrebungen sind. Er liest auch gern, um sich geistig fortzubilden, und

Digitized by Google

unter den schönen Künsten giebt es wenigstens eine, für die er Verständnis hat: die Musik. Die Vaterlandsliebe ist ihm allerdings nur dann zugänglich, wenn er ein kleiner Besitzer ist oder Aussicht hat, einer zu werden; wer kein Stückchen Land, keine Aussicht und keine noch so kleine Hypothek auf ein solches hat, der hat auch kein Vaterland. Durch zweierlei unterscheidet sich das geistige und Gemütsleben des Volkes von dem der Gebildeten: es ist ärmer an Inhalt, aber darum nicht weniger stark und edel; und es erscheint anders im Ausdruck. Leute aus dem gemeinen Volke drücken bald mehr bald weniger aus, als der Gebildete in demselben Falle. Mehr, weil sie nicht gewöhnt sind, ihren Empfindungen Zwang anzuthun, sondern unbefangen kundgeben, was sie bewegt; weniger, weil sie bei ihrer kräftigen Konstitution mehr aushalten. „Das Volk — sagt Karl Stieler bei Beschreibung eines Oberammergauer Passionsspieles — ist weichmütig im Herzen, aber sinnenstark; es wird gerührt von dieser Schmerzensqual, aber es hat den Mut, sie zu sehen."

Nach dem heute herrschenden naturwissenschaftlichen Glauben, der wahrscheinlich gemacht, aber nicht bewiesen werden kann, hätte das Menschengeschlecht im Anfange seines Daseins tierartig gelebt, wie noch heute jedes einzelne Menschenkind in den ersten Monaten nach der Geburt. Eine wissenschaftliche Kenntnis dieses Zustandes vermögen wir nicht zu erlangen, denn selbst die rohesten Wilden sind keine Tiere mehr. In der geschichtlichen Zeit finden wir die verschiednen Grade der Geistigkeit stets neben, nicht nach einander. Es giebt zu allen Zeiten Menschen, in denen das Leibliche, andre, in denen das Geistige überwiegt, und noch andre, in denen es zu einem schönen Gleichgewicht von Leib und Geist kommt. Es giebt auch zu allen Zeiten — diese Stufenleiter fällt mit der vorigen nicht zusammen — Teufel, Bestien, Menschen und Engel. Bei den Teufeln überwiegt das Geistige ebenfalls, nur in anderm Sinne als bei den Engeln. Vielleicht gelingt es den beharrlichen Bemühungen der Guten und Weisen, die Zahl der Teufel und der Bestien zu verringern, vielleicht auch nicht; was die Hoffnung bedeutend herabstimmt, ist der Umstand, daß höllische Erscheinungen wie die Hexenprozesse und die französische Schreckensherrschaft so spät in der Weltgeschichte auftreten. Auch daß sich die Zahl der Engel wesentlich vermehren werde, ist kaum zu erwarten. Die absichtliche und künstliche Engelzüchterei ist bisher noch immer verunglückt. Den Pädagogen erhabensten Stils ergeht es wie jenen Darwinianern, die schlechterdings Tauben zu Hühnern erziehen wollen; haben sie glücklich eine Brut von recht hühnerähnlichem Charakter aufgebracht, so schlägt bei der nächsten der Taubencharakter desto entschiedner wieder durch, und die Gattung beweist ihre Beharrlichkeit. Beim Menschen pflegen solche Versuche nicht bloß mit Rückschlägen, sondern zuweilen auch mit einem Umschlag ins Untermenschliche, ins Bestialische oder Höllische zu endigen, an dem Mephistopheles seine Freude

Digitized by Google

hat. Die Heiligengeschichten wissen davon zu erzählen, und Shakespeare hat in „Maß für Maß“ am Lord Angelo ein warnendes Beispiel aufgestellt. Doch sind wir anderseits auch ziemlich sicher vor der Gefahr, daß sich die Menschheit einmal ganz und gar der Bestialität oder teuflischer Niedertracht ergeben könne. So oft solche Zustände in Revolutionen vorübergehend eingetreten sind, hat die Masse das wüste Wesen immer bald satt bekommen und von selbst wieder angefangen, menschlich zu leben, auch einen Herrn, der die Bändigung des unbotmäßigen Teiles übernahm, gern als Erlöser begrüßt. So bleibt denn der Durchschnittsmensch allezeit ein Mensch, „so wunderlich als wie am ersten Tag“; aber die engelhafteren unter seinen Brüdern weisen ihn auf ein andres Leben hin, in dem der Geist nicht mehr vom Leibe abhängig sein wird.

Nur in zwei Beziehungen muß eine fortschreitende Vergeistigung anerkannt werden. Erstens wird der Mensch in und von der Gesellschaft zur Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Begierden erzogen. Aber diese Erziehung muß bei jedem einzelnen Menschen wieder von vorn anfangen, und es ist fraglich, ob die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung durch fortgesetzte Vererbung eine stetige Steigerung erfährt. Mitten unter den zivilisirten Nationen werden immer wieder Menschen von einer nicht zu bändigenden Wildheit geboren, während Negerkinder, die von früh auf bei uns erzogen werden, sich ganz gesittet benehmen. Wenn bei sehr alten Völkern, wie bei den Chinesen, ein besonders hohes Maß von Selbstbeherrschung beobachtet wird, so darf doch nicht übersehen werden, daß eben jeder einzelne von seinen ersten Tagen an im Zwange der Volkssitte und am Gängelbande der Klugheitsvorschriften aufwächst, und es ist noch die Frage, wie sich ein wild aufgewachsener Chinese benehmen würde. Auch erinnern uns gerade die Chinesen daran, daß die Selbstbeherrschung nicht etwa schon den guten Charakter ausmacht. Sie dient dem bösen wie dem guten; große Bösewichter sind Meister darin.

Der andre Fortschritt ist unzweifelhaft ein Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts; er besteht in der stetigen Mehrung des geistigen Schatzes der Menschheit. Doch ist dabei zu bemerken, erstens, daß dieser Schatz nur verhältnismäßig wenigen zugänglich ist. Das Aneignen fertiger Ergebnisse der Wissenschaft in der Schule ist noch nicht selbst Wissenschaft; für das praktische Leben ist es von großer Wichtigkeit, daß einer die wahre Gestalt der Erdoberfläche kenne, aber für die Würde, Schönheit, Tiefe und Seligkeit der einzelnen Seele will es nicht viel bedeuten. Homer bleibt mit seiner kindischen Geographie doch immer größer als alle unsre Postbeamten, die eine so schwierige Prüfung in diesem Gegenstande zu bestehen haben. Und zweitens wird auch der Mann der Wissenschaft durch die Wissenschaft allein höchstens ein lebendiges Konversationslexikon, aber noch kein großer Geist. Die Vergeistigung der Gesichtszüge, von der so oft gesprochen wird, ist meistens weniger die Wirkung eines

Digitized by Google

umfassenden Wissens als tiefer und veredelnder Seelenerfahrungen; sie findet sich daher auch bei ungelehrten Leuten, namentlich bei Frauen, ja sie kann sogar äußerliche Maske sein oder ein Gemisch vieler verschiedner Masken, wie bei großen Schauspielern.

Zu einem ähnlichen Ergebnis sind wir auf einem andern Gebiete gelangt, das mit der Vergeistigung nicht zusammenfällt, aber innig mit ihr verwebt ist, auf dem der Sittlichkeit. In einer Untersuchung des sittlichen Fortschritts (Grenzboten 1890, Nr. 37) gelangten wir zu dem Ergebnis, dieser Fortschritt bestehe in dem wachsenden Reichtum der sittlichen Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von einem Fortschritt der Sittlichkeit gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten, zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Damit sind wir dem Sinn der Weltgeschichte schon ganz nahe gekommen.

Björnsons Ragni



er noch an der Macht der litterarischen Reklame gezweifelt hätte, der wird zu andrer Ansicht gekommen sein, seitdem die norwegische Litteratur der Gegenwart, insbesondre die Werke Ibsens und Björnsons, nach Deutschland gekommen sind und hier im umgekehrten Verhältnis zu ihrem wahren Werte mit stetig wachsender Bewunderung begrüßt werden. Die kritischen Balkentreter, geführt von dem Machtspruch eines Georg Morris Cohen Brandes, an den sich Juden und Judengenossen anzuschließen pflegen, haben es wirklich fertig gebracht, daß die näselnden Töne und die gurgelnden Akkorde dieser registerarmen norwegischen Orgel in Deutschland wie eine weltbewegende Zukunftsmusik erbrausen, daß selbst die geistlosesten und erbärmlichsten Machwerke, wenn sie nur aus dem Norden stammen, wie klassische Offenbarungen gottbegnadeter Geister, wie gewaltige Oratorien einer modernen Vernunftsreligion, wie bahnbrechende Kunstwerke einer neuen Geistesentwicklung von der urteilsarmen und geschmacklosen Masse aufgenommen werden.

Digitized by Google

Der Ibsenkultus, gegen den die Grenzboten von Anfang an zu Felde gezogen sind, hat in gewissen Kreisen einen Umfang und eine Höhe erreicht, die kaum noch weiter zu treiben sind. Nur mit Bedauern oder mit Spott können unbefangne Geister, deren Ansichten über die wahren Aufgaben der Dichtkunst noch nicht von litterarischen Marktschreiern beeinflußt worden sind, diesem lächerlichen Treiben zuschauen; denn derartige Geschmacksverirrungen gehören zu den schlimmsten Krankheitsanzeichen unsers ungesunden litterarischen Lebens. Man rühmt die lebenswahre, packende Charakterzeichnung des Norwegers; aber was sind das alles für gemachte, öde Geschöpfe, für langweilige, unfreiwillig komische Figuren, die uns dieser griesgrämige, dramatische Grübler fortwährend vor Augen führt: in Nora, in den Gespenstern, in den Stützen der Gesellschaft, in der Wildente, in Hedda Gabler! Was ist das für eine schale, poesielose Sprache, die mühsam durch alle Stücke dahinschleicht oder ruckweise vorwärtstammelt, was ist das für ein trostloser Mangel an großen Ideen und echten Empfindungen, der überall nur durch eine wesenlose Geheimnisthuerei, durch gedankenleere Gedankenstriche verhüllt werden kann!

Mit Björnstjerne Björnson wird in Deutschland zwar noch nicht solcher Humbug getrieben wie mit Ibsen. Aber auch bei ihm muß doch vor einer blinden Überschätzung gewarnt werden, die der Unverstand oder der Eigennutz geschäftig zu verbreiten sucht. Björnson ist in Deutschland weiteren Kreisen erst durch sein im Jahre 1875 erschienenes Drama „Ein Fallissement“ bekannt geworden; er hatte mit diesem Schauspiel, worin höchst prosaische Geldfragen die Handlung tragen und den Konflikt heraufbeschwören, seine altnordische Sigurdpoesie und seine romantische Richtung verlassen und einen entschlossnen Griff in die Wirklichkeit und in die wogenden Zeitfragen gethan. Bald erschienen in schneller Folge sein Drama „Der Redakteur,“ ein scharfes Strafgericht über die verkommenen Preßverhältnisse in Norwegen, „Das neue System,“ sein republikanisches Glaubenbekenntnis, und „Leonarda,“ eine kräftige Zurückweisung aller sittlichen und religiösen Unduldsamkeit, die in dem pietistischen Norwegen trotz aller demokratischen Freiheitsbestrebungen die Gemüter noch immer zu fesseln scheint.

Dasselbe Streben nach sittlichen und gesellschaftlichen Reformen spricht sich auch in seinem Roman „Thomas Rendalen“ aus, und noch entschiedner in dem soeben veröffentlichten zweibändigen Werke „Ragni“ (autorisirte Übersetzung Hamburg, 1891). Beide Romane gehören zusammen; sie haben nach Inhalt und Charakterzeichnung manche Berührungspunkte; denn der Held des erstern, der Schulvorsteher Thomas Rendalen, spielt auch in „Ragni“ eine Rolle und bildet mit seinem überspannten Wesen, seinen pädagogischen Anschauungen und Bestrebungen ein Seitenstück zu dem Freidenker, dem von edler Menschenliebe erfüllten Arzte Eduard Kallem, dem Helden in „Ragni.“ Während aber der erste Roman eine ganze Reihe bunter, fesselnder Bilder enthält, ist

Digitized by Google

der Inhalt von „Ragni“ dürftig, der Stoff verzettelt und die Darstellung durch die wiederholten Naturschilderungen und die realistische Kleinmalerei für den Leser oft geradezu ermüdend. In „Ragni“ ist kaum ein Fortschritt Björnsons auf dem Gebiete der epischen Kunst zu verzeichnen; wir können auch Brandes nicht Recht geben, wenn er in seinen „Modernen Geistern“ von Björnson sagt: „Sieht man von mißlungnen Einzelheiten ab, wer kann dann verhärtet genug sein, um nicht den Born einer neuen und eigentümlichen Poesie zu empfinden, der die Werke aus Björnsons zweiter Periode, zweiter Jugend sollte man sagen, durchströmt! Eine brennende Wahrheitsliebe hat diesen Büchern ihren Stempel aufgedruckt; ein männlicher fester Charakter giebt sich in ihnen kund. Welcher Reichtum an neuen Gedanken auf allen Gebieten, über Staat und Gesellschaft, Ehe und Haus!“ Wir gestehen, daß wir in „Thomas Rendalen“ und in „Ragni“ vergebens nach diesem Reichtum an neuen Anschauungen gesucht haben. Oder ist die leitende Idee in „Thomas Rendalen“ etwa neu, die der Dichter mit den Worten ausspricht: „Alle seine Gedanken waren auf Pädagogik und Erziehung gerichtet, und der Mittelpunkt davon wieder war der Gedanke, daß jedes einzelne Kind glücklich durch das „gefährliche Alter“ geführt werden müsse, das zu so verschiedenem Zeitpunkt eintritt. In dieser Periode büßten viele etwas ein, viele erlitten Wunden, die erst später heilten; die, welche ein besseres Erbe, bessere Bedingungen hatten, gingen unbeschädigt daraus hervor, aber das war kaum die Mehrzahl. Alle Erziehung, aller Unterricht sollte sich darum drehen, einen sittlichen Menschen hervorzubringen, dies war sein Erstes und Letztes.“

Auch die dem Roman „Ragni“ zu Grunde liegende Tendenz, das engherzige, übermäßig sittenstrenge und selbstgerechte Pharisäertum zu geißeln, hat nichts Ursprüngliches an sich; und wenn Björnson in diesem Werke das Vorurteil der Gesellschaft bekämpft, eine geschiedne Frau, die sich wieder verheiratet, begehe einen Ehebruch und müsse aus der Gesellschaft ausgestoßen werden, so verstehen wir in Deutschland diesen mit viel Umständlichkeit und Mühe geschilderten Kampf für eine andre Auffassung nicht recht und können daher dem Roman nicht das Interesse abgewinnen, das er bei den norwegischen Kleinstädtern gefunden hat. Die sittliche, religiöse und politische Engherzigkeit, das bäurisch eigensinnige, wortkarge und brütende Wesen und der beschränkte geistige Horizont der in dem Roman geschilderten Nordländer scheinen thatsächlich eine Folge von dem engen Gesichtskreise zu sein, den die massigen Felslandschaften bilden; denn oft gestattet er den Thalbewohnern nur nach einer Richtung einen schmalen Spalt zum Fernblick, und dieser Mangel an einer weiten Perspektive macht sich auch bei Björnson gleich bemerkbar, sobald er andre Fragen und Probleme behandelt als die spießbürgerlichen Norwegens.

Trotz der großartigen und farbenprächtigen Schilderungen, die er auch in „Ragni“ von der norwegischen Küste giebt, von dem Meere mit seiner

Digitized by Google

wechselnden Beleuchtung, seinen Stürmen und seinen Wellen, „die meeresschwarz und weißköpfig in das Land rollen wie sagenhafte Meeresungeheuer," von den verwetterten und gefurchteten Felsen, die wie tausend Feuerherde aus dem Meere emporsteigen, trotz der klaren Seeluft und der frischen, reinen Bergluft, die der Dichter nicht müde wird zu preisen, wird man doch in dem ganzen Roman das Gefühl nicht los, als sei man von grauem, dunstigem Seenebel umgeben, oder als befinde man sich in einer muffigen, kaum gelüfteten Schul- oder Bauernstube, als wehe einem thraniger Fischgeruch und kalter Tabaksqualm um die Nase. Kalt und thranig sind auch die Menschen, die uns Björnson in „Ragni" vorführt. Um uns ganz für seine psychologischen Entwicklungen gefangen zu nehmen, pflegt er seinen Personen keine körperlichen Reize zu verleihen; im Gegenteil er scheint seinen Helden absichtlich soviel wie möglich äußere Mängel oder Unschönheiten anzudichten: rote Haare, Sommersprossen auf Gesicht und Händen, blinzelnde Augen, abfallende Schultern u. s. w.; so ähnlich sieht Thomas Rendalen aus, so ähnlich auch Ragni.

Der Roman ist eigentlich mit Unrecht nach ihr genannt, denn sie greift erst später mittelbar in die Handlung ein und spricht im ganzen Buch kaum hundert Worte. Die Hauptpersonen sind Eduard Kallem, ein Kaufmannssohn, und Ole Tuft, ein Bauernsohn. „Ole Tuft war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, draußen vom Strande, das einzige Kind. Sein Vater, der vor [i. seit] einem Jahr gestorben war, war der angesehenste Laienprediger im Westlande gewesen und hatte seinen Sohn schon von früh auf zum Pfarrer bestimmt, weshalb dieser jetzt die Lateinschule besuchte. Ole war begabt und fleißig und seinen Lehrern gegenüber so ehrfurchtsvoll, daß er ihr erklärter Liebling wurde."

Mit großer Weitschweifigkeit und pathetischen Gedankenflügen, die zu der alltäglichen Handlung und zu den spießbürgerlichen Menschen in keinem Verhältnis stehen, und mit geheimnisvollen Andeutungen schildert der Dichter die Tugend beider Knaben, ihre Schuljahre, ihre dummen Streiche und ihre Lebenspläne. Auf Ole Tuft ist der bäurische pietistische Geist seiner Familie übergegangen. Schon als Knabe pflegt er ein durch Trunksucht heruntergekommenes Weib, um sich in solcher Dienstbarkeit für den Missionarberuf vorzubereiten; er liest die religiösen Traktate der Laienprediger mit derselben Begeisterung wie der wilde aber gutherzige Eduard Kallem die „Drei Musketiere." In „Thomas Rendalen" hat uns Björnson eine allerdings oft ans Läppische streifende Schilderung von dem Leben und Treiben in einer Mädchenschule gegeben und die vier Backfische: die blonde Milla, die braune Thora, die breite Tinka und die schmale Nora mit Humor gezeichnet mit ihren Albernheiten, ihren Emanzipationsbestrebungen und ihrem heiligen, leider bald gebrochnen Eide, nur einem keuschen Manne dereinst die Hand zu reichen. In „Ragni" läßt uns der Dichter einen flüchtigen Blick in eine norwegische Knabenschule thun, und in Erziehungsfragen verraten seine Bemerkungen oft eine feine Be-

Digitized by Google

obachtungsgabe; so, wenn er an einer Stelle sagt: In den höheren Schulen kann zuweilen ein Geist herrschen, der in grellem Widerspruch zu dem Geist in der Stadt steht, in der die Schule liegt; es ist sogar die Regel, daß die Schule in gewissen Dingen unter ganz selbständigen Einwirkungen steht. Ein einziger Lehrer kann die Schüler auf seinem eignen Wege halten, ebenso wie es von einem oder mehreren der Kameraden abhängt, ob ein ritterlicher Geist unter den Knaben herrscht oder ein gegenteiliger (!), ob ein Geist des Gehorsams oder nicht."

Ole Tuft studirt Theologie; sein eifriger Kirchenglaube, sein Melanchthongesicht und sein versteckter, aber glühender Ehrgeiz verschaffen ihm den Beinamen des Bischofs. Aus dem nichtsnützigen Eduard Kallem wird ein fleißiger Mediziner, der vor allem nach einer tiefern Bildung und nach einer freiern Weltanschauung trachtet und allmählich von bitterm Groll gegen die Kirche und die Theologen erfüllt wird. „Den Theologen, sagt er auf einer Landpartie, die er mit seiner Schwester Josephine, mit Ole Tuft und andern Freunden macht, geht die allereinfachste Ehrlichkeit ab. Sie verschweigen, daß die wichtigsten Teile ihres Glaubens den Juden nicht offenbart, sondern von ihnen anderwärts hergenommen sind. So der Glaube an die Unsterblichkeit — auch der stammt von den Ägyptern. Dasselbe gilt von den zehn Geboten. Kein Mensch klettert auf einen hohen Berg, um sich während eines Gewitters das offenbaren zu lassen, was man schon seit tausend Jahren wußte. Woher stammt der Teufel? Woher die Höllenstrafen? Woher der jüngste Tag und das jüngste Gericht? Woher die Engel? Die Juden kannten nichts von alledem. Die Prediger sind — mit einem Worte, sie untersuchen die Sachen nicht ehrlich und erzählen den Leuten nur das, was sie für gut halten." So sei Simson der Sonnengott, der phönizische Herakles. Wie sinnlos zu glauben, daß jemand seine Stärke im Haare habe! Sobald man aber davon ausgehe, daß die Haare die Sonnenstrahlen sein sollen, lang zur Sommerzeit und in des Winters Schoß abgeschnitten, so erhalte die Sache Sinn. Niemals hätten die Bienen Honig in ein Aas gelegt; aber wenn wir hörten, daß es jedesmal, wenn die Sonne durch ein Sternzeichen ging, z. B. durch das des Löwen, hieß: die Sonne hat den Löwen erschlagen — ja, dann verstünden wir, daß die Bienen ihren Honig in das Aas des erschlagenen Löwen, d. h. in die wärmste Zeit des Sommers gelegt haben.

Ole Tuft steht vor dieser freigeistigen Enthüllung ohnmächtig da; ihm fehlen die Waffen, um seinen Glauben verteidigen zu können. Er kämpft mit sich, sein Inneres ist umso tiefer verletzt, als Josephine, seine Geliebte, seine Niederlage miterlebt hat. Aber noch fanatischer klammert er sich an das Bibelwort, glänzend besteht er seine theologische Prüfung und wird Pfarrer.

Eduard Kallem wohnt als Student bei Sören Kule, einem durch lasterhaftes Leben gelähmten und blind gewordenen reichen Fischhändler. Dieser

Digitized by Google

ist zum zweitenmale verheiratet, und zwar mit der achtzehnjährigen Ragni, der Titelheldin des Romans. Sie ist auf einem Berliner Konservatorium zur Klaviervirtuosin ausgebildet worden und muß etwas Berückendes besitzen — worin das liegt, wird nicht gesagt —, denn Eduards Freund Thomas Rendalen ist über Hals über Kopf aus seiner Wohnung bei Kules ausgezogen und hat sie Eduard abgetreten. Er schildert Ragni mit den wenig schmeichelhaften Worten: „Dumm sieht sie aus, Gott verzeih mirs, dumm! die Stirn könnte sie allenfalls retten, aber die verdeckt sie ganz mit ihren Haaren!“

Nach einer breit ausgeführten Vorbereitung, wo Ragni nur immer weint, mit dem Kopfe schüttelt, nickt oder davonhuscht, bis Kallem in Schlafrock und Pantoffeln — das ist bezeichnend — sie endlich im dunkeln Korridor faßt und in sein Zimmer zieht, entschließt sie sich, den widerwärtigen Sören Kule zu verlassen, und flieht zu einem Verwandten Eduards nach Amerika. Sobald Kallem seine Zukunft gesichert sieht, holt er Ragni von dort zurück, heiratet sie und läßt sich als Arzt in der Stadt nieder, wo Ole Tust als eifriger Pfarrer und glücklicher Familienvater mit Josephine lebt. Mit Schrecken und Entrüstung gewahren das die Pfarrersleute. Eduards Ehe mit Ragni gilt ihnen für unsittlich und verwerflich, und obgleich Josephine in ihrem Bruder den vortrefflichen Arzt schätzt und den edeln Charakter liebt, ist sie doch nicht imstande, Ragni freundlich entgegenzukommen. Sie verreist, um die anrüchigen Verwandten nicht in die Gesellschaft einführen zu müssen, und bald ist zwischen beiden Familien eine unübersteigbare Scheidewand aufgerichtet. Der übermäßig beschäftigte Eduard bemerkt zwar nichts von den kleinstädtischen Intriguen, aber um so schmerzlicher empfindet Ragni diesen Zustand der gesellschaftlichen Ächtung. Bald geraten der junge Arzt und der Pfarrer heftig aneinander. Dem Maurer Andersen, der verunglückt ist, muß ein Bein abgenommen werden; trotz der Weigerung des Kranken führt Eduard die notwendige Operation aus und befiehlt, daß dem Unglücklichen davon nichts mitgeteilt werde, die Aufregung könne tötlich wirken. Da erscheint der Pfarrer am Krankenbette; er kann es mit seinem religiösen Denken und Empfinden nicht vereinbaren, den Kranken zu belügen — Andersen stirbt. Der Krieg zwischen dem freigeistigen Arzte, der an kein Dogma mehr glaubt, und dem Pfarrer, der sich immer hartnäckiger in seine orthodoxe Verblendung hineinarbeitet, beginnt nun mit allen Waffen, die der religiöse Fanatismus, die Herzlosigkeit und die Gemeinheit nur leihen können. Das Opfer dieses Kampfes ist die unglückliche, hilflose und kindliche Ragni. Man belauscht sie auf Schritt und Tritt; man legt ihrem unschuldigen Verkehr mit dem jungen Musikschwärmer Karl Meck unlautere Motive unter. Man weiß ihren frühern Gatten, Sören Kule, nach derselben Stadt zu locken, damit er des Doktors Nachbargrundstück übernehme. Endlich bricht Ragni unter diesen nichtswürdigen

Digitized by Google

Verfolgungen zusammen. Zu spät merkt Eduard das Entsetzliche seiner Lage. „Er selber lebte nur für das Wohl seiner Mitmenschen, er that für sie, was in seinen Kräften stand, und nicht ein Einziger von ihnen allen war ehrlich genug, dankbar genug, oder auch nur empört genug, um ihm zu sagen, daß er seinen guten Namen und [sic] den seiner Frau, [und] seines Hauses Ehre verteidigen müsse. So viel dummer Leichtsinn! So ein weiter Spielraum für Bosheit und selbgereiftes Urteil in dieser christlichen Gemeinde!“ Er tobt gegen die durch Dogmen verblendeten Gewohnheitstiere, gegen die gewissenlosen Seligkeitswächter, die psalmensingenden Egoisten, die kalten Gebetsplapperer, die das beste, reinste Wesen gemordet hätten. Aber da ist nicht einer, zu dem er hätte gehen, den er an der Kehle packen konnte und sagen: Du bist es! Du sollst mir Rechenschaft geben! Es waren alle und keiner. Sanfte Mitwisser, liebevolle Mitschuldige.

Endlich tritt ein Gesinnungswechsel ein. Des Pfarrers Knabe liegt todkrank. In der Verzweiflung schickt er zu Eduard. Dieser kommt und rettet das Kind. Da endlich stürzt dem engherzigen Geistlichen sein dogmatischer Bau zusammen. Laut von der Kanzel herab ruft er seiner Gemeinde zu, daß er sich auf falschen Wegen befunden habe; nicht der Glaube sei das erste, sondern das Leben; nicht in einem Worte, einer Formel, einem Sakramente habe man Gott zu suchen, sondern im Leben, in dem Leben, das man aus der Tiefe der Todesangst abgewinne, in dem Lichtsiege, in der Hingebung, in der Gemeinschaft der Liebenden. „Nie wieder — sagt er — nie wieder will ich Menschen nach Dogmen verurteilen, die dem Gerechtigkeitssinn einer frühern Zeit entsprechen, wenn dieser nicht gleichzeitig den Maßstab der Liebe enthält, der unsrer Zeit geziemt. Niemals, so wahr Gott lebt!“

Nach Ragnis Tode tritt zwischen dem Arzte und dem Pfarrer allmählich eine Versöhnung ein. Ragnis Unschuld, ihr Edelsinn und ihre Tugendhaftigkeit werden offenbar, und Josephine, die unter der Selbstanklage und ihren Gewissensbissen schwer zu leiden hat, weiß nicht allein den Starrsinn ihres Gatten zu brechen, sondern auch den tiefen Groll ihres Bruders zu versöhnen.

Die Tendenz des Romans liegt in den von Ragni stammenden Versen:

Wann wird es wirklich Morgen?
Wenn heilige Kraft dich durchziehet,
Der Sonne gleich dich durchglühet,
Und wenn dein Herz, von ihr entzündet,
Kündet
Laut der Welt im Überschwalle
Gut zu sein, ihm, gut für alle, alle!
Dann ist es Morgen,
Wirklich, wirklich Morgen.

Digitized by Google

Höchste Kraft, wie du weißt,
Auch Gefahren verheißt —
Ist es das, was du willst — ja?
Ja!

Das norwegische Volksleben ist in dem Roman mit großer Liebe geschildert. Wo Björnson das Treiben der Seeleute im Hafen, die Thätigkeit der Fischer am Strande, das Leben der Bauern auf ihren Höfen und in ihren verräucherten Stuben darstellt, liefert er mit seiner realistischen Kleinmalerei wahre Kabinetsstücke nach Art der Holländer. Der unruhige, zerfahrene Christen Larssen, der an der Erfindungsmanie leidet, Sören Pedersen und seine Frau, die der Arzt beide durch Hypnose von der Trunksucht heilt, Ole Tufts fromme Mutter, das alles sind Typen, wie wir sie nur bei Adrian Brouwer oder Ostade wiederfinden.

Björnsons Sprache ist lebendig, anschaulich und bilderreich, zuweilen wird der Ausdruck aber gesucht, und das Bild erhält etwas Übertriebenes, Verwischtes oder unfreiwillig Komisches. Manche Mißgriffe mögen allerdings dem Übersetzer zur Last fallen, so z. B. wenn es an einer Stelle heißt: „Der grelle, dünne Glockenklang humpelte durch die Luft.“ Oder: „Der Gesang und der Kutter vereinigten sich zu einem leichten Bund dort auf dem schwarzen Gewässer, das überschattet und eingeklemmt war von kahlen Bergen, hinter denen noch höhere emporragten.“ Oft geraten die Bilder und Vergleiche in abenteuerlicher Verwirrung durch einander, so in der Wendung: „Sie sah ihn an, als(?) wenn man ein Kind zudeckt“ — oder: „Den Fall gesetzt, daß eine Saite über die Landschaft gespannt wäre, und daß ein Bogen darüber hinstrich(e?), dann würde es ungefähr so klingen, wie das Getöse des Dampfers.“ Ebenso seltsam ist es, wenn Rendalen Ragnis Augen mit den Worten beschreibt: „Gewöhnlich wickeln sie sich um Tischfüße, bohren Löcher in die Ecken oder zünden Feuer im Ofen an. Zuweilen hüpfen sie so hoch an den Wänden hinauf, wie eine Ratte, die nicht ins Freie hinaus kann.“ Da aber die Übersetzung „autorisirt“ ist, so kann auch dem Dichter ein Vorwurf wegen dieser Ungereimtheiten nicht erspart bleiben.

Digitized by Google

Allerhand Sprachdummheiten

Seitdem der Leser zum letztenmal in den grünen Heften diese Überschrift gesehen hat, ist ziemlich lange Zeit vergangen. Der Begründer und Leiter des Allgemeinen deutschen Sprachvereins triumphirte neulich schon in seinem Vereinsblättchen, die „Sprachdummheiten“ schienen sich „im Saude verlaufen“ zu haben. Das würde ihm natürlich sehr angenehm sein. Denn diese Aufsätze haben ihm ja gezeigt und werden ihm noch weiter zeigen, daß es in unsrer heutigen Schriftsprache eine Menge der schlimmsten Dinge giebt, deren Bekämpfung mindestens ebenso notwendig, wenn nicht notwendiger ist als die der überflüssigen Fremdwörter, für die er aber gar kein Auge hat. Nein, Herr Professor, im Saude verlaufen haben sich die „Sprachdummheiten“ nicht, sie sind nur durch dringende andre Arbeiten eine Zeit lang zurückgehalten worden und sollen von nun an wieder umso munterer fließen.*) An Stoff dazu fehlt es wahrhaftig nicht. Jeder Tag gebiert ja Neues, jeden Tag treten einem, namentlich in den Zeitungen, neue Dummheiten entgegen, und immer finden sich Tausende von Menschen, die sie für schön halten, fast drauf gewartet zu haben scheinen und ihren Sprachschatz sofort damit bereichern. Sie haben eine so kindische Freude an einem neuen Worte, wie ein Junge an einem neuen Schlips; und wie beim Schlips die Jungenhaftigkeit jetzt immer höher ins Mannesalter hinaufdringt — in Leipzig kann man täglich alte, große, dicke Herren minutenlang bewundernd und wählend vor dem Schaufenster eines Schlipsladens stehen sehen! —, so wird auch die Geckerei der neuen Wörter von Leuten mitgemacht, denen man wirklich mehr Verstand zutrauen sollte.

Immer weitere Fortschritte macht z. B. die Dummheit, daß man der guten, richtigen Substantivbildung auf —ung aus dem Wege geht und dafür ein neues Wort unmittelbar aus der Wurzel bildet; das Neueste dieser Art ist: der Entsatz Emin Paschas und der Freispruch des Angeklagten. Der

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit nochmals, daß die kleinen Aufsätze dieser Art, die in der Zwischenzeit in den Grenzboten gestanden haben (unter dem „Maßgeblichen“), nicht von dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ geschrieben waren. D. Red.

Digitized by Google

Freispruch des Richters — das hätte Sinn, so könnte man zur Not das freisprechende Urteil nennen; aber die Handlung des Freisprechens kann doch nur Freisprechung heißen, und Entsatz für Entsetzung ist geradezu entsetzlich. Auch die schönen Zusammensetzungen mit —nahme (Parteinahme, Stellungnahme, Bezugnahme, Rücksichtnahme) sind wieder bereichert worden; das Neueste ist Einflußnahme — der Katholizismus will dem Staate keine Einflußnahme auf die Schule gestatten. Sagt denn jemand: Einfluß nehmen? Eine wahre Manie herrscht jetzt, Neubildungen durch Zusammenleimung eines Adjektivs und eines Substantivs zu schaffen. Die Lehrer schwatzen von Fremdsprachen, die Buchhändler von Neuerscheinungen und Neuauflagen, die Volkswirtschafter und Statistiker von Höchstmaßen, Höchstpreisen und Höchstbezügen, Mindestmaßen, Mindestpreisen und Mindestbezügen, die Theater- und Musikschreiber von Erstaufführungen — das ist das Allerneueste! In allen Zeitungen spreizen sich die Herren seit ein paar Monaten damit. Vor einem halben Jahre hieß es noch allgemein: erstmalige Aufführung. Das war genau so dumm wie Erstaufführung, aber etwas Dummes muß es ja sein! Nur das Einfache, Natürliche und Vernünftige: erste Aufführung — das wird um keinen Preis geschrieben.

Freilich, diese Erstaufführungen sind nur eine von den unzähligen Albernheiten, die in Theater- und Musikberichten wie Pilze aus der Erde schießen. Was sollen die armen Schlucker auch immer schreiben! Es ist ja Tag für Tag dasselbe. Wenn sie zwanzigmal dasselbe mit denselben Worten gesagt haben, es muß ihnen ja selber zum Ekel werden! Der einzige Spaß, den sie noch dabei haben, ist der, daß sie für den hundertmal aufgetischten Quark immer wieder nach neuen Ausdrücken suchen. Und ich glaube, sie lesen ihre Sachen gegenseitig sehr aufmerksam, denn sowie einer wieder etwas Neues erfunden hat, schreibens die andern alle nach, bis es nach ein paar Monaten auch wieder abgebraucht ist. Manches hält sich aber doch auch länger. Zu den „Brillanten" der heutigen Kunst- und Musikschreibersprache gehören die Darbietungen und das Können. Früher sagte man Aufführung, Leistung, Fähigkeit — das sind alles abgestandene Wörter; jetzt heißt es nur noch: die Darbietungen des diesjährigen Pensionsfondskonzertes — die gelungenste Darbietung des Festabends — das Konzert lieferte einen glänzenden Beweis für das musikalische Können des Vereins — die Sängerin entfaltete ihr ganzes Können — folgendes Gedicht mag das Können des Dichters veranschaulichen. Es kann einem ganz übel dabei werden. Wenn ein Klavierlehrer öffentlich seine Schüler vorgeführt hat, so spricht der Musikschreiber nicht von Lehrer und Schülern — o bewahre; die Schüler heißen Eleven, und der „Herr" Lehrer heißt — Klavierpädagog! Das hätte ich erfunden? Nein, seht nur hinein in die Musikzeitungen und in die Musikschreiberei der Tagesblätter, da wimmelt es von Klavierpädagogen.

Digitized by Google

wenn auch die Stunde nur fünfzig Pfennige kostet; Klavierlehrer giebt es gar nicht mehr. Der dicken Frau Bäckermeisterin oder Fleischermeisterin schmeichelt es natürlich nicht wenig, wenn sie im Blättchen liest, daß ihre Tochter eine Elevin ist und von einem Klavierpädagogen unterrichtet wird. Auch Gesangspädagogen giebt es schon, nur Geigen- und Posaunenpädagogen fehlen noch. Gespielt, gesungen, vorgetragen, aufgeführt wird bei solchen Darbietungen schon lange nicht mehr; jetzt wird nur noch interpretirt. Die Albernheit stammt aus den Wagnerkreisen. Interpretiren heißt ja erklären, erläutern, auslegen. Die Wagnernarren suchen nun den Leuten weißzumachen, die Musik Wagners sei so tiefsinnig, daß sie dem gewöhnlichen Menschenverstande nicht einfach vorgespielt, sondern erklärt, erläutert werden müsse, und die Rolle des Erläuterers, des Interpreten hat — die Opernsängerin, oder vielmehr die dramatische Sängerin, wie es jetzt heißt. O du Narrenwelt!

Aber, wie gesagt, auch Leute, denen man etwas mehr Verstand zutrauen sollte, als gewerbsmäßigen Musikschreibern, spreizen sich gar zu gern mit überflüssigen neuen Ausdrücken für eine alte Sache. So erscheinen jetzt Bücher nicht mehr mit Bildern, Abbildungen oder Illustrationen, nein, mit — graphischen Darstellungen. Graphisch — das ist auch so eine herrliche neue Erfindung. Geographisch, orthographisch, kalligraphisch und telegraphisch — das ist gar nichts, aber graphisch „ohne alles," graphische Künste, graphische Gewerbe, graphisches Institut, graphische Darstellungen — das ist großartig! Denken nur die guten Leute gar nicht dran, daß sie sich mit solchen Neubildungen, die die große Masse anstaunt, aber nicht versteht, schaden können? Einer Druckerei wird es nie an Aufträgen fehlen, ob ein graphisches Institut immer welche hat, ist mir zweifelhaft. In Leipzig wurden kürzlich die „in den graphischen Gewerben beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen" zu einer Versammlung eingeladen. Wie viele mögen wohl gekommen sein? Was weiß eine Bogensängerin davon, daß sie eine „in den graphischen Gewerben beschäftigte Arbeiterin" ist? Oder weiß sie es? Schwillt vielleicht auch ihre Brust schon stolz bei dem Worte graphisch, wie die eines Kunstgewerbemuseumsdirektors oder eines Kunstgewerbeschuldirektors? Als ich zum erstenmale auf einem Buchtitel von graphischen Darstellungen las, glaubte ich naturwissenschaftliche oder medizinische Beobachtungskurven oder etwas ähnliches in dem Buche zu finden; aber es waren Bilder, ganz gewöhnliche Bilder. Ist das nicht zu dumm?

Letzten Sommer berichteten die Zeitungen wiederholt von abgestürzten Touristen. Bisher hatte man herab- oder herunterstürzen, hinab- oder hinunterstürzen gesagt, je nachdem man sich selbst oben oder unten stehend dachte. In den Bergen sagt man wahrscheinlich abstürzen. Der gebildete Zeitungsschreiber muß nun doch zeigen, daß er „dort gewesen" ist, er würde

Digitized by Google

sich ja gar nicht „alpin“ ausdrücken, wenn er einen Touristen hinabstürzen ließe! Jetzt liest man aber auch schon von Eisenbahnschaffnern, die beim Conpiren der Billets abgestürzt sind.

Ich könnte noch seitenlang so fortfahren. Die Zeitungen sind voll von Albernheiten, wie erstrangigen Feuerversicherungsgesellschaften, einwandfreien Angenzeugen, in allen Apotheken erhältlichen Heilmitteln, höchstinstanzlich entschiednen Fragen, vollinhaltlich bestätigten Aussagen u. s. w. Aber dergleichen kommt und geht wieder, es lohnt kaum der Mühe, drauf aufmerksam zu machen. Ich will lieber versuchen, in meinen frühern Weg wieder einzulenken, und noch eine Reihe der schlimmsten Fehler und Geschmacklosigkeiten besprechen, die sich in unserm Satzbau festgesetzt haben oder festzusetzen drohen.

Ich hatte zuletzt einige der verbreitetsten Fehler in den Relativsätzen besprochen, z. B. die thörichte Einbildung, daß man bei mehreren parallelstehenden Relativsätzen mit dem Pronomen wechseln müsse (der und welcher), während gerade das Gegenteil das Richtige ist. Hier will ich wieder anknüpfen. Mit Beschämung denke ich an einen Relativsatz zurück, den ich selbst in jüngern Jahren einmal verbrochen habe und mit dem ich lange geneckt worden bin; ich hatte in einer offiziellen Vita geschrieben: Mit zehn Jahren wurde ich in die unterste Klasse der Kreuzschule in Dresden aufgenommen, der ich dann acht Jahre lang als Schüler und fast ebensolange als Alumnus angehört habe. Also du hast acht Jahre lang in der Sexta gesessen! hieß es.

Dieser Fehler wird sehr oft gemacht; wer aufpaßt, kann ihn täglich lesen. Es wird ein Relativsatz angeschlossen an ein Attribut zu einem Hauptworte, am häufigsten an einen abhängigen Genetiv, z. B. jüngere Söhne von Bauernhöfen, die auf den ältesten übergehen — Bestellungen auf das deutsche Wörterbuch, das auch lieferungsweise bezogen werden kann, werden in allen Buchhandlungen angenommen — der Dichter dieses Weihnachtsscherzes, der vortrefflich inszenirt war — das letzte Werk des russischen Erzählers, der es seiner Freundin Viardot-Garcia in die Feder diktirte u. s. w. Am störendsten wird der Fehler, wenn die beiden Hauptwörter gleiches Geschlecht haben, oder wenn sie beide im Plural stehen, oder wenn das eine ein Femininum ist und das andre im Plural steht, z. B. Bindewald hat interessante urkundliche Mitteilungen aus der hessischen Zeit Schupps gebracht, die noch mannichfacher Aufklärung bedarf. Auch in dem letzten Falle merkt man erst ganz am Ende des Satzes, daß sich das Relativpronomen die auf Zeit und nicht auf Mitteilungen bezieht. Aber nicht bloß dann, wenn eine falsche Beziehung möglich ist und durch diese vielleicht ein komischer Sinn entstehen kann — wie in der Zeitungsnachricht: der linke Arm des Verschwundenen, der sich vermutlich herumtreibt, ist gelähmt —, sondern auch dann, wenn durch den Wechsel des Geschlechts oder des Numerus eine falsche

Digitized by Google

Beziehung unmöglich gemacht wird, sind solche Relativsätze nicht gut. Es sind auch solche Sätze schlecht, wie: den Anlaß dazu gab mir eine mündliche Mitteilung Strodtmanns, der mich im Sommer 1873 in Göttingen besuchte — in allen Herzen hatten die lichtvollen Ausführungen des Redners, der durch seinen Eifer für die Sache der evangelischen Vereine bekannt ist, einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Solche Verbindungen sind schlecht aus einem dynamischen Grunde. Es verhält sich nämlich mit der Anziehungskraft und Tragkraft der Wörter ganz ähnlich wie mit der des Magneten. Ein Magnet trägt ein Stück Eisen von einer gewissen Größe ganz gut; er trägt auch noch ein zweites, wenn es ihm an einer andern Stelle angehängt wird. Versucht man aber das zweite Stück Eisen an das erste zu hängen, so fallen sie beide herab. So trägt ein Substantivum ganz bequem ein abhängiges Attribut, einen abhängigen Genetiv; sowie noch etwas Weiteres angehängt werden soll, z. B. ein Relativsatz, so kann es immer nur wieder unmittelbar an den Magneten selbst, d. h. an das tragende, nicht an das abhängige Substantiv gehängt werden. Mit andern Worten: jeder Relativsatz, der auf eine derartige Verbindung zweier Substantive folgt, wird unwillkürlich hinaufgezogen, hinaufgerissen möchte ich sagen, nach dem ersten der beiden Substantive. Ganz deutlich merkt man das beim Sprechen. Das erste Substantiv hat den Ton, es steht im Vordergrunde, es klingt fort, klingt über das abhängige Substantiv hinaus, das unbetont im Hintergrunde bleibt. Wenn ich also höre: der Tod des trefflichen Mannes, dem — so kann mit dem schlechterdings nur der Tod gemeint sein; wenn der Redner nun fortfährt: wir so viel zu verdanken haben, so wird Unsinn fertig. Aber es braucht, wie gesagt, gar kein Mißverständnis möglich zu sein; ein so schweres Satzglied wie einen Relativsatz an ein Wort, das selbst getragen wird, anhängen zu wollen ist unter allen Umständen ein Fehler — das wird und muß jeder fühlen, für den der Satzbau noch etwas mehr ist als ein bloßes äußerliches Zusammenleimen.

Etwas andres ist es, wenn das Attribut oder der abhängige Genetiv betont oder sonstwie in den Vordergrund gerückt wird. Dann erhält er nicht nur die Kraft, den Relativsatz zu tragen, sondern es kann sogar der Fall eintreten, daß das, was ich soeben als das einzig richtige hingestellt habe, zum Fehler wird, z. B. in folgenden Sätzen: ich würde das für einen der härtesten Unfälle halten, der je das Menschengeschlecht betroffen hat — Leipzig ist eine der wenigen Großstädte, in der eine solche Einrichtung noch nicht besteht. In diesen Fällen, beim sogenannten partitiven Genetiv, hat das einer, eine, eines nicht den geringsten Ton, das Hauptsinnwort ist vielmehr der abhängige Genetiv. Es ist aber auch ein logischer Fehler, den Relativsatz an einen anzuschließen; denn die Eigenschaft, die der Relativsatz angiebt, haftet doch nicht bloß an dem einen aus der Menge herausgehobenen, sondern an allen, aus denen das eine herausgehoben wird. Es kann und darf also nur heißen:

Digitized by Google

einer der härtesten Unfälle, die je das Menschengeschlecht betroffen haben — eine der wenigen Großstädte, in denen eine solche Einrichtung noch nicht besteht.

Ein recht gemeiner Fehler, dem man oft begegnet, ist der, daß an einen Relativsatz ein zweiter Nebensatz mit und angeschlossen wird, worin aus dem Relativum in das Demonstrativum oder in das Personalpronomen umgesprungen oder sonstwie schludrig fortgefahren wird, z. B. eine Schrift, die er auf seine Kosten drucken ließ und sie umsonst unter seinen Anhängern austeilte — die hochgewachsenen Disteln waren ihm so viel feindliche Köpfe, unter denen er manchmal grausam wütete und sie mit seinem Stabe einen nach dem andern herunterhieb — ein Bauer, mit dem ich über Feuerversicherungsgesellschaften sprach und ihm meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte — am Schlusse gab Herr W. Erläuterungen über die Vorzüge der Neuklaviatur, welche letztere (!) übrigens in der hiesigen Akademie für Tonkunst bereits eingeführt ist und der Unterricht auf derselben mit bestem Erfolg betrieben wird — er entwendete verschiedne Kleidungsstücke, die er zu Gelde machte und sich dann heimlich von hier entfernte — es geht das auch aus dem Testamente hervor, welches ich abschriftlich beifüge und von fernern Nachforschungen absehen zu können glaube, und ähnliches. Es ist klar, daß hier durch und nur gleichartige Sätze verbunden werden können. Geht also ein Relativsatz voraus, so muß unbedingt auch ein Relativsatz folgen, die Kraft der Relativkonstruktion wirkt über das und hinaus fort. Es muß also in dem ersten Beispiel heißen: und umsonst austeilte, im zweiten: und die er herunterhieb — im dritten: und dem ich meine Bewunderung ausdrückte; in den letzten beiden Beispielen ist der Anschluß eines Parallelsatzes überhaupt unmöglich, weil der Begriff, auf den sich das Relativpronomen beziehen müßte, in dem zweiten Satze gar nicht wiederkehrt; es kann nur heißen: worauf er sich heimlich entfernte — sodaß ich absehen zu können glaube. Nicht einmal im Gespräch sollte solche Nachlässigkeit vorkommen, geschweige denn im schriftlichen Ausdruck. Freilich findet sie sich auch bei unsern größten Schriftstellern, z. B. gar nicht selten bei Goethe. Aber über den Irrtum muß man doch endlich hinauskommen, daß ein Sprachfehler dadurch gerechtfertigt werden könne, daß er sich gelegentlich auch bei großen Schriftstellern findet. Aus unsern Klassikern ließe sich mit Leichtigkeit eine ganze Grammatik des Falschen und Häßlichen zusammenstellen; deshalb bleiben sie doch immer unsre großen Klassiker. Die Tausende und Abertausende aber, die keine Klassiker sind und doch schreiben, die weiter nichts aufzuweisen haben als ihr bischen Technik, die alles der Sprache verdanken, die für sie „dichtet und denkt," die haben doch allen Anlaß, mit der Sprache so sauber und gewissenhaft als möglich umzugehen. Durch Sprachsudelei allein wird noch niemand zum Klassiker.

Digitized by Google

Ein andrer, eben so gemeiner Fehler ist es, wenn man zwei Relativsätze mit einander verbindet, ohne das Relativpronomen zu wiederholen, obwohl der eine der beiden Sätze mit dem Akkusativ, der andere mit dem Nominativ anfängt, z. B. die diesjährige Festschrift, die G. Böttticher verfaßt hat und von Kleinmichel mit entsprechenden Schildereien versehen worden ist — die Veranlassung zu dem Titel ist dem kleinen Gedicht entnommen, das man auf S. 95 findet und hier angeführt sein möge. Der Fehler gehört in die große Klasse jener Dummheiten, die dadurch entstehen, daß ein Wort gar nicht als etwas Lebendiges, Sinn- und Inhaltsvolles, sondern bloß als eine Reihe von Buchstaben angesehen wird — also kurz gesagt: durch das Papierdeutsch. Es giebt solche gedankenlose Zusammenziehungen der verschiedensten Art. Da verbindet einer ein aktives Plusquamperfektum mit einem hatte, das den Besitz ausdrückt: Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet und wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Künstler — ein andrer ein passives Plusquamperfektum mit einem war, das eine Eigenschaft angiebt: er war vor kurzem ins Dorf gezogen und ein kleiner, kugelrunder Mann, ein dritter ein Femininum mit einem Plural: die Analyse der Gestalten und Kunst Shakespeares — im Kreise seiner Gattin und Kinder — durch ihre Thaten und Hingebung an das Vaterland — die Bühne, die keine Dekoration und Kulissen kannte — zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer — trotz der fremdländischen Szenerie und Lebensverhältnisse u. s. w. Alle solche Verbindungen sind Anzeichen einer so unentwickelten Logik, daß jeder leidliche Quintaner darüber hinaussein müßte. Und doch kündigte dieser Tage ein Universitätsprofessor einen Vortrag an über die Verbreitung und Ursachen der Lungenschwindsucht!*)

Mit Widerstreben wende ich mich von den Relativsätzen zu einigen andern Arten von Nebensätzen. Denn was mir da zuerst entgegentritt, ist ja die entsetzliche und geradezu schmachvolle Verwirrung, die jetzt im Deutschen in dem Gebrauche der beiden Modi herrscht: des Indikativs und des Konjunktivs. Auf nichts wird in dem Sprachunterricht unsrer höhern Schulen so viel Zeit verwendet, wie auf die Moduslehre im Lateinischen und im Griechischen. Wie werden die Jungen gequält durch Spezimina und Extemporalien, jahrelang, bis sie alle Finessen in der Anwendung der lateinischen und griechischen Modi begriffen haben! Wie viel Hunderte von Beispielen müssen sie dazu übersetzen! Aber in seiner ganzen Schulzeit, von der Sexta bis hinauf zur Prima, erfährt der Junge nicht ein einzigesmal etwas Ordentliches darüber, wo er in seiner Muttersprache einen Indikativ zu setzen habe,

*) Derartige Verbindungen sind nicht um ein Haar besser, als: geo- und arithmetisch, oder: teils aus Frömmig-, teils zum Zeitvertreib, oder: das wird mir ewig denk- und gegenwärtig bleiben.

Digitized by Google

und wo einen Konjunktiv. Ein Wunder ist es nicht, daß man da in jeder Zeitungsspalte und auf jeder Seite eines neuen Buches der kläglichsten Unwissenheit, Unsicherheit und Ratlosigkeit begegnet. Von dem einfachen, jedem Knaben begreiflich zu machenden Gesetze, daß in Aussagesätzen (oder Inhaltssätzen oder Objektssätzen oder wie man sie nun nennen will) nur eine Thatsache, eine wirkliche Thatsache in den Indikativ gesetzt werden kann, aber auch gesetzt werden muß, dagegen alles, was bloß gedacht, gemeint, geglaubt, angenommen, geschlossen, gefolgert, behauptet, erklärt, versichert, überliefert, berichtet, erzählt wird, wovon man bloß überzeugt ist, was bloß zu sein scheint, was bloß zu beweisen versucht wird u. s. w., durch den Konjunktiv ausgedrückt werden muß, wie wenige haben davon einen klaren Begriff! Wir müssen uns geradezu vor jedem Ausländer schämen, der über diese Dinge in unsrer Sprache nach einer Regel sucht. In unsrer heutigen Sprache findet er keine. Und wenn er unsre heutigen Schriftsteller um Auskunft fragte, sie würden wahrscheinlich alle mit den Achseln zucken, sie haben ja selber keine Ahnung davon, sie brauchen ja selber die Sprache halb wie im Traume. Er würde aber auch manchen deutschen Lehrer vergebens um Auskunft fragen. Wie oft müssen sich Ausländer, die gern ein anständiges Deutsch sprechen und schreiben lernen möchten, mit der albernen Redensart abspeisen lassen, das Deutsche habe in diesem Punkte „große Freiheit," eine bestimmte Regel könne man darüber nicht geben, das eine sei richtig und auch das andre. Den Ausländer ergreift natürlich stets das höchste Staunen ob dieser „großen Freiheit." Viel erstaunlicher aber ist die Unwissenheit des Lehrers, der solche Auskunft giebt.

Aussagesätze wie folgende kann man täglich schockweise lesen: der jugendliche Sinn wird zu der Meinung genötigt, daß alles Sprachwesen Willkür und Gedächtnissache ist — der Glaube, daß wir vor der Geburt schon dawaren — wer die Überzeugung hat, daß Gutes und Schönes auch heute noch geschaffen werden kann — man nimmt an, daß dieser Mitarbeiter der K. Zeitung identisch ist mit — jeder würde von einer Privatsammlung, die in den fünfziger Jahren genannt wurde, annehmen, daß sie heute nicht mehr besteht — man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich Karl August damals in Weimar befand — man ist geneigt, anzunehmen, daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß zu der Novelle gab — von dem Stücke, das Cornelie kritisirte, möchten wir annehmen, daß es der Laune des Verliebten sehr ähnlich gewesen ist — Marx sagt, daß keine neue Gesellschaft ohne die Geburtshilfe der Gewalt entsteht — von glaubwürdiger Seite wird uns versichert, daß die Stimmung sehr flau war — in Berliner Künstlerwerkstätten geht noch heute die Überlieferung, daß Rauch im Verhältnis zu seinen Schülern nicht immer der große Mann gewesen ist, als den ihn die Nachwelt preist, daß Neid und Eifersucht ihm

Digitized by Google

nicht fremd waren, und daß er, solange er Macht und Einfluß besaß, niemand neben sich aufkommen ließ, u. s. w. In allen diesen Sätzen muß unbedingt der Konjunktiv stehen. Und wenn eine Meinung noch so annehmbar, eine Annahme noch so wahrscheinlich, eine Überzeugung noch so fest ist — es sind doch keine Thatsachen. Selbst das ist falsch: ihm ist es eine ausgemachte Thatsache, daß alles äußere Glück nur dem Zufall zu verdanken ist. Denn was nur „ihm" eine Thatsache ist, das ist eben auch nur eine Meinung. Ist es wahr, daß Luther die Stufen der Peterskirche knieend erstiegen hat? — wie kann man so dumm fragen! Der Sinn ist doch: Ist es wahr, was behauptet wird, was erzählt wird, daß Luther u. s. w.

Ganz toll ist es, solche Inhaltssätze selbst dann noch in den Indikativ zu stellen, wenn in dem regierenden Satze die Meinung oder Behauptung ausdrücklich verneint wird, als falsch, als übertrieben, als unbewiesen oder dergleichen hingestellt wird, z. B. ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist — wir sind nicht der Ansicht, daß man die bestehende Welt willkürlich ändern kann — es kann nicht zugegeben werden, daß der große Zuzug der Bevölkerung die Ursache der städtischen Wohnungsnot ist — wir sind nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sich durch die Mitgift der Frau zu der Heirat bewegen ließ — aus dieser Tabelle läßt sich keineswegs der Schluß ziehen, daß die Kost dürftig zusammengesetzt ist — daß der sozialistische Geschäftsbetrieb in diesen Industrien möglich ist, hat noch niemand bewiesen — die K. Zeitung geht zu weit mit der Behauptung, daß die beiden vorigen Sessionen des Landtages unfruchtbar gewesen sind — es liegt nicht der leiseste Anhalt vor, daß eine neue Revision des Gesetzes beabsichtigt ist — ich will damit nicht sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet — man kann unmöglich behaupten, daß Herr M. und Frau Sch. hervorragende Kräfte sind u. s. w.

Man hat von einem Genetivschwund im Deutschen gesprochen. Man kann leider auch von einem Konjunktivschwund sprechen. In beiden Fällen handelt sichs um tiefsitzende organische Krankheiten, an denen, wenn keine Regeneration möglich ist, in absehbarer Zeit hier ein Kasus, dort ein Modus unsrer Sprache vollständig zu Grunde gehen wird. Wo wir schon so weit sind, daß die gesamte deutsche Geschäftswelt kein Gefühl mehr hat für Sprachrohheiten wie: Carl Wilhelm Schulze Nachfolger oder gar Verlag der Schneiderschen Buchhandlung Nachfolger — eine Verbindung, bei der man sich unwillkürlich an den Kopf greift, um zu sehen, ob man auch seine fünf Sinne noch beisammen habe — da ist das Schlimmste zu befürchten. Nicht viel anders aber steht es mit dem Konjunktiv.

Verhängnisvoll ist dabei noch folgende Zugabe. Wenn der Schreibende den guten Willen hat, einen richtigen Konjunktiv zu setzen, so entsteht nun wieder

Digitized by Google

neue Ratlosigkeit über die Wahl des Tempus. Auch das gehört zu den Dingen, über die der Ausländer niemals ordentliche Auskunft erhält, weil der Deutsche keine zu geben weiß. In der Schule lernt der Junge in den fremden Sprachen die genauesten Regeln über die sogenannte consecutio temporum, im Deutschen spukt aber auch hier wieder die „große Freiheit," da soll es ganz gleichgiltig sein, ob man schreibe sei oder wäre, habe oder hätte, stehe oder stünde. Und doch läuft auch diese „Freiheit" wieder zum guten Teil auf Unwissenheit und Willkür hinaus. Man höre doch nur, wie Leute aus dem Volke, wenn sie ein Erlebnis erzählen, die sogenannte indirekte Rede brauchen, welches Tempus sie setzen, wenn sie den Inhalt eines Gespräches angeben, das sie mit jemand geführt haben (ich sagte, er sagte). Wird man da wohl das leiseste Schwanken im Tempus gewahr? Fällt es irgend jemand ein, in die Nebensätze ein Präsens zu bringen? Mit der größten Sicherheit und Gewandtheit erzählt auch der niedrigste Mann minutenlang: er sagte, er wäre — ich sagte, ich müßte. Ein Präsens im Nebensatze würde einem ganz unnatürlich und unerträglich vorkommen. Genau so schrieb man aber auch früher. Wer Gelegenheit hat, thue einmal einen Blick in amtliche Protokolle aus dem achtzehnten Jahrhundert und sehe, ob er einen einzigen Konjunktiv des Präsens drin findet; immer heißt es: der Herr Geheimbderat entgegnete, er hätte, er wollte, er würde u. s. w., niemals: er habe, er wolle, er werde. Es ist also klar, daß auch das Deutsche von Haus aus seine strenge consecutio temporum gehabt hat, die erst in neuerer Zeit in der Papiersprache in Verwirrung gebracht worden ist. Der Konjunktiv des Präsens erscheint vielen jetzt als feiner, und so haben sie ihn auch dahin getragen, wo er gar nicht hingehört, hinter ein regierendes Tempus der Vergangenheit. Wir sind schon so an diese Verwirrung gewöhnt, daß sie kaum noch auffällt.

Eine Grenze hat sie aber doch, und damit komme ich nun wieder zu einer richtigen Sprachdummheit. Der Konjunktiv des Präsens hat nämlich nur zwei Formen, in denen er sich vom Indikativ des Präsens unterscheidet: die zweite und die dritte Person des Singular; in allen übrigen Formen stimmen beide überein. Nur das Zeitwort sein macht eine Ausnahme, es hat einen durchgeführten Konjunktiv des Präsens: ich sei, du seist, er sei u. s. w. Die Formen, in denen der Konjunktiv als Konjunktiv nicht erkennbar ist, weil er sich vom Indikativ nicht unterscheidet, haben also nur theoretischen Wert, sie stehen als Füllsel in der Grammatik, aber irgendwelche praktische Bedeutung haben sie nicht, sie müssen alle durch den Konjunktiv des Imperfekts ersetzt werden. Das geschieht denn auch in der lebendigen Sprache ganz regelmäßig, so regelmäßig, daß es geradezu ein Unsinn ist, wenn unsre Grammatiken lehren: Conj. praes.: ich trage, du tragest, er trage, wir tragen, ihr traget, sie tragen. Vernünftigerweise sollten solche Sprach-

Digitized by Google

gespenster gar nicht in der Grammatik stehen, es sollte einfach gelehrt werden: Conj. praes.: ich trüge, du trageſt, er trage, wir trügen, ihr trüget, ſie trügen. Dieſer Gebrauch ſteht ſo feſt, daß er ſogar dann gilt, wenn das regierende Verbum ein Präſens iſt, alſo — gegen die consecutio temporum. Man ſchlage Leſſing auf, und man wird die Regel überall aufs genaueſte beobachtet finden. Nicht ſelten ſpringt er ſcheinbar regellos zwiſchen dem Konjunktiv des Präſens und dem des Imperfekts hin und her; ſieht man aber näher zu, ſo ſieht man, daß das Imperfekt nur dazu dient, den Konjunktiv erkennbar zu machen — ganz wie in der lebendigen Sprache. Nun vergleiche man einmal damit die klägliche Hilfloſigkeit unſrer heutigen Papierſprache! Da wird geſchrieben (ich will das Richtige immer gleich in Klammern danebenſetzen): es iſt eine Lüge, wenn man behauptet, daß wir die Juden nur angreifen (angriffen!), weil ſie Juden ſind — wie oft wird geklagt, die Diener des Staates und der Kirche bringen (brächten!) von der Univerſität nicht die genügende Vorbildung für ihren Beruf mit — wir hören fortwährend die Klage, daß unſre Dichter keine ſo volkstümlich anſprechenden Dinge an den Tag bringen (brächten!) wie die franzöſiſchen — von dem Gedanken, daß in Lothringen ähnliche Verhältniſſe vorliegen (vorlägen!) wie in Poſen, muß ganz abgeſehen werden — es giebt noch heute gutgeſinnte Leute, die ganz ernſtlich der Meinung ſind, daß die Nationalliberalen, indem ſie ſich von der Fortſchrittspartei trennten, 1866 das deutſche Reich haben (hätten!) begründen helfen — Falb ſucht nachzuweiſen, daß dadurch atmoſphäriſche Hochfluten, die Sturm, Gewitter und Niederſchläge zur Folge haben (hätten!), bewirkt werden (würden!) — es wird mir vorgeworfen, daß ich die urſprüngliche Reihenfolge ohnehin reichenden Grund verlaſſen habe (hätte!!!) — H. Grimm geht von der Vorausſetzung aus, daß ich den Unterricht in der neuern Kunſtgeſchichte an der Berliner Univerſität bekrittelt habe (hätte!!!) — der Verfaſſer iſt der Meinung, das Verbrechen müſſe als geſellſchaftliche Erſcheinung betrachtet und bekämpft werden, zu ſeiner Ergründung müſſen (müßten!) die reichen Ergebniſſe der Geſellſchaftswiſſenſchaft berückſichtigt werden — in dem Gutachten wird darauf hingewieſen, daß die Erhebungen ſehr wenig brauchbare Anhaltepunkte bieten (böten!) u. ſ. w. Ja ſelbſt nach einem Tempus der Vergangenheit wird geſchrieben: es geſchah dies auf das Drängen einheimiſcher Wähler, die vorſtellten, daß Proteſtprogramme in den Dörfern nicht mehr ziehen (zögen!) — durch die Städte und Dörfer eilte die Schreckenskunde, daß Haufen franzöſiſcher Freiſchärler den Rhein überſchritten haben (hätten!) und ſich ſengend und brennend über das Land ergießen (ergöſſen!) — ich hatte ihr bei der letzten Beſprechung geſagt, ich begreife (begriffe!) ſehr wohl, daß unſer Verhältnis nicht wieder angeknüpft werden könne u. ſ. w. Die Verfaſſer aller dieſer Sätze haben ohne Zweifel die redliche Abſicht gehabt, einen Konjunktiv hinzuſchreiben. Aber ſie

Digitized by Google

haben alle — der Himmel weiß, infolge welches kläglichen Unterrichts, den sie genossen haben —, jenes Papiergespenst erwischt, das in unsern Grammatiken als Konjunktiv des Präsens figurirt, aber keiner ist. Er hat ein tragisches Los, unser armer Konjunktiv!

(Fortsetzung folgt)

Thermidor

Das Schauspiel des raffinirtesten unter den französischen Bühnenschriftstellern der Gegenwart, das acht Tage lang das Staatsschiff der französischen Republik dank der Unentschlossenheit ihrer gegenwärtigen Machthaber wie ein hilfloses Wrack auf stürmisch erregten Wellen hin- und hergeschleudert und beinahe zum Scheitern gebracht hatte, ist am 10. März auch im Berliner Lessingtheater zum erstenmal aufgeführt worden, obwohl Sardou diese Aufführung nach den lärmenden Vorgängen in Paris aus übertriebenem patriotischen Zartgefühl ausdrücklich untersagt hatte. Wenn in Paris schon ein im großen und ganzen ziemlich wahrheitsgetreues Stimmungsbild aus den Tagen des Thermidor 1794 die Köpfe, die für und wider schrieen, zu den tollsten Ausschreitungen erhitzt hatte, trotzdem daß das Schauspiel nicht über zwei Aufführungen hinausgekommen war — wessen mußte der feinfühlige Franzose, der bisher nur nach dem Grundsatze Pecunia non olet gehandelt hatte, erst von den Berlinern gewärtig sein, die doch sicherlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen würden, jede Anspielung, die etwa auf Persönlichkeiten und Zustände der gegenwärtigen Republik zu deuten wäre, mit demonstrativem Beifall zu begrüßen! Aber der Protest Sardous, der den üblichen Tribut, den deutsche Theaterdirektoren ohne Kenntnis der wie die Katze im Sack gekauften Stücke zu zahlen pflegen, bereits vor Jahr und Tag eingestrichen hatte, blieb erfolglos. Der Direktor des Lessingtheaters bestand auf seinem Schein wie Shylock, und er ließ dabei nicht einmal Gefahr, sich in das eigne Fleisch zu schneiden, weil er eines Publikums sicher sein konnte, das er drei Jahre lang durch Vorführung der zügellosesten französischen und deutschen Sittendramen zu einer Duldsamkeit herangezogen hat, die beinahe auf Entäußerung jedes eignen Urteils und jeder nationalen Regung hinausläuft.

Es handelt sich dabei meist nur um das so ziemlich feststehende Publikum einer ersten Vorstellung, das, wie die Verhältnisse in Berlin nun einmal

Digitized by Google

liegen, den äußern Erfolg eines Schauspiels bei der ersten Aufführung ungefähr so bestimmt, wie die Kurse an der Börse durch das jeweilig die Obmacht führende Konsortium von Geldmännern „notirt“ werden. Dieses Publikum, das in seiner Mehrheit von sklavischer Unterthänigkeit vor allem Fremdländischen überfließt und selbst die schmachvollsten Zumutungen, die von dem litterarischen Zigeunertum des Auslandes an die Empfindlichkeit des deutschen Geistes gestellt werden, mit dem ständig gewordenen Beiwort „hochinteressant“ beschönigt, hat denn auch die Zuversicht des Direktors des Lessingtheaters nicht getäuscht. Mit jubelndem Beifall ist von diesem Publikum ein Schauspiel aufgenommen worden, das auf der niedrigsten Stufe dichterischer Kunst steht, und nur nach dem vierten, dem letzten Akte erhoben sich schüchtern einige Stimmen, die sich verwahren wollten gegen die Vergewaltigung des guten Geschmackes und des gesunden Menschenverstandes, die stärker und verächtlicher ist, als die „Tyrannei der Kanaillen,“ gegen die der Verfasser im ersten Akt einen seiner unter dem Drucke der Schreckensmänner seufzenden Helden donnern läßt.

Wir Deutschen sind, trotz der eifrigen Bemühungen einiger Modephilosophen und der uns aus dem Auslande aufgezwungenen „führenden Geister“ im Stile von Ibsen, Tolstoi und Genossen, immer noch nicht pessimistisch genug gestimmt worden, um an der ausgleichenden Gerechtigkeit ganz zu verzweifeln. Hier kommt uns die Geduld zu Nutze, die uns sonst zum Schaden gereicht. Wenn auch jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch kein Urteil über den weitern äußern Erfolg des Sardouschen Schauspiels in Berlin gesprochen werden kann, so liegt doch schon eine Äußerung Sardous vor: er spricht in einem Briefe an eine Pariser Zeitung dem Direktor Blumenthal, der nach dem dritten Akte für die dem französischen Dichter erwiesene Gastfreundschaft dankte, das Recht zu dieser Danksagung ab, weil er an der Berliner Aufführung keinen Anteil genommen habe. Sardou hat also selbst Justiz geübt an denen, die ihm nachgelaufen sind. Wir überlassen sie dem Schicksal, das sie sich selbst bereitet haben; denn das elende Machwerk Sardons ist nicht wert, daß sich weitere Kreise in Deutschland darüber ereifern. Wir sind überdies an die Erfahrung gewöhnt, daß das empfindsamste Volk der Welt nicht auch das empfindlichste ist.

Unabhängig aber von dem Urteil, das der Tag, die Laune einer zügellosen Menge und unberechenbare Zwischenfälle über ein politisches oder mit politischen Vorgängen verknüpftes Theaterstück sprechen, ist das der ästhetischen Kritik, und dieses Urteil hat ein bei weitem schwereres Gewicht als die chauvinistische Erregung, die eine Woche lang Päris durchzittert und die Zeitungen Europas mit ihrem Widerhall erfüllt. Sardous „Thermidor“ ist ein Schauspiel, das vielleicht sogar auf das dichterische Schaffen wie auf die litterarische Kritik in Deutschland eine heilsame Wirkung ausüben wird. Die Anhänger der alten Ästhetik und die kritischen Vorkämpfer des Realismus und Natura-

Digitized by Google

lismus werden darin einer Meinung sein, daß Sardou hier mit den verbrauchtesten Theatermitteln gearbeitet, daß ihn seine viel bewunderte und gepriesene Kunst der Szenenführung verlassen, und daß seine sonst so bewegliche dramatische Schlagkraft es nur an den Aktschlüssen zu den gröbsten Wirkungen gebracht hat. Überall, wo wir nach langen, ermüdenden Vorbereitungen endlich einmal ein Ereignis zu erwarten berechtigt sind, werden wir durch lange Erzählungen im dürftigsten Chronikenstil abgespeist, und selbst der wichtigste Vorgang des Schauspiels, der Sturz Robespierres in der Konventssitzung des neunten Thermidor, von dem man die entscheidende Wendung in den Schicksalen der Hauptpersonen hofft, klingt nur in dem Jubelgeschrei einer erregten Menge nach, deren Sprecher über die Ereignisse der Sitzung bruchstückweise, etwa wie die Boten im antiken Drama, in einem Büreau des Wohlfahrtsausschusses berichten, wo der Beamte Charles Labussière die Personalakten der für die Guillotine bestimmten Opfer der Schreckensherrschaft bis zu ihrer Ablieferung an den öffentlichen Ankläger in Gewahrsam hält.

Dieser Labussière ist eine geschichtliche Persönlichkeit, ein ehemaliger Schauspieler, der sich in seinen lange Jahre nach der Revolution veröffentlichten Denkwürdigkeiten gerühmt hat, sowohl Mitglieder der Comédie française als andre, grundlos angeschuldigte Personen vor dem Tode durch das Fallbeil gerettet zu haben, indem er ihre Akten vernichten und sie dadurch der Vergessenheit in den Gefängnissen anheimfallen ließ, bis endlich mit dem Sturze des Tyrannen die Stunde der Befreiung, des allgemeinen Aufatmens schlug. Aus diesem allgemeinen Fall hat sich Sardou für sein Schauspiel einen besonderen zurecht gemacht. Labussière, der bisher nur aus reiner, unbefangner Menschenliebe die Vorsehung gespielt hat, wird plötzlich, gerade an dem Tage, der das Maß Robespierres voll macht, durch einen Herzensfreund gerufen, sein menschenfreundliches Intriguenspiel zu Gunsten eines geliebten Mädchens geltend zu machen. Martial Hugon, ein Offizier im Heer der französischen Republik, hat durch einen Zufall eine junge Vendeerin kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Er muß seine Braut in Paris zurücklassen, weil ihn seine Pflicht nach Flandern ruft, und auf die falsche Nachricht von seinem Tode — er war nur in Kriegsgefangenschaft geraten — legt Fabienne Lecoulteux, um sich einen Zufluchtsort für ihre Zukunft zu gewinnen, ein Nonnengelübde ab. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft trifft Hugon seine Geliebte zufällig an einem Seinequai unter einem Haufen wütender Wäscherinnen, die ihre stille Arbeitsgenossin verfolgen, weil sie ein Kreuz am Halse trägt und die Könige nicht verfluchen will. Wenn Sardou wirklich die Absicht gehabt hat, in den Köpfen seiner Landsleute die Legende der französischen Revolution zu zerstören und zugleich im Spiegel der Vergangenheit die steuerlosen Zustände der Gegenwart als Zerrbild zu zeigen, so darf man ihm jedenfalls nicht den Vorwurf machen,

Digitized by Google

daß er an grellen Farben gespart habe. Fast keine Szene geht vorüber, ohne daß das Gespräch der Hauptfiguren durch das Getöse lärmender Volkshaufen unterbrochen würde. Kaum hat Hugon die geängstigte Fabienne mit Hilfe seines Freundes Labussière aus den Krallen der Bestien von der Waschbank in das Haus eines friedfertigen Lampenhändlers gerettet, so dröhnt von neuem der Tumult der Schergen des Revolutionstribunals von der Straße herauf. Man hat harmlose Nonnen, die Mitschwestern Fabiennes, gefangen genommen und schleppt sie auf Karren in die Kerker. Während sie ihr Salve Regina singen, brüllen ihre Begleiter die Carmagnole. Das ist ein Schmaus für aufregungslüsterne Ohren. Als zum Schluß unter diesem Straßenlärm Fabienne, deren Versteck inzwischen bekannt geworden ist, von Gendarmen verhaftet und davongeführt wurde, da jubelte auch das Berliner Publikum dem alten Praktiker zu, der nach den rohesten Gewaltmitteln des Melodramas greift, weil er sich von der Ausmalung seelischer Kämpfe keine Wirkungen mehr verspricht, die stark genug sind, die Nerven seiner abgehärteten Zuhörer in angenehme Schwingungen zu versetzen.

Diese Nervenerregung um jeden Preis ist das erste und letzte Ziel des Dramas. Im dritten Akte entspinnt sich ein dialektischer Zweikampf zwischen Hugon und Labussière, der nicht enden will, da sich Labussière, dem ein Menschenleben wie das andre gilt, weigert, zur Rettung Fabiennes das Aktenstück einer andern Person mit ähnlich lautendem Namen unterzuschieben. Als er endlich die Stimme seines Gewissens zur Ruhe gebracht und seinem Freunde zuliebe in den Betrug eingewilligt hat, dringt die Kunde von dem Fall Robespierres in das Büreau, und die ganze Seelenqual wackrer Menschen ist vergeblich gewesen! So meint der aufatmende Zuschauer. Aber Sardou ist nicht der Mann, der uns so wohlfeilen Kaufes entläßt. Ein Revolutionsdrama, das ein Franzose schreibt, darf nicht ohne Blut und Mord enden, und so führt uns der letzte Akt in den von einer rasenden Menge umgebenen Vorhof der Conciergerie, über den die zum Tode verurteilten zum Karren geführt werden. Auch Fabienne befindet sich unter ihnen. Was in den drei ersten Akten zu ihrer Rettung versucht worden, ist vergeblich gewesen. Wohl ist Robespierre gestürzt, aber jetzt kommt das Zwischenregiment der Anarchie, die auch ihre Opfer haben will. Fabienne kann nur noch gerettet werden, wenn sie einen Schein unterzeichnet, worin sie erklärt, gesegneten Leibes zu sein. Dagegen sträubt sich ihre jungfräuliche Scham. Um diesen Preis will sie — theatralisch und melodramatisch bis zum letzten Augenblick, wie es der französische Geschmack verlangt — keine Rettung, sie schreitet entschlossen zum Karren des Henkers, und ihr Geliebter, der ihr nachstürzt, um sie gewaltsam zu befreien, fällt unter den Schüssen der Gendarmen.

Das politische Drama, das die sonst so spottlustigen Franzosen so ernst genommen haben, obwohl es weit leichter gewesen wäre, es von der lächerlichen

Digitized by Google

Seite aufzufassen, hat sich als ein gewöhnliches Rührstück entpuppt, worin nicht die Kunst einer kraftvollen Charakteristik, einer feinen Zergliederung menschlicher Seelenregungen, sondern nur der blinde Zufall die Herrschaft führt. Uns Deutschen bietet es weder in seinem politisch-historischen Inhalte, noch in seinem ästhetischen Werte den geringsten Anlaß zu erregten Erörterungen, und wenn wir uns durchaus ärgern wollen, so wäre es höchstens darüber, daß ein deutscher Theaterdirektor es gewagt hat, uns diese blutige Komödie vorzugaukeln.

Zwei Nekrologe

Nekrologe über Lebendigbegrabene und über fortlebende Tote, das ist die Signatur unsrer „männerwürgenden“ Zeit. Wem haben wir schon alles das Abschiedslied und die Totenklage gesungen! Das Gehen und Kommen, das die „neue Ära“ bedingte, vollzieht sich entweder zu rasch oder zu langsam, denn seit Fürst Bismarck scheiden mußte, lag ja klar zu Tage, daß die Sterne zweiter Ordnung, die um ihn her gekreist waren, nicht mit eignem Lichte geleuchtet hatten. Sie mußten einer nach dem andern erlöschen, früher oder später, je nach der ihnen innewohnenden Fähigkeit, das Licht, das sie empfangen hatten, mit größerer oder geringerer Sparsamkeit von sich zu geben. Der Augenblick, wo sie zu leuchten aufhören mußten, hätte sich von einem Astronomen der Seelenkunde auf Tag und Stunde vorausberechnen lassen. Wie singt doch Béranger?

Voilà encore une étoile
Qui file, qui file et disparait.

Die étoiles qui filent sind wieder um eine vermehrt worden. Herr von Goßler hat seinen Posten aufgeben müssen, scheinbar das Opfer — das letzte — des klugen Führers des Zentrums mit dem untrüglichen Gedächtnis für politische Gegnerschaft, in Wirklichkeit auch er ein Opfer des 18. März 1890, obgleich gerade ihm von allen Ministern der Ära Bismarck damals das günstigste Prognostikon gestellt wurde.

Der thatsächliche Zusammenhang der Ereignisse, die in letzter Stunde dem Minister selbst überraschend den Ausschlag gegeben haben, ist ja bekannt. Das Staatsministerium hielt in der Frage der Besetzung des Unterstaatssekretariats im Kultusministerium die Abneigung des Zentrums für beachtens-

Digitized by Google

werter als den Wunsch des Ministers. Das Hoc volo, sic jubeo war damals von einer Stelle ausgegangen, der der Minister seine Überzeugung zu opfern nicht geneigt war, Fügsamkeit wäre hier der Schmach eines kaudinischen Joches gleich zu achten gewesen, und so reichte er seinen Abschied ein.

Eine andre Frage freilich ist die, weshalb er ihn erhalten hat, und da giebt es nur die eine Antwort, daß die Stellung des Ministers bereits vorher unhaltbar geworden war. Sein letzter großer Triumph, die Begeisterung, mit der die Entdeckung Kochs aufgenommen worden war, hatte sich ihm durch eigne Schuld — die allerdings in ihrer psychologischen Begründung dem Minister nur zur Ehre gereicht — in eine halbe Niederlage verwandelt, dann folgten zwei weitere vollständige Niederlagen. Der dies nefastus, an dem er sich die Sperrgeldervorlage zu eigen machte, während alles die Empfindung hatte, ihm sei Gewalt angethan worden, ließ sich kaum verwinden, als zweites trat die Schulreformkommission hinzu, die eine Lebensfrage seines Ressorts in voller Unabhängigkeit von ihm zur endgiltigen Entscheidung vorbereiten sollte. Der schneidende Berliner Witz legte ihm damals das Wort in den Mund: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann aber auch anders! Nun, die Grenze des Anderskönnens fand sich doch, für unser politisches Gefühl zu spät, zu spät auch, um dem Politiker Goßler den Ruf eines politischen Charakters zu retten, und doch vielleicht zu früh.

Daß sich Herr von Goßler in der Reihe der preußischen Kultusminister für immer einen ehrenvollen Namen erworben hat, kann von keiner Seite bestritten werden. Immer hat er sachlich zu denken gewußt und immer ein warm und richtig empfindendes Herz für die höchsten geistigen Aufgaben und Ideale der Nation gehabt. Kunst und Wissenschaft hatten an ihm einen einsichtigen Mäcen, die Kirche einen auf positivem Boden stehenden mächtigen Freund, der nationale Gedanke einen Förderer, die Schule — nun, sie hat ihm ganz besonders am Herzen gelegen, und wenn er einer mächtigen Strömung Widerstand entgegensetzte, so soll ihn darum kein Vorwurf treffen. Die Vorzüge und Schwächen seiner Natur lassen sich vielleicht dahin zusammenfassen, daß er eine ideal angelegte Natur war von erstaunlicher Rezeptionsfähigkeit, die eigentlich schöpferischen (produktiven) Gaben ihm jedoch fehlten. Ob sein Nachfolger eine günstigere Verbindung von Eigenschaften des Herzens, der Begabung und des Charakters besitzt, wird die Zeit lehren, an alle drei Seiten stellt gerade das Amt des Kultusministers besonders hohe Anforderungen.

Herr von Goßler hat im vorigen Jahre eine Ausgabe seiner Reden veranstaltet. Die Durchsicht der stattlichen Sammlung giebt ein im wahren Sinne des Wortes redendes Zeugnis von der Vielseitigkeit seiner Interessen und von dem staunenswerten Fleiß, womit er die verschiedenartigsten Stoffe zu bewältigen verstand. Auch hier zeigt sich die receptive Begabung des Ministers. Er

Digitized by Google

machte sich Ideen und Anschauungen, die von außen an ihn herantraten, so zu eigen, als wäre es sein eigenstes Arbeitsfeld, von dem er Rechenschaft abzulegen hätte. Er wußte ihnen stets die Richtung auf das Allgemeine zu geben und einen patriotisch-nationalen Schwung hineinzulegen, der Zeugnis davon gab, daß der Funke jugendlicher Begeisterungsfähigkeit in ihm lebendig geblieben war, auch als das Haupt ergraute. Kaiser Wilhelm hat ihn noch in diesem Jahre als einen der hervorragendsten Kultusminister Preußens gefeiert. Gewiß mit Recht. Die zehnjährige Thätigkeit Goßlers wird in der Geschichte unsers Bildungsganges unvergessen bleiben, und sein Nachfolger wird gut thun, weiter zu bauen auf den Grundlagen, die er vorfindet. Denn die ungeheure Mehrzahl aller Gebildeten in Preußen wußte sich mit dem Minister eins in seinen letzten Zielen, und nur wo er, dem Druck weichend, der von außen an ihn herantrat, auf die schiefe Ebne der halben und ganzen Zugeständnisse geriet, wandte sie sich von ihm ab.

Es fragt sich, wie stark die Tradition des Ministeriums Goßler sein wird. Minister und Unterstaatssekretär sind als homines novi in das Ressort getreten — die Räte bleiben. Wir irren aber wohl nicht, wenn wir behaupten, daß die letzten entscheidenden Maßnahmen, die Herrn von Goßler erst ins Wanken und dann zu Falle brachten, im Gegensatz zu den Ratschlägen jener Männer erfolgt sind. Graf Zedlitz wird zunächst an der Schulfrage zu beweisen haben, daß er ein eignes Programm mitbringt, und die Zukunft wird lehren, wie weit er imstande ist, es zu praktischer Geltung zu bringen.

Ein eignes Mißgeschick hat es gewollt, daß die Teilnahme und das Aufsehen, das der Rücktritt Goßlers hervorrief, durch ein andres Ereignis verdrängt wurde, dessen politische Bedeutung allerdings von weit größerer Tragweite ist. Ludwig Windthorst ist gestorben, und damit ist der Mann geschieden, der seit einem Vierteljahrhundert auf das innere politische Leben Preußens und Deutschlands den nachhaltigsten und tiefgreifendsten Einfluß geübt hat. Er ist der erste Parlamentarier großen Stils gewesen, den das deutsche Reich gehabt hat, der einzige, der seiner Partei eine Stellung zu schaffen wußte, die unabhängig von den wechselnden Strömungen der leitenden Kreise festhielt an ihrem oder vielmehr an seinem Programm.

Für eine Biographie Windthorsts ist der Augenblick noch nicht gekommen. Die von den Zeitungen veröffentlichten Skizzen bieten nicht mehr als die gröbsten Umrisse eines Bildes, das einer sorgfältigen Einzelausführung bedarf. War doch eine der größten Eigenschaften Windthorsts seine unverbrüchliche Diskretion. Was von seiner Wirksamkeit an die Öffentlichkeit getreten ist, erschien den Wissenden stets als das Ergebnis mannigfaltigster Erwägungen und Verhandlungen. Die Geschichte Windthorsts und des Zentrums, wie sie sich hinter den Coulissen abspielte, dürfte eine ganz andre sein, als sie uns

Digitized by Google

die konventionelle Zeichnung vorführt. Dazu kommt, daß es Windthorst liebte, von Mund zu Mund zu verhandeln, und die ungeschriebenen Vereinbarungen, an denen er mit unbedingter Zuverlässigkeit festhielt, mögen als Schlüssel für sein Verhalten eine Aufklärung bieten, die wir in den Akten nie finden werden. Da aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Ereignisse der letzten Jahre zum Entstehen einer Memoirenlitteratur führen werden, so bringt vielleicht die Zukunft ein heute noch fehlendes Licht.

Wie aus dem Bauersohn ein Advokat, aus diesem ein Minister wurde, der, bald gestürzt, sich doch wieder erhob, um zur Zeit der großen Katastrophe, die das Haus Hannover beseitigte, die letzten abschließenden Verhandlungen zu führen, wie sich dann aus dem Welfen der katholische Oppositionsmann herausschälte, der es verstand, die Partei des Zentrums gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, wie er als einziger unter allen deutschen Parlamentariern dem Fürsten Bismarck einen Widerstand entgegensetzte, den dieser nicht zu brechen vermochte, das alles ist in der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte entscheidend gewesen. Wir haben keinen Anlaß, uns seiner Wirksamkeit zu freuen. In einer Zeit, die die Gewissensfreiheit auf ihre Fahne geschrieben hat, ist er bemüht gewesen, die Schärfe und Unduldsamkeit konfessioneller Gegensätze zu erhalten. Dem erstarkenden Reichsgedanken hat er eine partikularistische Gegenströmung in den Weg geworfen, und wenn er hie und da in den Augenblicken großer Entscheidungen sich und seine Partei der Regierung zu Diensten stellte, ohne einen greifbaren Lohn hat er es nie gethan, und nie ist er auch nur um Fußesbreite von dem einmal gewonnenen Boden zurückgetreten. Die größte seiner Leistungen bleibt, daß er fast ein volles Menschenalter hindurch die aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammengewürfelte Partei zusammenzuhalten verstand, und daß er es thatsächlich durchsetzte, daß eine parlamentarische Laufbahn für einen Katholiken außerhalb des Zentrums so gut wie undenkbar wurde. Nun scheint allerdings der Welfe und Partikularist in Windhorst allmählich an Schärfe verloren zu haben; er wußte sich gelegentlich in den letzten Jahren mit seiner deutschen und reichstreuen Gesinnung auf einen Sockel zu stellen, der ihn über die Tendenz seiner Alltagspolitik erhob: so, als er die Mittel für eine verstärkte Ausrüstung der Reichswehrkraft schließlich bewilligte, oder als er für die Kolonialpolitik eintrat. Aber nicht mit Unrecht hat ein freisinniges Blatt auf ihn das Wort angewandt, das in Wallensteins Lager der Volksmund von dem großen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges braucht: Weiß doch niemand, an wen der glaubt! Pathos lag seinem Wesen fern; er liebte es, Gefühlserregungen durch ein Witzwort zu brechen; und wenn er in frühern Jahren eine der Reden zu bekämpfen hatte, durch die der große Kanzler dem Reichstage seine Zustimmung abzuzwingen pflegte, dann war seine Waffe meist jene spöttische und witzelnde Ironie, durch die er die Stimmungsatmosphäre zu verändern

Digitized by Google

wußte, um schließlich der Kraft nationaler Gedanken das andre Schlagwort der religiös-politischen Überzeugungstreue entgegenzuhalten, durch das er seine Leute an sich fesselte, auch da, wo die religiösen Fragen keineswegs mitspielten.

Windthorst war ein parlamentarischer Diplomat ersten Ranges, aber ein großer Staatsmann ist er nicht gewesen. Wenn wir auch nicht glauben, daß sein Werk, der zum Zentrum organisirte Katholizismus des deutschen Reiches, mit ihm zusammenbreche, so glauben wir doch ebensowenig, daß es sich auf die Dauer zu behaupten imstande sein werde. Die völlige Gleichberechtigung, die, gottlob! Protestanten und Katholiken im deutschen Reich und ganz besonders in Preußen zusteht, macht die konfessionelle Partei zu einer widernatürlichen Erscheinung. Das deutsche Reich ist trotz all seiner Macht in viel zu gefährdeter Lage, als daß es sich den Luxus eines innern Kampfes gestatten dürfte, für den jede sachliche Notwendigkeit fehlt.

Die Politik ist, wie Fürst Bismarck einmal sagte, eine Kunst. Windthorst war ein parlamentarischer Politiker, wie wir ihn sonst nur auf englischem Boden finden. Wir wünschen ihm Nachfolger, aber nicht in den Reihen des Zentrums.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das jüngste Pariser Abenteuer wird, wie man nun von verschiednen Seiten versichern hört, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden beteiligten Regierungen nicht stören. Dieser Versicherung hätte es nicht bedurft. Die bestehende Freundschaft ist eine Salonfreundschaft, man beobachtet beiderseits gewissenhaft höfliche Verkehrsformen, schüttelt einander lächelnd die Hände, hütet sich aber wohl, vertraulich zu werden. So begegnen sich auch zwei Geschäftsleute, die im Stillen überzeugt sind, daß jeder von ihnen mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen würde, dem andern zu schaden. Daß das in diesem Fall auf der einen Seite ein Irrtum ist, ändert an der Sache nichts. Und da die Franzosen grundsätzlich jeden Schritt vermeiden, der so ausgelegt werden könnte, als wollten sie das sogenannte herzliche Einvernehmen anbahnen, und auf deutscher Seite die Lust zum Entgegenkommen gründlich abgekühlt sein muß, so ist vor der Hand eine Änderung nicht abzusehen. Wessen wir uns von Rußland zu versehen haben, brauchten wir ebenfalls nicht erst bei diesem Anlasse zu lernen. Indessen kann es von Nutzen sein, die Ausbrüche des Hasses und der Schadenfreude, die in den letzten Wochen unter der Herrschaft der russischen Zensur ans Tageslicht kommen konnten, nicht mit dem Tage und den Tagesblättern in Vergessenheit geraten zu lassen. Solche Äußerungen sind von größerm Werte, als die ohne Zweifel aus

Digitized by Google

guter Quelle stammende Mitteilung, ein in russischem Solde stehendes Pariser Blatt habe die Hetze gegen die Kaiserin-Mutter begonnen. Denn mit solchen Enthüllungen ist es ein eignes Ding. Werden sie bestritten, so ist man gewöhnlich nicht in der Lage, zu verraten, woher die Kenntnis der angedeuteten Beziehungen stammt, geschweige denn, den Beweis anzutreten. Es ist noch nicht zu lange her, daß gegen ein deutsches Blatt eine ähnliche Anschuldigung erhoben wurde und der Handel damit ausging, daß es sich in die Brust werfen und über die Verleumdung seiner Tugend klagen durfte, wenn auch jeder Verständige überzeugt war, der Rauch sei nicht ohne Feuer entstanden.

Die Zusammenstellung der Preßstimmen bekommt sogar einen Anflug von Humor, wenn man sich erinnert, daß der Nord, das Brüsseler Organ der russischen Regierung, es passend fand, der nationalen Presse eine Belobigung zu erteilen, weil sie zu dem Zeitungskriege zwischen Deutschland und Frankreich „beschwichtigend" das Wort genommen habe. Er mochte dabei zunächst an das Journal de St. Petersbourg denken, das — wir können uns vorstellen, wie aufrichtig! — hoffte, der durch den Pariser Skandal auf das Verhältnis zwischen beiden Mächten geworfene „Schatten" werde durch die Weisheit beider Regierungen wieder verscheucht werden. Wie aber „beschwichtigen" die andern russischen Blätter! Nowoje Wremja sah in der Reise der Kaiserin den Versuch Deutschlands, die — Verzeihung Frankreichs zu erhalten. Der Versuch sei gescheitert, und nun sei der Dreibund vollends nichts mehr als ein papiernes Dokument. Den Verbündeten Deutschlands gehe die Ahnung auf, daß dies selbst in dem Bündnisse nur ein Hindernis erblicke, andre Bahnen einzuschlagen. Dies Räsonnement könnte man versucht sein mit Wallenstein herzlich dumm zu nennen, wenn es nicht so verwünscht gescheit wäre, aber als neues Bekenntnis einer besonders schönen Seele bleibt es immer schätzbar. Der Grashdanin bemüht sich gar, die Franzosen noch zu reizen, wie sein Kollege die Österreicher und Italiener mißtranisch machen möchte. Daß die Regierung wenigstens Vorsorge getroffen hatte, um die Kaiserin Viktoria gegen thätliche Beleidigungen zu schützen, ist in seinen Augen eine Demütigung, und er höhnt, es habe nur noch gefehlt, daß den Deutschen zuliebe die Preß- und Redefreiheit in der Republik unterdrückt worden wäre. Für den Swjet vollends ist der Narr Deroulède eine Lichtgestalt, und die russische Moskauer Zeitung sagt den Franzosen in dem unvermeidlichen Kriege die Hilfe Rußlands zu. Wenn das alles schon in diesem kalten Frühjahre möglich war, welche Beschwichtigungsversuche werden — mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung — erst die Hundstage bringen!

Berichtigung. In dem Aufsatze: **Björnsons Ragni** sind infolge unleserlicher Handschrift und verspäteten Eintreffens der Korrektur einige störende Fehler stehen geblieben. Wir bitten zu lesen S. 550 **aufgedrückt** statt **aufgedruckt**, S. 551 **gefurchten** statt **gefurchteten** und **Jugend** statt **Tugend**, S. 554 **selbstgerechtes** statt **selbgereiftes** und **gewinne** statt **abgewinne**.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Die deutſche Einheit

Schon ſeit Jahresfriſt iſt von dem ſich wieder ſtärker regenden Sondergeiſt im deutſchen Vaterlande, von den erneuten Anläufen des Partikularismus gegen das Gefüge des Reiches die Rede. Einzelne Vorkommniſſe des öffentlichen Lebens hie und da warfen unerwartet grelle Lichter auf den Drachen des Zwieſpalts, der mit gierigem und giftigem Zahn aus dem Dunkel fuhr, und zeigten, daß der Schlummer des alten Ungetüms, weit entfernt, es allmählich in den Schlaf des Todes überzuführen, vielmehr dazu gedient hat, ihm die Kräfte zu neuen Heldenthaten zu ſtärken.

Es giebt nun Blätter im lieben Deutſchland, die nach jeder Aufdeckung derartiger Vorſtöße mit gut gemachtem Erſtaunen ſich nach den vermeintlichen Übelthätern umſehen, ohne ſie jemals gewahr zu werden, die Angegriffenen dabei mit verdächtigem Eifer verteidigen und wohl gar, den Spieß umdrehend, auf die unliebſamen Berichterſtatter als ewig nörgelnde und überall Unrat witternde Friedensſtörer hinweiſen. Hervorragend in dieſer Kunſt des Leugnens und Abwälzens iſt namentlich ein vielgeleſenes Münchner Blatt, und da es auf weite Kreiſe Süddeutſchlands ſeinen Einfluß übt, ſo verlohnt es ſich vielleicht, an der Hand von Thatſachen die Unſchuldsbeteuerungen der betreffenden Zeitung einmal auf ihren wahren Wert zu prüfen. Hierbei habe ich Münchner Verhältniſſe nicht bloß deshalb vorwiegend im Auge, weil ich dieſe aus eigner Anſchauung kenne, ſondern weil München naturgemäß im Vordergrunde aller zentrifugalen Beſtrebungen ſteht.

Allen iſt wohl noch der Fall erinnerlich, daß eine in Preußen rechtsverbindlich geſchloſſene Ehe von dem höchſten bairiſchen Gerichtshofe für ungiltig erklärt wurde, und daß, als ſich norddeutſche Stimmen erlaubten, ein

Digitized by Google

derartiges Vorkommnis im deutschen Reich als ungeheuerlich zu bezeichnen, fast die gesamte Presse Baierns mit Wut für diese köstliche Frucht bajuvarischer Rechtsprechung und Gesetzgebung in die Schranken trat. Und zwar wurde, um dem merkwürdigen Lichte, das von diesem Ereignisse ausging, nicht gar zu nackt und bloß gegenüberzustehen, die einfache Wahrheit der Geschichte mit einem Rüstzeuge von Darlegungen, Gründen, Erwägungen und Erklärungen umschleiert, daß ein redliches Gemüt schließlich nicht anders konnte, als wieder einmal dem bösen Preußen unerlaubte Einmischung, Zänkerei und Stänkerei vorzuwerfen.

Gegenwärtig regt die Feier des siebzigsten Geburtstages des Prinzregenten zu eigentümlichen Vergleichen an. Ich möchte hier um keinen Preis mißverstanden werden. Jeder echte Deutsche wird dem nicht bloß in Baiern hoch verehrten Fürsten, der in schlichter Treue seine Herrscherpflichten übt, alle Zeichen der Liebe, womit ihn seine Unterthanen beschenkten und erfreuten, von Herzen gönnen, wird jubelnd in die Hochrufe der Seinen eingestimmt haben. Aber keinem konnte auch der grelle Abstand entgehen zwischen diesen Tagen rauschender Begeisterung, die sich in überaus glänzendem Schmuck der Straßen, in Fackel- und Huldigungszügen, in Festreden, Festessen und Festvorstellungen kundgab, den Tagen, die dem Landesherrn galten, und — dem Geburtstage des deutschen Kaisers. Damals, am 27. Januar, begnügte sich München mit einigen feierlichen Gastmählern hinter geschlossenen Thüren und vereinzelten Fahnen an den Häusern — blau-weißen, da die Reichsfarben der großen Mehrzahl überhaupt noch unbekannt oder — unangenehm sind. Von irgend welcher Teilnahme der Bevölkerung war nichts zu merken. Eine hochangesehene litterarische Vereinigung, die noch dazu das Wort „deutsch“ in ihrem Namen führt, hatte für den Abend eine gesellige Zusammenkunft veranstaltet. Man hätte meinen sollen, das Fest gelte dem Kaiser. Weit gefehlt! Wohl hörte man einen gelehrten Vortrag über chinesisches Schrifttum und Gedichte in oberbairischer Mundart, aber auch nicht den einfachsten Trinkspruch auf das Oberhaupt des Reiches, und schmerzlich wurde man von der ungeahnten Möglichkeit überrascht, daß sich am Kaisertage deutsche Männer versammeln können, ohne ihres Kaisers zu gedenken. Freilich steht München in diesem Punkte nicht vereinzelt da. In Strelitz und Reuß ä. L. verweigern ja evangelische Pfarrer den erbetenen Festgottesdienst, weil sie dazu keine „Instruktion“ haben!

Als jüngst die Kaiserin Friedrich ihre Reise nach Paris antrat, ergriff die Münchener Gesellschaft eine allgemeine Unruhe. War es etwa die Besorgnis, daß dem Vaterlande von dieser Reise ein Unheil, eine Demütigung drohe? Keineswegs! Die Münchner fürchteten für ihre Ausstellung. Sie fürchteten, daß die geliebten französischen Künstler ihnen untreu und durch die persönlichen Bemühungen des hohen Besuches zur endgiltigen Zusage, ihre

Digitized by Google

besten Werke diesmal nach Berlin zu schicken, veranlaßt werden möchten. Und was folgte an der Isar auf die bekannten Vorgänge in Paris, auf die Beschimpfung unsers Kaiserhauses und die schmachvolle Unterwerfung der Pariser Maler unter die Schreier der Gasse? Vielleicht, wie ein deutsches Herz vermuten möchte, die einer stolzen Regung beleidigten Volksgefühls entsprungene Bitte an die Herren von der Seine, nun auch München gütigst mit ihrer Anwesenheit zu verschonen? O nein — ein wahnsinniger, kaum nach außen schicklich unterdrückter Jubel, daß Berlin eine Schlappe erlitten habe und die höhere Bedeutung der Münchner Ausstellung gerettet sei. Nun, wir können den Münchnern die Franzosen gönnen. Schon seit Jahren schwindet im Münchner Kunstleben mehr und mehr deutsches Wesen, deutsche Eigenart, um einer immer blödern Nachäffung des Auslandes Platz zu machen. Seitdem in Paris die geniale Entdeckung gemacht worden ist, daß in der freien Natur eigentlich gar keine frischen Farben vorkommen, daß das umflutende Sonnenlicht über alle Gegenstände eine graue Tünche breitet, sahen auch die Münchner Maler plötzlich ihre Bäume, Häuser und Menschen wie unter einer dicken Staubschicht verborgen, und als man in Paris als würdigste Aufgaben des Pinsels den stumpfsinnigen Proletarier und das öde Blachfeld erkannte, trabten die hiesigen Künstler gehorsam hinterdrein. Die jährliche Überschwemmung der Ausstellungen mit Pariser Ware wird die deutschen Maler bei ihrer unglückseligen Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit alles Fremden bald um den letzten Rest eines selbständigen Kunstempfindens gebracht haben. Das scheinen die Wirklichgroßen unter den hiesigen Meistern, die Lenbach, Kaulbach, Grützner, Defregger u. s. w. auch richtig zu fühlen. Denn schon im vorigen Sommer fehlten ihre Werke fast gänzlich an den Wänden des Glaspalastes. Eine Folge der Franzosendienerei war es auch, daß vor drei Jahren das herrliche Gemälde Ferdinand Kellers, die Apotheose Kaiser Wilhelms, bei der Preisverteilung hinter einem welschen Plein-air zurückstehen mußte, worauf Keller allerdings durch Verzicht auf den zuerkannten zweiten Preis die einzig richtige Antwort gab.

Vor Frankreich liegt man auch sonst hier — wie ein hochstehender Münchner sich neulich nicht gerade zart, aber treffend äußerte — auf dem Bauche. Es giebt noch Damen der Gesellschaft, die es für unfein halten, auf der Straße deutsch zu sprechen — freilich ist auch ihr Deutsch darnach! Andre müssen wenigstens zeigen, daß sie Französisch verstehen, und spicken ihre Rede mit den fadesten Brocken Pariser Boulevardjargons. Aber selbst im Volke kennt man für einzelne Begriffe, wie lavoir, ombrelle, orange, charcutier, überhaupt keine deutschen Namen. In den Fenstern der Buch- und Kunstläden prangen die jüngsten Erscheinungen der französischen Litteratur, die Vervielfältigungen der Werke Meissoniers, Bougereaus und Bastien-Lepages, die Bildnisse französischer Tagesgrößen. Selbst Sarah Bernhardt, die in Deutschenhaß reisende

Digitized by Google

Komödiantin, schämt man sich nicht der Bewunderung preiszugeben, und ich wette, wenn sie hier aufträte, sie würde mit Gold und Lorbeerkränzen beladen heimkehren. Auf den Theaterzetteln der königlichen Bühnen machen sich die Chabrier, Ohnet, Pailleron und Sardou neben andern Ausländern wie Mascagni, Björnson und Ibsen breit, und vorigen Herbst konnte es geschehen, daß ich fünf oder sechs Tage lang mit einem Freunde, dem ich die vollendeten Aufführungen des Residenztheaters hatte zeigen wollen, nicht ein einziges deutsches Stück zu sehen bekam. Das jüngste „Kind der Musen“ von Bedeutung war Ibsens „Hedda Gabler“; bei der unglaublichen Erscheinung, daß ein solches Machwerk Eingang auf einer Hofbühne gefunden hat, fragt man sich nur, warum dann Dumas berühmter und jedenfalls kurzweiligerer „Fall Clemenceau“ ausgeschlossen bleibt? An Verworrenheit und Versunkenheit aller sittlichen Begriffe sind beide Werke einander völlig ebenbürtig.

Mit der knechtischen Bewunderung für Paris geht ein eifersüchtiger Haß gegen Berlin Hand in Hand — schon das obige Beispiel zeigte es. München ist Hauptstadt und Residenz, so gut wie Berlin. Berlin hat die fünffache Einwohnerzahl; das ist leider nicht wegzuleugnen. In allen übrigen Stücken kann und soll und muß es aber Isar-Athen der Nebenbuhlerin an der Spree mindestens gleich thun. Ja in den Köpfen echt bajuvarischer Bierphilister übertrifft es die Kaiserstadt bei weitem. Die Eifersucht raubt den Münchnern derart die Besinnung, daß sie auch vor der Lächerlichkeit nicht zurückscheuen. Daß Berlin durch musterhafte Verwaltung eine der reinlichsten Städte ist, weiß die Welt. Ebenso bekannt und von den Münchnern selbst durch zahlreiche Spott- und Klagerufe bestätigt ist der — gelinde gesagt — zweifelhafte Zustand der Münchner Straßen. Wagt es aber ein Fremder, diese öffentlichen Geheimnisse in Gegenwart eines Münchner Kindes zur Sprache zu bringen, dann wird ihm mit eindringlichster und nicht immer sanfter Beredsamkeit nachgewiesen, daß es in Berlin bei Regenwetter mindestens ebenso naß sei wie in München. Um das in den engen Straßen schier unerträgliche Geräusch zu mildern, würde man gern Asphaltpflaster einführen. Aber Berlin hat dieses Auskunftsmittel vorweggenommen, und Berlin etwas nachmachen — lieber stellt man den Münchner Gäulen ein Armutszeugnis aus, indem man Unglücksfälle vorhersagt auf einem Boden, an den sich die Berliner Roßwelt nach kurzer Anpassung längst gewöhnt hat.

Das sind kleine, aber bezeichnende Züge für die Münchner Denkungsart, um so bezeichnender, wenn man das gegenseitige Verhältnis der Städte andrer Länder betrachtet. Ganz zu schweigen von Frankreich und England, wo die länger bestehende staatliche Einheit den Hauptstädten ein erdrückendes Übergewicht verschafft hat, möchte ich nur auf Italien hinweisen, dessen Einigungsgeschichte der unsrigen in so wesentlichen Stücken gleicht. Gewiß sind Mailand, Neapel und Florenz an sich nicht weniger bedeutend als Rom, in der Be-

Digitized by Google

völkerungsmenge diesem teilweise sogar überlegen. Dennoch ist das Bewußtsein davon, daß Rom die Hauptstadt ist und als solche die selbstverständliche Führerin auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Politik wie in der Wissenschaft und Kunst, der geistige Mittelpunkt, dem die Schwesterstädte sich gern und willig beugen, so alldurchdringend, jedem Italiener ein so unantastbarer Grundpfeiler seines Staatsgebäudes, daß wir Deutschen vor solchem Nationalgefühl beschämt die Augen niederschlagen müssen.

Wenn ein Ausländer in München oder Stuttgart die Postwertzeichen des Reiches für ungiltig erklärt sieht, wenn er liest, was kürzlich eine Zeitung rügte, wie es Baiern nur habe zugeben können, daß die Versicherungsmarken für Alter und Invalidität auch innerhalb der blauweißen Grenzen den Reichsadler tragen statt des allein berechtigten bairischen Löwen, wenn er bei Trinksprüchen auf den Landesherrn diesen auch als obersten Kriegsherrn der Armee gefeiert hört, wenn er in den Hauptstädten der europäischen Großmächte neben dem deutschen Botschafter eine Schar von diplomatischen Vertretern der deutschen Mittelstaaten ein zweckloses, aber darum nicht weniger selbstbewußtes Dasein führen sieht, wie in den Zeiten des seligen deutschen Bundes — dann muß er einen sonderbaren Begriff von der deutschen Einheit bekommen. Dem Deutschen aber, der an diese Punkte rührt, wird mit dem Pathos loyalster Entrüstung das Wort „Reservate!“ entgegengeschleudert. Hände weg! das ist heiliges Land! Ja wohl, da sind sie, die Reservatrechte, von der Verfassung des Reiches verbrieft und geschirmt, und wohl kann von der Seite nicht daran gerüttelt werden, die sie bewilligt hat. Aber daß sie leben, zwanzig Jahre nach der Kaiserfeier zu Versailles, daß sie nicht allein Verteidiger finden, sondern Freunde, die sie erweitern und verstärken möchten, das ist das Unbegreifliche. Damals waren sie nicht zu umgehen, um den mühsamen Bau des Reiches unter Dach zu bringen; sie waren der aufgedrungene Verzicht auf manche Klammer für die Festigung des Reiches. Wir haben damals froh und dankerfüllt das Richtfest des hehren Domes deutscher Einheit gefeiert. Aber wir haben auch gemeint, er sollte im Innern ausgebaut, vollendet werden, durch opfermutige Arbeit aller, die daran wirken, durch eine heilige Liebe zum großen Vaterlande, die willig von der eignen Hoheit hingäbe zur Ehre und zum Heile des Ganzen! Es ist nicht geschehen. Die Lücken und die Fugen sind nicht geschlossen, und leise, aber merklich nagt der Zeiten wechselvoller Lauf an dem schlecht verwahrten Bau.

Was wir hier schildern und was sich als Bild aus den Einzelzügen zusammensetzt, das ist viel mehr, als ein gelegentliches Aufflackern des Partikularismus. Es ist ein chronischer Partikularismus, das heißt, das mangelnde Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Geist der Spaltung und Zerklüftung, des Lockerns und Auseinanderstrebens. „Ihr Kaiser kommt zu uns,“ sagte zu mir, dem Preußen, vor Jahren einmal eine Frau aus den Dresdner Hofkreisen.

Digitized by Google

Daß es der gemeinsame deutsche Kaiser sei, kam ihr nicht in den Sinn. „Ihr Kaiser“ — das ist der Ausdruck eines erschreckend großen Bruchteiles des deutschen Volkes, der Kaiser und Reich unwillig oder gleichgiltig als fremde Bestandteile seines Daseins empfindet. Und im Gegensatz zu den Blättern, die blind an solchen Zuständen vorübergehen oder mit gewandter Dialektik darüber hinweghüpfen, muß man den andern noch dankbar sein, die wenigstens offen heraussagen, daß sie das Sondertum wollen und auf seine Kräftigung hinarbeiten.

„Achtung und Schonung der berechtigten Stammeseigentümlichkeiten“ ist im vergangenen Winter ein beliebtes Mahnwort gewesen, das der Süden dem Norden zugerufen hat. Ich glaube, rührender, zartfühlender in dieser Beziehung ist wohl nie eine Staatskunst verfahren als die unsrige. Durch diese Schonung haben wir es fertig gebracht, daß die Elsässer heute französischer sind als vor dem Kriege, und daß nach einem Vierteljahrhundert das Welfentum in ungebrochener Stärke blüht. Ebenso werden wir gebeten — mit einer Freundlichkeit, die den Pferdefuß schlecht versteckt — die Schwarzjeherei, die Unkenrufe zu unterlassen. Wahrlich, es ist keine erfreuliche Aufgabe, die Kassandra zu spielen. Aber wem das Herz für sein großes, schönes Vaterland schlägt, wer es einig, frei und glücklich erhalten will, der sorgt beizeiten und warnt, ehe es zu spät ist.

Wir haben unsern Bismarck gehabt, nein, gottlob! wir haben ihn noch, der uns das Reich gegründet und aufgerichtet hat. Möchte nie die Zeit kommen, wo wir einen Richelieu herbeiwünschen, es zu vollenden!

München, im März 1891

Zur Frage der Fleischeinfuhr

Von A. Eschenbach

Außer der jüngsten Reichstagsdebatte in der zweiten Lesung des Etats sind es drei Punkte, die von neuem den Blick auf das Verbot der Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch (und Schweineschmalz) gelenkt haben: der Preis des frischen Fleisches, die Mac-Kinley-Bill, für die das Verbot unter Umständen als Kompensationsmittel gelten kann, und endlich das neue amerikanische Gesetz über die Verhinderung des Verkaufs von verfälschtem Schmalz. Zur Beur-

Digitized by Google

teilung aller drei Fragen ist es von Interesse, die Trichinenfrage einmal etwas genauer zu beleuchten, zumal da sich zwei deutsche Gelehrte — Dr. von Sartorius-Waltershausen und Professor Seering —, die zugleich zu den gründlichsten Kennern Amerikas zählen, über diese Frage näher ausgesprochen haben, was merkwürdigerweise den betreffenden Reichstagsrednern nicht bekannt gewesen zu sein scheint, da in keinem Punkte der Debatte auf die betreffenden Auslassungen*) aufmerksam gemacht worden ist. Die Frage ist aber insofern noch höchst zeitgemäß, als nach mehreren Nachrichten eine „probeweise“ Aufhebung des Einfuhrverbots thatsächlich nicht unmöglich erscheint.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß schon seit mehr als zwanzig Jahren in verschiedenen Ländern Europas das amerikanische Schweinefleisch durchaus unabhängig von irgend welchen zollpolitischen Rücksichten ganz oder teilweise verboten worden ist. Insbesondre Frankreich hatte es bereits im Jahre 1881 von der Einfuhr ausgeschlossen, und zwar, wie es in dem betreffenden Dekret ausdrücklich heißt, weil es, wie bekannt, mit Trichinen behaftet sei. Infolge einer außerordentlich lebhaften Agitation wurde das Verbot am 27. Oktober 1881 zwar aufgehoben, aber bereits nach wenig Wochen wieder in Kraft gesetzt. Ebenso haben Portugal, Spanien, Österreich, Italien, Griechenland und die Türkei entweder das amerikanische Schweinefleisch ganz ausgeschlossen oder wenigstens seine Einführung außerordentlich erschwert. Und nach zahlreichen Berichten und mitgeteilten Thatsachen muß allerdings als zweifellos feststehend angenommen werden, daß die amerikanischen Schweine ungleich häufiger mit Trichinen behaftet sind, als die europäischen. Diese Thatsache wurde denn auch in Amerika selbst bis zum Erlaß des deutschen Verbotes kaum geleugnet, da die trotz außerordentlich oberflächlicher Untersuchung über diese Frage aufgestellten Statistiken und Gutachten von amerikanischen Veterinärbeamten die Frage nach keiner Richtung hin günstig beantworten, wobei jedoch bemerkt sein mag, daß in den verschiednen Gegenden Amerikas die Trichinose unter den Schweinen sehr verschieden verbreitet ist.

In Boston sind von 2701 Schweinen binnen fünf Monaten 154 Stück, d. h. fast sechs Prozent für trichinös befunden worden; ferner nennt Sartorius mehrfach amerikanische Autoritäten, die unter den von ihnen untersuchten Schweinen sogar acht Prozent für trichinös befunden haben. Noch andere Ergebnisse haben diejenigen Untersuchungen gehabt, die in Deutschland selbst mit dem amerikanischen Schweinefleisch vorgenommen worden sind. In Dresden sind am 18. Oktober 1880 von 88 aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingeführten Schweinen 14 Stück, d. h. sechzehn Prozent, als trichinenhaltig nachgewiesen worden, und ein Fleischbeschauer in Hildesheim hat unter

*) Sartorius, Freiherr von Waltershausen, Das amerikanische Schweineeinfuhrverbot (Jena, Fischer), und darüber Seering in Schmollers Jahrbuch von 1884, S. 1295 ff.

Digitized by Google

33 Speckseiten 7 trichinöse gefunden, also über 21 Prozent. In Krefeld sind unter 798 amerikanischen Speckseiten ebenfalls 25 Stück als trichinenhaltig nachgewiesen worden, und in Düsseldorf sind im Jahre 1881 15 Erkrankungen an Trichinose vorgekommen, die nachweislich auf den Genuß von amerikanischem Schinken zurückzuführen waren und wovon drei einen tötlichen Verlauf nahmen. Ratten und Kaninchen, die mit amerikanischem Schweinefleisch gefüttert worden sind, sind ebenfalls in außerordentlich zahlreichen Fällen der Trichinose erlegen.

Im Vergleich mit diesen Angaben, die durch vollständig ähnliche Feststellungen in allen andern europäischen Staaten unterstützt werden, ist das deutsche Schwein viel weniger der Trichinose ausgesetzt; man kann nach gewissen Durchschnittsziffern annehmen, daß unter 2000 geschlachteten Schweinen nur etwa eines mit Trichinen behaftet ist, wobei allerdings merkwürdig ist, daß einzelne Gegenden Deutschlands, gerade wie in Amerika, mehr verseucht erscheinen, als andre; in Kiel z. B. kommt schon auf 260 Schweine ein trichinöses, in Braunschweig erst auf 5000. Nach den Angaben der Schlesischen Versicherung gegen Trichinengefahr sind im Jahre 1881/1882 unter 48000 Schweinen nur 139 Tiere als trichinös angemeldet worden. Eine Hamburger Statistik hat ergeben, daß von 329283 eingeführten amerikanischen Schweinestücken 3279, von 219010 europäischen Stücken aber nur 7 Stück als trichinös befunden wurden. Hiernach sind also die in Hamburg eingebrachten amerikanischen Fleischstücke 312mal gesundheitsgefährlicher gewesen, als die europäischen.

Thatsächlich sind denn auch die amerikanischen Zeitungen voll von Mitteilungen über Trichinenerkrankungen, und die für Deutschland drohende Gefahr ist um so größer, als außerordentlich viel amerikanisches Schweinefleisch in Deutschland als einheimisches Produkt in den Handel gebracht worden ist, und zwar namentlich nach einer entsprechenden Zubereitung und Bearbeitung als „westfälischer Schinken“(!). Die so geschaffene Gefahr wird aber dadurch noch weiter vergrößert, daß das amerikanische Schweinefleisch sehr wenig gesalzen und ebenso schwach geräuchert ist.

Im vierten Abschnitt seines Buches erörtert nun Sartorius die Frage, ob die Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch zu verbieten oder nur zu beaufsichtigen sei. Der Verfasser, der nach seinen eignen Angaben die großen amerikanischen Schweineschlächtereien eingehend studirt hat, kommt zu dem Ergebnis, daß, wenn aus wirtschaftlichen Gründen die Aufhebung des Verbotes thatsächlich nötig werden sollte, eine strenge Kontrolle im Inlande, und zwar am Wohnorte des Verkäufers, einzuführen sei. Von einer Kontrolle am Produktionsorte selbst, d. h. in Amerika, verspricht er sich so gut wie gar keinen Erfolg, erstens schon wegen der amerikanischen Verhältnisse im allgemeinen, und sodann wegen der Massenhaftigkeit, mit der die Verwertung der Schweine in den packing houses stattfindet. Auch beim besten Willen

Digitized by Google

würde es jenseits des Ozeans nicht möglich sein, eine genügende Kontrolle einzuführen, und zwar auch dann nicht, wenn man sie auf das zum Export kommende Fleisch beschränken wollte. In den großen Etablissements werden bei vollem Betriebe in der Minute 10 Schweine geschlachtet und zerteilt, sodaß an einem Tage innerhalb vierundzwanzig Stunden bis zu 13000 Schweine verarbeitet worden sind. Es leuchtet ein, daß bei einer derartigen Einrichtung des Betriebes von irgend welcher genauen Untersuchung nicht entfernt die Rede sein kann, denn ein angestellter Trichinenschauer kann täglich höchstens 20 Schweine untersuchen, da von jedem Schweine bekanntlich mehrere Proben genommen werden müssen. Sartorius berechnet, daß eine einzige Fabrik über 600 Fleischbeschauer anzustellen genötigt sein würde. Einer Untersuchung im Exporthafen, d. h. bei der Verschiffung, dürften sich technisch außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen, von denen es zweifelhaft ist, ob sie überhaupt bewältigt werden können. Eine Untersuchung im deutschen Importhafen aber dürfte ebenfalls sehr schwierig sein, wie unter anderm ein von der belgischen Regierung abgegebenes Gutachten näher ausgeführt hat, da eben von wenig Fleischbeschauern in kurzer Zeit zu große Massen untersucht werden müßten. Wer Gelegenheit gehabt hat, die gewaltigen Mengen von Schweinefleisch zu sehen, die in einer einzigen Schiffsladung enthalten sind, wird dem allerdings beistimmen müssen, und daß der Handel selbstverständlich nicht wochen- und monatelang auf die Untersuchung der eingeführten Stücke warten kann, ist ebenfalls klar. Es bleibt also nur übrig: die Untersuchung am Verkaufsorte selbst.

Nicht unerwähnt mag bei dieser Gelegenheit bleiben, daß der Bedarf an amerikanischem Speck und Schinken bedeutend überschätzt wird. Im Jahre 1881 wurde der gesamte Verbrauch an Schweinefleisch auf 4100000 Doppelzentner angeschlagen, während thatsächlich an Fleischwaren im allgemeinen nur 133800 Doppelzenter eingeführt wurden. Wenn von dieser Summe auch dreiviertel auf Schweinefleisch zu rechnen ist, so ergiebt sich doch, daß im ganzen noch nicht drei Prozent des gesamten verbrauchten Schweinefleisches vom Auslande bezogen worden sind, wobei auf dasjenige Schweinefleisch nicht einmal besonders Rücksicht genommen ist, das noch aus den europäischen Ländern eingeführt worden ist.

Professor Seering hat in seiner eingehenden Besprechung der Arbeit von Sartorius im großen und ganzen ihre Angaben durchaus bestätigt. Auch er hält die Untersuchung des amerikanischen Schweinefleisches am Wohnorte des Einzelverkäufers für durchaus notwendig.

Von einem andern Gesichtspunkt ist das amerikanische Schmalz zu betrachten. Hier kann zwar von einer Trichinengefahr nur bedingt gesprochen werden, obwohl sie auch nicht ganz ausgeschlossen ist, da es die amerikanische Technik versteht, Schmalz auch ohne Sieden zu gewinnen. Es werden aber

Digitized by Google

sonstig kranke oder krepirte Schweine in vielen Fällen zur Schmalzfabrikation verwandt. Natürlich verenden viele Tiere bei den kolossalen, in die Tausende und Abertausende gehenden Transporten sowohl unterwegs, wie alsbald nach der Ankunft, da viele entweder die Strapazen nicht aushalten konnten oder von irgend einer Krankheit befallen wurden. Doch ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß in den Schweineschlächtereien ebenfalls bisweilen kranke Tiere mit verarbeitet werden, da die betreffenden Revisionsbeamten täglich an 40000 Stück und noch mehr zu besichtigen haben, wobei natürlich eine gewisse Oberflächlichkeit unvermeidlich ist. Die Schmalzraffinerien nehmen nun, da sie sich meistens mit den Schweineschlächtereien auf derselben Anlage befinden, sowohl alle Reste, wie diejenigen Schweine, die zum Schlachten nicht geeignet sind, in Verarbeitung. Und ebenso kaufen die von den großen Städten etwas abgelegenen Abdeckereien oft krepirte Schweine auf und verwandeln sie zu Schmalz, wofür Sartorius zahlreiche Beweise beibringt. Auch Seering bestätigt dies, und zwar mit der Ergänzung, daß er als Augenzeuge krepirte Schweine in den packing houses „fertig zum Abkochen" habe liegen sehen. Er bemerkt wörtlich: „Daß das von diesen Tieren gewonnene, recht gut aussehende oder künstlich zu bleichende Fett als grease mit zur Herstellung von refined lard verwandt wird, ist mir nach dem Besuche einer großen Anzahl solcher packing houses in den großen Städten des Westens zur Gewißheit geworden."

Aber nicht genug damit, wird das Schmalz in Amerika auch noch so verfälscht, daß man sich erst im Sommer vorigen Jahres in Amerika selbst genötigt gesehen hat, ein Gesetz dagegen zu erlassen, was dort doch wirklich etwas besagen will. Baumwollensamenöl, Abschaum von Butter, Talg, weiße Thonerde u. s. w. sind in der nötigen technischen Verarbeitung und gemischt mit Unschlitt und verschiednen andern Fettkörpern, die durch Chlorwasser gebleicht und geruchlos gemacht wurden, dem wirklichen Schmalz in solcher Menge zugesetzt worden, daß es kaum noch mit dem Worte Schmalz bezeichnet werden konnte. Dem neuen Gesetz zufolge müssen in Zukunft die Schmalzhändler — was in Amerika gewiß unerhört ist — einen Erlaubnisschein zum Betrieb ihres Geschäftes erwerben und stehen unter Kontrolle der Steuerbeamten.

Endlich dürfte auch nicht uninteressant sein, daß ebenfalls im vorigen Jahre auf Veranlassung Robert Kochs in dessen hygienischem Institut die amerikanische Schweineseuche bakteriologisch untersucht worden ist. Dabei ist festgestellt worden, daß die Schweineseuche, an der zahllose Schweine krepiren oder erkranken, auf Bakterien zurückzuführen ist, die die sogenannte hog cholera oder swine plague hervorrufen. Von der deutschen Schweineseuche ist diese Krankheit verschieden.

Aus allen diesen Thatsachen geht unfehlbar hervor, daß man mit der Aufhebung des Verbotes doch sehr vorsichtig sein muß.

Digitized by Google

Nachtrag. Während der Drucklegung dieser Zeilen hat in der Sitzung des Reichstags vom 13. März 1891 nochmals eine Debatte über das Verbot der Einfuhr des amerikanischen Schweinefleisches stattgefunden, aus der wir folgendes ergänzend nachtragen. In endlicher Anerkennung der Thatsache, daß die heimischen Fleischprodukte in gesundheitlicher Beziehung zu den größten Bedenken Veranlassung geben, hat die amerikanische Regierung schon im Jahre 1890 ein Gesetz über die Fleischschau erlassen, das jedoch sogar in Amerika selbst als ungenügend bezeichnet worden ist. Darnach war weder eine mikroskopische noch überhaupt eine thatsächlich obligatorische Untersuchung vorgeschrieben, sondern beides lediglich in das Belieben der Exportenre gestellt worden. Daher hat man denn das Gesetz in so fern zu verbessern gesucht, als das von den gesund befundenen Tieren herrührende Fleisch mit besondern Kennzeichen versehen werden soll; wie jedoch und in welchem Umfange, vor allem aber mit welcher thatsächlichen Wirkung dieses verbesserte Gesetz angewandt worden ist oder werden soll, darüber fehlen bis jetzt alle Nachweise, so daß die nun einmal von seiten Amerikas selbst zugestandene Trichinengefahr nach wie vor als fortbestehend angesehen werden muß. Und diese Gefahr kann auch dadurch nicht als ohne weiteres beseitigt angesehen werden, daß man in unsern Einfuhrhäfen eine Trichinenschau einrichten will, denn auch diese wird bei der Schwierigkeit ihrer Ausübung wegen der kolossalen Geschäftslast bei wirklich flottgehender Einfuhr niemals vollständig zuverlässig werden. In dieser Richtung bietet die erwähnte Denkschrift der belgischen Regierung ebenfalls die beachtenswertesten Mahnungen zur Vorsicht dar, und es muß unsern Behörden zum hohen Verdienst angerechnet werden, daß sie zwar der Aufhebung des gedachten Verbotes durchaus nicht schlechterdings verneinend gegenüberstehn, anderseits aber doch auch zugleich die Gesundheit von Millionen wachsam im Auge behalten.

Geschichtsphilosophische Gedanken

6

Daß jeder Mensch, jedes Volk, jedes Zeitalter Aufgaben zu lösen finde, ist der Zweck aller geschichtlichen Veränderungen. Daher dürfen die drei großen Fragen des Menschengeschlechts, die metaphysische, die religiös-kirchliche, die politisch-soziale, niemals gelöst werden, denn die Arbeit an ihrer Lösung bildet eben den Inhalt der Geschichte. „Nachdem zu Hegels Zeit die vernünftige Monarchie erreicht (worden?) ist, also der Geist sich selbst gefunden hat, hat die Geschichte kein Ziel

Digitized by Google

mehr, sie müßte ewig stillstehen. Schon dieses allein beweist, daß die Hegelsche Bewegung ein metaphysischer Zauberkreis ist, der in sich selbst zurückkehrt.“ *) Nicht so sehr um die Lösung handelt es sich dabei, als vielmehr um die Arbeit. Nicht die Herbeiführung eines endgiltigen Zustandes, etwa des tausendjährigen Reiches, ist der Zweck aller Bildungen und Zersetzungen, Kämpfe und Verträge, sondern gerade umgekehrt eine fortwährende Gleichgewichtsstörung, die zu immer wechselnder Thätigkeit zwingt und so der Menschennatur Gelegenheit giebt, alles zu offenbaren, was an Kräften und Anlagen in ihr schlummert. Darum muß jede Einzellösung neue Fragen und Schwierigkeiten gebären. Nur so kann jedem einzelnen Menschen jedes Zeitalters das Arbeitsfeld gesichert werden, auf dem er seine Persönlichkeit zu vollenden und für seine jenseitige Bestimmung fertig zu machen vermag. „Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume,“ überschreibt Herder das fünfte Kapitel des fünften Buches seiner „Ideen,“ und auch Lotze nennt die Lebensaufgabe des Menschen eine Übungsaufgabe. Durch die Verlegung des höchsten Lebenszieles ins Jenseits wird der Widerspruch gelöst, daß die Sittlichkeit auf das leibliche Gedeihen des Menschengeschlechts abzielt und doch dem Einzelnen sehr häufig gebietet, seine eigne leibliche Wohlfahrt zu opfern; was er augenblicklich im Dienste der Gesamtheit einbüßt, dafür hofft er im Jenseits entschädigt zu werden. Dagegen hat die heute beliebte Redensart keinen Sinn, es sei der Natur nicht um das „Individuum,“ sondern nur um die Gattung zu thun, darum opfere sie erbarmungslos das Leben und Wohl der Einzelwesen. Die Gattung ist doch nur in den Einzelwesen vorhanden; und wenn wir die Arttypen zu den ewigen göttlichen Ideen (Musterbildern) rechnen, so meinen wir damit eben, daß es ihre Bestimmung sei, in möglichst vielen und möglichst gelungnen Exemplaren ausgeprägt zu werden.

Also der wissenschaftlich längst überwundne Katechismus ist es, den man uns hier unter dem hochtönenden Namen einer Geschichtsphilosophie aufs neue zu empfehlen wagt? wird der aufgeklärte Leser unwillig ausrufen, wenn er die Geduld gehabt haben sollte, bis an diese Stelle zu lesen. Doch nicht so ganz Katechismus. Im christlichen Katechismus spricht sich die Auffassung

*) Dr. P. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann, ein kritischer Versuch (Leipzig, Reisland, 1890), S. 20. Die Schrift ist uns zur Besprechung übersandt worden. Wir entledigen uns dieses Auftrages beiläufig an dieser Stelle, indem wir sie als einen scharfsinnigen und gehaltvollen Beitrag zur Geschichtsphilosophie wie zur Kritik Hegels empfehlen; der Verfasser zeigt sehr gut, wie wenig mit Hegelschen Formeln den geschichtlichen Thatsachen gegenüber auszurichten ist. Der Schluß lautet: „So lagern über wichtigen Gebieten des deutschen Geisteslebens noch die metaphysischen Nebel. Diese[lben] nur an einer Stelle ein wenig durch das Licht der modernen Erkenntnis durchbrechen zu helfen, ist die Aufgabe dieser Schrift.“ Mit dem in unsern Betrachtungen dargestellten Gedankenkreise berührt sich der von Barths Schrift fast gar nicht.

Digitized by Google

und Stimmung der Urchristen aus, die das jenseitige Ziel unmittelbar bevorstehend wähnten und es kaum der Mühe wert erachteten, sich noch mit den diesseitigen Dingen zu befassen. Schon Paulus jedoch machte die Erfahrung, daß es hienieden auch für die Christen, und gerade für die Christen, noch vielerlei zu thun gebe; in seinen Briefen schwebt nicht die reine christliche Idee friedlich einher, sondern tobt der Kampf um ihre Verwirklichung in einer widerstrebenden Welt, daher sie im Gegensatz zu der göttlichen, beinahe heitern Ruhe der Evangelien voll unruhiger Bewegung sind. In den Zeiten der Christenverfolgungen, dann der Völkerwanderung, wo die römische Kirche erstarkte, blieb der Blick der Frommen aufs Jenseits gerichtet, weil das Diesseits in dem ersten dieser beiden Zeitabschnitte den Christen feindlich, im zweiten aber in der Auflösung begriffen und wertlos erschien; wurde doch jede Neubildung, nachdem sie kaum mit vieler Mühe über ihre ersten Anfänge hinausgebracht war, sofort durch einen neuen Sturm wieder über den Haufen geworfen. So lebte man, Nothütten für den Augenblick errichtend, in Erwartung des nahen Weltendes bis zum Jahre 1000; und nun erst, nachdem diese Erwartung getäuscht worden war, und bei der mittlerweile errungnen größern Daseinssicherheit die Beschäftigung mit den irdischen Dingen der Mühe zu lohnen schien, richtete man sich häuslich ein auf Erden und begann mit der Erbauung gewaltiger Kathedralen. Der wachsende Reichtum reizte mehr und mehr die Genußsucht, und als im fünfzehnten Jahrhundert das alte heitere Heidentum wieder auflebte, während sich gleichzeitig die Schätze des Orients, bald auch die der neuen Welt über Europa ergossen, da kannte die Weltfreude keine Grenzen mehr; heidnische Ausschweifung, weltliche Kunst, wissenschaftliche Forschung, wetteifernde Gewerbe, kaufmännische Spekulation und asketische Weltflucht spielten in einander; an eine innere Vermittlung der unvereinbar scheinenden Gegensätze wurde kaum gedacht, und nicht wenige taumelten in abwechselnden Ausschweifungen und Bußübungen zwischen beiden hin und her.

Daß es ein bedenkliches und nicht selten gefährliches Unternehmen sei, an seiner Seele zu ihrer Vervollkommnung unmittelbar herumzuarbeiten, wie das heute wiederum sehr eifrig in der katholischen Kirche betrieben wird, nachdem die Jesuiten durch ihre exercitia spiritualia Methode in die Sache gebracht haben, daß vielmehr das Heil in der treuen Erfüllung der weltlichen Pflichten zu suchen sei, wie sie der Tag mit sich bringt, das war keine neue Entdeckung Luthers; aber dieser Ansicht zuerst bei den protestantischen Völkern allgemeine Geltung verschafft zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der Reformatoren. Sie hat seitdem auch bei den katholischen allgemein Eingang gefunden und sozusagen ein Medium geschaffen für eine gemeinsame Wirksamkeit der Konfessionen und der Konfessionslosen. Der moderne Mensch greift die Dinge herzhaft an auf dem Flecke, wohin ihn Gott gestellt hat, glaubt eben dadurch

Digitized by Google

Gott zu dienen und das Heil seiner Seele zu wirken, wenn er sich vielleicht auch daneben noch der Sicherheit wegen hie und da einem katholischen, lutherischen, methodistischen oder freimaurerischen exercitium spirituale unterwirft, und macht sich wenig Kopfzerbrechens darüber, wie es im Jenseits aussieht, oder was ihm seine Lebensarbeit dort eintragen wird. Gleichzeitig mit der Reformation trat der Gegensatz der neuen Nationen Europas, die damals eben erst fertig geworden waren, schärfer hervor; der gemeinsamen Mutter, in deren Schoße die europäische Völkerfamilie bis dahin gelebt hatte, stellten sich die ausgereiften Söhne ebenso feindlich gegenüber wie einander gegenseitig. Aber nachdem sie in dreihundertjährigen blutigen Kämpfen jedes seine Selbständigkeit behauptet haben, beginnen sie sich gegenseitig zu schätzen. Man forscht nach, wie des Einzelnen Leben mit dem seines Volkes verkettet ist und von ihm abhängt, und welche Aufgaben die verschiednen Volksgeister im Dienste der ganzen Menschheit zu erfüllen haben.

Die streng christliche Geschichtsphilosophie eines Augustinus ist nicht die unsre. Obwohl es in seiner Zeit kein Problem gab, an dessen Lösung er sich nicht versucht, keine Lebenserscheinung, die er nicht sinnend betrachtet und der er nicht neue überraschende Ansichten abgewonnen hätte, stand diese Universalität des Wissens doch eigentlich im Widerspruch mit seinem Grundgedanken, daß die Welt mit ihrer Herrlichkeit nichts sei als die Feindin des Reiches Gottes, und ihre Eitelkeiten teils der Aufmerksamkeit des Christen unwert, teils ihm gefährlich seien. Die Geschichte ist ihm der Kampf zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt, oder abstrakt gefaßt, zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen. Das ist nun nicht allein eine recht einseitige Auffassung, die den ungeheuern Reichtum an sonstigen Weltbegebenheiten, die sich nicht in diese Formel zwängen lassen, ignorirt, sondern sie ist auch unrichtig. Das sittlich Böse kann nur einem weltfremden, unerfahrnen Gemüte — auch der große Augustinus kannte doch nur ein recht kleines Stück Welt — als eine für sich bestehende weltgeschichtliche Macht erscheinen. Als eingefleischte Teufelei, als boshafte Zerstörungswut kommt es doch nur vereinzelt vor; es beschäftigt den Strafrichter, nimmt auch zeitweilig die Gestalt einer Volkspest an, aber wenn wir von der französischen Revolution absehen, die stellenweise einen beinahe diabolischen Charakter trug, wüßte ich keinen Fall, wo es in die Weltgeschichte eingegriffen hätte. Ja Augustinus selbst, der vom Manichäismus her zum Christentum kam und daher später der entschiedenste Gegner des Pelagius wurde, hat sich in der ersten Zeit nach seiner Bekehrung große Mühe gegeben, den Glauben an ein wesenhaftes Böse zu zerstören; er beschreibt das Böse als Mangel, Schwäche und Irrtum und bemerkt u. a., kein Mensch wolle das Böse als solches, sondern er begehe schlechte Handlungen nur als Mittel zur Erreichung von Zwecken, die ihm irgend eine Leidenschaft als Güter vorspiegele. Die Fälle, wo sittlich verwerfliche Handlungen aus der Unzuläng-

Digitized by Google

lichkeit der Willenskraft bei übermäßig schweren Anforderungen der Gesellschaft oder aus unlösbaren Gewissenskonflikten entspringen, sind so häufig, daß man die Weltgeschichte mit größerm Recht als einen beständigen Kampf der Vernunft gegen die Unvernunft menschlicher Einrichtungen bezeichnen könnte; doch würde auch das sehr einseitig sein. Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß das sittlich Gute ohne seinen Gegensatz weder begriffen noch geübt werden könnte, und wo bliebe in einem sündlosen Dasein die Komik? Ohne Sünde oder wenigstens ohne einen Beisatz von Sünde kommt sie kaum jemals vor. Entweder liegt der Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Idee, über den wir lachen, selber auf dem sittlichen Gebiete, ist also an sich sündhaft, oder unsre Heiterkeit ist es, indem wir über ein Gebrechen, einen Unfall lachen, den wir eigentlich zu beklagen verpflichtet wären, oder wohl gar über ein Gutes, dem seine Verkörperung mißlingt. Der Frömmigkeit z. B. gelingt es nur selten, erhaben oder liebenswürdig zu erscheinen und von ihrer Echtheit zu überzeugen; meistens erregt sie die Spottlust, sobald sie sich zeigt, und wenn eine geschlossne Gesellschaft von Frommen, eine Sekte oder ein religiöser Orden das Lachen aus ihrer Mitte gänzlich verbannt hat, so ertönt dafür desto kräftiger das Lachen, das sie bei den Draußenstehenden erregt. Ein gesunder Geist aber kann nicht ohne Grauen an die Öde und Mattigkeit denken, der die Welt verfallen müßte, wenn sie sich das Lachen abgewöhnt hätte. Das Christentum nun enthält schlechterdings nichts Lächerliches; im ganzen Neuen Testament kommt nicht eine einzige Stelle vor, die Anlaß zum Gelächter gäbe; der bloße Gedanke daran erscheint uns sakrilegisch. Schon darum kann das Christentum nicht die einzige, alle Geister und Lebensverhältnisse allein erfüllende, alle andern Elemente verdrängende Macht sein; es ist vielmehr nur das unentbehrliche Salz der Erde, das die Menschheit vor Fäulnis bewahrt. Und so kommt es denn, daß diese Menschheit immer wieder in jenen Zwiespalt zurücksinkt, den die Reformation aufgehoben zu haben glaubte, daß sich von dem sündhaften, bald lächerlichen, bald schrecklichen, bald wenigstens profanen und ungeheiligten Alltagstreiben die Stunden religiöser Erhebung als feierliche und seltne Ereignisse absondern.

Die profane Geschichtsphilosophie mißversteht gewöhnlich den Begriff des Fortschritts. Sie glaubt, es müsse sich jederzeit aus einem Unvollkommneren ein Vollkommneres erheben, und sobald dieses erschienen sei, habe jenes zu verschwinden. Dieser Fortschrittsbegriff beherrscht die Gemüter ganz besonders in Zeiten, wo sich eine neue Idee Bahn brechen will. Die Anhänger jeder neuen Idee pflegen zuversichtlich zu erwarten, daß es ihnen gelingen werde, alle alten „Irrtümer“ auszurotten. Nach einiger Zeit bemerken sie dann, daß die alten „Irrtümer“ gerade noch so lustig fortwuchern wie zuvor, und daß am Ende die Welt nur um eine neue Sekte bereichert worden ist. Wohl uns, daß sich die Sache so verhält! Der Fortschritt in jenem Sinne, wie seine

Digitized by Google

Anhänger durchschnittlich einmal in jedem Jahrzehnt an ihm verzweifeln, würde die Welt stetig verengen, während der wahre Fortschritt sie stetig erweitert und bereichert. Er sieht in der Menschheit ungefähr ebenso aus wie in der Natur. Nehmen wir an, daß sich die höhern Pflanzen und Tiere auf dem von Darwin beschriebnen Wege aus den niedern entwickelt hätten, so sind doch diese nicht verschwunden, nachdem jene fertig waren, sondern sie leben weiter und bedecken die Oberfläche der Erde mit einer bunten Mannigfaltigkeit von Gestalten. (Ob die untergegangnen Pflanzen- und Tiergeschlechter die Stammeltern der jetzt lebenden gewesen sind, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gehörten sie einer von der gegenwärtigen ganz verschiednen Lebensperiode unsers Planeten an, in der der Mensch noch nicht möglich war.) Und stirbt die eine oder die andre Tierart aus, oder wird sie vom Menschen ausgerottet, so spalten sich dafür die fortbestehenden Gattungen in immer zahlreichere Spielarten. Ebenso wird auch die Menschenwelt immer mannigfaltiger. Der wachsende Reichtum an Gedanken, Kenntnissen, Hilfsmitteln, Wechselbeziehungen erzeugt das Bedürfnis neuer Einrichtungen, daneben aber bleiben die alten Ansichten, Lebensweisen und Zustände, denen die alten Einrichtungen genügen, bestehen. Noch hat der Elektrotechniker den Hirten nicht verdrängt, der sein Gewerbe nicht viel anders betreibt als vormals die Knechte der Erzväter, und keine noch so konstitutionelle Verfassung kann es ändern, daß Knechte nötig sind, und daß sich immer wieder „Staatsbürger" finden, die, zum Dienen geboren, sich vortrefflich für Knechtsdienste eignen. In jedes Geschlecht treten außerdem neue originale Geister ein, die für ihre Ideen Anhänger gewinnen, ohne daß sich dadurch die Anhänger des Alten in ihrem Glauben, ihren Anhänglichkeiten und Lebensgewohnheiten stören ließen.

Die Erwartung der Christenheit, daß die Fülle der Heiden und darnach auch die Judenschaft in die Kirche eingehen werde, hat sich nicht erfüllt; im siebenten Jahrhundert verlor sogar die Kirche den ganzen Orient, der sich in ihrem Schoße nie recht heimisch gefühlt hatte, an den Islam, und seitdem hat ihr Besitzstand keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. (Die amerikanischen Christen sind ja nur Nachkommen ausgewanderter Europäer.) Die Stiftung Muhammeds war aus zwei Ursachen notwendig. Erstens vermag sich die orientalische Welt weder in die Anerkennung der persönlichen Freiheit jedes einzelnen Menschen noch in das christliche Eherecht zu finden. Zweitens mußten die vom Christentume grundsätzlich aufgehobnen Speisegesetze der semitischen Welt wenigstens mit Beziehung auf die Getränke wieder hergestellt werden, wenn die Völker des Orients nicht bei näherer Berührung mit den unternehmungs- und erwerbslustigen Nordeuropäern durch den Alkohol ausgerottet werden sollten. Aber der schwärmerische Hochmut der Anhänger des Propheten wurde noch empfindlicher gedemütigt als der Glaubenseifer des Christen; anstatt an die Unterjochung der Welt und die Ausrottung der Un-

Digitized by Google

gläubigen zu denken, würden sie heute schon froh sein, wenn sie das im ersten Feuer zusammeneroberte Gebiet zu behaupten vermöchten.

Ähnlich ist es dem Protestantismus ergangen. Der Gedanke einer Erneuerung der ganzen Kirche mußte schon in den ersten Jahrzehnten aufgegeben werden. Der gewaltige Geisterkampf der Jahre 1517—1520, der den Völkern völlige Freiheit des individuellen Lebens und Strebens zu verheißen schien, schrumpfte zusammen zu einem widerlichen Gezänk der Fürsten um das jus reformandi, d. h. um das Recht, die Gewissen ihrer Unterthanen im Interesse des Staates zu beherrschen, und zu einem nicht minder widerlichen Gezänk um einzelne Dogmen; der Besitzstand der großen christlichen Konfessionen aber, die sich damals von einander absonderten, hat sich seit dreihundert Jahren nicht wesentlich geändert; was der Protestantismus seitdem gewonnen hat, das verdankt er nicht der Macht des bekehrenden Wortes, sondern der größern Fruchtbarkeit der germanischen und der angelsächsischen Rasse.

Zur Entschädigung für diese Enttäuschung kann er das Schauspiel genießen, wie die Philosophien, die ihn in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts zu verschlingen dachten, einander gegenseitig anfzehren. Die „Selbstzersetzung des Christentums" ist eine Illusion des Mannes, der sich vergebens bemüht hat, seinen Zeitgenossen die Genüsse, denen sie nachjagen, als Illusionen zu verekeln. Was sich selbst zersetzt hat, das ist die spekulative Dogmatik und die Bibelkritik, aber das Christentum ist sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Form heute noch so lebendig wie je. Wenn die protestantischen Staatskirchen beinahe allen Einfluß auf das Volk eingebüßt haben und dieses die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse bei den Sekten sucht, so ist daran weder die orthodoxe noch die liberale Theologie schuld, sondern so manches andre, wovon wir später einmal zu sprechen gedenken. Es ist richtig, daß sich nicht allein die Mehrzahl der Gebildeten, sondern auch ein Teil des Volkes vom Christentum abgewandt hat, aber das ist durchaus keine neue Erscheinung; im Mittelalter herrschten oft weithin Gleichgiltigkeit und Haß gegen die Kirche, und auch Luther war von dem Treiben sehr vieler seiner Anhänger ganz und gar nicht erbaut. Lebhaftes religiöses Bedürfnis findet sich in allen Zeitaltern nur bei einer Minderzahl; die Mehrzahl ist weltlich gesinnt und macht je nach Umständen das Kirchenwesen äußerlich mit oder wendet sich geradezu von ihm ab. Hegel, Schopenhauer, die Materialisten, die Darwinianer, die nach einander den allein wahren Glauben oder die zur Verdrängung des Glaubens berufene Erkenntnis gefunden zu haben sich einbildeten, gehören allesamt schon der Geschichte an. Jedes dieser Systeme ist das Glaubensbekenntnis eines Kirchleins geworden, das neben den alten Kirchen eine sehr bescheidne Rolle spielt. Solche Herren, die sich für verpflichtet erachten, die Religion der Zukunft zusammenzubrauen, verwechseln ihr und ihrer verhältnismäßig nicht sehr zahlreichen Gesinnungsgenossen Bedürfnis mit dem des Volkes; dieses

Digitized by Google

ist mit dem alten christlichen Glauben in einer oder der andern der hergebrachten Formen vollkommen zufrieden; und bei denen, die überhaupt von Religion nichts wissen wollen, verdienen sich die Religions- und Kirchengründer erst recht keinen Dank. Dagegen entspricht jedes neue philosophische System immerhin einem Bedürfnis, wenn auch nur weniger Schüler des Meisters, die darin Ersatz finden für den verlornen Kirchenglauben.

Bis heute ist keine einzige der alten Religionen untergegangen. Von der griechischen bestehen beide Elemente gesondert fort: der Kultus von Schutzgöttern, die als höhere und vollkommnere Menschen gedacht werden, in der Heiligenverehrung der griechischen und der römisch-katholischen Kirche, der Schönheits- und Ideenkultus in den humanistischen Kreisen aller europäischen Völker. Der altrömische Götterdienst war nur ein zu Staatszwecken geordnetes Zeremonienwesen und ist als Religion nicht zu rechnen.

An den Religionen wenigstens bewährt sich also das berühmte Gesetz Hegels nicht, wonach jedes „Prinzip" seinen Gegensatz in sich trägt, der es in dem Augenblicke auflöst und überwältigt, wo es triumphirt. Vielmehr wird das Gebiet der alten Religionen durch neu entstehende eingeschränkt, ohne daß sie selbst sich auflösen. Auch ist es nicht immer gerade ihr Gegensatz, der die neue religiöse Idee hervortreibt, sondern ein Bedürfnis, das sie nicht zu befriedigen vermögen, entweder ein neu entstandenes, wie das der nordischen Völker Europas, deren durch den Humanismus aufgeklärte Verständigkeit an dem teilweise in kindisches Zeremonienwesen ausgearteten Kultus kein Genüge mehr fand, und deren Ehrlichkeit an dem Widerspruch zwischen der kirchlichen Sittenlehre und den wirklichen Sitten Anstoß nahm, teils ein altes, das vorübergehend zurückgedrängt worden war, wie das der Semiten, die von dem ihnen nicht zusagenden Christentume zur Lehre Muhammeds abfielen, die nur ein verschlechtertes Judentum ist. Eben diese Verschlechterung verschaffte ihr eine Ausbreitung, deren sich das Judentum niemals erfreut hatte; die erhabne Sprache des Jesaja ist keine Speise für die Masse. Für diese paßt ein so einfältiges Buch von niedrer Gesinnung wie der Koran weit besser; haben sich doch auch die Juden später im Talmud ein Religionsbuch geschaffen, das dem Denken und Empfinden gewöhnlicher Menschen mehr zusagt.

Gleich den Religionen führen die Völker ein zähes Leben. Verschwunden ist von den größern noch keines, wenn auch in Europa der Charakter einiger durch starke Beimischung fremden Blutes verändert worden ist. Am auffälligsten ist die Veränderung bei den Bewohnern Mittelitaliens; das harte Metall des alten Römertums ist weich und biegsam geworden, und nur die altrömische Staatskunst lebt noch im Vatikan fort. Wie unausrottbar das keltische Element in den Franzosen wurzelt, und wie es aller reichen und reifen Erfahrung, aller Verständigkeit und mühsam erworbnen Selbstbeherrschung zum Trotz immer wieder durchschlägt, hat die Welt zu ihrer Erheiterung erst kürzlich wieder erlebt.

Digitized by Google

Die Iren mit einem dreihundertjährigen Ausrottungssystem aus Irland zu verdrängen, ist den Engländern zum Teil, die Lustigkeit des Völkchens durch Elend zu vernichten, gar nicht gelungen. (Ich sage die Lustigkeit, nicht die Liederlichkeit, weil diese ihnen erst künstlich angezüchtet worden ist. Zu einer Zeit, wo ihnen die Erwerbung und das Behaupten von Eigentum schon schwer gemacht wurde, im Jahre 1589, stellt ihnen ein englischer Unternehmer noch das Zeugnis aus, daß sie fleißig und wirtschaftlich seien.) Und wie viel machen dem österreichischen Großstaate jene kleinen Völkerreste zu schaffen, von denen man bis in die Mitte unsers Jahrhunderts glaubte, der mächtige deutsche Stamm habe sie längst aufgesogen und verdaut!

Weit geringere Lebenskraft haben, als mehr künstliche und zufällige Bildungen, die Staaten. Doch vollziehen sich ihre Wandlungen nicht nach einem Schema, aus dem das Hinstreben nach einem bestimmten Ziele zu erkennen wäre, was der Fall sein würde, wenn die Staaten alle ganz klein begonnen hätten, und in allmählicher Vergrößerung auf die Weltmonarchie losssteuerten, oder wenn sich alle absoluten Monarchien mit der Zeit in demokratische Republiken verwandelten. Vielmehr lösen diese Formen einander in stetem Wechsel ab. Am Euphrat gründeten Eroberer eine Reihe von Reichen, von denen jedes nach nicht allzu langem Bestande wieder zerfiel. Sie wurden alle von dem Perserreiche verschlungen, das wenig über zweihundert Jahre dauerte. Das darauf gepfropfte Reich des großen Mazedoniers zerfiel mit dem Tode seines Gründers. Das ungeheure, so viele verschiedne Kulturvölker umfassende Römerreich vermochte sich dreihundert Jahre ungeteilt zu erhalten. Nach der Teilung drängten sich in seinem Schoße kurzlebige Neugründungen, die zuerst das westliche und erst tausend Jahre später das östliche Teilreich vollständig vernichteten. Nach der kurzen Herrlichkeit des karolingischen Großreichs zersetzte der Feudalismus die Teilreiche. In Deutschland feierte die Kleinstaaterei den Triumph höchster Lächerlichkeit erst zu einer Zeit, wo in Frankreich die Rückbildung längst vollendet und der Großstaat fertig war. In unsern Tagen haben Italien und Deutschland den westlichen Nachbar eingeholt und überholt. Irgend welche Zeichen, die auf eine nochmalige Rückbildung zur Kleinstaaterei hinwiesen, sind in den großen westeuropäischen Nationalstaaten zur Zeit nicht zu spüren, obwohl der Süden und der Norden Italiens, die räumlich so weit von einander getrennt sind, nicht zum besten harmoniren; überhaupt ist eine Wiederkehr des Miniaturstaatentums in der Zeit des Dampfwagens, des elektrischen Telegraphen und der Gußstahlgeschütze nicht denkbar; Stätchen wie die reußischen haben ihre anachronistische Fortdauer nur der zarten Gewissenhaftigkeit des bundestreuen Hohenzollernhauses zu verdanken. Dagegen ist der Zerfall des osmanischen Reiches in Kleinstaaten gewiß und schon halb beendigt, und Rußland dürfte über kurz oder lang einem ähnlichen Schicksal verfallen. Jenseits des Ozeans hat sich das Kaisertum Brasilien

Digitized by Google

soeben in einen Staatenbund aufgelöst, dessen Glieder erst dann zur vollen Selbständigkeit heranreifen werden, wenn sich die Gegenden am obern und mittlern Amazonenstrom aus Forschungsgebieten in angebaute Provinzen verwandelt haben werden. Und auch in Nordamerika werden bei zunehmender Bevölkerung Interessengegensätze hervorkeimen, die schließlich zur Sprengung der großen Union führen. Der Umfang der Staaten ändert sich mit dem wechselnden Bedürfnis.

Was die Regierungsformen anlangt, so stehen wir Heutigen in deren Beurteilung der Hauptsache nach noch auf demselben Flecke wie Herodot, der seine Ansicht darüber den Stammfürsten der Perser in den Mund legt, die sich nach der Ermordung des falschen Smerdis über die dem Reiche zu gebende Regierungsform berieten. Jede Form hat ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Soviel hat die Erfahrung gelehrt, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß je nach der Größe des Staates, nach dem Temperament, der Kulturstufe und dem Reichtum des Volkes bald die eine, bald die andre Form besser paßt. Auch Traditionen und Gewohnheiten sind von entscheidendem Einfluß. Eine aristokratische Republik ist natürlich nicht möglich ohne eine Aristokratie, und wo diese vorhanden ist, da stellt sich jene, wenn auch vielleicht unter der Maske der konstitutionellen Monarchie verborgen, gewöhnlich von selber ein. In einem kleinen Hirten- und Bauernstaate, wie es die schweizerischen Urkantone und Appenzell-Innerrhoden sind, eine kaiserliche oder königliche Hofhaltung und eine bureaukratische Beamtenhierarchie einrichten zu wollen, wäre ein lächerlicher Gedanke. Dagegen kann in einem reichen Großstaate mit bedeutenden Vermögensunterschieden die demokratische Republik höchstens dem Namen nach bestehen; denn in Frankreich z. B. ist der jeweilig leitende Minister mit allen Zwangsmitteln der absoluten Monarchie ausgerüstet und unterscheidet sich von dem russischen Kaiser nur dadurch, daß er seine Kollegen, die Kammermehrheit und Herrn Rothschild bei guter Laune erhalten muß, wenn er am Ruder bleiben will. Der Präsident der Republik ist für gewöhnlich ein Statist, und seine einzige wichtige Amtsverrichtung besteht darin, daß er den Ministerwechseln die gesetzliche Weihe giebt. Der französische Staat ist also ein Kaisertum mit häufigem Regentenwechsel. Von Nordamerika hat Hegel seiner Zeit behauptet, es sei dort das Bedürfnis eines festen Zusammenhaltens noch gar nicht vorhanden, „denn — sagt er — ein wirklicher Staat und eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände daist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches Verhältnis eintritt, daß eine große Menge nicht mehr ihre Bedürfnisse auf gewohnte Weise befriedigen kann. Aber Amerika geht dieser Spannung noch nicht entgegen, denn es hat unaufhörlich den Ausweg der Kolonisation in hohem Grade offen, und es strömen beständig eine Menge Menschen in die Ebnen am Mississippi. Durch dieses Mittel ist die Hauptquelle der Unzufriedenheit geschwunden, und

Digitized by Google

das Fortbestehen des jetzigen bürgerlichen Zustandes wird verbürgt. Eine Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit europäischen Ländern ist daher unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluß der Bevölkerung trotz aller Auswanderungen nicht vorhanden: hätten die Wälder Germaniens noch existirt, so wäre freilich die französische Revolution nicht ins Leben getreten." Die Spannung ist mittlerweile eingetreten, und wir können es noch erleben, daß die wachsenden Proletariermassen der östlichen Städte einen General dingen, das Weiße Haus zu stürmen, die zum Teil spitzbübische Interessenvertretung der gesetzgebenden Körperschaften aufzuheben und die Diktatur zu übernehmen.

Am vollständigsten gilt das Hegelsche Gesetz für wissenschaftliche und politische Parteien, weil sie stets nur eine einseitige Ansicht der Sache vertreten, die nicht auf das Ganze paßt, daher bei dem Versuche, das Ganze nach dieser Ansicht einzurichten, entweder sie selbst sich auflösen oder das Ganze zu Grunde geht; letzteres ist der Fall, wenn es einer durch Fanatismus übermächtig gewordenen Partei wie den französischen Jakobinern gelingt, die ausschließliche Herrschaft zu erlangen und jeden Widerstand zu vernichten. Zum Glück ist dies der Ausnahmefall; für gewöhnlich zerschellt die Partei, wenn sie sich über ihre beschränkte Berechtigung hinaus erstrecken oder behaupten will. Hegel stellt die Sache ein wenig anders dar: „Eine Partei bewährt sich erst dadurch als die siegende, daß sie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt sie das Prinzip, das sie bekämpft, an ihr selbst zu besitzen [sic], und hierdurch die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat." Ein Trost, den so manche Partei unsrer Zeit recht gut brauchen kann, besonders, wenn sie sich, wie die deutsche Opposition in Österreich, durch den Zerfall in sechs oder sieben Parteien „siegreich" erweist. Doch ist es eigentlich falsch, die Deutschen Österreichs als eine Partei zu bezeichnen. Sie bilden eben eine Nationalität, innerhalb deren natürlicherweise verschiedne politische Ansichten herrschen, und die große Zersplitterung entsteht dadurch, daß die einen das nationale Interesse ihrer politischen Doktrin unterordnen, die andern es umgekehrt machen, wozu dann noch berufsständische Interessen als weitere zersetzende Elemente kommen. Das Reinpolitische tritt übrigens heute so sehr in den Hintergrund, daß die politischen Parteibezeichnungen im deutschen Reiche z. B. keinen Menschen mehr über die berufsständischen oder Erwerbsinteressen täuschen, die sich hinter der durchsichtigen Maske verbergen. Nach der Beendigung des Kulturkampfes und dem Tode Windthorsts wird wohl auch das letzte vollends schwinden, was die Verwandlung der Parteien in reine Klassenvertretungen bisher noch aufgehalten hat: der konfessionelle Gegensatz in den Parlamenten. Der Gedanke des Sozialisten Marx, daß der Kapitalismus schließlich in den Kollektivismus umschlagen müsse, beruht ebenfalls auf dem Hegelschen Gesetze; aber die Völker werden hoffentlich verständig genug sein,

Digitized by Google

dem Kapitalismus den Fortschritt bis zu den äußersten Konsequenzen zu wehren.

Suchen wir den Unterschied unsrer Auffassung von dem gewöhnlichen Begriffe des Kulturfortschrittes durch ein Bild zu veranschaulichen. Die meisten stellen sich den Fortschritt wie eine Kriechpflanze vor, deren älterer und hinterer Teil jedesmal abstirbt, nachdem der jüngere und vordere Wurzeln geschlagen hat. Wir dagegen denken uns die Welt als eine ungeheure Rose, vergleichbar der mystischen Rose Dantes, die immer voller und voller erblüht, indem aus ihrem Schoße stets neue Blätter hervorquellen, ohne daß die alten abfallen. Freilich hinkt das Gleichnis auf mehreren Seiten, namentlich vermögen die ruhig neben einander stehenden und einander ähnlichen Blätter keine Vorstellung zu geben von der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen und von der Lebendigkeit, mit der durch immer neue Lösungen und Bindungen, Verschlingungen und Wechselwirkungen jene Erscheinungen erzeugt und wieder zerstört werden. Das Bleiben der Blätter bezieht sich einerseits auf den geistigen Gewinn, den jedes Geschlecht den Nachkommen hinterläßt, anderseits auf die Einzelgeister, die nach unserm Glauben als lebendige Träger jenes in der Kulturarbeit gewonnenen Gehaltes im Jenseits fortleben. Nach Dantes Darstellung, der ich beipflichte, führen sie dort ein doppeltes Leben, eines in ihrem Wirkungsbereiche — denn ein Leben ohne Wirken würde kein Leben sein — und ein zweites in Gott; wie auch Gott ein zweifaches Leben führt, in seiner eignen Dreipersönlichkeit und in den Geschöpfen. Aus diesem Kelch des ganzen Seelenreiches schäumt ihm — die Unendlichkeit; ihm, dem lebendigen, aus den lebendigen Seelen (denn Gott ist, wie Christus [Matth. 22, 32] sagt, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten) und demnach nicht jenem undenkbaren Geiste, den Hegel meint, und nicht aus Totenschädeln, den Resten eines ehemaligen Lebensprozesses. Der Schluß seiner „Phänomenologie des Geistes“ lautet nämlich: „Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thrones, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit.“ Da der „absolute Geist“ nach Hegel nur in den Einzelgeistern lebt, unter diesen Einzelgeistern aber bis auf Hegel nur einer dawar, der die Weltgeschichte begriffen hatte, nämlich er selbst, so würden alle frühern Geschlechter der Menschen nur zu dem Zwecke gearbeitet, gekämpft und gelitten haben, um ihm durch die hinterlassenen toten Denkmäler das Material für

Digitized by Google

sein eignes Geistesleben zu liefern, ihm aus ihren Schädeln den Thron zu bauen, auf dem er eine kurze Spanne Zeit über ein recht kleines Reich geherrscht hat.

Unsre Ansicht schließt alle Ideale ein, aber jeden Fanatismus aus; sie gestattet keinem Volke, keinem Staate, keiner Religion, keiner Geistesrichtung, sich für alleinberechtigt und zur Verdrängung aller übrigen berufen zu halten; sie führt jeden zu der bescheidnen Einsicht, daß er und seine Partei nur ein Glied des großen Ganzen und den Reichtum und die Schönheit dieses Ganzen zu vermehren berufen seien. Darum taugt diese unsre Ansicht nur für den sinnenden Beschauer, nicht für den Mann der That; denn die Thatkraft wird gelähmt, sobald der Thätige aufhört, seine Ansicht für die allein berechtigte zu halten, von der das Heil der Welt oder wenigstens des Vaterlandes abhänge. Aber fast für jeden Mann der That kommt die Zeit, wo er die Grenzen seiner Macht inne wird, und dann mag er sich unsrer Ansicht zuwenden, die ihn vor pessimistischer Verzweiflung schützen wird.

Leichter dürfen sich die Männer der wissenschaftlichen Forschung mit unsrer Auffassung aussöhnen, da sie nun wohl einsehen werden, daß die Aufklärungszeit sich im Irrtum befand, wenn sie die Ausrottung des „Aberglaubens" für das eigentliche Ziel der wissenschaftlichen Forschung hielt. Befördert doch das Dampfroß weit mehr Wallfahrer zur Jungfrau von Lourdes und zur „schwarzen Mutter Gottes" von Czenstochau, als Professoren zu Naturforscherversammlungen. Jenen ganz kindischen Aberglauben, der aus der Unbekanntschaft mit den Naturvorgängen entspringt, beseitigt die Wissenschaft allerdings, nicht aber jenen „Aberglauben," den seine Anhänger Religion nennen, und der in metaphysischen und Herzensbedürfnissen wurzelt. Auch in diesem Punkte zeigt sich uns wieder die scharfe Scheidung zwischen dem Bleibenden und dem Wechselnden im Kulturfortschritt. Was der Hauptsache nach unverändert bleibt, das ist das Herz mit seinem Bedürfnis. Nachdem diesem durch die ersten Fortschritte der Erkenntnisse seine Entfaltung möglich geworden ist, schreitet es überhaupt nicht mehr fort, sondern offenbart seinen poetischen, religiösen, sittlichen Inhalt nur den sich ändernden Verhältnissen gemäß in immer neuer Weise. Manche wollen nur der zwar veränderlichen, aber nicht fortschreitenden Herzenskultur den Namen „Kultur" zugestehen, während sie das Fortschreitende die Zivilisation nennen. Dieses Fortschreitende ist Ansammlung von Kenntnissen, Übung und Macht. Wie der einzelne Mensch, so sammelt das Menschengeschlecht, je länger es lebt, desto mehr Erfahrungen; namentlich lernt es seine Wohnstätte, die Körperwelt kennen, immer genauer bis in alle Winkel hinein kennen, die Gaben der Erde und die Naturkräfte benützen und beherrschen. In der Gesamtheit dieser Erfahrungen und Fertigkeiten und der mit ihrer Hilfe gewonnenen oder erzeugten materiellen Güter besteht der Schatz, den jedes Geschlecht dem nächsten vermehrt hinterläßt, vermehrt hinterlassen soll, ohne ihm damit zugleich einen

Digitized by Google

höhern Grad von Glückſeligkeit ſichern zu können; ſollte dieſe in der Zukunft eine Erhöhung erfahren, ſo würde ſie wahrſcheinlich der wiedergewonnenen Einſicht zu danken ſein, daß die Alten Recht hatten, wenn ſie das Glück nicht von einem zukünftigen Fortſchritt erwarteten, ſondern in der Zufriedenheit mit dem, was gegenwärtig erreichbar iſt, in der aurea mediocritas ſuchten.

Aber wie ſich einer auch die Weltgeſchichte zurechtlegen mag, ſoviel ſcheint uns unzweifelhaft zu ſein, daß keiner zu einem befriedigenden Ergebnis oder überhaupt zu einem Ergebnis gelangen kann, der jener drei Tugenden entbehrt, die die chriſtliche Kirche als die göttlichen preiſt und als ihre von Gott verliehene Ausſtattung für ſich allein in Anſpruch nimmt, während ſie gern bekennt, daß ihre Glieder in den übrigen, den ſogenannten ſittlichen Tugenden von den Heiden nicht ſelten beſchämt werden. Wie könnten wir einen Sinn in der Weltgeſchichte finden, wenn wir nicht an eine in ihr waltende Vernunft glaubten, auf ihren befriedigenden Ausgang hofften und ihre Helden, die Menſchen, liebten? Namentlich die Liebe iſt unerläßlich. Denn um über die Menſchen und ihr Thun und Treiben richtig urteilen zu können, muß man ſie doch mindeſtens kennen. Die Liebe nun führt freilich oft genug irre, weil ſie gern verſchönert; aber Haß und Verachtung verſperren die Pforten der Erkenntnis ganz und gar, weil der von ihnen Verblendete die Gehaßten und Verachteten keines Blickes würdigt.

Das Buch des Dr. Karl Peters

Von Friedrich Ratzel

Unter den großen Reiſebeſchreibungen unſrer Litteratur iſt dieſe die perſönlichſte.*) Wir haben eine Maſſe von perſönlichen Reiſebeſchreibungen, aber ſie ſind in der Regel umſo unbedeutender, je mehr ſich ihre Verfaſſer in den Vordergrund drängen. Bei ernſtern und gründlichern Naturen iſt es immer mehr Sitte geworden, ganz zurückzutreten; man denke an Barth, an Nachtigal, die hinter ihren Schilderungen oft ſo verſchwinden, daß man das Blutleere, Kühle der-

*) Die deutſche Emin-Paſcha-Expedition von Dr. Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfaſſers nach Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München und Leipzig, Rudolf A. Oldenbourg, 1891.

Digitized by Google

selben mit Bedauern empfinden muß. Nur zum Teil erklärt sich dieses Bestreben aus dem an Handlung armen, in Beobachtung und Betrachtung sich erschöpfenden Leben so vieler Reisenden; doch ist sicherlich auch der Bann eines Herkommens mit wirksam, das sich im Gegensatz zu der Seichtigkeit der Reisememoirenlitteratur ausgebildet hat. Dr. Karl Peters ist in solchem Maße Mann der Handlung, hat so viel Bewegung geschaffen, daß für ihn beide Motive nicht bestehen. Es wäre ein historischer und litterarischer Fehler, wenn er in seinem Buche anderswo stünde als im Mittelpunkt, in den er gehört; wenn er uns darüber im Unklaren ließe, daß die wichtigen Entschlüsse in diesem die höchsten Forderungen stellenden Unternehmen nur in der Sonne seines hellen, klaren Willens gereift sind. Wenn wir das Buch mit dankbarem Gefühl aus der Hand legen, so ist das nicht die Erkenntlichkeit für Unterhaltung und Spannung oder auch Belehrung; wir halten das Buch weit darüber hinaus wert, weil es uns diesen Mann zeichnet. Dr. Peters wird uns erst aus dieser seiner eignen Erzählung wie aus einem autobiographischen Memoirenwerk recht bekannt. Von Kapitel zu Kapitel freuen wir uns dieser Bekanntschaft mehr, der Mann wächst, er wächst über seine Umgebung hinaus, wir schauen bewundernd auf ihn und fühlen den Stolz auf einen hervorragenden Volksgenossen. Wir teilen seine anfänglichen Hoffnungen, machen mit ihm die Enttäuschungen durch und freuen uns, wie unter deren Schlägen Eisen zu Stahl wird, bis sich endlich von dem Höhepunkt der Gefahren und der Errungenschaften, den ohne Frage Uganda bildet, die Spannung langsam bis zur Küste und bis zum Schlusse senkt, wo jene paar Worte eines Gespräches mit Admiral Freemantle in Sansibar den Abschluß der Erzählung bilden, wie ihn ein großer Schriftsteller nicht besser und wirksamer hätte finden können.

Der Wert des Buches liegt in dem Werte seines Erzählers und Helden, dem niemand und nichts mehr den Stempel der geschichtlichen Persönlichkeit nehmen kann. Damit ist dem Buche auch der geschichtliche Wert zugesprochen. Die Zukunft wird es als einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte des deutschen Geistes am Ende des Jahrhunderts anerkennen, denn es läßt in die Tiefe blicken, aus der die Entschlüsse zur Ausbreitung der deutschen Macht über einen der wichtigsten Abschnitte Afrikas hervorgegangen sind. Es zeigt den Patriotismus von 1870/71 in der neuen Form der Prüfung und Bewährung auf außereuropäischem Boden, das in der siegreichen Wettbewerbung mit dem weltbeherrschenden England sich kräftigende nationale Selbstgefühl, die unerschütterliche Überzeugung, daß die Weltgeschichte dem Starken keine dauernden Grenzen und Schranken ziehe, und daß man nur arbeiten müsse, um die Geschichte nicht bloß zu machen, sondern auch nachholend neu zu machen. Es geht ein sieghafter Zug von Wirkens- und Schaffenslust durch diesen Bericht. Und dabei ist dieser waffenfrohe Expeditionsführer ein philosophischer Kopf, der in stillen Stunden am Lagerfeuer über die Rätsel des

Digitized by Google

Daseins grübelt und — Schopenhauer liest. Ein für poetische Eindrücke tief empfängliches Gemüt vollendet den Eindruck einer eigenartigen Persönlichkeit, die sich nun ganz ohne Schminke und Phrase in diesem Buche spiegelt. Demgemäß kann auch dieses Buch nur originell sein, und es erleidet keinen Vergleich mit frühern Reisewerken unsrer Litteratur. Manche werden vielleicht an einen Vergleich mit Stanley denken, weil sich dessen rücksichtslose Energie in Dr. Peters wiederholt. Aber nichts kann verschiedner sein als Beider Auffassung und Stil. Stanley bis zur Unwahrheit wortreich, bombastisch, aufdringlich, im tiefsten Grunde ungebildet; Peters die Aufrichtigkeit selbst, fein, fast nervös in der Empfindung der Außenwelt, und dann zurückhaltend in der Äußerung, geschichtlich und philosophisch durchgebildet. Stanley hat vor seinen Afrikawerken nur Zeitungsartikel, Peters ein tiefgedachtes philosophisches Buch und eine Abhandlung zur hohenstaufischen und Papstgeschichte geschrieben. Peters findet einfache große Worte, wo Stanley seitenlange Theaterreden dichtet. Jener „wehmütig schöne Freitag," an dem die Neera im Nebel die Lücke in der Blockadelinie vergebens suchte, die Situation der endlichen Landung am andern Tag: „Im Norden buchtet das Festland von Afrika in kühnen Schlangenlinien; ein sanfter Regen rieselte nieder und hüllte alles in ein geheimnisvolles Grau," die traurige Lage in Engatana: „So saß ich brütend über meinem Schicksal und der Zukunft wochenlang in Engatana, während der Südwest um mein Zelt pfiff, und der Himmel aus trüben Wolken Regenmassen auf unsre Expedition niedergoß," das öde, scheinbar altersgraue Plateau von Leikipia: „Ein uraltes, runzliges Weib, lebensmüde und ausgedörrt, bereit, lieber heute als morgen hinunterzutauchen von neuem in den erquickenden Abgrund des Todes," die Aschenebene am Fuße des Kenia: „Gespensterhaft wirbelte der Wind, der von Norden über die schwarze Steppe pfiff, Aschenmassen empor, welche gleich Gestalten der Unterwelt weithin sichtbar über die Ebene dahinzogen. Melancholisch orgelte oder vielmehr jammerte der Nordwind durch die halbverbrannten Flötenbäume eine geisterhafte Weise zu dem Zuge dieser Aschenphantome" — das alles zeigt eine ganz andre Kraft und Wärme als die weitausgesponnenen, absichtsvollen Naturschilderungen Stanleys. Peters schildert die Natur gern, denn er liebt sie; aber er bedeckt die Wände seiner Erzählung nicht mit Kolossalbildern, sondern es sind die wechselnden Spiegelungen der Außenwelt in seiner Seele, die er uns zeigt, meist mehr andeutend, um die Szenerie zu veranschaulichen oder dem darum sich rankenden Gedanken eine Stütze zu geben.

Das Buch wiederholt in seiner Eigentümlichkeit das Wesen der ungewöhnlichen Expedition. Als sich zu den Hemmungen und Verzögerungen die Beschlagnahme der Güter, die die Neera zuführte, im Hafen von Lamu gesellten, meist Tauschwaren, für die Landreise bestimmt, und die von Sansibar nachbezogenen Waren die Expedition nicht mehr erreichten, ebenso wenig wie die

Digitized by Google

nachgeschobenen Träger und Truppen, nahm diese einen ganz eigenartigen, neuen Charakter an, der von normalen Afrikareisen allerdings in jeder Richtung abwich. „Aber das Unternehmen zu durchkreuzen oder auch nur in seinen Wirkungen wesentlich abzuschwächen, das haben sie doch nicht vermocht, und so gedachte ich gerade im Hinblick auf diese Vorgänge während des Ganges der Expedition häufig des biblischen Spruches: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Die Not wurde die Mutter einer neuen Methode des Reisens unter Galla und Massai, die niemand vor Peters erprobt hatte, und die zu unerwarteten Erfahrungen über die Stärke der vielgerühmten kriegerischen Organisation dieser Völker Anlaß gab, Erfahrungen, die zugleich eine wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Ethnographie und politischen Geographie Afrikas darstellen. Davon später. Genug, daß durch das Ausbleiben der sechsundneunzig Lasten sorgfältig für den Tauschhandel auf dem Tanga-Massaiweg zusammengestellten Waren Dr. Peters sich gezwungen sah, die Anschauung der herkömmlichen Afrikareisen aufzugeben, man müsse aufs peinlichste für jede besondre Route eine der Geschmacksrichtung der dortigen Bewohner vollständig entsprechende Ausrüstung mit Tauschartikeln besorgen. Damit gewann die ganze Reise den Charakter eines entschlossenen Marsches durch Hindernisse jeder Art und verlor den des Schleichens, Durchwindens und Feilschens, der uns in vielen afrikanischen Reiseberichten zuletzt geradezu anwidert. Kämpfe mit Galla und Massai sind ja eigentlich auch nicht ihrem Wesen nach mannichfaltig, aber uns packt und fesselt die Stellung, die in ihnen der Held und Erzähler einnimmt, der jeder Lage mit Kühnheit und Ausdauer gerecht wird, jede Schwierigkeit besiegt. Statt eines Zuges, dessen Etappen zaghafter Handel und Verhandlung bezeichnen, folgen wir einem herzerfreuenden Siegeszuge, worin die Wendepunkte alle durch die kühne Ergreifung der Offensive bezeichnet werden. Mit dem wachsenden Ruhme dieser Kriegerschar werden sie von immer größerer Bedeutung für die Folge, und auch die im Frieden gewonnenen Erfolge führen alle auf sie zurück. Der nächtliche Angriff auf die Galla von Odu-Boru-Ruwa, die Erstürmung des Massaidorfes Elbejet, die siegreiche Zurückwerfung der Mangati, der Feinde des Fürsten von Kawirondo bezeichnen die steilsten Stellen des Siegespfades, mit deren Überwindung sich jedesmal die Lage klärt, bis endlich der Zug an den Nil und durch Uganda im Nimbus dieser Siege fast hindernislos verlaufen kann.

Zu den anziehendsten Abschnitten gehören die, die man die militärischen nennen möchte, die Mitteilungen über die Organisation der Karawane, über Lager, Kämpfe und nicht zuletzt über Verpflegung. Die Reise war ein Feldzug. Es ist nicht zufällig, daß es uns wie bei Schlachtenberichten überrieselt, wenn wir von den kühnen Gefechten lesen, die fast alle aus der Offensive der kleinen Petersschen Truppe hervorgingen. Zu den ersten Urteilen, die wir über das

Digitized by Google

Buch hörten, gehört das eines höhern Offiziers, der sagte: Das ist genau derselbe Geist, der uns 1870 zum Siege über Frankreich verhalf. Dr. Peters ist sich ganz klar gewesen, daß er verpflichtet war, wenn einmal ein Kampf unvermeidlich war, die Vorteile des Angriffes auf seine Seite zu bringen. „Ich war viel zu schwach, um Nachgiebigkeit gegenüber den kriegerischen Gelüsten der stolzen Stämme des nördlichen Ostafrikas üben zu können, und ich bin überzeugt, daß wir alle verloren gewesen wären, falls ich versucht haben würde, durch solche Nachgiebigkeit die Kampflust der Gegner zu stärken und den Mut meiner eignen Leute herabzuschwächen.“ Aus dieser Überlegung ergab sich zugleich die Notwendigkeit der Stärkung des moralischen Elements in seiner Truppe, zunächst durch die strengste Marsch- und Lagerordnung, wobei in der letztern von der herkömmlichen Umwallung abgesehen und an deren Stelle ein sehr aufmerksamer anspannender Wachtdienst eingerichtet wurde, dann durch die Gewinnung eines fast unerschütterlichen Vertrauens der Mannschaften in den Führer. Sogar die Fürsten fremder Völker nahmen mit fester Hoffnung auf gewaltige Kriegsthaten die kleine, aber weithin gefürchtete Schar auf. „Sakwa liebt die tüchtigen Leute, welche den Krieg verstehen. Wir wissen, daß du, o Herr, die Massai geschlagen hast, und deshalb will Sakwa dein Freund sein,“ ließ ihm der Fürst von Kawirondo sagen; und der Häuptling von Kwa Telessa an der Grenze des eigentlichen Uganda sagte: „Deine Flagge nehme ich gern, denn ich weiß, daß du die Massai geschlagen hast.“ Der König von Uganda und die Missionare suchten und fanden bei ihm die Hilfe, welche die am See lagernden Engländer nicht zu leisten wagten.

Das ethnographische Bild der Massai, des kriegerischsten aller afrikanischen Völker, bleibt wesentlich dasselbe, wie es zuletzt am ausführlichsten Dr. Fischer gezeichnet hat, aber ich möchte sagen, es habe sich der Ton geändert, der darüber liegt, während die Linien ähnlich verlaufen wie früher. Das ist natürlich, denn die Petersſche Expedition ist die erste Kraftprobe, die auf die interessanteste aller Eigentümlichkeiten dieser Völker, auf ihre Stammes- und Kriegsorganisation gemacht worden ist, und da diese gegenüber zwei Europäern und ein paar Dutzenden Somali und Suaheli die Probe nicht bestanden hat, schwindet auch der Nimbus, der sie in den Augen jener frühern umgab. Es rückt alles näher und schrumpft zusammen. Die Größe der Macht, die Stärke des innern Zusammenhanges, selbst die Volkszahl der Stämme vermindert sich. Das ist natürlich in erster Linie eine politisch-geographische Thatsache von Bedeutung. Die Sicherung des Bodens und der ruhigen Arbeit erscheinen als eine leichtere Aufgabe in dem ganzen viel gefürchteten ostafrikanischen Hochlandsstriche. Leider fällt auch von dieser Erkenntnis der Vorteil wesentlich nicht den deutschen Kolonisten der Zukunft, sondern den Engländern und möglicherweise den Italienern zu. Für den Geographen ist es ganz besonders interessant, daß auch hier die Volkszahlen geringer gefunden worden

Digitized by Google

sind, als die üblichen Schätzungen vermuten ließen. Dr. Peters hat sich darüber in seinem Vortrage in Leipzig deutlich ausgesprochen. Also nicht bloß in dem waldreichen und menschenarmen Kongolande, sondern auch hier im Osten Verminderung; das bedeutet offenbar, wie schärfere Beurteiler schon längst mutmaßten, eine viel kleinere Gesamtzahl afrikanischer Bewohner als die 200 oder 206 Millionen Behms, die seit Jahren überall nachgesprochen und nachgedruckt werden. Es ist das ein Unterschied von großer praktischer Bedeutung; die geringere Zahl kommt zuerst der Besitznahme oder sagen wir der Kolonisation zu gute, sie wird später der Kultivirung Hindernisse bereiten, wenn diese nach einem Überschusse von Menschenkräften verlangt.

Ähnliches wie für die Massai gilt auch für die Waganda, das zweite Volk, von dem Dr. Peters eine eingehende Beschreibung giebt. In vielen Thatsachen hält er sich mit vollem Recht mehr an Felkin und Emin Pascha, als an Stanley oder Speke. Auch die Waganda sehen wir hier in der Handlung auftreten, es sind keine Museumsobjekte, sondern warmblütige Menschen, zu deren Beurteilung Peters besonders aus seinen folgenreichen Verhandlungen mit König, Ministern, Volk und Missionaren Neues herbeibringt. Sein Urteil: „Im Mganda steckt Feuer, Temperament und Intelligenz, und ohne jede Frage hat diese Rasse eine Zukunft" hat den Vorzug, das Ergebnis dieser täglichen, innigen Berührung zu sein, die großenteils politische oder religiöse Zwecke hatte, und so gewinnt man auch den Eindruck, daß solch ein Urteil, zu dessen Stütze viele Einzelzüge angeführt werden, politischen Wert habe. Über die herrschende Rasse der Wahuma bringt Peters anziehende Einzelheiten bei.

Wie sich die Expedition immer weiter aufwärts kämpft auf der schiefen Ebne von dem Indischen Ozean bis zur Teilung der Gewässer auf dem Leikipiaplateau, wo das von der Steppe ermüdete Auge entzückt auf den Baringosee und seine grüne Umgebung hinabschaut, so erreichen auch die Geschicke, die zu erfüllen dieser Expedition bestimmt war, ihren Höhepunkt auf dem hochgelegenen Rande des mächtigen Viktoriasees. Es liegt etwas Künstlerisches in dieser Steigung und Steigerung des Terrains, der ganzen Naturumgebung, der Volkszahlen und der Erfolge, die eng mit einander verknüpft sind. Die dramatischen Szenen werden reicher, es treten wahre Könige mit wirklichen Staaten, Heiden, Islamiten und edle Priester des Christentums auf. Wir sind in Uganda und haben den Höhepunkt erreicht. Und auf der Höhe standen auch die Entschlüsse des Helden. In Uganda handelte es sich sowohl darum, den arabischen Einfluß und den Islam, der natürlich mit diesem stehen oder fallen mußte, zurückzudrängen, als auch darum, eine englische Partei lahmzulegen, die trotz der unbegreiflichen Unthätigkeit des Mr. Jackson noch immer stark genug war, in die Geschäfte einzugreifen. Dr. Peters wurde sich in demselben

Digitized by Google

Augenblick, wo er die niederschmetternde Gewißheit von dem Abzuge Emin Paschas aus der Äquatorialprovinz erhielt, darüber klar, daß nun Uganda sein Aktionsgebiet sein müsse. „War Emin Pascha fort, die Äquatorialprovinz gefallen, dann lag die Entscheidung in dem großen Gegensatz zwischen Christentum und Arabertum nördlich des Viktoriasees in Uganda. Uganda mußte zum Bollwerk gemacht werden, um die muhammedanische Sturmflut vom Norden abzudämmen und vielleicht zum Ausgangspunkte für die Wiedergewinnung dessen, was dort verloren war." Dieser Gedanke, der von der Einfachheit und Selbstverständlichkeit genialer Konzeptionen ist, und dessen besondre Bedeutung für Deutschostafrika auf der Hand liegt, war der Anker, vor den Peters das Schifflein seiner Hoffnung in jener Nacht tiefer Enttäuschungen legte, die diesem Tage des Empfanges der niederschmetterndsten Nachricht folgte, in jener Nacht, wo ihn ein grenzenloses Gefühl der Verlassenheit und ein tiefes Mitleid mit sich selbst überkam, wo seine Gedanken in die Heimat zurückschweiften, von der „es zugelassen war, daß eine fremde Macht sich unterstehen durfte, uns der meisten Mittel, hier an Ort und Stelle mit Nachdruck auftreten zu können, zu berauben. Ich kam mir wie ein Ausgestoßener vor. In ein krampfhaftes Schluchzen löste der heftige Seelenschmerz sich auf." Aber der nächste Morgen fand seine Seele in ruhiger Fassung, indem sie sich in Ergebenheit beugte unter die ewigen und unerforschlichen Pläne der Vorsehung, und — seine Truppe auf dem Marsche nach Südwesten, wo nun der Nilübergang und der Einmasch in Uganda fest ins Auge gefaßt blieben. Am 19. Februar war der Nil erreicht, am 20. wurde er überschritten, es war auch geographisch Neues damit erreicht: Tana, Baringo, Nil! „Und der Weg nach Emins alter Station Fauwera lag offen: was das Schicksal auch ferner über uns verhängen mochte, auf alle Fälle war die Ehre gerettet."

Schon auf dem rechten Nilufer kamen Hunderte von christlichen Waganda, um Peters als Befreier zu begrüßen, noch größere Menschenmengen bedeckten das linke Ufer des mächtigen, hier 2000 Meter breiten Stromes. Es folgten die Märsche zuerst durch ein vom Kriege unberührtes, dann durch ein grauenhaft verwüstetes Land, dazwischen mußten Häupter des Landes zur Würdigung der rücksichtslosen Energie des Petersschen Vormarsches gebracht werden; denn es war klar, daß in diesem noch immer zahlreichen, kriegerischen, heißblütigen Volke, dem Europäer nichts Neues waren, ein Nachlassen viel gefährlicher werden mußte, als bei Galla und Massai. Glücklicherweise fand Dr. Peters den Boden gut vorbereitet. Die Botschaften und Boten Muangas, des Fürsten von Uganda, folgten diesesmal nicht bloß aus Höflichkeit, wie es sonst am Hofe Ugandas Sitte war, so rasch auf einander. Muanga war eben in sein verwüstetes Residenzdorf Mengo zurückgekehrt, aus dessen Fruchtgebüschen die neuen hellen Hütten wie Pilze herauswuchsen, oder wie es an

Digitized by Google

einer andern Stelle heißt, wie die Blüten nach einem Frühlingsregen, noch war seine Macht nicht wieder befestigt, es stritten noch immer heidnische und islamitische, protestantische und katholische Einflüsse mit einander, und die Gegensätze waren so schroff, daß der Fremdling drohen mußte, auf die Partei, die den Frieden brechen würde, zu schießen, nur um Ruhe zu schaffen. Mit Unterstützung der katholischen Missionare gelang ihm der Abschluß des Vertrages, der Uganda unter die Bestimmungen der Kongoakte brachte und zugleich ein besondrer Freundschaftsvertrag zwischen dem deutschen Kaiser und dem Herrscher von Uganda war. Doch gelang es erst nach einer großen Staatsratssitzung, ihm unbestrittene Anerkennung zu sichern; Dr. Peters selbst mußte auftreten, um mit jener sieghaften Gewalt der Offensive, die er auf so manchem Kampfplatz erprobt hatte, die Behauptung der englischen Partei, an ihrer Spitze die englischen Missionare und der erste Minister, der Katikiro, zu vernichten, die Behauptung, daß Uganda die Flagge der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft angenommen habe. Der Katikiro unterzeichnete, die englischen Missionare zogen ihren Einspruch zurück, und die Flagge ihres Landes ging nieder. Dann zog er mit seiner Kriegstruppe nach den von Arabern beunruhigten Landschaften am Westufer des Sees und säuberte diese. Und um sein Werk zu krönen, veranlaßte er Muanga zu einer Eingabe an die Unterzeichner der Kongoakte, worin er bat, sein Land zu neutralisiren und das Christentum zur alleinherrschenden Religion in allen seinen Ländern zu machen; zugleich ernannte er Dr. Peters zu seinem Bevollmächtigten bei den Verhandlungen, die etwa hierüber in Europa zu führen sein möchten. Das Heidentum blieb zunächst geduldet, der Islam wurde verboten, ja seine Bekenner selbst mit der Todesstrafe belegt, das Christentum wurde zur Staatsreligion erklärt, dadurch daß die Bekleidung von Staats- und Hofämtern nur Christen gestattet wurde. Diese Maßregeln, wozu noch das Verbot des Sklavenhandels kam, versetzten dem Islam den Hauptschlag. „Er mußte in Uganda verboten werden, da er ausgesprochenermaßen auf die Vernichtung des Christentums hinarbeitete und wenn man ihn überhaupt gestattete, bei der Nachbarschaft der muhammedanischen Mächte im Norden außerordentlich leicht die Herrschaft hätte wiedergewinnen können.“ Was das Heidentum betrifft, so mochte es geduldet bleiben, wenn nur die Gefahr beseitigt wurde, daß die Dynastie aufhörte, ihren Vorteil in der überirdischen Verehrung zu sehen, die ihr unter seiner Herrschaft zugefallen war. „Stellte man das Heidentum so hin, wie wir dies in Uganda thaten, dann hatte es etwa die Stellung, wie um die Mitte der römischen Kaiserzeit, und es ist gar keine Frage, daß es in sich selbst zerbröckeln muß.“

Dr. Peters war im Begriff, Uganda auf dem Wege nach Süden zu verlassen, als jener berühmte Brief des damals in Kawirondo lagernden Jackson anlangte, der Muanga aufforderte, die beiden Führer der deutschen Expedition

Digitized by Google

zu verhaften; diese hielten sich ohne Erlaubnis ihrer Regierung in diesen Gegenden auf, und er habe mit Zustimmung der deutschen und englischen Regierung die Aufgabe übernommen, sie an dem weitern Vormarsche zu hindern. Dieser Brief, dessen Erbärmlichkeit durch die Unthätigkeit des mit fünfhundert Mann ausgerüsteten Jackson erst recht ins Licht gestellt wird, erzeugte zwar das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung, denn Muanga spie darauf und warf ihn hinter sich; aber da Dr. Peters angiebt, er habe später in Erfahrung gebracht, daß sich Jackson für Maßregeln gegen eine deutsche Expedition auf die Zustimmung der deutschen Regierung berufen dürfe, so fühlen wir, und nicht bloß oberflächlich, den Seelenschmerz mit, den diese Bestätigung des damals für unmöglich gehaltenen in ihm hervorrief. Welche politische Erwägungen auch immer die Haltung der damaligen Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands bestimmt haben mögen, so wird es doch nie zu leugnen sein, daß diese weit über die Grenzen dessen hinausgingen, was an Konnivenz fremden Mächten und an Zurückhaltung, die hier an feindselige Kälte grenzte, den eignen Leuten gegenüber einem Lande wie Deutschland ansteht. Wohl wissen wir, daß in dem Augenblicke, wo Peters den Auftrag des deutschen Emin-Pascha-Komitees erhielt, Ende 1888, Deutschland Grund hatte, an der Kooperation mit England, die sich in der gemeinsamen Blockade kundgab, festzuhalten. Wir erinnern uns, daß damals von Männern, die die Stimmung im Reichskanzleramt kannten, wie Wißmann, energisch die Angriffe auf England als durchaus nicht zeitgemäß getadelt wurden, selbst wenn sie von so erprobten, ruhigen Kolonialpolitikern wie Fabri in der Kölner Versammlung ausgingen. Man kann aber die Erzählung der Berührungen zwischen der deutschen Emin-Pascha-Expedition und der offiziellen deutschen Politik, wie wir sie in diesem Buche finden, nicht ohne den Eindruck lesen, daß es in der Befolgung politischer Direktiven einer nationalen Unternehmung gegenüber sich sehr oft um Taktfragen handeln wird, deren Beantwortung sehr verschieden ausfallen muß, je nachdem sie von einem hochstehenden oder einem untergeordneten Verständnis ausgeht. An nationalem Takt hat es dieser Expedition gegenüber gefehlt. Ein Teil des Zwiespaltes, der erbitternd hier hervortrat, lag allerdings — und wird noch lange liegen — in der eingezwängten europäischen Lage Deutschlands, die auch in der Ausnützung des freiern Raumes in Außereuropa zur Vorsicht mahnt. Sicherlich wurde aber damals die rechte mittlere Linie zwischen den beiden Zielen von Deutschland nicht gefunden, und insofern gehört diese Expedition so recht in die kolonialen Lehrjahre. Man hatte jedenfalls auch in Berlin die Widerstandskraft der Massai und Waganda überschätzt.

Nach all diesen Stürmen mutet der Marsch von Muangas Ort bis zur Küste wie eine Idylle an. Die Schilderung des Lebens in der katholischen Station von Usukuma ist von rührender Wärme und Dankbarkeit erfüllt. Die

Digitized by Google

Feiertagsstimmung in den stillen Hallen des Missionshauses, die Gebetsglocken, die ersten Boten europäischer Litteratur in P. Schynses Bibliothek, das „Grüß Gott“ des elsässischen Superiors und die heitere Werkstatt des Bruders Hautecoeur, selbst der Eindruck der ersten weißgetünchten Zimmer und eines Willkommensmahles nach europäischer Sitte wehen auch dem Leser Ruhe und Erholung zu. Über allem war in dieser Stimmung das Gefühl der Nähe der Rückkehr mächtig. „Die Rückkehr zur Küste und zur Heimat, welche bisher doch immer nur in nebelhafter Ferne gelegen hatte, sie wurde mit dem heutigen Tage zu einer Thatsache, mit welcher wir praktisch wiederum rechnen konnten und mit einem Schlage war das Nachdenken daher wieder auf die Zukunft gewiesen.“ Der Geist des Vielgeprüften widerstand den Lockungen zu neuen Thaten, die ihn wie eine kaum zu bändigende Unruhe in diesen neuen Verhältnissen überkamen. Es kamen Stunden, wo der Geist träumerischem Grübeln und phantasievollem Nachdenken hingegeben war, die Seele ganz zum „anschauenden Weltenauge“ wurde. „Die großen Probleme des Seins traten in ihrer ganzen Schärfe hervor, und wie in frühern Jahren rang der Geist nach ihrer Lösung.“ Noch einmal rief die Unverschämtheit eines Wagogohäuptlings zu den Waffen, den Stanley mit vierfacher Tributzahlung verwöhnt hatte, und dem Peters, der diese vollkommen unberechtigten Tribute überhaupt als Raub ansah, um so weniger zu Willen sein mochte, als er als Deutscher nicht verstand, wie die Herren des Landes an die Untergebenen Tribut zahlen sollten. Es kam zu einem schneidigen Gefecht nach Art derer im Massailande, und einige Dörfer wurden verbrannt. Auch war der Rückmarsch keineswegs mühelos. Die sechs Tage durch die wasserarme Wembaëresteppe stellten die Ausdauer noch einmal auf die Probe. Es blieben auch Fieberanfälle bei Dr. Peters und Tiedemann nicht aus. Aber endlich war Mpapwa erreicht. Emin Pascha, den er gesucht hatte, kam ihm dankerfüllt entgegen. Die Offiziere der Schutztruppe empfingen die Helden mit landsmännischer Herzlichkeit, und jede Befürchtung schwand, daß die Rückkehr an die Küste mit ähnlichen Enttäuschungen verbunden sein könnte, wie der Einmarsch. Emin Paschas Aufklärungen über Stanley und seinen Zug, die hier mitgeteilt werden, und der Meinungsaustausch zwischen Emin und Dr. Peters über die Lage in Unjâmwesi und am Viktoriasee gehören zu den interessantesten Abschnitten des Buches; wir erfahren da u. a., daß beide in der Erkenntnis der Notwendigkeit übereinstimmten, Tabora zu besetzen und dem arabischen Element dort die Macht zu nehmen. Auch Stokes vielberufene Feindseligkeit gegen Emin wird verständlicher, wenn wir die Mitteilungen über Stokes Bestreben lesen, ein zweites Tabora in Usongo zu begründen. Mit welchen Empfindungen zog nun Dr. Peters durch Usagara, wo er im Dezember 1884 mit Jühlke die folgenreichste aller deutschen Flaggenhissungen jener Zeit vorgenommen hatte! Nun marschirte er nicht mehr „handwerksburschenartig,“ sondern an der Spitze

Digitized by Google

von zweitausend Mann, die sich nach und nach an den Kern seiner Expedition angeschlossen hatten, und wo er im vorigen Jahre wie ein Verdächtiger behandelt worden war, empfing man ihn mit offenen Armen.

Es kann nicht anders sein, als daß in diesem Buche auch polemisirt wird, doch dürfte jedermann erstaunt sein, so wenig davon zu finden. Neben dem Übermaß von Anklagen und Verdächtigungen in Stanleys Buch und den ermüdenden Vorwürfen und Beschwerden, die den ganzen zweiten Band Casatis füllen, macht dieses Buch des Kampfes den Eindruck heiterer Ruhe. Es sind wesentlich nur die Engländer, seine erbittertsten Feinde und Konkurrenten, über die Peters die Schale mehr des Spottes als des Zornes ausgießt. Nach der Durchbrechung der Blockade liefern ihm die Zersprengung der Expedition Smiths, das Nichteintreffen der von de Winton so sicher prophezeiten Pigottschen Expedition am Baringo, die Unthätigkeit von Jackson in Kavirondo reiches Material zu Spöttereien, die jedoch taktvoll kurz und bündig gegeben werden. Nur Stanleys Übertreibungen und Winkelzüge reizen ihn eigentlich zu einer eingehenderen Kritik, die diesen bedenklichen Mann genau an den Punkten trifft, die schon früher der litterarischen Kritik verdächtig erschienen waren. Emins Darstellung seines Erscheinens und Gebarens am Albertsee und Peters Urteil über Stanleys Auftreten in Uganda und später verdienen aufmerksam gelesen werden. Mit Genugthuung erfüllt die Haltung, die das Buch gegenüber den Genossen des Dr. Peters bewahrt. Wie große Schwierigkeiten auch das Ausbleiben der Kolonnen unter Borchert und Rust bereitet, Dr. Peters hat dafür kein Wort des Vorwurfes. Dagegen ist seine Sorge um den häufig von Krankheitsanfällen heimgesuchten Tiedemann rührend zum Ausdruck gebracht. Das Buch wird zweifellos eine reiche Litteratur zeugen, aber niemals Bartelottsche oder Jamesonsche Kommentare. Und auch darin liegt etwas sehr Erfreuliches.

Wir sind überzeugt, daß diese Reisebeschreibung einen in Deutschland bisher unerhörten Erfolg haben wird. Ihre würdige und auch in den Abbildungen oft sehr wirksame Ausstattung verdient zum Schluß noch rühmend hervorgehoben zu werden.

Digitized by Google

Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Besonders traurig ist es um den Konjunktiv des Imperfekts (und des Plusquamperfekts) bestellt. Da giebt es einen Fall, der freilich nicht jedem Holzklotz begreiflich zu machen ist, aber doch auch nicht so schwierig ist, daß er nicht von einem leidlich befähigten Menschen zu verstehen wäre, umso mehr, als sich der gewöhnliche Mann in der lebendigen Sprache auch da stets richtig ausdrückt, ihm also eigentlich nur zum Bewußtsein gebracht zu werden braucht, weshalb er sich so ausdrückt. In den fremden Sprachen wird denn auch der Junge in der Schule gerade über diesen Fall wieder aufs genaueste unterrichtet, nur in der Muttersprache erfährt er wieder nichts davon, und wenn er später selber einmal drauf aufmerksam wird, schwankt, zweifelt, dann tritt auch hier wieder ein, was bei kenntnislosem Nachdenken über Spracherscheinungen gewöhnlich eintritt: er tappt in der besten Absicht ins Falsche. Was ich meine, sind die Nebensätze mit sogenanntem irrealen Sinn.

Die gebräuchlichsten und die, die wohl niemand so leicht falsch bildet, weder beim Sprechen noch beim Schreiben, sind die irrealen Bedingungssätze mit den dazugehörigen Hauptsätzen. Jedermann sagt und schreibt richtig: wenn ich Geld hätte, käme ich, oder: wenn ich Geld gehabt hätte, wäre ich gekommen. Der Sinn ist in dem ersten Falle: ich habe aber keins, im zweiten: ich hatte aber keins, mit andern Worten: das Geldhaben sowohl wie die Folge davon, das Kommen, wird in beiden Fällen als nichtwirklich, als „irreal" hingestellt. Die Sprache verfährt sehr drastisch dabei. Der Konjunktiv an sich drückt ja schon aus, daß der Satz keine Thatsache enthält, sondern nur etwas Gedachtes. Aber etwas Gedachtes kann ja immer noch möglich sein. Es soll aber noch mehr geschehen, es soll ausgedrückt werden, daß der Satz eine Nichtthatsache, etwas Nichtwirkliches (Irreales) enthalte. Das erreicht die Sprache dadurch, daß sie den Gedanken nicht bloß aus dem Bereiche der Wirklichkeit (den der Indikativ ausdrücken würde) sondern außerdem auch noch aus dem Bereiche der Gegenwart rückt: eine irreale Bedingung in der Gegenwart wird durch das Imperfekt (wenn ich hätte), eine

Digitized by Google

irreale Bedingung in der Vergangenheit durch das Plusquamperfekt (wenn ich gehabt hätte) ausgedrückt. Doch das macht, wie gesagt, jeder richtig, wenn er auch vielleicht nie darüber nachgedacht hat, warum er es so macht.

Die Bedingungssätze sind aber nun keineswegs die einzigen Nebensätze, die irrealen Sinn haben können. Etwas sehr Gewöhnliches sind auch Relativsätze (der, die, das), Inhaltssätze (daß), Folgesätze (daß), Vergleichungssätze (als ob) mit irrealem Sinne. In allen diesen Sätzen verfährt die lebendige Sprache genau so wie in den irrealen Bedingungssätzen, das Volk bildet sie auch alle ganz richtig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nur der Papiermensch getraut sich nicht das Richtige hinzuschreiben, und so muß man denn täglich Sätze lesen wie folgende (ich schreibe wieder das Richtige jedesmal in Klammern daneben): ich kenne keine zweite Fachzeitschrift auf diesem Gebiete, die so allen Ansprüchen entgegenkommt (entgegenkäme!) — es dürfte heute kein Physiker zu ermitteln sein, der an die Möglichkeit eines absolut leeren Raumes glaubt (glaubte!) — die höhere Stufe, die ihn befähigt (befähigte!), mit voller Beherrschung der Mittel selbst zu lehren, hat er noch nicht erreicht — ich habe noch keinen gekannt, der das behauptet hat (hätte!) — es fehlte bisher an einem Buche, das dem Laien verständlich war (gewesen wäre!) und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft stand (gestanden hätte!) — nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch stand (gestanden hätte!) — wir haben seit langen Jahren kein Abgeordnetenhaus gehabt, worin diese Partei so stark vertreten war (gewesen wäre!) — wir hören nichts davon, daß die weniger betroffenen Gemeinden den notleidenden hilfreiche Hand boten (geboten hätten!) — wie selten sind diese Kenntnisse ein so sicherer Besitz geworden, daß mit Freiheit darüber verfügt wird (würde!) — diese Summe gewährt ihm keine genügende Unterstützung, daß er während seiner Studentenzeit sorgenfrei leben kann (könnte!) — die Sache ist damals beanstandet worden, ohne daß über den Grund aus den Akten etwas zu ersehen ist (wäre!) u. s. w. In Vergleichungssätzen mit irrealem Sinne wird allerdings fast immer richtig der Konjunktiv geschrieben, aber fast immer in falschem Tempus: er thut, als habe (hätte!) er schon damals diese Ansicht gehabt — als ob Wetterberichte, namentlich bei Hochwasser, unwichtig seien (wären!) u. s. w. Auch hier drängt sich der Konjunktiv des Präsens ein, weil ihn nun einmal viele Leute jetzt für den einzig feinen Konjunktiv halten. Auf den Indikativ verfällt in irrealen Vergleichungssätzen wohl nicht leicht jemand; wo es geschieht, ist es geradezu grauenvoll. Es giebt unter den neuern Liedern von Brahms eins auf einen Text von Hermann Allmers, „Feldeinsamkeit" überschrieben, eines der herrlichsten Lieder für Baryton, die je komponirt worden sind. Aber es ist eine Stelle drin, die einem das ganze Lied verleiden kann; am Schlusse heißt es:

Digitized by Google

Die schönen weißen Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau wie schöne stille Träume;
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin (!)
Und ziehe (!) selig mit durch ewge Räume.

Das bringt man doch beim Singen kaum über die Lippen!

Leider wird die klägliche Unsicherheit im Gebrauche der Modi im Deutschen noch durch zweierlei befördert: erstens durch die abscheuliche Unsitte, in Nebensätzen das sogenannte Hilfszeitwort wegzulassen, zweitens durch den von Österreich und Süddeutschland aus sich immer mehr verbreitenden widerwärtigen Provinzialismus, den Konjunktiv des Imperfekts durch würde und den Infinitiv zu umschreiben. Daß uns die erste Unsitte unsern ganzen Satzbau mehr und mehr ins Wanken bringt, habe ich schon früher bei andrer Gelegenheit gesagt. Wo soll das Gefühl oder gar das Bewußtsein von der Bedeutung der Tempora und Modi herkommen, wenn neun Zehntel aller Schreibenden jedes ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte am Ende der Nebensätze unterdrücken und dem Leser nach Belieben zu ergänzen überlassen? In den meisten Fällen ist dieses Unterdrücken des verächtlicherweise so genannten Hilfszeitwortes nichts als ein bequemes Mittel, sein Ungeschick oder seine Unwissenheit zu verbergen.

Freilich ist es sehr bequem, zu schreiben: Daß viele Glieder der ersten Gemeinde arm gewesen, ist zweifellos, daß es alle gewesen, ist sehr zu bezweifeln oder: wenn man nicht annehmen will, daß seine Genialität ihm geoffenbart, was andre vorher schon gefunden. Die Herren würden in schöne Verlegenheit kommen, wenn man sie nötigen wollte, die unfertigen Sätze einmal gefälligst fertig zu machen. Hätten sie gewußt, daß es heißen muß: daß viele Glieder der Gemeinde arm gewesen sind, ist zweifellos, daß es alle gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln, und: wenn man nicht annehmen will, daß seine Genialität ihm geoffenbart habe, was andre schon vorher gefunden hatten — so hätten sie es ganz gewiß hingeschrieben. Aber man weiß eben nichts, und da man sich doch durch Hineintappen in den falschen Modus nicht blamiren will, überdies das Abhacken der Satzschwänze allgemein als besondre Sprachschönheit gilt, so ist die Sache ja sehr einfach, man schreibt: schon die Enkel Chlodwigs beklagten sich, daß die Kirche jetzt habe, was einst den Königen gehört — die französische Presse hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß Straßburg die Scharte auswetzen würde, die der Patriotismus der Stadt durch die Zwischenwahl erlitten — Virchow meinte, wir könnten zufrieden sein, daß wir mit einer so kleinen Niederlage davongekommen — Goethe stellte im Götz von Berlichingen seinem Volke dar, was es früher gewesen und wie es durch die Herrschaft der Fremden verdorben worden — und überläßt es dem Leser, ob er sich die unfertigen Sätze aus dem Sinne des Schreibenden heraus oder aus dem Sinne des regierenden Subjekts heraus (beklagte sich, hatte die Hoffnung ausgesprochen, meinte, stellte dar)

Digitized by Google

ergänzen will. Die Nachlässigkeit geht so weit, daß man sogar schreibt: ein großer Künstler, der zugleich Bildhauer, könnte sein feinstes Kunstgefühl hier walten lassen. Man kann hundert gegen eins wetten, daß der Schreibende sich überlegt hat: ist oder wäre? Ist hat ihm nicht gefallen, wäre hat er sich nicht zu schreiben getraut, und so schreibt er — gar nichts.

Die Unsitte der österreichischen Sprache, alle Konjunktive des Imperfekts mit würde zu umschreiben, will ich, da es die Gelegenheit gerade giebt, gleich im Zusammenhange mit einigen andern Sprachunarten besprechen, mit denen wir jetzt immer mehr aus österreichischen Zeitungen überschwemmt werden. Daß unsre Zeitungsredakteure mit der Schere und dem Gummitopf arbeiten, wird ihnen niemand zum Vorwurfe machen. Daß aber auch größere und bessere Zeitungen sich nicht einmal die Mühe nehmen, wenn sie einem kümmerlichen Provinzialblättchen etwas entnehmen, die gröbsten Sprachschnitzer zu verbessern, und wenn sie aus österreichischen Blättern etwas abdrucken, die häßlichen Austriazismen ins Deutsche zu übersetzen, ist eine Schande. Aus philologischer Gewissenhaftigkeit drucken sie doch das Zeug nicht buchstäblich nach.

Für brauchen sagt der Österreicher benötigen, für benachrichtigen sagt er verständigen (jemand verständigen, während im Deutschen nur zwei oder mehrere sich unter einander verständigen können); beides liest man jetzt auch in deutschen Zeitungen immer häufiger. In unsrer Studentensprache ist seit einiger Zeit das schöne Wort unterfertigen (statt unterzeichnen) Mode geworden. Es ist eine lächerliche Bastardbildung. Der Österreicher sagt: der Gefertigte statt: der Unterzeichnete. Das hatte vor zehn Jahren einmal dem Schriftführer einer akademischen Vereinigung so gefallen, daß er sich nicht enthalten konnte, es nachzumachen. Er vermengte aber fertigen mit unterzeichnen, so entstand die Mischform, und seitdem erfüllt beim „Ableben" eines Mitgliedes stets der unterfertigte Schriftführer die „traurige Pflicht, die geehrten a. H. a. H. und a. o. M. a. o. M. (auf diese Runen ist der „unterfertigte" ganz besonders stolz) geziemend davon in Kenntnis zu setzen."

Unerträglich für deutsche Ohren ist das österreichische gestanden sein und gesessen sein, z. B. die Personen, mit denen er in näherem Verkehr gestanden ist — es lebten noch Männer genug, die in der Paulskirche gesessen waren — Gott der Gerechte! ist das wirklich österreichisch, oder ist es am Ende gar Mauscheldeutsch? Ganz unerträglich sind ferner die Verbindungen: an etwas vergessen, auf etwas vergessen und auf etwas erinnern (auf die Einzelheiten des Stückes konnte ich nicht mehr erinnern), die Bestimmung der Zeitdauer mit durch (der Vorfall bildete durch mehrere Tage den Gegenstand der Aufmerksamkeit), die Kausalsätze, die mit nachdem, und die Konzessivsätze, die mit obzwar anfangen: großartige Wirkungen können auf einem Landgute durch Gehölzanpflanzungen herbeigeführt werden, nachdem hie und da zerstreute Baumgruppen den größten Reiz eines Landschaftsbildes

Digitized by Google

ausmachen. Namentlich das obzwar ist in seiner ausschließlichen Verwendung geradezu unausstehlich. Welchen Reichtum haben wir im Deutschen für Konzessivsätze: obgleich, obschon, wenngleich, wenn auch, trotzdem daß — der Wiener kommt überall mit seinem obzwar.

Unerträglich für deutsche Ohren ist auch der Mißbrauch, den der Österreicher mit dem Pronomen jener treibt. Im guten Deutsch wird jener nur in die Ferne weisend gebraucht, mit einem bald stärkeren, bald schwächeren rhetorischen Beigeschmack; der Österreicher ist mit seinem jener überall statt des einfachen demonstrativen der bei der Hand, vor Relativsätzen (diese Vorlesungen haben nur einen bedingten Wert für jenen (den!), der selber Einsicht genug hat, um Dichterwerke ohne Beihilfe zu lesen und zu verstehen) namentlich aber vor einem davon abhängigen Genetiv: der Orden der Dominikaner und jener (der!) der Franziskaner — wir hoffen daß die Ausstellung sich ebenso folgenreich erweisen werde wie jene (die!) von 1873 — obgleich die Gesamtzahl ihrer Kräfte jenen (denen!) des Feindes bedeutend nachstand — ein Ecce homo trägt das Monogramm Ludwig Krugs, eine Madonna jenes (das!) des Marcantonio Raimondi — so auffallend erschien dem Tacitus die Art des deutschen Anbaus gegenüber jener (der!) der romanischen Völker — größere Gebäude, wie Kirchen und Seminare, dürfen für die Gesellschaft Jesu nur mit Erlaubnis des Generals, kleinere mit jener (der!) des Provinzials errichtet werden u. s. w. Die letztere Anwendung, die vor dem Genetiv, kann einem geradezu den Magen umkehren.

Eine ganze Reihe von Eigenheiten hat der Österreicher im Gebrauch der Adverbien. Er sagt da und dort statt hie und da, im vorhinein statt von vornherein, beiläufig statt ungefähr (bis zur höchsten Spitze ist es beiläufig sechstausend Fuß — dies ist beiläufig der Inhalt des amüsanten Buches), während im Deutschen beiläufig nur bedeuten kann nebenbei, im Vorbeigehen (beiläufig will ich bemerken). Neuerdings, das im Deutschen nichts andres heißen kann als in neuerer Zeit (neuerdings ist der Apparat noch wesentlich vervollkommnet worden) wird vom Österreicher auch anders gebraucht, er schreibt es in dem Sinne von wiederum, nochmals, abermals, von neuem, z. B. es kommt mir nicht drauf an, oft gesagtes neuerdings zusammenzustellen — er hat mich hierdurch neuerdings zu Danke verpflichtet — in diesem Vortrage wird neuerdings die Frage untersucht — es kam eine Schrift zur Verlesung, in der B. neuerdings für seine Überzeugung eintrat. Für nur noch sagt der Österreicher nur mehr, z. B. leidenschaftliche Gedichte von nur mehr geschichtlichem Wert — alle Bemühungen sind jetzt nur mehr darauf gerichtet — sie halten es mit den Italienern, die, wenn eine Grundform geschaffen war, sich ein für allemal dabei beruhigten und nur mehr in der Ausführung des Einzelnen ihr Erfindungstalent zu zeigen pflegten.

Digitized by Google

Zu alledem kommt nun das schöne würde statt einer wirklichen Konjunktivbildung. Im Deutschen giebt es ja diese Umschreibung auch, aber da ist sie aufs allerstrengste beschränkt auf die Hauptsätze und gewisse Arten von Nebensätzen; schlechterdings ausgenommen davon sind alle Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätze. Aber gerade diese drei Satzarten sind es, in denen sie der Österreicher mit Vorliebe, ja so ausschließlich anwendet, daß er von Hunderten von Zeitwörtern einen richtigen Konjunktiv des Imperfekts zu bilden schon ganz verlernt hat. Formen, die etwas über das Allergewöhnlichste und Alltäglichste hinausgehen, wie schüfe, schlöffe, schöbe, getraut sich kein Österreicher mehr zu bilden, er kommt nur noch mit seinem schaffen würde, schließen würde: der Verwaltungsausschuß ist der Ansicht, daß es von großer Bedeutung wäre, wenn der Leserkreis des Blattes sich vermehren würde — weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur, eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbaren würden — selbst wenn ihnen der Brotherr nicht den schuldigen Lohn entrichten würde, könnte er daraus nicht den Grund zu einem Anspruch ableiten — der Stil seiner Abhandlung wird oft so hoch, als wenn er über Goethe schreiben würde — hat die Kochstunde geschlagen, so muß das Feuer flackern, als ob es auf Kommando gehen würde — wenn man die Arbeit eines Spezialisten auf therapeutischem Gebiete durchstudirt, so bekommt man stets den Eindruck, als wenn man das Urteil eines Richters lesen würde, der in seiner eignen Sache entscheidet — wenn nur wenigstens eine künstlerische Form ihre Darstellung adeln würde! u. s. w. Die angeführten Beispiele sind aber keineswegs alle aus österreichischen Büchern oder Zeitungen genommen. Und das ist eben das Traurige, daß solches Deutsch nicht bloß aus österreichischen Blättern unverbessert nachgedruckt, sondern daß es auch schon massenhaft bei uns nachgeschrieben wird — von den einen aus Unbeholfenheit, von den andern aus Ungeschmack und Ziererei, weil sie es schön finden. Ein wahres Wunder, daß wir den Kehrreim bei Mirza Schaffy und Rubinstein: Ach, wenn es doch immer so bliebe! überhaupt noch verstehen und nicht längst verschönert haben zu: Ach wenn es doch immer so bleiben würde! ein Wunder, daß wir das alte Volkslied: Wenn ich ein Vöglein wär! noch nicht umgestaltet haben zu: Wenn ich ein Veeglein sain wirde und auch zwei Flieglein hoben wirde!

Ich habe gar nichts gegen die guten Wiener, sie kochen und braten gut, sie backen auch gut, und ich wünsche mir manchmal statt meiner klantschigen Leipziger Semmel ein lockres Wiener Brötchen. Daß unsre Droschkenkutscher seit einigen Jahren das gequetschte Wiener ääääh! nachäffen, wenn sie Vorübergehende aufmerksam machen wollen, ist nicht gerade schön, aber gleichgiltig. Die gnädige Frau, die vor einigen Jahren auch aus Wien zu uns kam, ist von den obern Zehntausend mit einer solchen Schnelligkeit bis in die unter-

Digitized by Google

geordnetsten Gesellschaftskreise hinuntergesickert,' daß man förmlich stolz drauf sein kann, in seinen Gesellschaftskreisen ganz unberührt davon geblieben zu sein. Den Wiener Sprachunrat aber, den wollen wir uns doch ein für allemal vom Halse halten. Das fehlte noch, daß die Sprache Lessings und Goethes hundert Jahre später durch Wiener Zeitungsdeutsch „aufgebessert" würde!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Münchner Flugschriften. Mit den „Modernen" ergeht es uns wie mit den Sozialdemokraten. Begierig greifen wir nach jeder neuen Proklamation in der Hoffnung, endlich einmal nicht in Orakelsprüchen, sondern in gemeinverständlichen, klaren Worten das Programm der Gemeinde zu erhalten, und immer wieder werden wir mit Sätzen abgespeist, bei denen sich wahrscheinlich die Eingeweihten etwas bestimmtes denken, die aber für die Außenstehenden eine verfängliche Ähnlichkeit mit den Thronreden Saraſtros haben. Auch die von Dr. M. G. Conrad, der ja wohl die Würde des Hohenpriesters der Modernen bekleidet, herausgegebnen Münchner Flugschriften (1. Die Moderne, Vortrag von M. G. C. 2. Deutsche Lyrik von heute, Vortrag von O. J. Bierbaum) bieten nichts Neues, als die Mitteilung, daß in München eine „Gesellschaft für modernes Leben" unter Dr. Conrads Vorsitz gegründet worden ist. Die Gesellschaft „stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Verbreitung modernen schöpferischen Geistes auf allen Gebieten" und veranstaltet zu diesem Zwecke Vortragsabende, an denen „einschlägige Fragen theoretisch und durch Vorlesung moderner Geisteswerke jeder Gattung beleuchtet werden," sie wird eine „freie Bühne" errichten, Sonderausstellungen von „die moderne Entwicklung besonders kennzeichnenden Werken der der Gesellschaft angehörenden bildenden Künstler" veranstalten und endlich eine Zeitschrift herausgeben — wohl eben die Flugblätter. Daß die Moderne modern ist, geht allerdings aus diesen Sätzen hervor, denen sich die Verlagshandlung mit der Versicherung anschließt, sie sei „mit dem modernsten Letternmaterial reichhaltig assortirt." Leider klären uns auch diese Lettern nicht auf, denn abgesehen von einigen Schnörkeln an den Titelschriften sehen sie den allgemein gebräuchlichen täuschend ähnlich. Die fortwährende Wiederholung des einen Schlagworts macht uns nicht klüger, als den armen Poeten, dem seine Wirtin mit der Polizei drohte, der Schlußtrumpf: „Weiß er, was die Polizei ist? Das ist die — Polizei!"

„Haben wir jene Summe eigenartiger geistiger Frucht auf allen Feldern der wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen und sozialen Welterneuerung (!), daß wir uns einen positiven Inhalt zu dem Begriff der Moderne in reicher Mannichfaltigkeit leisten können?" fragt Conrad und antwortet sich selbst: „Ja, wir haben sie; also! . . . die Hand ans Werk!" Auf staatliche Fürsorge dürfe nicht gewartet werden. „Der harmonische, vernünftige, menschlichedle Neubau des Lebens muß vor gefährlichen Krisen behütet werden," daran will die Gesellschaft mitwirken durch

Digitized by Google

Eintreten „in Wort, Schrift, Kunstwerk, Beispiel für das Ideal der sozialen Gerechtigkeit," durch Anbahnung „einer Umwertung der überlieferten konventionellen Ehrenwerte." „Wir wagen zu glauben, daß der unsterbliche Siegesheld der Zukunft eine andre Gestalt haben, daß er als bescheidner Mann in den Reihen seiner Mitmenschen stehen wird, ohne Denkmalsockel unter den Füßen, ohne feierliche Worte von Posaunenengeln, aber auch ohne den Jammerschrei von Tausenden im Konzerte seines Ruhmes." Dann wandelt er an Freundeshand vergnügt und froh ins bessre Land.

O. J. Bierbaum befleißigt sich wenigstens einer originellen Ausdrucksweise. Er will „lügenhafte Falschberichte" entkräften (wahrscheinlich durch wahrheitsgetreue Falschberichte), er „greift die große litterarische Agonie unter dem Namen der Epigonenperiode," ihm genügt nicht der „immer dünner und verblassener gewordene Geist verschwundner Größe," „die Phantasie soll wahrhaft herzenskünftig" sein. Weniger originell ist die Behauptung, erst die Lyrik von heute habe das soziale Elend ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt. Wir haben schon wiederholt bemerkt, daß diese Schule gern mit vieler Geringschätzung von der deutschen Dichtung der letzten sechzig Jahre spricht, sie aber nur sehr oberflächlich zu kennen scheint. Sie scheint nichts davon wissen, daß schon einmal die ganze Romantik in das alte Eisen geworfen worden ist, daß schon einmal der Dichter, der nicht als Hochverräter am Geiste der Zeit in Verruf kommen wollte, wohl noch von Freiheit, Männerwürde, aber nicht mehr von Lenz und Liebe und seliger goldner Zeit singen durfte, sondern von Konstitution, Preßfreiheit und Schwurgericht, und daß den Politischen die Sozialen folgten, die Beck, Freiligrath, Püttmann, Dronke und viele andre, die Lieder vom armen Mann, vom armen Sünder, von der Nähterin und vom Landproletarier anstimmten; selbst der sanfte Alfred Meißner führte seine Muse, die sich allerlei Modentrachten gefallen lassen mußte, eine Zeitlang „mit dem Kotsleck am Gewande" vor. Ihre Götzen hatten auch sie, die hießen Ludwig Feuerbach, Beranger, Thomas Hood, wie die heutigen Nietzsche, Zola, Ibsen und Tolstoi. Die Gedichtsammlungen von damals werden jetzt freilich in den Buchläden so wenig zu finden sein, wie wahrscheinlich in einigen Jahren die Hefte von Henckell, Conradi u. s. w. Aber es giebt ja auch in München Antiquare und eine berühmte Bibliothek, die eins oder das andre Buch angeschafft haben könnte, als es noch „gefährlich" war. Ob die Bekanntschaft mit den Jungen von einst die „Grünen" (welchen Spottnamen sie jetzt, frei nach den Gensen, zu Ehren bringen wollen) befriedigen werde, ist eine andre Frage. Jenen fehlte es gewiß nicht an Selbstgefühl, sie glaubten die Alten gründlich abgethan zu haben, gaben sich wohl auch Mühe, die Gegenwart durch düstere Zukunftsbilder zu ängstigen. Doch wußten sie noch nicht, daß es die Aufgabe des Dichters sei, das zu schildern oder zu erfinden, was Ekel, Trost- und Hoffnungslosigkeit erregen kann, und an einem gewissen Respekt vor bedeutenden Persönlichkeiten, wenn sie auch nicht ihrer Richtung angehörten, krankten sie noch. O. J. Bierbaum aber nennt die „Selbsterkenntnis" eines jungen Münchners, der beklagt, daß „Großes der frühern Zeiten die schaffende Kraft der Spätergebornen lähmt" — Selbstentmannung. Selbsterkenntnis ist Selbstentmannung: kann es etwas Bezeichnenderes geben für die Krankheit „von heute," den Größenwahn?

Digitized by Google

Litteratur

Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin, Wilhelm Hertz, 1891

Die einzige Gesamtausgabe der Gedichte des genialen livländischen Dichters, die wir besitzen und die nach langem Zögern Tieck im Jahre 1828 im wesentlichen auf Grund von Sammlungen und Vorarbeiten andrer veranstaltete, genügt schon lange den Anforderungen nicht mehr, die wir uns gewöhnt haben an eine solche Ausgabe zu stellen. Sie läßt nicht nur, wie sich mit der Zeit ergeben hat, eine strenge Beibehaltung aller Eigentümlichkeiten der Originale vermissen, eine ganze Reihe Lenzischer Gedichte bietet sie überhaupt nicht. Im Laufe der Jahrzehnte ist bald hier bald dort ein Gedicht von Lenz aufgetaucht, das bei Tieck fehlt, nicht zum mindesten haben die reichen Handschriftensammlungen Wendelins von Maltzahn und Jegors von Sivers wertvolle, bis dahin verborgne Beiträge zur Lenzlitteratur dem Forscher zugänglich gemacht, kleinere Gruppen aus diesen später wieder entdeckten Poesien sind auch wohl schon zusammengestellt worden (so besonders von Sauer im achtzigsten Bande der deutschen Nationallitteratur). Jetzt hat einer unsrer verdientesten Germanisten, der uns vor einigen Jahren mit dem dramatischen Nachlaß von Lenz beschenkt hat, auch seine kleineren Gedichte vollständig in einem saubern und — wir dürfen überzeugt sein — ganz zuverlässigen Abdruck herausgegeben. Zum größten Teil sind es lyrische Ergüsse, Gelegenheitsgedichte, anfangs wie gegen den Schluß mehr im schlechten, meist aber im besten Sinne des Wortes, rechte Geburten des Augenblicks, die uns oft — nicht immer — wie durch einen klaren Spiegel in die empfindsame, leicht erregte Seele des jungen Stürmers und Drängers schauen lassen; dazwischen begegnet Satirisches, wie es gerade der Straßburger Kreis, der ohne Bedenken die ganze Welt vor den Kopf stieß, in Menge hervorgebracht hat, und endlich sind zu nennen die unreifen epischen Bruchstücke, die als die ersten Kinder der Lenzischen Muse die Sammlung eröffnen.

Die poetische Laufbahn Lenzens gleicht der eines Meteors, das in kühnem Schwunge himmelan steigt, um schnell wieder zu sinken und in kaum bemerkbare, unansehnliche, ja klägliche Reste zu zerstieben. Ganz im Banne der Klopstockischen Dichtung wagt der Knabe im Vaterhause in Livland an einem epischen Gesang vom Versöhnungstode Christi zum erstenmale seine Kraft, die sich als bedeutender, selbständiger Kern auch in der erborgten Schale kundgiebt. Im wärmern Süden, an den schönen Ufern des grünen Rheins wird sein Herz weit, die bannende Kruste der Überlieferung schmilzt, junge Schwingen wachsen ihm und tragen ihn schnell weit empor. Doch der allzu kühne Flieger verliert den Boden aus dem Gesicht, wird unsicher, beginnt zu schwanken, zu taumeln, vor den Augen wird es ihm dunkel, wird es Nacht. Das ist in wenigen Worten das verhängnisvolle Schicksal des unglücklichen Lenz.

Es ist begreiflich, daß wir den Dorpater Jugendgedichten nicht viel Geschmack abgewinnen können; klopstockisirend sind die epischen Bruchstücke wie die Oden, und in beiden bleibt der Schüler — nicht so sehr durch den Gehalt der Sprache, als durch die unvollkommne Bildung des Verses — hinter dem Meister weit zurück. Bezeichnend für die unbedingte Abhängigkeit, in der auch der Königsberger Student Lenz zu Klopstock noch stand, erscheint folgender Parallelismus. Klopstock widmete die ersten fünf Gesänge des Messias seinem Gönner, dem Könige Friedrich, durch eine Ode im sogenannten zweiten asklepiadeischen Versmaße. In demselben Maße,

Digitized by Google

das Klopstock nur bei diesem einzigen Gedicht angewendet hatte, verfaßte Lenz eine Ode an die Kaiserin Katharina II., mit der er ihr die sechs Bücher seiner Landplagen zu Füßen legte. Vergebens würde man nach einem innern oder äußern Bande suchen, das diese ersten Dichtungen mit den meisten spätern verknüpfte. Daß aber auch schon damals die Phantasie des Knaben oft einen seltsamen Weg einschlug, zeigt die Vorliebe für das Schreckliche und Gräßliche, die den jungen Dichter wenn auch unbewußt beherrscht. Schon in der Wahl seiner Stoffe giebt sie sich kund, aber auch da, wo der Gegenstand ihr Hervortreten nicht erwarten läßt, macht sie sich geltend: selbst in den Gedichten, die aus Anlaß freudiger Ereignisse entstanden sind, nimmt die Ausmalung der bellagenswerten Stunde, wo das gefeierte Glück zerronnen sein wird, den breitesten Raum ein.

Die Lieder auf Friederike Brion und Cleophe Fibich zeigen von allen seinen lyrischen Gedichten am schönsten, welches Talent Lenz verliehen war. Hier quellen die Strophen aus einem warmen Herzen, eingegeben von heftiger Jugendliebe, bei der die Phantasie den Verstand noch nicht überwuchert. Daß sich neben hochpoetischen Stellen Triviales findet, ist aus dem Drange zu erklären, sich ohne Kunst, ganz natürlich auch im Gedicht auszusprechen, und wird zum Kennzeichen der lyrischen Dichtung jener Genies überhaupt. So sehr man sich an diesen Liebesliedern erfreuen kann, in denen es Lenz gegeben war in den ergreifendsten Tönen zu sagen, was sein Innerstes bewegte, so wird man doch auch schon hier bisweilen gewaltsam aus der Illusion gerissen durch — anfangs freilich ganz vereinzelte — sinnlose Zeilen und dann auch durch kalte Klügeleien; das beides nimmt später in dem Maße überhand, wie der Dichter von der Höhe seines Schaffens herabsteigt, um entweder in verwegenen, unsinnigen Phantasien sein Herz auszuströmen oder platte, unbedeutende Reime zu machen, die das Herz des Lesers schon deshalb nicht packen können, weil sie nicht aus dem Herzen des Dichters kommen. Aber auch dazwischen strahlen immer noch wunderbar schöne Lichtblicke hervor, deren reiner Glanz umso mehr ergreift, je lebendiger sie für die hohe Begabung des Geistes zeugen, dessen Störung dem Leser immer mehr zur Gewißheit wird.

Wir können es dem Herausgeber nachfühlen, daß er sich nicht hat entschließen können, neben den vielen schönen Blüten, die das junge Dichterleben gezeitigt hat, die letzten Reimereien aus der Zeit des völligen geistigen Verfalls des unglücklichen Lenz mitzuteilen. Wir wissen ihm Dank für die sorgfältige Zusammenstellung dessen, was seine im übrigen vollständige Ausgabe bietet, dazu für die knapp gefaßten, inhaltreichen Anmerkungen am Schluß des Bandes, in denen es Weinhold als seine Hauptaufgabe betrachtet hat, den Zusammenhang jeder poetischen Äußerung des Dichters mit seinem Leben aufzudecken; dieses selbst hat in der Einleitung eine übersichtliche zusammenfassende Darstellung erhalten.

Zur Beachtung

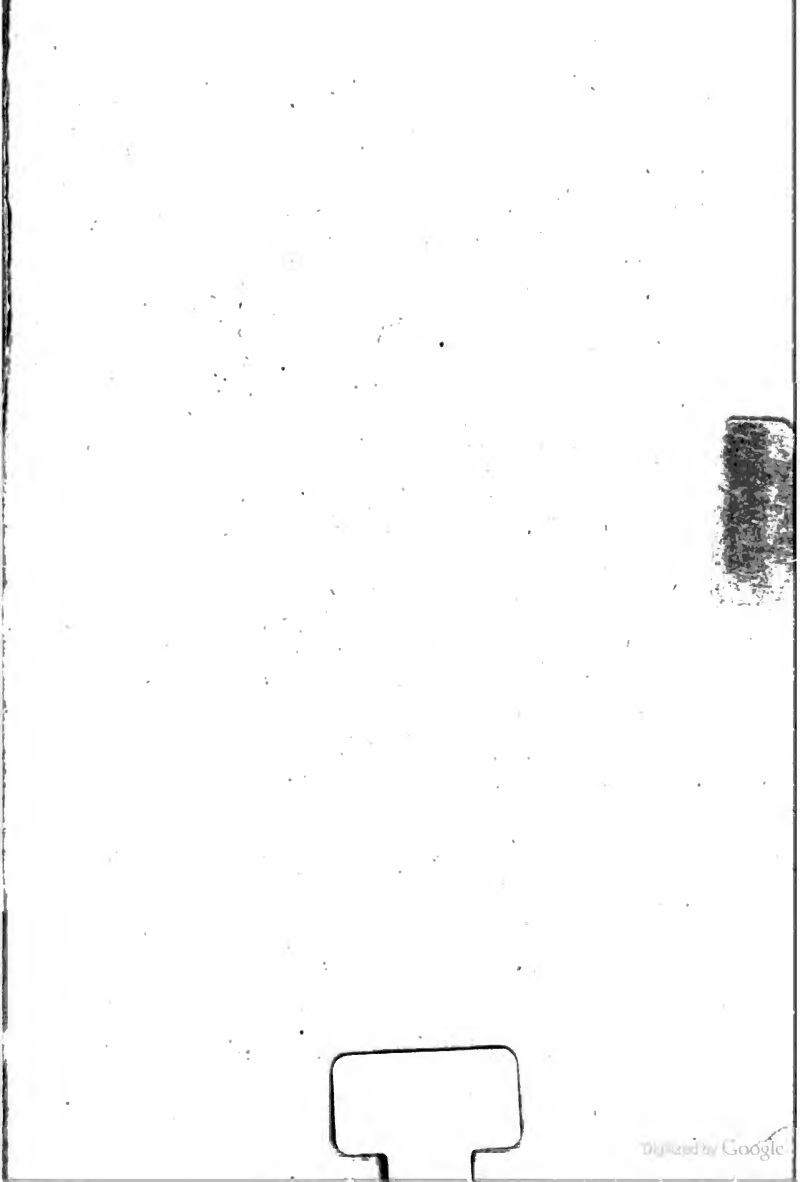
Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 80. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im März 1891 **Die Verlagshandlung**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google